Geflügelbuch.

Naturgeschichte, Zucht und Pflege
sämtlicher Hühner- und Taubenrassen,
sowie der
übrigen Hausvögel, wie Enten, Gänse, Truthühner etc.,
welche als Haustiere gehalten werden.

4te Auflage.

Mit 216 farbigen Abbildungen auf 24 Tafeln und zahlreichen Holzschnitten.

Von

C. G. Friderich.

Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann.

FW

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei (Felix Krais) in Stuttgart.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die ersten 3 Auflagen dieses in Fachkreisen allgemein bekannten und geschätzten Buches erschienen je als Bestandteil von „Friderichs Naturgeschichte der Zimmer-, Haus- und Jagdvögel“. Nachdem sich aber im Lauf der Zeiten das Material immer mehr gehäuft hatte, ergab sich die Notwendigkeit, das Werk in zwei selbständige Teile zu trennen, wovon der erste (die wildlebenden Vögel Mittel-Europas behandelnd) 1891 erschienen ist, während sich der **gegenwärtige**, speziellere Teil, wie schon der Titel besagt, nur mit dem **Hausgeflügel** befaßt. — Der Verfasser, welcher schon lange als erfahrene Autorität auf diesem Gebiete gilt, ist mit Eifer bemüht gewesen, die vorliegende Auflage nach jeder Richtung hin zu verbessern und zu vermehren. Die in feinem Farbendruck ausgeführten Tafeln wurden nach meisterhaften Aquarellen des Malers W. Hoffmann angefertigt. Zu den meisten dieser Abbildungen hat der Künstler zuvor photographische Aufnahmen der betreffenden Geflügel-Rassen nach der Natur gemacht; daraus erklärt sich auch die Lebensfrische in den Stellungen und Bewegungen der abgebildeten Tiere.

So darf denn diese neue Auflage die Bedeutung eines gründlichen, prächtig ausgestatteten Handbuches in Anspruch nehmen, welches dazu dienen wird, dem Geflügelfreund in allen wichtigen, auf die Geflügelhaltung bezüglichen Fragen ausführliche und zuverlässige Auskunft zu erteilen; auch der Anfänger auf diesem Gebiet wird aus dem Buche mit Vergnügen die erwünschte Belehrung schöpfen, um sich mit den Aufgaben und Zielen der Geflügelhaltung näher vertraut zu machen. Namentlich auch den Mitgliedern der Vereine, welche sich die immer größere Ausdehnung einer rationellen und nutzbringenden Geflügelzucht zur Aufgabe machen, sei diese vermehrte neue Auflage angelegentlich empfohlen!

Stuttgart, im August 1896.

Julius Hoffmann

Verlagsbuchhandlung.

Einleitung.

Unter dem Namen „Haus- und Hofgeflügel“ versteht man alles Federgetier, welches seit uralten Zeiten von den Menschen beim Hause gehalten wird, das die Verhältnisse der Domestikation bereitwillig und ohne große Mühe angenommen hat und ohne Zweifel für alle Zeiten beibehalten wird. Die Gründe, welche unsre Vorfahren bewogen, sich Haustiere zu beschaffen, liegen nahe; in erster Linie steht der große Nutzen mancher Tiere, welcher sogar eine wirkliche Existenzfrage für den Menschen bildet, und zwar trifft dies für einige Vierfüßler (Pferd, Rind ꝛc.) noch mehr zu, als für das Geflügel. Ein weiterer Beweggrund zum Halten von Haustieren liegt tief im menschlichen Gemüt. Es ist nicht allein Bewunderung für diese schönen und harmlosen Geschöpfe, sondern auch eine Erwiderung ihrer zutraulichen Anhänglichkeit, welche uns Anlaß giebt, ihnen Schutz und Hilfe gegen ihre Feinde zu gewähren. So finden wir schon im grauen Altertum bei unsern Vorfahren eine Anzahl verschiedenartiger Haustiere angewöhnt, und es hat fast den Anschein, als haben sich diese Tiere nicht infolge mühsamer Dressur, sondern mehr aus freiem Antrieb an den menschlichen Haushalt angeschlossen. Für diese Auffassung spricht auch die thatsächliche Erfahrung, daß es — trotz aller Bemühungen — nicht gelingen will, neue Arten zu Haustieren zu machen, d. h. sie so ans Haus zu gewöhnen, wie unsre alten, längst bekannten Hausfreunde und deren Rassen.

Die Neigung für Haustiere wird nie erlöschen, solange das Menschengeschlecht besteht, und es ist auch mehr diese Neigung, weniger Gewinnsucht, welche jetzt und später unternehmende Menschen anspornen wird, die Grenzen der Haustiere durch Heranziehung neuer Arten zu erweitern, obwohl es, wie schon oben bemerkt, schwer zu halten scheint, auf diesem Felde noch sonderliche Ausbeute zu machen, da unsre praktischen Vorfahren großen Scharfsinn in der zweckmäßigen Auswahl ihrer Haustiere entwickelt, deren Zähmung mit Eifer durchgeführt, und uns — ihren Nachkommen — die Haustiere gleichsam als eine wohlgeordnete Erbschaft hinterlassen haben. Zudem scheinen die Arten, welche dem Menschen als Haustiere nützlich und einer gründlichen Zähmung fähig und wert sind, nicht zahlreich vertreten zu sein. Dagegen hat der Schöpfer die meisten dieser Haustiere mit einer eminenten Rassebildungsfähigkeit begabt; dadurch kann auch die ausgedehnteste Liebhaberei ihre reichlichste Befriedigung finden.

Die hühnerartigen Vögel (Gallinaceae)

umfassen nach dem vom Verfasser benützten „System für die Vögel Deutschlands" die nachstehenden zehn Familien: Familie **Waldhuhn**, Tetrao, *Linné*, 6 Arten; — Fam. **Feldhuhn**, Perdix, *Brisson*, 7 A.; — Fam. **Fasanhuhn**, Phasianus, *L.*, 3 A.; — Fam. **Kammhuhn**, Gallus, *Br.*, 4 A.; — Fam. **Pfau**, Pavo, *L.*, 3 A.; — Fam. **Truthuhn**, Gallopavo, *L.*, 2 A.; — Fam. **Perlhuhn**, Numida, *L.*, 7 A.; — Fam. **Flughuhn**, Pterocles, *Temminck*, 2 A.; — Fam. **Steppenhuhn**, Syrrhaptes, *Illiger*, 3 Art.; — Fam. **Trappe**, Otis, *L.*, 4 Art. — Für unser „Geflügelbuch" kommen nur fünf dieser Familien in Betracht, nämlich: Kammhuhn, Fasanhuhn, Pfau, Truthuhn und Perlhuhn.

Familie: Kammhuhn. Gallus*, *Brisson*.

In der neueren Systematik: Kammhuhn. Gallus, *Brisson* 1760; *Bechstein* 1807; *Layard* 1821; *Sykes* 1832; *Oken* 1837; *Keyserling* und *Blasius* 1840; *Cabanis* 1846; *Jerdon* 1869; *A. Brehm* 1882; *Reichenow* 1882. — Alector (= Wächter), *Klein* 1759; *Creagrius*, *Gloger* 1842.

* Bei Linné finden wir das Huhn unter die Fasanen eingereiht: Phasianus Gallus.

Der Schnabel halb so lang als der Kopf, ziemlich stark; der Oberkiefer gewölbt, gegen die Spitze herabgebogen, wenig übergreifend; Naslöcher nahe der Stirn, länglich oval, mit einem häutigen Deckel; die Zunge der Schnabelhöhlung angepaßt, vorn spitzig, mit einer weißlichen Hornhaut (von Ignoranten für das Zeichen des Pips gehalten), hinten pfeilförmig geteilt, am Hinterrand feiner gezähnelt; auf dem Scheitel ein längs der Mitte sich erhebender, fleischiger roter Hautkamm; der häutige Ohrendeckel ist meist weiß; an der Kehle 2 nackte rote Hautlappen. Bei manchen Rassen (bei den Haubenhühnern) sind jedoch diese nackten Stellen ganz oder teilweis durch Federbüschel ersetzt. Die Füße der Hühner sind kräftig entwickelt; der Lauf (Tarsus) vorn, in der Jugend mit 3, im Alter mit 2 Reihen starker Schuppen oder Schilder in verschiedenem, doch meist sechseckigem Gefüge, das sich nach unten auf die 3 Vorderzehen fortsetzt; hinten am Lauf ist die obere Hälfte geschildet, nach unten allmählich in Netze übergehend; die Seiten des Laufs gröber oder feiner geschildet und genetzt; beim Hahn steht ein starker Sporn*) seitwärts des Laufs und nach innen, etwa ein Drittel der Laufeslänge über den Zehen angesetzt. Dieser Sporn entwickelt sich aus einer harten Warze mit einem Knochenkern, und ist mit einer festen Hornscheide umgeben, wie das Horn des Ochsen. — Wo Federfüße vorkommen, entwickeln sich die Spulen nach der Außenseite des Laufs unter den Netzen und Schildern. Die 3 ziemlich langen Vorderzehen sind ebenfalls bis auf die Nägel geschildet, seitwärts, wie auch die Sohlen, genetzt; die kleinere Hinterzehe etwas höher eingelenkt, und wie die Vorderzehen geschildet und genetzt. Es giebt auch Rassen mit 2 Hinterzehen, also 5zehige Hühner (siehe dieselben). Zwischen den ersten Gelenken der Vorderzehen 2 fein genetzte schmale Spannhäute; die Krallen oder Nägel ziemlich stark, etwas gewölbt, am Grunde hohl, fest, mit scharfer Kante, zum Scharren eingerichtet. — Das Gefieder ist weich, reich, und besonders beim Hahn verschieden gebildet, so auf dem Hals und Bürzel schmal ver-

*) Es ist dies eine gefährliche Waffe, womit die gereizten Hähne kräftig dreinschlagen und ihre Kämpfe auf Leben und Tod ausfechten. Mit zunehmendem Alter wird dieser Sporn größer und länger, zuweilen so ungebührlich lang, daß man denselben mit einer feinen Säge etwas verkürzen und dann wieder mit einem feingeschliffenen Messer wie ein Bleistift zuspitzen muß.

längert, und besonders die überhängenden Schwanz- und Schwanzdeckfedern sichelförmig verlängert. Der Körperbau ist kräftig; die Flügel sind kurz und stark gerundet, bauchig. Sie enthalten gewöhnlich 22 Federn, 10 vordere und 12 hintere Schwingen; die 4. bis 7. Schwinge am längsten, die 1. und 11. am kürzesten, die 2. gleich der 10.; im Afterflügel 3 steife Federchen. Bei der Henne bilden besonders die Bauch- und Afterfedern ein weiches Polster. Der Flug sieht beim Hausgeflügel im allgemeinen schwerfällig aus, ist polternd, und geht auch selten weit; trotzdem kann ein gejagtes Huhn zuweilen besseres leisten, als man ihm zutraut, besonders beim Ueberfliegen von Zäunen und Mauern. — Die Schwanzfedern, deren es bei Hahn und Henne je 14 sind, werden sehr aufrecht getragen, wie dies auch die Knochenbildung des letzten Schwanzwirbels andeutet; sie bilden auch eine ganz besondere Zierde der Hähne. Der Schwanz des Hahnes besteht — wie bemerkt — aus 14 Federn, welche dachartig zusammengeklappt sind, so daß je 7 Federn mit der Rückseite einander gegenüber stehen. Von diesen 7 Federn ist das oberste Paar schmal sichelförmig übergebogen, und bei alten Hahnen als feine Schmuckfedern schön über- und herabhängend. Die übrigen Schwanzfedern sind nicht zum Schmuck bestimmt, und nehmen allmählich von oben nach unten an Größe ab. Desto prächtiger aber sind die Schwanz-Deckfedern, sämtlich schön überhängend, 7 an Zahl, so daß diese Deckfedern im Verein mit den obersten Schwanzsicheln den eigentlichen Schmuck des Hahnenschwanzes bilden. Sie alle hängen schön sichelförmig über und sind mit brillantem Metallglanz geziert. Bei einigen Rassen stehen diese Sicheln aber auch steif in die Höhe wie Säbelscheiden, so bei federfüßigen Zwerghühnern, auch bei den japanischen Chabos. Andre Rassen entbehren ganz der Sichelfedern und haben nur die einfache Form des Hühnerschwanzes, so die Hähne der Sebright-Bantams.

Bei Junghahnen sind die obersten Sichelfedern im Schwanze nur angedeutet, noch nicht ausgebildet, doch immerhin schmäler und etwas sichelförmig verlängert gegenüber den übrigen Schwanzfedern. Man hat hiebei wohl zu unterscheiden zwischen Schwanzfedern und Schwanz-Deckfedern. — Die Hähne sind ein Drittel größer und schwerer im Gewicht, auch weit schöner im Gefieder, als die Hennen. Außer dem Sichelschwanz ist auch der Sporn am Tarsus für die Hähne charakteristisch.

Die Hennen entbehren des Schmuckes der Schwanzsicheln, die Figur ist kleiner, das Gefieder unansehnlicher gefärbt; auch fehlt am Lauf der Sporn. Kommt doch ein solcher vor, so ist das außergewöhnlich oder ein Zeichen hohen Alters.

Vorstehendes ist eine allgemeine Kennzeichnung der Familie, unabhängig von Rasse und Größe. Aber ehe wir zur Beschreibung der Hühnerrassen übergehen, ist es nötig, einiges über deren

Abstammung

zu sagen, was teilweise auch für die Tauben gelten kann, da die Bildung der Rassen bei diesen beiden Familien vermutlich einen ziemlich gleichen Verlauf genommen hat.

Das Huhn hat große Anlagen zum Abändern, was sich durch die vielfachen Unterschiede in den Bildungsverhältnissen des Körpers und in den Farbentönen des Gefieders der domestizierten Hühner beweisen läßt; dem entsprechend könnte man schließen, daß auch die Hühner im wilden Zustande sehr vielfältig abändern. Dem ist jedoch nicht so, denn wir kennen nur 4 oder 5 Arten Wildhühner, welche sich zwar streng an diese Familie anschließen, aber ihre standhafte Wildfarbe beibehalten, während die Zahl der Abänderungen bei unsern Haushühnern unendlich ist. Diese Anlage zum vielfachen Abändern scheint demnach nur eine Folge der Domestikation zu sein, wie dies auch bei den meisten unserer andern Haustiere der Fall ist.

Wir stellen das wilde Bankivahuhn als Urtier auf, dessen Heimat das warme südöstliche Asien — Vorder- und Hinter-Indien — ist. Nehmen wir nun an, daß sich von diesem Wildhuhn infolge weiter Verbreitung, klimatischer Einflüsse, verschiedener Nährstoffe, mancherlei Abänderungen abzweigten, welche sich teils durch Gefiederveränderung, teils durch verschiedene Größe im Laufe verflossener Jahrtausende als wilde Rassen feststellten und fortpflanzten, so läßt sich die nahe Verwandtschaft derselben zu unsern Haushühnern genügend erklären, denn es ist diesen Wildrassen eigen, daß sie sich gern freiwillig unter die zahmen Hühner mischen, sich mit denselben paaren und mit denselben fruchtbare Mischlinge erzeugen.

Die Natur selbst giebt uns Anleitung, die Haushühner, trotz ihrer vielseitigen Abänderungen in äußerer Form und Größe, als Tiere von einerlei Abstammung zu betrachten, denn die zahmen Hühner kennen keine Artgrenzen, sie betrachten sich, sobald sie nur zu einer Kette gewöhnt sind, sogleich als Stammgenossen, sie scheinen es zu empfinden, daß sie einerlei Geblüts sind, und der kleine Goldbantamhahn führt mit gleichem Stolze die riesige Bramaputrahenne unter seiner Herde, sowie diese es in naturgemäßer Ordnung findet, sich vor dem winzigen Gemahl zu beugen; andrerseits führt auch der schwere Kochinchinahahn die kleine Zwerghenne, welche unter der Last seiner plumpen Liebkosungen beinahe erliegt. — Verfolgen wir nun diese Erfahrungen weiter und leiten die Abstammung der Hühner nicht von einem, sondern von verschiedenen wilden Hühnern ab, so müssen notwendig diese die Abkömmlinge nur eines Stammtieres sein, indem sonst die nahe Verwandtschaft der Hühner auf natürlichem Wege noch schwieriger zu erklären sein möchte, als hier geschehen.

Die kurz gefaßte Ansicht des Verfassers ist also die: das Bankivahuhn ist das Stammtier, die andern, unten beschriebenen nahe verwandten wilden Kammhühner sind Abkömmlinge oder Rassen desselben, und die verschiedenen Haushühner entstammen teils dem Urtier, teils diesen Rassen, teils bildeten sich auch durch den Einfluß der Domestikation neue Rassen.

Wir beginnen nunmehr mit der allgemeinen

Geschichte und Domestikation unsrer Haustiere,

welche zu der Entwicklung und Kultur des ganzen Menschengeschlechts in mancherlei Beziehungen steht.

Haustiere können sich nur da ansiedeln, wo die Völker feste Wohnsitze gegründet haben. Bei Jäger- und Fischervölkern findet sich als erstes Haustier der Hund. Bei den Hirtenvölkern oder Nomaden finden wir — außer dem Hund noch verschiedene vierfüßige Tiere, zunächst die bekannten Wiederkäuer: Ziegen, Schafe, Rinder, auch Schweine, Esel, Pferde. Erst bei den Ackerbauvölkern finden wir — außer allen vorgenannten Haustieren — auch das Hausgeflügel. Aber dieser Anfang verliert sich im Nebelgrau der vorgeschichtlichen Zeit. — Nach dem Naturforscher und Philosophen Charles Darwin sind diejenigen Haustiere als die ältesten anzusehen, welche am meisten die Fähigkeit verloren haben, den „Kampf ums Dasein" ohne Hilfe des Menschen zu bestehen. Nach dieser Voraussetzung dürfen wir das Haushuhn als einen der ältesten unserer gefiederten Hausgenossen ansehen. In freies Feld und Wald ausgesetzte Haushühner gehen regelmäßig zugrund. An Hand der Geschichte läßt sich auch wirklich nachweisen, daß Hühner schon seit vielen Jahrtausenden als Haustiere eingeführt sind, denn schon in grauer Vorzeit bei dem rohen Naturdienst der Alten, besonders in dem Kultus, der der Fruchtbarkeit gewidmet ist, kommt der Haushahn als gezähmtes Tier vor und ist der Semiramis geheiligt. Es läßt sich daraus doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit entnehmen, daß das Huhn etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt

in Babylonien*) zuerst als bestimmtes Haustier vorkommt. Semiramis soll aber eine Phönizierin**) gewesen sein. Die Phönizier und Kaldäer — uralte Handelsvölker — nannten das Siebengestirn die Henne, und mögen wohl das Haushuhn auf ihren Schiffen gehalten, und weiter nach Westen und Norden verbreitet haben. Die Juden haben die Hühner vermutlich in der babylonischen Gefangenschaft kennen gelernt und später nach ihrer Befreiung in ihre Heimat gebracht. Jedenfalls scheint die Einführung von verschiedenem Geflügel unter der Regierung des Königs Salomo (990 Jahre vor Christi Geburt) erfolgt zu sein, der von seinem Freunde, dem König und berühmten Baukünstler Hiram in Tyrus, Gold, Silber, Elfenbein, Affen, Pfauen (allerlei Geflügel) erhielt. Siehe auch I. Könige 10, 12. — Zu Christi Zeiten waren die Hühner schon im jüdischen Lande verbreitet, durften jedoch nur auf dem Lande, nicht in Jerusalem gehalten werden, damit sie „nicht etwas Unreines ausscharrten“. Daß sich die Römer, die damaligen Machthaber von Palästina, an dieses Verbot nicht kehrten, beweist das Krähen des Hahnes, das den Petrus an die Verleugnung seines erhabenen Lehrers erinnerte. — Der römische Satiriker Martial erwähnt der Eier und gebratenen Hühner als längst bekannter deliciöser Speisen. — Nach Aegypten mögen die Hühner um dieselbe Zeit wie zu den Juden gekommen sein. Die Aegypter waren es, welche durch künstliche Brutöfen die Vermehrung der Hühner auf rationellem Wege zuerst betrieben, wie wir von dem griech. Geschichtschreiber Herodot***) erfahren. — Die Perser kannten das Haushuhn schon früher als die Aegypter, und führten den Hahn wegen seines Mutes und seiner Wachsamkeit als Feldzeichen, wie später unsre Nachbarn, die Gallier. Nach ihren Sagen, die vom heidnischen auch in den muhammedanischen Kultus aufgenommen wurden, singt im Paradiese des Muhammed jeden Morgen ein heiliger Hahn von ungeheurer Größe den Lobgesang Gottes, und das Krähen der Hähne auf Erden am frühen Morgen ist die Wiederholung desselben. Erst wenn der Tag des allgemeinen Gerichts naht, wird er verstummen. — Die alten Griechen berichten, daß sie die Haushühner aus Persien und Indien (ihrer ursprünglichen Heimat) erhalten haben. Die Hähne und Hühner wurden sehr bald bei ihnen als wahrsagende Vögel benützt, und als das Symbol der Wachsamkeit und kriegerischen Kampflust dem Mars geheiligt. Sicherlich kamen auch seltene Hühnerrassen nebst andern indischen Vögeln und andern Tieren durch die Eroberungskriege Alexander des Großen in Westasien, 334—323 vor Christi Geburt, nach Griechenland, und es wurde dadurch sein berühmter Lehrer Aristoteles in den Stand gesetzt, so viele fremde Tiere in seiner Naturgeschichte so genau zu beschreiben. — Die Römer nannten den Hahn Gallus, nach seinem gellenden Ruf. Auch bei ihnen wurden diese Vögel zum Wahrsagen benützt, wie bei den Griechen, und die heiligen Hühner hatten eigene Priester und Wärter, obwohl die gebildeten Römer dieser Charlatanerie keinen Glauben schenkten. Das gemeine Volk hielt

*) Babylonien (später Chaldäa genannt) hieß im Altertum das Tiefland am unteren Lauf des Euphrat und Tigris und umfaßte zur Zeit seiner Blüte einen großen Teil der Länder zwischen dem persischen Meerbusen, dem Kaspi- und Schwarzen Meere: Syrien, Mesopotamien, Kurdistan. Heute sind diese Provinzen unter türkischer Herrschaft und auf unsern Karten unter dem Namen Irak Arabi zu suchen, in welcher Provinz die weltberühmte Kalifenstadt Bagdad liegt. Die im Altertum hochberühmte Riesenstadt Babylon ist nur noch ein großer Trümmerhaufen von Backsteinen am Ufer des Euphrat, in der Nähe des Städtchens Hilleh.

**) Phönizien war im Altertum ein ca. 30 Meilen langer fruchtbarer Küstenstrich des heutigen Syriens, gebildet durch den westlichen Küstenabfall des Libanon nach dem Mittelländischen Meere, und enthielt die — in grauer Vorzeit weltberühmten Handelsstädte: Sidon, Tyrus, Beirut u. a., deren Namen noch heute auf unsern Karten zu finden, obgleich ihr Handel schon seit Jahrtausenden zerfallen ist. Seit der Gründung Alexandriens erhielt der Welthandel einen andern Mittelpunkt.

***) Geb. 484 vor Chr. Geb. zu Halikarnassus in Karien, gest. 408 in Italien.

aber fest zu diesen Prophezeiungen. Als z. B. der römische Feldherr Publius Claudius im ersten Punischen Krieg, 250 v. Chr. Geb., eine Seeschlacht liefern wollte und der Hühnervogt verkündete: „die heiligen Hühner wollen nicht fressen!" so ließ sie der aufgebrachte Claudius ins Meer werfen und erklärte den Priestern: „wollen sie nicht fressen, so sollen sie saufen." Die abergläubische Mannschaft wurde aber von den Priestern gegen den Feldherrn aufgehetzt, kämpfte mutlos und schlecht, infolgedessen wurde auch die Schlacht verloren, und Claudius vom Volke zum Tode verurteilt. Die Charlatanerie des Hühnerprophezeiens behielt dadurch noch lange recht. — Die Kelten, die alten Bewohner Galliens und Britanniens, kannten ebenfalls bereits das Huhn, denn Julius Cäsar berichtet, daß die Britten keinen Hahn, keine Henne und keine Gans äßen, und diese Tiere nur aus Liebhaberei hielten. — Die uralten Wörter Kog (Coq) und Hahn bei den Kelten und Germanen möchten auch wohl darauf hinweisen, daß diese Völker das Haushuhn nicht zuerst von den Römern erhalten haben, sonst hätten sie wohl auch den Namen dazu erhalten. Kog oder gook ist der Lockton des Hahns, wornach er noch jetzt benannt wird; Hahn aber hängt wohl mit dem skandinavischen Worte Han = Herr und mit dem altdeutschen Namen Hans = Mann zusammen. Dies führt zu der Vermutung, daß die indogermanischen Völker das Haushuhn aus ihrer Urheimat mitgebracht haben mögen, worauf auch die persische und die ähnliche nordische Mythe, welche beide den Hahn als Himmelswächter darstellen, hindeutet. Da wo Kelten und Germanen in Nachbarschaft wohnten, findet sich das Wort Gockel, oder auch von beiden Wörtern zusammengesetzt: Gockelhahn.

Fassen wir diese Daten über die Verbreitung der Haushühner alle zusammen, so läßt sich geschichtlich etwa folgendes schließen: Die Hühnerzucht hat in ihrem Stammlande, in Indien begonnen, verbreitete sich von hier aus nach den östlichen uralten Kulturländern in China und Japan. Das beweisen noch heute die ostasiatischen Rassen, die sowohl nach Zwerg- wie nach Riesengröße gezüchtet sind. Von Indien kam die Hühnerzucht — wohl viel später — nach Westasien, Persien, Aegypten, Griechenland*). Auch in Italien und Spanien ist die Geflügelzucht sehr alt; nach England kamen die Hühner vermutlich nicht früher als nach Deutschland und in die übrigen nordwärts gelegenen europäischen Staaten. — Plinius, Martial, Varro, Columella erwähnen die Hühner und Tauben vielfach. Plinius berichtet, daß Hühner mit gelbem Schnabel und Füßen bei religiösen Festen nicht geopfert werden durften, während man die schwarzschnäbeligen mit dunkeln Füßen zu geheimen Opfern verwendete.

Den großen Anteil an der Hühner- und Taubenzucht, der im Mittelalter auf die Klöster entfällt, dürfen wir hier ebenfalls nicht außer acht lassen, da sich dieselben, besonders um Einführung und Zucht der Haushühner und Tauben große Verdienste erworben haben. Das Huhn mit seinen feinen Eiern war ein beinahe unentbehrliches Bedürfnis für die Klosterküchen, welche damals die Stelle unsrer heutigen Gasthäuser vertraten und jährlich hunderte und tausende von Reisenden — vom armen Hausierhändler bis zum fahrenden Ritter, selbst Grafen und Fürsten samt Gefolge — zu beherbergen und zu verpflegen hatten. Ohne den Zuwachs der Haushühner und ihrer Eier hätten sie ihre Gastfreundschaft nur in sehr bescheidenen Grenzen durchführen können. — Von den Klöstern kam dieses und anderes Geflügel allmählich an die umherwohnenden Landleute, welche dann „Zinshühner" und „Zins-

*) Die alten Delier, Bewohner der zwei kleinen Inseln Delos im Aegäischen Meer, waren routinierte Geflügelzüchter, und verschickten ihre großen schwarzen Hühner weit umher, weil diese Rasse vorzüglich zum Wahrsagedienst verwendet und gesucht wurde. Diese Hühner hatten deshalb eine gewisse Berühmtheit erlangt und sind vermutlich die Ahnen der Mittelmeerrassen.

eier" an Klöster und Gutsherrschaften abzuliefern hatten. Auch für eigenen Verbrauch und als Erwerbsquelle betrieben die Landleute ihre Hühnerzucht und so wurde dem Huhn in den Dörfern eine Heimstätte bereitet, welche es bis zum heutigen Tage noch einnimmt.

Gegenwärtig findet man das Haushuhn — mit Ausnahme der kältesten Länder — fast über alle Teile der Erde verbreitet und zwar, wie alle der Kultur unterworfenen Haustiere, in sehr zahlreichen Varietäten. In sehr kalten Klimaten verlieren jedoch die Hühner die Fortpflanzungsfähigkeit, d. h. sie legen wohl Eier, brüten sie aber nicht aus, und selbst in Deutschland leiden sie durch ungewöhnlich starke Winter, indem sie in schlecht geschützten Lokalitäten Kämme und Zehen erfrieren. Vermutlich sind die schützenden Federhauben, Federohren und Federfüße unter dem Einfluß der kälteren Himmelsstriche entstanden, wo sie den Tieren zum Schutz gereichen, was unsre Hühnerzüchter als eine Anweisung betrachten mögen, für das „Deutsche Zukunftshuhn" eine Rasse herzuzüchten, welche zwar nur kleinen Kamm- und Bartlappen, aber dafür einen kleinen oder halbgroßen Federschopf, Pausbäckchen und Federbart trägt, um gegen die Unbilden unsrer langen und oft strengen Winter geschützt zu sein. Wir haben dazu Muster im Hudan-, La Flèche- und besonders im Bredahuhn. Die übergroßen aufrecht stehenden Zackenkämme, die gegenwärtig in der Mode sind, taugen absolut nicht für deutsche Winter!

Unter allem übrigen Hausgeflügel sind die Hühner doch immer am nützlichsten, indem sie sich schnell vermehren, und — wenn einmal erwachsen, keiner mühsamen Pflege mehr bedürfen. Der große Nutzen der wohlschmeckenden nahrhaften Eier, die sie in großer Menge jährlich ablegen, ist schon des öfteren erwähnt und auch hinreichend bekannt; ebenso die Delikatesse des gesunden Fleisches von jungem Geflügel.

Das Haushuhn leistet uns alles, was irgendwie von der Geflügelzucht erwartet werden kann. Es ist daher nicht nötig, nach anderem schwer anzugewöhnenden Geflügel, als Auer-, Birk-, Stein- oder Rebhühnern zu greifen, die sich der Zähmung nicht zugänglich zeigen und nach vielen Opfern nur geringen Nutzen gewähren, sodaß also das Ergebnis in keinem Verhältnis zur Mühewaltung steht. Unsre verständigen Vorfahren haben deshalb alle solche kostspieligen zweifelhaften Versuche als unpraktisch fallen lassen.

Obgleich das Huhn, wie wir aus der Geschichtsforschung über das Alter der Kulturvölker erfahren, seit etwa 4000 Jahren domestiziert ist, so haben wir doch erst seit ca. 2000 Jahren genauere Nachrichten über seine Eigenschaften, über Brutverhältnisse und seine Beziehungen zur häuslichen Oekonomie. Daraus ersehen wir, daß es schon in grauer Vorzeit in vielerlei Farben und Formen vorkam, daß es schon damals kleine und große, gehaubte und mit verschiedenartigen Kämmen versehene, glatt- und federfüßige Hühner gab, und daß sie, trotz aller Veränderungen doch immer wieder das Gefieder der Stammtiere anzunehmen im stande sind, mit deren Beschreibung auch die Geschichte unsrer Haushühner eingeleitet werden soll.

Diese Wildhühner sind etwas kleiner von Gestalt als unsre gewöhnlichen Land- oder Bauernhühner, aber viel brillanter im Gefieder, kräftiger in ihrer Muskulatur, und weit gewandter im Durchschlüpfen des Waldgestrüpps und besonders der Bambus- und Sumpfdickichte, welche sie mit der fabelhaften Geschwindigkeit einer Ralle durchgleiten, sodaß kein andres, die Dschungelndickichte bewohnendes Tier es ihnen im Schlüpfen nachzuthun vermag. Darin beruht ihre Sicherheit, die ihnen noch heute durch die meisten Gefahren hilft, welche diese unheimlichen endlosen Pflanzenwildnisse in sich bergen.

Sie sind auch äußerst schwer zu jagen, und noch schwieriger in der Wildnis zu beobachten, sonst könnten wir kaum eine Erklärung dafür finden, daß das

Bankiva, das Stammtier unsrer Haushühner, erst im Beginn des 19. Jahrhunderts entdeckt und zu unsrer Kenntnis gebracht worden ist. Die Beobachtungen an freilebenden Wildhühnern sind auch noch sehr dürftige, und Verfasser ist genötigt, manches zwischen die Zeilen zu setzen, was durch Forscher bis jetzt nur knapp beschrieben ist. Nur durch genaue Kenntnis zahmer Bankivas können wir die bestehenden Lücken ausfüllen.

Da wir nun annehmen müssen, daß im Uranfang der Kultur diese schönen Wildrassen sich dem Menschen und seinen Wohnungen von selbst, oder doch ohne viele Mühe anschlossen, und auch als willkommene Hausgenossen angenommen wurden, so sind sie auch — wie schon vorn bemerkt — als die Ahnen unsrer heutigen Haushühner anzusehen, was sich aus der Geschichte des Wilden und Zahmen Bankivas unumstößlich ergiebt.

* * *

Wir stellen nun eine natürliche Gruppierung her, indem wir mit den kleinen Rassen beginnen, und mit den domestizierten Riesenhühnern schließen. Dadurch erhalten wir folgende Gruppen:

Die uns bekannten eigentlichen

Wilden Bankivas, Gallinaceae ferae,

machen als Stammtiere den Anfang; an diese schließen sich die ihnen zunächst stehenden

Zahmen Bankivas, Gallinaceae bentamenses,

auch Bantam- oder Zwerghühner benannt, an, welche ihre Abstammung von den Stammtieren deutlich erkennen lassen. Einige

Abnorme Rassen, Gallinaceae abnormes,

welche sich durch eigenartige Bildungen auszeichnen, reihen wir hier (als besondere Gruppe) an.

Dann folgen die wichtigsten, nützlichsten und zahlreichsten Rassen unsrer Haushühner, und zwar die im Verlauf der Domestikation allmählich größer ausgebildeten und durch Nachzucht sehr vermehrten

Landhühner, Gallinaceae rusticulae,

welche wir gemeinhin als Landrassen oder Bauernhühner bezeichnen, seien diese nun westasiatischen, griechischen, bulgarischen, ungarischen, italienischen, französischen, spanischen, englischen oder deutschen Ursprungs. — Als Zwischenformen stellen wir die — oft recht wunderlich behaubten und federbartigen

Haubenhühner, Gallinaceae cristatae,

ein, welche — mit ihren „zuweilen übergroßen" Hauben, Schöpfen, Zöpfen, Federbärten, Pausbacken, auch mit absonderlichen Kammbildungen — oft sehr originelle Hühnerfiguren darstellen. — Dann folgen unsre

Großhühner, Gallinaceae majores,

meistens edle Rassen, die Freude aller Liebhaber, auch bekannt unter dem Namen Mittelmeer-Rassen. Zum Schluß stehen die großen ostasiatischen

Riesenhühner

Malayen, Cochins, Brahmas, welch' letztere sehr federreiche Rassen erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts in Europa und Amerika als hochfeine Seltenheiten eingeführt wurden, heutzutage aber als sehr bekannte Rassen gelten können. Die

Kreuzungen

zwischen Riesen- und Großhühnern, welche unter gar vielerlei Namen dem Publikum angepriesen werden, gelten als ein Anhängsel, mit dem wir die Beschreibung der Hühner abschließen. Auch darunter befinden sich beachtenswerte und nützliche Rassen.

Sowohl diese Riesen, welche über Normalgröße, als auch die kleinsten Zwerghühner, welche unter Normalgröße stehen, müssen wir als merkwürdige Züchtungsprodukte den ostasiatischen Völkerschaften in Indien, China und Japan, deren feinem Verständnis für die Tierwelt und zähen Ausdauer bei Züchtungsversuchen, im Verein mit den Einwirkungen des günstigen Klimas, zuschreiben. Diese besonders augenfälligen standhaften Rassen sind und bleiben für die Liebhaber des Hofgeflügels von größtem Interesse, und spornen auch heute noch zu eifrigen Nachzüchtungsversuchen an. Sie begründen die feine Liebhaberei und auch den ausgeprägten Sport.

Aber den eigentlichen Nutzen, die reichliche Eierproduktion, so ungemein wichtig für die Volksökonomie, haben wir nur bei unsern Landhühnern zu suchen. Es gilt nun, beides: Liebhaberei und Nutzen in Einklang zu bringen.

Nach obiger Einteilung erhalten wir 8 Gruppen. Auf diese Gruppen können wir ungefähr 40 ziemlich leicht unterscheidbare Rassen eintragen. Rechnet man aber auf jede kennbare Rasse die Hauptfarben: Wildfarbe, Schwarz, Gelb, Weiß, Grau, Gefleckt, samt den Zwischenbildungen, so könnten wir leicht eine 10fache Anzahl verschiedener Rassen vorführen. Dies wäre für Anfänger und gewöhnliche Liebhaber — ohne gute Abbildungen — zwecklos und verwirrend, mit naturtreuen Bildern aber viel zu kostspielig.

Terminologie.

Wir geben nachstehend eine Aufzählung der Fachausdrücke, welche bei Geflügelfreunden zur Bezeichnung der einzelnen Körperteile des Geflügels gebräuchlich sind.

Zu größerer Deutlichkeit und leichterem Verständnis dient auch die beigedruckte Fig. 1 (Seite 10) nebst der darunter stehenden Ziffernerklärung.

Der Kamm bedarf noch besonderer eingehender Besprechung, denn er ist bei den Hühnern (besonders beim Hahn) so ungemein variabel, daß es kaum möglich ist, die verschiedenen Bildungen und Mißbildungen zu verzeichnen. Bisweilen fehlt auch der Kamm und wird ersetzt durch größere und kleinere Federbüschel, durch Kinn- und Backenbärte (Pausbacken), Hauben, ja durch vollständige Federkronen, welche den ganzen Kopf samt Augen in monströser Weise überdecken, wie ein großer Kolpack. Diese Haubenhühner stellen wir in gesonderter Gruppe zusammen. — Der Kamm spielt auch bei den Prämiierungen eine Rolle, und muß deshalb genauer besprochen werden.

a. Der einfache Kamm, Zackenkamm, soll gerade in der Mitte des Scheitels verlaufen, vollkommen aufrecht und straff stehen, glatte Seitenwände und eine regelmäßige Zähnelung (6—8 Zacken, die größten in der Mitte) haben. Er ist an der Basis merklich dicker als oben. Die Zackenausschnitte nennt der Liebhaber: gesägt. Hängt der Kamm (Oberteil) nach einer Seite über, so ist es ein Hängekamm. Derselbe hängt nach rechts oder links, nur schwach mit dem Oberrand den Unterteil oder einen Teil des Kopfs bedeckend.

Der Oberrand ist schwach oder tief gesägt, gekerbt, von feiner Textur, d. h. nicht knotig oder warzig.

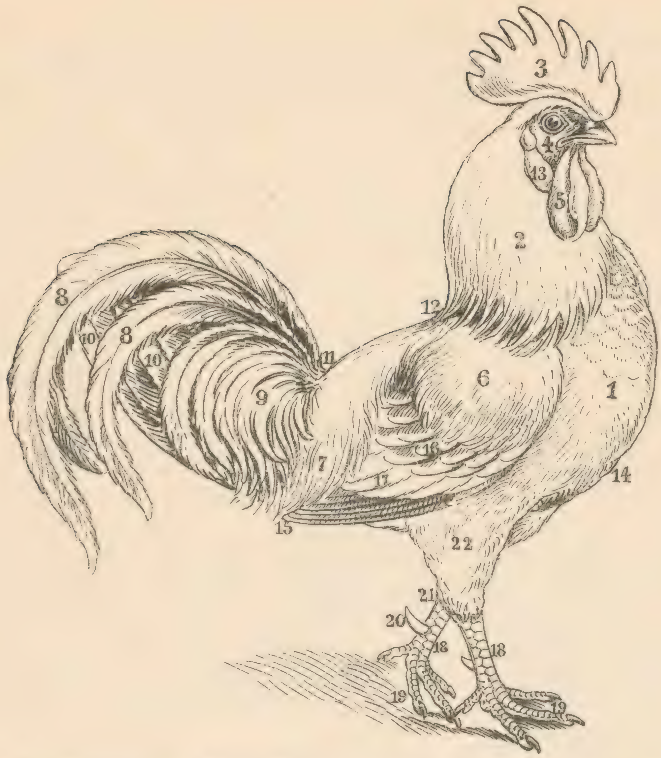


Fig. 1. Körperbezeichnungen: 1 Brust (Breast). — 2 Hals- oder Nackenfedern (Hackle). — 3 Kamm (Comb). — 4 Gesicht (Face). — 5 Kinn- oder Kehllappen (Wattles). — 6 Schulterfedern (Wing-bow). — 7 Sattelfedern (Saddle-hackles). — 8 Sichelfedern (Sickles). Begriffen ist damit das oberste größte Paar, dann auch das zweite und dritte Paar sichelförmig überhängender Schwanz-Deckfedern. — 9 Kleinere Sichelfedern (Tail coverts). Das vierte, fünfte und sechste Paar Schwanz-Deckfedern, welche ebenfalls sichelförmig überhängen. — 10 Eigentliche Schwanzfedern (True Tail-feathers). Diese werden teilweise durch die Schwanz-Deckfedern bedeckt. Nur das oberste Paar der eigentlichen Schwanzfedern ist schön stramm und sichelförmig gebogen und überhängend, die andern nicht. Diesem schließen sich die 6 Paar Schwanz-Deckfedern an, welche zusammen den Federschmuck im Schwanze ausmachen. Deshalb ist stets zwischen Schwanzfedern und Schwanz-Deckfedern zu unterscheiden. — 11 Unterrücken oder Sattel (Saddle). — 12 Rücken (Back). — 13 Ohrlappen (Ear-lobe). — 14 Brust (Breast). — 15 Schwingfedern 1. Ordnung (Primaries). — 16 Große Flügeldeckfedern (Wing covert, Forming the „bar“). Diese bilden oft einen Flecken, welchen man „Spiegel“ nennt. — 17 Schwingfedern 2. Ordnung (Secondaries). — 18 Lauf (Legs or Shanks). — 19 Zehen oder Klauen (Toes or claws). Im ganzen 4 Zehen, drei nach vorn, eine nach hinten. Die etwas höher gestellte Hinterzehe hat zwei, die Innenzehe drei, die lange Mittelzehe vier, die Außenzehe fünf Glieder, das Nagelglied mitgezählt. Bei manchen Hühnern kommt eine fünfte Zehe erblich vor, z. B. bei den Dorkings; diese fünfte Zehe steht über der Hinterzehe und ist etwas nach oben gekrümmt, sodaß man sie fast für einen Sporn halten könnte. Sie ist ein abnormer Zuwachs und nicht schön. — 20 Sporn (Speer). — 21 Ferse, Hacken, häufig und fälschlich: Knie (Hocks). — 22 Schenkelfedern (Thigs).

b. Der Rosenkamm oder Traubenkamm. Die obere Fläche ist wie mit spitzigen Korallen besetzt; die Seitenwände sind glatt.

c. Becherkamm, Kronenkamm. Zwei nebeneinanderstehende Kämme, die, an der Basis verwachsen, einen becherförmigen Raum zwischen sich lassen.

d. Hornkamm. Zwei hörnerähnliche Zapfen à la Crève coeur und Laflèche.

e. Warzenkamm, auch Erbsenkamm. Ein formloser, schwer zu beschreibender Kamm, der sich mit einem plattgedrückten Kegel vergleichen läßt. Er hat den größten Querdurchmesser an der Basis, seine First- und Seitenflächen sind nicht glatt, sondern warzig und knotig.

f. Edelkamm, Doppelrose. Er ist an der Basis eingeschnürt, verläuft nach hinten in eine Spitze, nach vorn auf die Schnabelmitte, nicht hoch, aber oben breit und mit einer dreifachen hübschen Zackenreihe versehen. Außer dem einfachen, tief

gesägten Zackenkamm ist dies der zierlichste unter allen Kämmen und schmückt die Hahnen und Hennen sehr gut. Beim Sebright-, Gold- und Silberbantam ist die Form des Edelkamms deutlich ausgeprägt.

Die Kehllappen, Kinnlappen, Glocken, nebst Ohrlappen sind verschieden in Form und Größe. Sind diese Teile schön hochrot gefärbt, so nennt man dies „blühend".



Fig. 2. Geierferse.

Die Hosen, Geierferse, Stulpen (Fig. 2) nennt man die steifen, nach hinten gerichteten Federn am Fersengelenk; den meisten federfüßigen Hühnern eigentümlich.

Stiefelfüße, gestiefelte Füße. Nur schwache Befiederung der Beine.

Federfüße, federfüßig. Die starke Befiederung der Beine, der mittlern und äußern Zehe. Die Federn erreichen an der Außenseite die größte Länge und heißen hier Latschen; die Mittelzehe ist schwächer befiedert; die Innenzehe samt der innern Seite des Laufes gar nicht (Fig. 2).

Die Bauchquaste heißt der untere Teil des reichen Gefieders bei vielen Hühnern, besonders bei Cochinesen; der obere Teil heißt das Polster. Eine reiche Befiederung des Bauches und Hinterteils soll bei Hühnern eine gut entwickelte Legfähigkeit anzeigen.



Fig. 3. Skelett eines Hahns.

Scharf eingefaßt, verbrämt (laced); eine Randeinfassung der Federn heißt gerändert, geschuppt.

Tupfenzeichnung, beflittert (spangled); getupft oder gefleckt.

Gesprenkelt, bepinselt (pencilled), jede schmale Querzeichnung auf der Feder, sei sie gerade, gewellt, oder halbmondförmig.

Einfarbig (Self colour).

Moosige Zeichnung (mossy), undeutliche, verworrene Zeichnung.

Gemischt (mottled), wenn die zweite Farbe verschieden, aber in die erste Farbe wie eingewaschen erscheint.

Streifig (stripped), feine gestreifte Zeichnung.

Schaftfleckig, eine deutliche Fleckung längs des Schaftes.

Sperberfarbe, Kuckucksfarbe, auf hellem weißlichem oder hellaschgrauem Grunde hat jede Feder 3—10 regelmäßige Querstreifen in sehr verdunkelter aschgrauer Grundfarbe, was eine überaus ansprechende Färbung bildet.

Wildfarbig, wenn die Färbung des Gefieders derjenigen ähnelt,

welche sich beim Wilden Bankiva findet. Bei Hennen gebraucht man das Wort „Rebhuhnfarbig“.

Der Geflügelfreund hat aber noch mancherlei Fachausdrücke für die Benennung einzelner Teile. Er bezeichnet die hängenden Schmuckfedern des Halses als Halsschmuckfedern, oder einfach als Halsschmuck; die hängenden Schmuckfedern des Bürzels als Sattelfedern; bei den Cochins als Polster u. s. w. Den Schwanz, wenn er im spitzen Winkel zum Unterrücken steht und stark nach dem Kopfe zu getragen wird, als Eichhornschwanz.

Um dem Leser einen allgemeinen Begriff über die Anordnung und Lage der wichtigsten inneren Organe des Huhnes zu geben, lassen wir vorstehend die Abbildung eines Skeletts (Knochengerüstes, Fig. 3), sowie die nebenstehende Abbildung der Eingeweide folgen:



Fig. 4.

Fig. 4. Sämtliche Eingeweide einer Legehenne, woran oben der obere Teil der Luftröhre (bei *a*) und die Speiseröhre (bei *b*) über dem Kropfe (*c*) abgeschnitten ist. Die Leber (*d*) mit der Gallenblase (*e*), deren Gang mit dem Lebergang sich verbindend (bei *f*), gleichzeitig mit den drei Gängen der Bauchspeicheldrüse (*g*) in den Zwölffingerdarm (*h*) sich einmündet, nach oben geschlagen, der Zwölffingerdarm mit dem Dünndarm (*i i*), den Blinddärmen (*k k*) und dem Dick- und Mastdarm (*l*) endend, zur Seite gelegt. Die kleinen Muskeln (*m*) über dem untern Kehlkopf (*o*), das Herz (*n*) mit seinen Gefäßen, wovon die Aorta (*p*) gerade, die Lungenpulsader rechts, die Körpervenen links ausgehen (so wie die Zeichnung vor dem Leser liegt), die Lungen sind mit (*q q*) bezeichnet. Der Vormagen (*r*) und Magen (*s*) etwas zur Seite gelegt. — Der Eierstock mit zahlreichen Eierchen in der ersten Entwicklung, kleinern weißen, größern gelben, mit den weißen Stigmen, und einem leeren Kelch (*t*), woraus die Eierchen schon herausgetreten sind. Der vielfach gewundene dicke Eierleiter (*u u u*) ist zur Seite gelegt und wendet seine freie obere Mündung einem reifen Eichen zu. Fast an seinem untersten Teile ist er aufgeschnitten, und man sieht dort ein in ihm liegendes, schon mit Kalkschale überzogenes Ei (*v*). Der Eierleiter mündet gemeinschaftlich mit dem Mastdarm in die Kloake (*w*) durch den After (*x*). — Ein Teil der Rippen (*y y y*) und Schenkel (*α α*) sind nur angedeutet.

Größenverhältnisse

von den kleinsten bis zu den größten Hühnern.

Der kleinste japanesische Zwerghahn (Chabo) mißt aufrechtstehend vom Boden bis zur Kammspitze nur 24 cm, die Henne nur 15 cm. — Ein deutscher

federfüßiger Zwerghahn, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze gemessen, ca. 65, wovon auf den Schwanz abgehen 27 cm. — Länge der Zwerghenne 43 cm, ab auf den Schwanz 17—18 cm. — Aufrechtstehend der Hahn vom Boden bis zur Kammspitze 30—35 cm; die Henne ist immer 5 cm niedriger. — Länge eines Landhahns 77 cm, wovon ab auf den Schwanz ca. 39 cm; Landhenne ca. 55 cm, wovon ab auf den Schwanz 18 cm. — Aufrechtstehend der Hahn 50 cm; die Henne 45 cm. — Das längste Huhn ist das stakelbeinige, langhalsige Malayenhuhn. Der Hahn mißt ca. 86 cm, wovon ab auf den Schwanz 27 cm; Henne 68 cm, wovon ab auf den Schwanz 23 cm. Wenn der hochbeinige Vogel aufrecht steht, so mißt er vom Boden bis zur Kammspitze bis 80 cm, und erreicht oder überragt die Höhe eines Tisches; die Henne ist um 8—10 cm niedriger gestellt.

Gewichtsverhältnisse

der Landhühner sind wie folgt:

Weißer Federfüßiger (vulgo englischer) Zwerghahn	0,785	Kilo	Derselbe für die Küche bereitet	1,750	Kilo
Schwarzer Federfüßiger (vulgo englischer) Zwerghahn	0,785	„	Kampfhahn	2,265	„
Weiße Federfüßige Zwerghenne	0,665	„	Kampfhenne	1,500	„
Schwarze Federf. Zwerghenne	0,765	„	Polnischer Hahn, große Rasse	2,500	„
Goldbantamhahn, alt	0,835	„	Polnische Henne „ „	1,635	„
Goldbantamhenne, alt	0,765	„	Cochinhahn	3,500—4,0	„
Goldbantamhenne, jünger	0,635	„	Cochinhenne	3,0—4,0	„
Ausgewachsene Landhenne	2,000	„	Brahmahahn	3,500—4,0	„
Gewöhnliche Landhenne	1,500	„	Malayenhahn	3,500—4,0	„
Landhahn, ziemlich jung	2,200	„	Malayenhenne	3,0-3,500	„
			Malayenhahn, 2jährig	3,500	„

Anders stellen sich die Gewichtsverhältnisse in England, welche uns der Verfasser des berühmten Hühnerbuchs, Lewis Wright, mitteilt:

		Kilo		Kilo
Bantam (Zwerg-)	Hahn	0,620	— Henne	0,450
Kampfbantam	„	0,740	— Henne	0,570
Seidenhahn	„	1,800	— Henne	1,200
Hamburger (Sprenkel)	„	1,820	— Henne	1,500
Sultans	„	1,820	— Henne	1,600
Hamburger (Lack)	„	2,300	— Henne	2,0
Kämpfer	„	2,270	— Henne	2,0
Holländer	„	2,700	— Henne	2,0
Paduaner	„	2,530	— Henne	2,0
Italiener	„	2,530	— Henne	2,0
Livorneser (Leghorn)	„	2,730	— Henne	2,120
Minorka	„	2,730	— Henne	2,320
Andalusier	„	2,730	— Henne	2,320
Spanier	„	2,730	— Henne	2,320
Brabanter	„	2,930	— Henne	—
Redcap	„	3,400	— Henne	—
Scotch Grey	„	3,230	— Henne	2,700
Dominik	„	3,230	— Henne	3,230
Crèvecoeur	„	3,230	— Henne	3,0
Malayen	„	3,240	— Henne	2,700
Houdan	„	3,640	— Henne	2,730
Laflèche	„	3,640	— Henne	2,280
Plymouth Rock	„	4,150	— Henne	3,230
Dorking	„	4,570	— Henne	3,640
Cochin	„	4,550	— Henne	4,500
Brahma	„	5,730	— Henne	3,650

Wir ersehen aus dieser Gewichtstabelle, daß in England mehr auf schwere Exemplare gezüchtet wird, als bei uns. Mr. Wrigt sah Hähne in der Brahmarasse von 12—15 Pfund Schwere, sogar bis zu 18 Pfund, was an die Pomme-

rischen Gänse erinnert. Die Engländer haben das Verdienst, manche Haustiere durch „rationelle Zucht und Inzucht" fast bis zur Unkenntlichkeit umgezüchtet zu haben, und erhalten „fabelhaft hohe" Preise für gute Rassen. Bei uns verflacht sich die Liebhaberei mit der Zucht des eigentlichen Nutzgeflügels; viele Züchter begnügen sich mit dem Verkauf der Eier ihrer „prämiierten Stämme" als da sind: Bergische Kräher, Ramelsloher, selbst Nackthalshühner, Dorking, Hamburger, Italiener, Kämpfer, Laflèche, Langschan, Minorka, Sperber-Plymouth, Wyandottes u. s. w., erhalten für das Dutzend Eier 3—12 Mark je nach Rasse, und überlassen es dann dem Käufer, was er damit herausbringt. Dabei fährt der Verkäufer nicht schlecht, wohl aber zuweilen um so schlechter der vertrauensselige Käufer. — Gut erfahrene, routinierte, reelle Züchter werden stets darauf sehen, reine, edle Stämme zu unterhalten, mit denen sie die verschiedenen Ausstellungen beschicken, um Prämien einzuholen, die Eier der prämiierten Tiere dann zu guten Preisen zu verkaufen, und dadurch einigen Ersatz für ihre Auslagen und Bemühungen zu erhalten. Sie sind bei uns meistens nur auf den Eierverkauf angewiesen, da in unsrem Vaterlande absolut keine „fabelhaften" Preise für feine Rassehühner erzielt werden können, wie in dem reichen Albion. Gute Preise sind den reellen Züchtern zu gönnen, denn ihnen ist ja die Förderung von Zucht und Sport im wesentlichen zu verdanken, ohne sie giebt es keinen Verkehr auf dem Geflügelmarkt, ebenso wenig auch gut beschickte Ausstellungen. So ist es in England und wird so bleiben und wohl auch in Deutschland und in der Schweiz nicht anders werden! Bedauerlicherweise macht sich aber auch auf diesem Gebiet neben der Thätigkeit einzelner erfahrener und reeller Züchter ein „unlauterer Wettbewerb" bemerkbar, durch welchen das Publikum in unsolider Weise ausgebeutet wird. Daher die endlosen Klagen über Betrügereien bei Zusendung von verdorbenen Eiern, oder solchen, welche weder der verlangten Rasse noch deren Färbung entsprechen. Nur rücksichtsloses Veröffentlichen diesbezüglicher Thatsachen, mit Namen-Nennung, kann zu Besserung helfen. Man erzähle einfach den Hergang ohne jeglichen schmähenden Beisatz, um eine Beleidigungsklage wirkungslos zu machen. Thatsachen dürfen reden! Solide Redaktionen werden auch berechtigten Klagen ihre Spalten, resp. Mitwirkung nicht verweigern.

Standard oder Regelbuch

nennt man ein Verzeichnis, in welchem die unterscheidenden Kennzeichen oder Merkmale der verschiedenen Rassen genau bezeichnet und bemessen sind, um für Preisrichter, Züchter und Liebhaber bei Beurteilung des ausgestellten Rassegeflügels klare Grundsätze aufzustellen, nach denen sie die einzelnen Teile, welche die Rasse bestimmen, einem genauem Urteil unterziehen können.

Nach einem solchen Standardbuch*) werden — wie unten bemerkt — die Tiere

*) In unsrem Vaterland besteht zurzeit noch kein allgemein anerkannter Standard für Geflügel, aber es ist zu erwarten, ob es den, zu einem Zentralverein geeinigten Verbänden für Geflügelzucht eines Tags gelingt, einen solchen zu schaffen. Wie dies am sichersten und leichtesten durchzuführen, erlaubt sich Verfasser hier in Kürze anzudeuten. Das Hühnerbuch des wohlerfahrenen Engländers Lewis Wright: „Author of the illustrated Book of Poultry" mit seinen naturwahren prächtig kolorierten Rassebildern kann als Muster aufgestellt werden, nach dem wir einen „Deutschen Standard" einzurichten haben. — Aber ein solches Unternehmen ist sehr kostspielig durch die unentbehrlichen Illustrationen, durch die Redaktion des Textes 2c. 2c. Das alles erfordert bedeutende Auslagen, die nur durch Zusammenwirken aller Provinzial- und Ortsvereine in einem Zentralverband aufgebracht werden können. Die Gesamtkosten kann ein erfahrener Verleger überschlagen und berechnen. Danach haben sich die Vereine zu richten und je nach Leistungsfähigkeit ihre Beiträge zu machen. Die Beteiligung geschieht am besten im Wege des

bei Ausstellungen von den Preisrichtern unabänderlich beurteilt, und entweder zur Prämiierung empfohlen, teilweise auch nur in einzelnen Punkten belobt, oder auch getadelt und mitunter ganz verworfen. Belobung und Tadel werden in Punkten ausgedrückt.

Wir setzen für die sich hiefür interessierenden Hühnerfreunde ein Formular bei, aus dem ersichtlich wird, „Wie und Wofür" die Punkte angesetzt werden. Dasselbe ist nach dem Modus des Englischen Standard von Mr. Lewis Wright ausgearbeitet.

Rassenmerkmale der Gold- und Silberbantams, genannt Sebrightbantams.

Merkmale der Rasse.	Punkte	Belobendes Urteil der Richter.
1. Kopf und Kamm.	14	Kopf verhältnismäßig. Tadelloser Rosenkamm.
2. Säumung der Federn.	18	Gleichmäßig fein gesäumt, u. tief schwarz gezeichnet.
3. Grundfarbe.	16	Feuriges, gleich aufgetragenes Goldorange oder: Reines Silberweiß.
4. Bürzelfedern.	15	Gut geschichtet, gleich gesäumt; Farbe wie am Oberkörper.
5. Schwanzfedern.	20	Hühnerschwanz, keine Spuren von Sicheln. Tadellos breit schwarzgesäumt; ohne Flecken.
6. Größe. (Grundsatz: je kleiner desto besser).	5	Hahn 26 cm vom Kopf bis zu den Zehen. Henne 18 cm.
7. Bau.	4	Fein, dabei doch muskulös.
8. Stil, (Rasseneigentümlichkeit).	4	Haltung stolz. Schwanz aufrecht. Brust ausgewölbt. Mit dem Halse zitternd. Auf den Zehen trippelnd.
9. Kondition (Zustand der Gesundheit; Beschaffenheit des Gefieders).	4	Lebhaft; feuriger Blick. Gefieder knapp anliegend, glänzend, rein.
10. Extra.	5	Seltene Rassenschönheit. Kleiner aber muskulöser Körper.
Zusammen	105	

Merkmale der Rasse.	Punkte	Fehler, festgestellt durch die Richter.
1. Kopf und Kamm.	10	Kopf zu dick. Kamm knollig.
2. Säumung der Federn.	10	Säume nicht geschlossen, fleckig, nicht tief schwarz.
3. Grundfarbe.	5	Ungleich. Auf dem Flügel heller, an einigen Stellen grau getrübt.
4. Bürzelfedern.	10	Nicht gut geschichtet, mangelhaft gesäumt.
5. Schwanzfedern.	20	Obere Schwanzfedern gesichelt, auch fleckig gesäumt.
6. Größe.	4	5 cm zu hoch.
7. Bau.	4	Schwer, derb.
8. Stil.	3	Sehr mittelmäßig.
9. Kondition.	8	Sehr mangelhaft.
10. Extra.	—	Nichtvorhanden.
Zusammen	74	Fehler, wodurch das Huhn von jeder Prämiierung ausgeschlossen ist.

Die Engländer zählen für ihre feinsten Rassetiere im Ganzen 105 Punkte, für „Extra" nie mehr als 5. Als „gut" gelten 90 Punkte; als „ziemlich gut" 70 bis 80 Punkte; als „mittelmäßig" 60—69 Punkte.

Abonnements. Der Beteiligte verpflichtet sich für die erste Lieferung als Pränumerant, womit für die ersten Auslagen ein kleines Kapital beschafft wird. Die nachfolgenden Lieferungen erhält er — wie sonst üblich — gegen bar. — Ein geeigneter Vorstand, der sich selbst für Herstellung eines solchen „Regelbuchs für Rassenmerkmale" interessiert, sollte sich bei Mitwirkung unsrer vielen Vereinsmitglieder in Deutschland entdecken lassen. Viel Mühe, aber auch viel Ehre! Deshalb: Zuerst wägen, dann wagen!

Einen Vorschlag zu einem andern Formular unterbreitete Herr A. Hayn-Liegnitz 1892 auf einem Delegiertentage Schlesischer Geflügelzüchter in Sagan der Versammlung, welcher sehr beifällig aufgenommen wurde (siehe Leipziger Allgem. Deutsche Geflügelzeitung, 1892 Nr. 47).

Die Rassenmerkmale verteilen sich bei einem Huhn auf folgende Körperteile: 1) Kamm; 2) Kopf; 3) Ohrscheibe; 4) Glocke, resp. Haube und Bart; 5) Hals; 6) Brust; 7) Rücken; 8) Flügel; 9) Schenkel, resp. Läufe und Füße; 10) Zehen; 11) Schwanz und Sicheln; 12) Gestalt; 13) Haltung; 14) Alter; 15 Allgemeine Färbung des Gefieders.

Es sind das 15 Merkmale, die bei der Prämiierung zur Beurteilung gelangen; nehmen wir nun auf jedes dieser einzelnen Merkmale die Punktzahl zu 6 an, so müßten als höchster Grad der Vollkommenheit: 6 × 15 = 90 Punkte erreicht werden. Ein absolut tadelloses Rassehuhn wird aber in Praxis kaum vorkommen, und es wird deshalb vollkommen genügen, wenn man

85 Punkte als vorzüglich
80 „ sehr gut
75 „ gut
70 „ befriedigend
65 „ mittelmäßig

erachten wird, und dem entsprechend die Preisverteilung vornimmt.

Probe-Schema des Hrn. A. Hayn-Liegnitz für ein Paar Hühner, Hahn und Henne.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	
Katalog-Nummer	Kamm	Kopf	Ohrscheibe	Glocken resp. Haube	Hals	Brust	Rücken	Flügel	Schenkel und Füße	Zehen	Schwanz	Gestalt	Haltung	Alter*)	Befiederung	Summa
1. Hahn	3	5	4	5	6	6	6	4	3	5	4	5	5	2	6	69 } 146
Henne	3	5	5	5	5	6	6	5	5	6	5	6	5	4	6	77
2. Hahn 2c.																

*) Das 1. Jahr zählt = 6 Punkte; das 2. Jahr = 5 Punkte; das 3. Jahr = 4 Punkte; das 4. Jahr = 3 Punkte; das 5. Jahr = 2 Punkte; das 6. Jahr = 1 Punkt.

Bei diesem System ist unerläßlich, daß Hahn und Henne ausgestellt werden und bei ganzen Gruppen muß diejenige Henne näher bezeichnet werden, welche prämiiert werden soll.

Dieses Formular hat den großen Vorzug der Einfachheit und leichter Faßlichkeit, ist gut durchführbar, und wird vom Verfasser allen Geflügelfreunden, welche sich für einen „Deutschen Standard" des Hausgeflügels interessieren, aufs wärmste zu genauer Prüfung empfohlen. In Deutschland existieren doch auch vielerlei gute und feine Rassen, die wir im Englischen »Poultry Book« und »Book of Pigeons« vergeblich suchen, welche daher im eigenen deutschen Standard aufzunehmen und zu charakterisieren wären.

Ein andres Geflügel-Prämiierungs-System wird in der Neuzeit (Leipz. Geflügel-Ztg. 18. Juli 94, Nr. 29) von Hrn. A. Hink, Tierarzt in Lörrach, vorgeschlagen, das seiner Klarheit wegen ebenfalls sehr zu beachten ist.

Als Grundlage der Prämiierung muß die Rasse und das Einzeltier, bezw. der Stamm (1,1) genommen werden.

Prämiierungs-Schema des Hrn. A. Hink.

Katalog-Nummer	Kopf mit Schnabel, Gesicht und Auge	Kamm	Ohrscheiben und Kammlappen	Hals	Rumpf im Ganzen	Brust	Rücken	Flügel	Schwanz	Beine (Schenkel Läufe und Zehen)	Rasse und Gefieder (Farbe)	Körpergröße und Haltung	Gesamt-Erscheinung	Summa	Bemerkungen
1. 1,0	3	2,5	2	2	3	2	1	2	1	2	3	2	4	29,5	61 I. Pr.
2. 0,1	3	3	1,5	3	2	1,5	2	2	2	2	2	3	5	31,5	

Einige weitere Standard-Formulare findet der Leser im Verlaufe der Beschreibungen unserer Rassehühner.

1. Gruppe. **Wilde Bankivas,** Gallinaceae ferae.*)

Asiatisches Wildhuhn, Dschungelhuhn, Wildes Bantam. Coq sauvage de l'Asie, *Buffon* 1769. — Jungle Fowl, *Jerdon* 1864.

Den Kennzeichen, welche für die Familie angegeben sind, ist dieser Wild-Gruppe noch beizufügen: Der Kamm ist viel schwächer entwickelt, als bei unsern Haushühnern, bei den Hennen oft so schwach, daß man im Kopfgefieder danach suchen muß, um die Kopf- und Kinnläppchen zu finden; der 14fedrige Schwanz wird nur halb aufrecht getragen, mehr nach Weise der Fasanen, ein halber Schleppschwanz; die Größe ist auch geringer als bei unsern Landhühnern, trotzdem sind sie aber kräftiger und flinker, das beweisen ihre Kämpfe mit viel größern Haushähnen, die sie mit ihren Sporen „wie von Stahl" stets in die Flucht jagen. Dabei sind alle Wildhühner von unvergleichlicher Schönheit und übertreffen die Haushühner an Glanz des Gefieders, so schön auch ein wildfarbiger Landhahn immer sein mag. — In Bengalen, wo Wildhühner als Marktware feil geboten werden, bezeichnet man sie — den großen Haushähnen gegenüber — als „Halbhühner", schätzt aber das Wildbret nicht sonderlich.

Das Gewicht der Wildhühner beträgt etwa 800—1000 gr für den Hahn; 600—800 gr für die Henne. Länge des Hahns ca. 600 mm, Schwanz 267 mm. Länge der Henne 421 mm, Schwanz 172 mm.

Die Wildhühner bewohnen fast das ganze warme Asien, besonders Centralasien samt Inseln; längs des Himalaya noch in 4000 Fuß Meereshöhe; südwärts von diesem riesigen Gebirgszug ganz Vorder- und Hinterindien, samt den großen

*) Was die lateinische Synonymie unsrer Altmeister für die Hühnerrassen betrifft, so kann man von derselben fast ganz absehen. Linné beschreibt in seiner Fauna suecica, 1746, nur 4 Rassen; in Systema Naturae 1758, 5 Rassen; in demselben, Ausgabe 1766, finden wir 7 Rassen, nämlich: Phasianus gallus, cristatus, ecaudatus, morio, lanatus, crispus, pusillus (bentamensis, Albin). Damit sind bei Linné die Rassenhühner abgemacht. — In Gmelin (=Linné) 1788, finden wir 15 Rassen. — In Buffon (Uebersetzung 1776) sind zwar 19 Rassen beschrieben, aber so unklar, daß man dadurch nicht belehrt wird. — Das Werk von dem berühmten Holländer-Ornithologen, C. J. Temminck: »Histoire naturelle générale des Pigeons et des Gallinacées, 3 Vols, Amsterdam 1813—15« enthält viel hieher Bezügliches, ist aber schwer erhältlich. — A. Brehm beschreibt 4 Arten Wildhühner, und geht bei Erwähnung der Haushühner in keine Details ein. — Somit hat Verfasser für lateinische Synonyme keine anerkannte Grundlage, und ist auf die einfache Uebertragung der deutschen Ueberschriften ins Latein angewiesen.

und kleinen Sundainseln: Sumatra, Java, Borneo; die Inseln Celebes und Timor sind ebenfalls noch zu nennen. Das ist eine ungeheure Länderstrecke von der Größe ganz Europas, soweit dies bewohnt ist. Wahrscheinlich ist aber mit dieser Angabe ihr gesamtes Wohngebiet nicht erschöpft, denn diese Wildhühner, welche sich in den undurchdringlichsten Dschungeln (Wildnisse von Bambus, hohen Gräsern und Gestrüppdickichten) aufhalten, sind sehr wachsam und vorsichtig, deshalb sehr schwierig in dieser Wildnis zu beobachten, wie schon erwähnt wurde. Bei den australischen Wilden und bei vielen Südseeinsulanern fanden die ersten Entdecker und Seefahrer auch kleine Haushühner vor, welche wohl auf diese Gruppe zurückzuleiten sind.

Dem Verfasser stehen über Wildhühner nur wenige Quellen zu Gebot, die als zuverlässige bezeichnet werden können. Dr. E. Baldamus beschreibt in seinem Hühnerbuch 1876 4 Arten. — Dr. A. Brehm 1882 dieselben Arten. — Dr. Reichenow 1882 (Vögel der zool. Gärten) kennt 6 Arten, welche Indien und die Malayischen Inseln bewohnen, und beschreibt 5 Arten. Hier werden beschrieben: 4 Wildhühner.

Das Wilde Bankivahuhn. Gallus Bankiva, *Temminck.*

Taf. 1, Fig. 1, Hahn.

Ayam-Bankiva (auf Java), Wildes Bantam. Tetrao (Coturnix) ferrugineus*, *Gmelin* 1788; Gallus Bankiva*, *Temmink* 1815; G. tahitensis, *Hartlaub;* G. ferrugineus, *Baldamus* 1876; *A. Brehm* 1882; *Reichenow* 1882.

* Gmelin setzte dies Wildhuhn in die Abteilung Coturnices (Wachteln); die Beschreibung Gmelins ist dem Werke des französischen Reisenden Sonnerat, 1782, entnommen und stimmt nicht für das Bankiva, sondern für das Sonnerathuhn. Deshalb wählen wir zur Ueberschrift den von Temminck gegebenen Namen, der auch die erste richtige Beschreibung in seinem Werke: „Hist. nat. gen. des Pigeons et des Gallinacées, Amsterdam 1813, Seite 87—91“ veröffentlichte. (Siehe auch die Synonymie beim nächstfolgenden Sonnerathuhn.) — Der französische Reisende Lechenault war der Entdecker dieses Huhns, das er in Java fand und in 3 Exemplaren an die Pariser Naturaliensammlung einschickte. Lechenault selbst scheint mehr Sammler als Litterat gewesen zu sein, denn Verfasser fand von demselben keinerlei Veröffentlichungen und konnte in den ihm zu Gebot stehenden Werken nicht einmal die Jahreszahl finden, in welcher Lechenault die Insel Java bereiste. Ja, er konnte nicht einmal dessen richtig geschriebenen Namen feststellen. Temminck schreibt in seinem Werke von 1813: Mr. Laischenau; — Brandt und Ratzeburg 1829: Lechenaud; — Professor Oken 1837: Leschenault und Lechenault. — Dessenungeachtet soll uns sein Name eingedenk bleiben, da dieser aufmerksame Reisende das sichere Urtier unserer Haushühner entdeckte. In den Lechenaultschen Hühnern erkannte Temminck und alle andern, die sie sahen, sofort die Urahnen unserer Haushühner. Noch ein anderes Wildhuhn sandte Lechenault unter dem Namen ‚Jagohuhn‘ an das Pariser Museum, das aber ohne Einfluß für Erweiterung unsrer Kenntnisse geblieben ist. Lechenaults Todestag fällt in das Jahr 1826. — Temminck hat in seinem Hühnerbuch, 1813, ausführliche seitenlange Beschreibungen dieser Wildhühner gegeben, die wir füglich entbehren können, und dafür auf die guten Abbildungen verweisen, welche dem Leser verständlicher sind. Temminck findet unter allen bekannten Wildhühnern das Bankivahuhn unserem Haushuhn am meisten ähnlich, nur daß sie den Schwanz niedriger, „fasanenartig“ tragen. „Dieses Wildhuhn, sagt Temminck, ist eine ganz neue Art. Der Reisende Laischenau, auf den ich (Temm.) mich in meiner Geschichte über die

Tauben mehrmals berufen habe, hat diese Wildhühner, Hahn und Henne, von der großen Sundainsel Java mitgebracht. Die Bewohner des Innern bezeichnen sie mit dem Namen ‚Bankiva', welche Bezeichnung*) wir beibehalten, weil dieselbe in dieser Sprache jedenfalls eine Gewohnheit oder Eigenschaft ausdrückt, welche der Rasse eigentümlich ist." Soweit aus Temminck.

Denselben Eindruck wie auf Temminck macht es auch auf jeden andern Beschauer. Wenn man zum erstenmal einen Bankivahahn sieht, so ist die Aehnlichkeit in der ganzen Gestalt und Struktur des Gefieders, welche er mit unserem gemeinen wildfarbigen Haushahn hat, in der That eine überraschende, und wer überhaupt geneigt ist, für unsre Haustiere nach den Stammtieren zu suchen, kann nicht umhin, diesen Wildling sofort als das Stammtier unserer Haushühner zu betrachten, wie dies auch von allen Autoritäten angenommen ist. Die Größe allein macht einen Unterschied, denn das Wildhuhn ist zierlicher, schlanker in Form und leichter von Gewicht als ein wildfarbiges Landhuhn, aber — wie bemerkt — dennoch kräftiger.

Beschreibung des Hahns. (Siehe auch Abbildung.) Die Halsfedern sind schmal und lang, bilden einen Kragen und sind von Farbe prächtig goldbraun; der Rücken ist rotbraun; die verlängerten Federn des Unterrückens rotbraun, aber jede Feder mit orangegelbem Saum; Flügel und Deckfedern glänzend schwarz mit grünem Schiller; die mittleren Deckfedern des Flügels aber schön kastanienbraun; die ersten Schwingen sind schwärzlich, die zweiten Schwingen außen kastanienbraun gesäumt, die dritten Schwingen glänzend schwarz. Die Schwanzfedern sind schwarz, mit schönem grünem Glanz; die Schwanzdeckfedern gesichelt und von schöner Orangefarbe; der Unterkörper ist schwarz, das Gefieder aber ohne Glanz; ebenso die Schenkelfedern, nur in der Mitte glänzend. Der gezackte Kamm, Gesicht und Kinnlappen sind rot, die Ohrläppchen weiß; der Schnabel bräunlichschwarz; das Auge orangerot; die Füße schieferschwarz.

Die Henne ist kleiner, Kamm- und Fleischlappen nur angedeutet, die nackte Stelle ums Auge ist blaßrötlich; der Schwanz wird ebenfalls weniger aufrecht, sondern mehr wagrecht getragen. Der obere Teil des Gefieders ist von Farbe hellbräunlich, fein schwärzlich gewellt; der untere Teil des Körpers ist rotbraun; die Nackenfedern schwarz, gelbbraun gesäumt; Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz.

Länge des Hahns 65, Fittiglänge 22, Schwanz 27 cm. Gewicht 2 Pfund. — Die Henne mißt 43, Schwanz 17—18 cm. Gewicht 1 ½ Pfund.

Beim Wilden Bankiva sind übrigens auch einige Abänderungen bemerkbar. Die Bengalische Rasse, welche den Norden von Vorderindien samt Ceylon bewohnt; — die Burmesische Rasse bewohnt den Nordwesten von Hinterindien; — die Malayische Rasse findet sich im südlichen Teil von Hinterindien, einschließlich der Halbinsel Malakka, Sumatra und andrer Sundainseln bis Timor. Diese Aenderungen bestehen in Farbenverschiedenheiten des Unterkörpers. Die Bengalen sollen unten ins Braune variieren, die Burmesen (Hinterindien) ins Schwarze, und bei den Sundainsulanern soll eine Rasse mit Perlaugen und gelbgrünlichen Beinen vorkommen, sonst den vorigen gleichen. Diese Unterschiede sind zwar unerheblich, zeigen aber, daß auch das Wildhuhn zu Abänderungen etwas neigt, wie es freilich bei seinen domestizierten Vettern in sehr hohem Grade der Fall ist.

Die Verbreitung der Bankivahühner erstreckt sich über ganz Vorder- und Hinterindien, besonders über dessen Norden und Osten, samt den Großen und

*) Verfasser glaubt, daß sie einen landschaftlichen Bezirk benennt, in dem Lechenault diese Wildhühner entdeckte.

kleinen Sundainseln. Sie halten sich am Rande jener herrlichen Wälder in den angrenzenden Dschungeln auf; besonders wenn sie nach angebauten Feldern wechseln können und Viehweiden in der Nähe finden, wo sie gerne einfallen. Auch lieben sie die Nähe eines Gewässers. Diese Dschungeln sind gewöhnlich feuchte Niederungen, aber bedeckt mit — für Menschen — undurchdringlichem Gestrüpp und Schilfdickicht, hohen Gräsern, wie mit den mehrere Meter hohen steifen Alang-Alanghalmen und Bambusrohrdickichten, mit wirrem Flechtwerk baumartiger Schling- und Kletterpflanzen überzogen, die sich über unabsehbare Reviere ausbreiten. Diese Dickichte sind auch der Aufenthalt von Hyänen, Luchsen, Tigern, Leoparden, Elefanten, Rhinozerossen, Ebern, Antilopen, Affenscharen, Rudeln von Hirschen, Riesen- und kleineren Schlangen, vielen prächtigen Vögeln, Fasanen, Pfauen u. s. w. Alles Raubwild ist auch unsern Wildhühnern gefährlich. — Die prachtvolle Flora der Dschungeln hat vieles Interessante und Eigentümliche, denn die feuchte Hitze des Terrains ermöglicht auch das üppigste Gedeihen vieler Pflanzen und Insekten, welche sonst nur in heißen Ländern vorkommen, und die Vegetation bildet einen merkwürdigen Uebergang von derjenigen der Tropenländer bis zu derjenigen der Vorberge höherer Gebirgszüge, bis zu 4000 Fuß unbedingter Höhe. Hier finden die Hühner immer eine reich besetzte Tafel von allen nur erdenklichen Arten Insekten, besonders Käfern, Ameisen, Termiten, Larven, Schnecken, Würmern, Körnern, Beeren, Knospen, zarten grünen Blättern, kurz, von lauter Futterstoffen, welche auch die Haushühner bei uns so begierig aufsuchen.

Die Wildhühner zeigen außerordentlichen Mut, kämpfen mit ihren Nebenbuhlern auf Leben und Tod um die Weibchen, bis sie ihr Kontingent, etwa 4 bis 6 Hennen, beisammen haben, welche sie teils durch ihre ausgezeichnete Wachsamkeit, teils durch ihre Kraft gegen ebenbürtige Feinde mutig schützen und verteidigen und dabei nicht selten Sicherheit und Leben aufs Spiel setzen, daher auch weit öfter der Hahn seinen Feinden erliegt, als die Henne. Es ist deshalb als weise Einrichtung der Natur zu betrachten, daß aus den Gelegen mindestens ebenso viele Hähne als Hennen auskommen, wodurch die Fortdauer der Art eine gesicherte ist, weil die umgekommenen Hähne sich leicht wieder durch andere ersetzen.

Für die Brut sucht jede Henne im April ein wohl verstecktes Plätzchen, scharrt eine Vertiefung, belegt sie mit wenig dürren Pflanzenteilen, oder auch gar nicht, und legt 8—12 Eier, welche durchschnittlich 47 + 38 mm messen. Diese sind hell lederfarbig, mit etwas Glanz, gegen das Licht inwendig gelbbräunlich durchscheinend. Die Form ist etwas gestreckt, an der Basis zugerundet, nach der Höhe allmählich, dann schnell abfallend; die Schale ist stark, die Schmelzmasse glatt, von feinem Korn, flachen aber ziemlich großen Poren, die man deutlich sieht. Es kommt sonach dieses Ei mit einzelnen unserer zahmen Hühner überein, doch mangeln ihm die tiefen, punktförmig ausgehenden Poren, die man bei jenen fast stets findet. Gewicht eines ausgeblasenen Eies 3,45—4 gr. Ein Gackern nach dem Eierlegen hört man von einer Wildhenne nicht, denn sie ist viel zu schlau, ihr Nest durch irgendwelche Kundgebungen zu verraten. Anders benehmen sich freilich unsre Haushühner, bei welchen des Lärmens beim Eierlegen kein Ende ist. Die Eier werden 21 Tage bebrütet und die ausgeschlüpften Dunenjungen, welche oben gelbbräunlich mit dunkelbräunlichen und schwärzlichen Rückenstreifen und verschiedenen Flecken, unten blaßgelblich sind, werden von der Mutter im Aufsuchen des Futters unterrichtet, welches anfangs aus kleinen Insekten, besonders aus Ameiseneiern und Termitennymphen besteht, bei Tage öfters, bei Nacht immer, unter Flügel- und Bauchfedern genommen und daselbst erwärmt. Gegen Feinde retten sich die Jungen auf den gegebenen Warneton der Mutter durch blitzschnelles Verstecken, womit sie meisterhaft umgehen können, während die Alte sich ins dichte Gebüsch

— vexierflatternd und schreiend — rettet, den Feind dadurch auf sich selbst lenkt, endlich still und rasch entflieht, nach entfernter Gefahr zu ihren Kinderchen zurückschleicht und sie leise zusammenlockt. Gegen schwächere Feinde verteidigt sie dieselben mit Mut und Wut. Nach 8 Tagen können sie schon flattern, mit 14 Tagen ziemlich fliegen, und sobald es möglich, bäumen sie bei Nacht auf, indem sie der lockenden Mutter nachfolgen, welche sie unter Flügeln und Bauchgefieder versteckt, so gut es angeht. Nach einigen Monaten, wenn sie völlig befiedert und selbständig werden, halten sie sich nicht mehr in enggeschlossener Kette, sondern bewegen sich freier, ohne sich jedoch weit voneinander zu entfernen, schlafen aber gern gemeinschaftlich auf Zweigen, bis im nächsten Frühjahr die Kämpfe der Hähne um die Weibchen wieder beginnen und neue Familienbande geschlossen werden. — Ob sich die alten Hühner an den einmal erwählten siegreichen Hahn so lange halten, als dieser seinen Stand zu behaupten vermag, ist nicht ermittelt, doch ist anzunehmen, daß dies ähnlich, wie bei den Haushühnern der Fall ist.

Der Bankiva-Wildhahn ist, wie schon bemerkt, ein sehr schöner Vogel; sein Benehmen ist wohl im allgemeinen dem unsres Haushahns entsprechend, nur ist leicht zu erachten, daß der Wildling — seiner Sicherheit wegen viel vorsichtiger, aufmerksamer, mehr auf seiner Hut, mit einem Wort flüchtig und wild ist, sich deshalb auch viel stiller verhält als ein Haushahn, der so häufig, fast bei allen Veranlassungen kräht. Auch wird der Sichelschwanz nicht so aufrecht getragen wie beim Haushahn, der als ein in Sicherheit lebender stolzer Vogel denselben stets senkrecht aufstellt, sondern beim Wildhahn „fasanenartig" mehr wagrecht gelegt, wie es sich zum Durchschlüpfen des Dickichts auch naturgemäßer eignet. Noch lautloser, ängstlicher und flüchtiger ist die sehr bescheiden gefärbte Henne, was zweifelsohne seinen Grund in den vielen feindlichen Tieren hat, welche mit ihnen die Dschungeln bewohnen. Ein Warneton des Hahns scheucht sie augenblicklich ins dichteste Gestrüpp, welches sie schneller als eine Schlange durchwinden und sich unsichtbar machen; wenn die Gefahr näher kommt, suchen sie sich wohl auch durch Fliegen zu retten, werfen sich aber bald wieder ins Dickicht, um die Flucht lieber zu Fuß fortzusetzen. Sie sind deshalb äußerst schwierig mit Schießgewehr zu beschleichen, und man erbeutet sie daher leichter in Fußschlingen, indem man diese in ihren Gängen an gut gewählten Plätzen in Menge anbringt und die Hühner durch Anschlagen ans Buschwerk und Klappern darauf hintreibt. — Der Lauf der wilden Hühner ist leicht und zierlich, wenn es sein muß, außerordentlich schnell und anhaltend, und im Durchkriechen des Gebüsches sind sie unübertreffliche Meister. Der Flug ist zwar etwas rauschend, doch aber leicht und gewandt, geht aber nur im Notfalle oder bei besondern Veranlassungen über weite Strecken. — Der Wildhahn ist kein so starker Schreihals wie unser Haushahn, die Stimme ist etwas gedämpfter, um sich seiner gefährlichen Nachbarschaft nicht zu verraten; es ist ein einfaches helles Krähen, das wie „gä-krik" lautet; der Warneton ist ein gedehntes „krüü"; von der Henne hört man ein gackerndes „gaak", kürzer als bei den Haushühnern, einen Lockton für die Jungen wie „gluck gluck", ein warnendes „zie", und noch verschiedene ähnliche Töne, die man auch von unsern Haushühnern zu hören gewöhnt ist.

Ihre Nachtruhe halten die Wildhühner niemals auf ebenem Boden, sondern stets in der Höhe des Dschungelngebüsches oder auf den Baumästen der angrenzenden Waldbäume, in mittlerer Höhe und nicht nahe beim Stamm, sondern entfernt von demselben, wobei sie sich ganz lautlos verhalten. Vor Sonnenaufgang lassen die Hähne ihr kurzes Krähen hören; nach aufgegangener Sonne fliegen sämtliche Hühner auf den Boden und gehen nun ihren Nahrungsgeschäften nach. — Wenn man die Eier durch zahme Zwerghühner ausbrüten läßt, und sich nachher

mit den erzielten Dunenjungen viel abgiebt und sie gut verpflegt, werden sie sehr zahm, obgleich der Trieb zum weiten und freien Umherschweifen noch sehr vorherrscht, wodurch manche wieder verloren gehen. Beim Aufziehen müssen die Jungen in der ersten Zeit als Insektenfresser behandelt werden. — Zu bemerken ist jedoch, daß diese Jungen in zweiter Generation, von Jugend auf fest gezähmt, nicht wieder so leicht verwildern, wie dies z. B. bei auferzogenen Wild-Enten vorkommt, welche jede Gelegenheit benützen, wieder in ungebundene Freiheit zu kommen. Man hat auch versucht, gezähmte Bankivas in geeigneten Waldungen einzubürgern, es ist aber nirgends gelungen, sie wieder zum Verwildern zu bringen. Ein fest gezähmtes Huhn hält sich gerne zum Menschen auch in dessen primitivsten Verhältnissen und sucht Schutz in seiner Reisighütte. Es bestätigt so den Charakter des wahren Haustieres, sich ohne viele Mühe dem Haushalt des Menschen anzuschließen. — Auch alte Wildlinge sind zähmbar, taugen aber nicht zum freien Lauf, da sie gerne das Heimkommen vergessen.

Wir lesen auch noch von mehreren Wildhühnerarten, außer den hier beschriebenen. Der englische Forscher C. T. Jerdon versichert aber aufs bestimmteste, daß Blendlinge der nebeneinander wohnenden Wildhühnerarten nicht selten vorkommen, welche von manchen Forschern und Speciesfabrikanten als „Arten" aufgebauscht und beschrieben werden, welcher Rang ihnen aber nicht zukommen dürfe. Bei der noch sehr lückenhaften Geschichte der Wilden Kammhühner seien solche Novitäten nur mit Vorsicht aufzunehmen. — Prof. Giebel zählt in seinem »Thesaurus« 12 Wildhuhnarten auf. Einstweilen bleiben wir bei den hier aufgeführten 4 Arten.

Das Sonnerat-Huhn. Gallus Sonnerati, *Temminck*.

Taf. 1, Fig. 5, Hahn.

Phasianus gallus, *Sonnerat** 1782 (welcher diese Wildhühner für die Stammeltern unsrer Haushühner gehalten hat). — Tetrao ferrugineus*, *Gmelin* 1788. — Gallus Sonnerati*, *Temminck* 1813; *Baldamus* 1876; *Brehm* 1882; *Reichenow* 1882. — Phasianus indicus, *Leach* 1816.

* Durch Jahrzehnte wurde dieses Huhn unter den zwei zuerst bezeichneten Namen für das Stammtier unsrer Haushühner gehalten, bis Temminck das Lechenault'sche Bankiva zur Veröffentlichung brachte und als das richtige Stammtier erklärte. Die Federstruktur des Sonnerathahnes ist übrigens auch wesentlich verschieden von der des Bankiva.

Der Gestalt nach hat dieses Wildhuhn wohl große Aehnlichkeit mit dem Bankiva, um so mehr weicht aber die Färbung des Gefieders ab, und auch die Beschaffenheit der Federstruktur ist, wie erwähnt, sehr unähnlich.

Beschreibung des Hahns. Gezackter Kamm, jederseits ein Kehllappen am Schnabel. Die Halsfedern sind sonderbar beschaffen; sie sind schmal und lang, von Farbe dunkelgraulich, aber jede Feder gehoben durch einen weißen Schaft und 2 gelbe Flecken, wovon der orangegelbe Endfleck sich zu einer hornigen Platte erweitert, wie man es beim Seidenschwanz ebenfalls antrifft; eine eigentümliche Federgestaltung (Pastor Baldamus vergleicht sie mit einem Tropfen gelben Siegellacks). Oberseite schwarz, fein weiß gestrichelt; Unterkörper schwarz, mit breiteren weißen Strichen; kleine Flügeldeckfedern an ihren Spitzen in kleine gelbliche Hornplättchen verschmelzend; die Schwanzfedern sind glänzendgrün, der Glanz an den Seitenfedern schwächer; die obern Schwanz-Deckfedern sind glänzend purpurrot, die mittlern Schwanzfedern schwarz; die Aftergegend schmutzig bräunlich; die Unterschwanzdeckfedern schwarz mit weißen Schäften. — Der Schnabel ist gelblich hornfarben; Kamm, Gesicht und Kinnlappen rot; Iris orangerot; Füße gelblich oder bräunlich. Die Henne ist oben braunscheckig, mit blasseren Schäften an den Flügeldeckfedern, und feinen schwarzen Wellen; Flügel hellbraun; Unterkörper schwarz,

breit weiß gestrichelt, in der Mitte fast weiß, das nach den Seiten, nach dem Schenkel und nach den untern Schwanzdeckfedern in dunkelbraun übergeht; Schwingen dunkelbraun, teilweise gefleckt; Schwanzfedern schwärzlich, an den Rändern braunscheckig.

Größe und Gewicht des Hahns und der Henne etwa wie beim Bankiva.

Seine Heimat ist in Vorderindien die südliche Hälfte; in Centralindien trifft dies schöne Huhn häufig mit dem Bankiva zusammen; häufig ist es auch der ganzen Malabarküste entlang, wo es die Alang-Alang-, Bambus- und Dschungeldickichte bewohnt. In der Hauptstadt Madras wird dies Huhn häufig zu Markte gebracht.

Die Henne legt vom März bis in den Mai 8 bis 10 Eier von gelblicher Lederfarbe unter ein Bambus- oder andres Gebüsch, welche 3 Wochen bebrütet werden. Diese Wildhühner sind schwerer zu zähmen als die Bankivas, wenn sie aus den Dschungeln kommen. Sie brüten aber in Gefangenschaft bei schon gezähmten Hühnern. Das Krähen des Hahns ist abgebrochen, und weder dem Krähen des Bankiva, noch dem der gezähmten Rassen sehr ähnlich, aber schwer durch Worte auszudrücken, etwa wie: „gar-ar-ar-rug."

Dieses Wildhuhn wurde von dem im Jahre 1814 verstorbenen französischen Reisenden Sonnerat entdeckt. Als er im Jahre 1781 von seiner ostindischen Reise nach Frankreich zurückkehrte, übergab er mehrere Exemplare an das naturhistorische Museum in Paris, welche daselbst aufgestellt wurden und solange für die Stammeltern der Haushühner gehalten wurden, bis Lechenault das Bankivahuhn brachte das nun seiner frappanten Aehnlichkeit wegen allgemein als das richtige Stammtier angenommen wurde.

Das Dschungelhuhn. Gallus Stanleyi, *Gray*.

Gallus Stanleyi, *J. E. Gray* 1830; *A. Brehm* 1882; *Reichenow* 1882. — Gallus Lafayetti, *Lesson* 1831; *Baldamus* 1876. — G. Kikirivulli, *Temminck*. — G. lineatus, *Blyth* 1846.

Dieses Huhn hat wiederum viele Aehnlichkeit mit dem Bankiva; ist aber unten rotbraun.

Beschreibung des Hahns. Mit schwach gezacktem Kamm und Lappen jederseits am Schnabel. Die Halsfedern sind lang und schmal, schön orangegelb; die Federn des Vorderhalses, der Brust, des Rückens, der Schultern und Flügel rötlichbraun, mit goldbraunen Säumen, jede Feder mit rotbraunem Schaftstrich; Kehle und Oberschwanzdecken glänzend schwarzblau. Die Sattelfedern sind breit und nach der Spitze abgerundet (nicht lanzettförmig). Kamm und Kinnlappen rot, die Füße fleischfarben, das Auge perl- oder grünlichweiß.

Die Henne hat einen sehr kleinen, kaum bemerkbaren Kamm; das ganze Gefieder ist von unscheinbarer Rebhuhnfarbe. Größe und Gewicht wie bei Vorstehenden.

Diese Wildhühner werden hauptsächlich auf Ceylon gefunden, sie sollen aber auch auf dem indischen Festland, selbst auf Java vorkommen, wo sie die Dschungeln bewohnen, leben und brüten wie ihre Verwandten. Sie sind sehr schwierig zu zähmen, erzeugen aber mit domestizierten Hühnern nicht selten Blendlinge. Dieser „Schwerzähmbarkeit" sollte man kein allzugroßes Gewicht beilegen, denn kurz angestellte Proben, wie sie Reisende in Indien machen können, bringen keinen Beweis hiefür, da zu einer förmlichen Domestikation doch mehr Zeit gehört. Neben unsern plumpen Hausenten leben noch heute die gewandten und flugfähigen Stockenten in ihrer ursprünglichen Wildheit, welche — alt eingefangen — noch schwie-

riger zu zähmen sind, als wilde Dschungelhühner. — Die Eier dieser Hühner sind ebenfalls blaß ledergelblich. Das Krähen des Hahns klingt, nach Tennant, wie „George Joy".

Das Gabelschwanz-Huhn. Gallus varius, *Shaw*.

G. varius, *Shaw* 1810; *Baldamus* 1876; *Reichenow* 1882. — G. furcatus, *Temminck* 1815; *A. Brehm* 1822. — G. javanicus, *Horsfield* 1820. — In Java: Gangegar.

Ein eigentümliches und bis jetzt selten nach Europa gebrachtes, sehr interessantes Huhn.

Beschreibung des Hahns. Der Kamm nicht gezackt, sondern klein und glattrandig, halbmondförmig; nur ein einziger Fleischlappen an der Kehle, wodurch sich dieser Hahn sofort kennzeichnet. Die Halsfedern sind kurz, schuppenartig, schwarz mit Metallglanz; ebenso der Oberrücken; Schulterfedern schwarz mit orangefarbigen Säumen; Bürzelfedern schwarz, blaßgelb gesäumt; Unterkörper mattschwarz. Der glänzend grünschwarze Schwanz teilt sich gabelförmig, indem sich seine beiden Mittelfedern nach außen biegen. Der kleine Kamm ist zweifarbig, unten bläulichrot, nach oben purpurrot; ebenso der Kinnlappen, an der Vorderseite dunkelkarmin, nach hinten gelb; die Beine sind blaugrau.

Die Henne ist kleiner, und am Kopf bemerkt man weder Kamm noch Kinnlappen. Die Halsfedern sind gebildet wie beim Hahn und grünlich, die Oberteile grau, bräunlich überflogen, die Unterseite von graulicher Färbung.

Bis jetzt wurde das Vorkommen dieses Wildhuhns nur auf den Sundainseln: Java, Lombock, Sumbava und Flores festgestellt, wo es — nach Dr. Bernstein — die Alang-Alangwildnisse und Strauchdickichte unterhalb 3000 Fuß Höhe bis herab an den Meeresstrand bewohnt. Es ist sehr scheu und in jenen Dickichten meist nur zu hören, nicht zu sehen. Bei Tagesanbruch kräht der Hahn fleißig sein „kükrüü" zweisilbig, und verrät dadurch seine Gegenwart. Die Henne ruft kurz „ruck ruck". Ihr Futter besteht in Sämereien, Knospen, Insekten, Käfern, Termiten u. a. In Gefangenschaft füttert man sie mit Reis und einem Gemisch von zerriebenem Brot und Fleisch.

Das einfache Nest findet man am Fuße der dichten hohen Alang-Alanghalme; ein solches enthält 6—10 Eier von erbsengelber Farbe, welche 46 + 36 mm messen. Im übrigen verweisen wir den Leser auf das Bankiva.

* * *

Damit schließen wir diese etwas magern Berichte über die Wilden Kammhühner, und müssen es der Zukunft anheimstellen, ob nicht noch einige weitere Arten hinzukommen. Insbesondere aber wünscht Verfasser, daß über die Naturgeschichte dieser Wildhühner ausführlicheres und genaueres bekannt werden möge. Aber die meisten Reisenden, welche Naturalien sammeln, haben leider zu wenig Muße für länger andauernde Beobachtungen in fremden Erdteilen, und wir müssen uns daher oft mit den wenigen Notizen begnügen, welche sie mitbringen.

2. Gruppe. **Zahme Bankivas,** Gallinaceae bentamenses.

In dieser Gruppe finden wir die schönen und nützlichen Rassen, welche sich schon im hohen Altertum den häuslichen Einrichtungen ackerbautreibender Volksstämme in Mittelasien anschlossen, so primitiv deren Verhältnisse auch anfänglich gewesen sein mögen. Wir haben sie als das erste Geflügel zu betrachten, welches sich der Herrschaft des Menschen unterwarf, respektive sich seinen häuslichen Verhältnissen unterordnete.

Die zahmen Bankivahühner, welche wir zu dieser Gruppe zählen, sind keine — durch künstliche Züchtung in ihrem Wachstum zurückgehaltene verzwergte Hühner, d. h. eigentliche Zwerge (pumiliones), sondern normal gebildete kräftige Rassen, die den Stempel ihrer Abstammung von den Wildhühnern in Gestalt und Färbung unwiderleglich zur Schau tragen. Sie sind weit dauerhafter und widerstandsfähiger, als die großen Rassen, und selbst weniger Krankheiten unterworfen, als unsre sonst so zählebigen Landhühner. Es ist deshalb auch viel sicherer anzunehmen, daß die Zwergformen die Grundlagen sind, auf denen die Großhühner hochgezüchtet wurden, als umgekehrt.

Wir betrachten die kleineren oder mittelgroßen Landrassen als die Hühner der Zukunft, weil sie — genügsam und zutraulich — mit kleinstem Raum vorlieb nehmen, daher leichter unterzubringen sind, was bei den eingeschränkten Wohnungsverhältnissen vieler Städtebewohner (welche aber trotzdem Tierfreunde geblieben sind) hoch anzuschlagen ist. Die kleinen Rassen begnügen sich auch mit einem beschränkten Lauf, und überschreiten nicht leicht die sichern heimatlichen Grenzen, welche ihnen eingeräumt werden. Diese anspruchslosen — immer muntern Hühner werden sich gewiß im Laufe der Zeit bei unsern minder bemittelten Klassen ein freundliches Heim erobern, das sie durch ihre feinen Eier besser zu vergelten wissen, als jeder andre Hausvogel. Und wie leicht schreiten diese Hühner zur Brut, wenn man sie hiezu durch Gelegenheit aufmuntert. Wie reizend ist die Aufzucht der niedlichen Dunenjungen unter spezieller Aufsicht ihres Pflegers oder ihrer Pflegerin.

Diese Hühner stimmen in den Maßen und Gewichtsverhältnissen mit denen ihrer Ahnen überein, obgleich sie sich im Verlaufe der Zeiten an andre Himmelsstriche und andre Nahrungsmittel gewöhnen mußten, welche Umstände erwiesenermaßen sehr zum Abändern beitragen. In der That hat ein großer Teil der domestizierten Hühner durch die mitunter sehr bedeutend veränderte, sorgenlose Lebensweise und üppige Fütterung auch im Gefieder und in Körperbildung sehr augenfällige Abänderungen erlitten, wie wir im weitern Verlauf unsrer Rasse-Beschreibungen ersehen werden. — Alle aber, sowohl diese kleinern ursprünglichen, als die nachfolgenden größern Rassen, haben sich in unsre häuslichen Verhältnisse eingewöhnt, sind zahme und zutrauliche Tiere geworden, und wenn man sich wohlwollend mit ihnen abgiebt, so bewähren sie sich auch geistig als gut entwickelt, und zeigen sehr viel zutrauliche Anhänglichkeit an ihren Pfleger und ebenso an ihr angewiesenes Heim.

Als Nutzhühner verdienen die meisten Mitglieder dieser Gruppe das Prädikat: sehr gut! Ihre Eier sind zwar im Verhältnis etwas kleiner, als die unsrer gewöhnlichen „Landrassen“, aber auch entschieden feiner im Geschmack und auch nahrhafter; für Rekonvaleszenten bilden sie das zuträglichste Nahrungsmittel und geben den feinen Kibitzeiern an Wohlgeschmack nichts nach. — Für Geflügelfreunde mit kleinen Hofräumen, oder noch eingeschränkteren Gelassen, wo auch sogar die Benützung eines Höfchens in Wegfall kommt, ist das Halten dieser kleinen und schmucken Rassen aufs wärmste zu empfehlen. — Hier beschrieben: 15 Rassen.

Das Zahme Bankivahuhn. Gallus d.* b.* Bankiva.

Taf. 1, Fig. 2 u. 3 Hennen, Fig. 4 der Hahn.

Gezähmtes Dschungelhuhn, Gezähmtes Dschungelbantam, Zahmes Bantam, Wildfarbiges Bantam. — Gallus bentamensis*, *Albin* 1750; Linné citiert 1758—66; — Gallus banticus*, *Brisson* 1760; *Gmelin* 1788.

* Mit dem Namen: „Bantam“ bezeichneten ältere Autoren die kleinen Hühner, Wild- wie Haushühner; zuletzt wurden alle Zwerghühner, die man auch „Halbhühner“ nannte, mit dem lateinischen Wort »bentamensis« bezeichnet. Da man nun ein Haushuhn auch noch im Lateinischen mit domesticus zu bezeichnen hat, so würden wir für die Ueberschrift „Zahmes Bankivahuhn“ nicht weniger als vier lateinische Wörter anwenden müssen: Gallus domesticus bentamensis Bankiva. Das ist zu viel, deshalb kürzen wir domesticus bei den folgenden Arten ab, und setzen statt dessen d., für bentamensis setzen wir einfach b., was wir den Leser zu beachten bitten.

Beschreibung des Zahmen Bankiva. Dieses Huhn steht seinem Wildstamm am nächsten in Größe, Figur und Färbung. Wenn der Hahn die Wildfarbe trägt, so ist er kaum von seinen wilden Vettern zu unterscheiden.

Wildfarbe*) wollen wir der Kürze halber die Färbung benennen, welche am meisten der Farbe unsrer „Wilden Bankivas“ entspricht, nämlich: orangegelbe und orangerote Halsschmuck- und Sattelfedern, purpurbrauner Rücken, dunkelgrüne Flügeldeckfedern, schwarzgrün schillernde Schwanz- und Sichelfedern und schwarzer Unterleib. Kamm und Glocken sind rot, der Schnabel bräunlich; das Auge orangerot; die Füße schieferschwarz. — Die Henne in Wildfarbe ist oben hellbraun, schwärzlich gewellt; Oberkopf und untere Seite rostbraun; die schwärzlichen Nackenfedern sind orangebräunlich fein gesäumt; die Schwingen- und Schwanzfedern dunkel- bis schwarzbraun. Kamm- und Kehllappen nur klein. Schnabel, Augen und Fußfarbe wie beim Hahn. — Beim Hahn beträgt die ganze Länge 65, die Flügellänge 22, Schwanzlänge 27 cm. Die Henne ist wesentlich kleiner. — Lebendgewicht ca. 2 Pfund; die Henne ½ Pfund weniger.

Mit den Abänderungen in der Farbe des Gefieders ändern auch die Farben des Schnabels und der Füße ins bläuliche, grünliche, gelbliche, fleischfarbige, bräunliche. Auch die Farbe der Augen ist veränderlich: rot, rotorange, orange, orangegelb, kastanienbraun, nußbraun, schwarzbraun. Perlfarbige Augen sind selten bei Hühnern. Die Abänderungen in der Färbung des Gefieders sind überaus zahlreich: Wildfarbe, Rotbraun, Gelbbraun, Schwarzbraun, Schwarz, immer mit grünem oder blauem Schiller, Weiß, Aschgrau, Hellgrau mit dunkelgrauen Querflecken auf jeder Feder, was einfach mit dem Namen: „Kuckucksfarbig“ bezeichnet wird. Ferner: Gefleckte Hühner, Schäcken; sind die Flecken fein und regelmäßig verteilt, in Schwarz, Braun, Rötlich oder Isabelfarbe, so bezeichnet man sie als: Porzellanschäcken. Diese Bezeichnung bedeutet also: fein und regelmäßig gefleckte Hühner.

Damit haben aber die Abänderungen noch lange ihr Ende nicht erreicht. Diese erstrecken sich auch auf die Kämme, welche sich in allen nur denkbaren Formen bilden; statt der Kämme kommen Federhauben und Federbärte; die glatten Beine befiedern sich teils mit haarartigen Federn, welche wie feiner Flaum die Beine umhüllen; bei andern Individuen fördert das Spiel der Natur solche große Latschen an den Füßen, daß die Tiere im Laufe behindert sind und zuweilen über diese Federn stolpern. Das „Naturspiel der Abänderungen“ ist fast endlos, und wir müssen uns daher — wie der Leser wohl einsieht — darauf beschränken, nur die augenfälligsten zu beschreiben.

---

*) Viele Schriftsteller bedienen sich statt des Ausdrucks: Wildfarbig, der Bezeichnung: Rebhuhnfarbig, was man als gleichbedeutend nehmen wolle.

Hahn und Henne der Bankivahühner repräsentieren die gewöhnlichen Landhühner in etwas kleinerem Maßstab, denn sie haben genau das Aussehen derselben, nur daß sie zierlicher auftreten.

Die Legfähigkeit einer gesunden Henne beträgt im ersten Halbjahre als Einleitung etwa 40 Eier, im nächsten Jahre 120—150 Eier. Die Legkraft erhält sich bis ins 6. Jahr, läßt aber mit abgelaufenem 4. Jahre nach. Die Eier sind gelblichweiß, und wie die aller Zwerghühner äußerst schmackhaft und zart; feiner als die der größern Hühnerrassen. Das Ausbrüten läßt man nicht durch größere Rassen besorgen, sondern durch die Legmutter selbst oder durch gleichrassige Glucken. Wärme und gutes Futter sind die Grundbedingungen für das Gedeihen der kleinen Dunenjungen, welche man in einem geschützten Lokal unterbringt, wo sie von feindlichen Einflüssen nicht zu leiden haben. Je länger man sie an einem solchen Platz belassen kann, desto sicherer ist ihr Aufkommen. — Ueberhaupt sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß auch erwachsene alte Bantams vor strenger Winterkälte durch gute wärmehaltende Ställe, oder durch Heizen mit Grude-Oefen, zu schützen sind, sonst erfrieren sie Kämme und Füße und verkümmern. Bis zu — 4 Grad Reaumur ist keine Gefahr, steigt die Kälte darüber hinaus, so sollten die Hühner an frostfreien Plätzen untergebracht werden. — Bei der Zucht sei man streng darauf bedacht, die Rasse nicht unter Normalgröße zu bringen, was bei Spätsommer- und Herbstbruten leicht vorkommt, d. h. keine verzwergten Bankiva zu züchten, sondern ihre Normalgröße rein zu erhalten und auf gesunde und wohl entwickelte Hühner zu achten.

Futterstoffe für die ersten vier Tage: 1) hartgekochtes Ei und feines Weißbrot, je zu gleichen Teilen; 2) Herz oder mageres Fleisch (weder Lunge noch Leber), klein zerrieben oder zerhackt und feines Weißbrot, je zu gleichen Teilen, doch eher Weißbrot vorherrschend; 3) Käsquark mit Ei vermengt und Weißbrot; 4) Eierkuchen. Sind billige Ameiseneier zu haben, so sind und bleiben diese die feinste Zugabe. Man wählt sich eine dieser Fütterungsarten und setzt sie den Küchlein vor; man wird bemerken, daß sie den ersten und zweiten Tag nur wenig verzehren, weil der vom Magen eingesogene Dotter noch nährt. Nach zwei Tagen tritt der Appetit kräftiger hervor. Schon vom dritten Tag an mengt man unter die Futterstoffe sehr klein zerschnittenes Grünes, wozu taugen: alle feinen Salatarten, Schafgarbe, zartes Gras, Schnittlauch, feine Zwiebelröhrchen, Lauch, Spinat, Boragen, Kresse; zur Zeit der Beerenreife: alle Arten kleiner Waldbeeren. Linné (und nach ihm Gmelin) bezeichnen die Beeren des schwarzen Holunder als schädlich (laeditur baccis Sambuci). Verfasser hat das nicht gefunden, denn alle Landhühner verzehren diese Beeren ohne Schaden. Das Grüne wird — wie schon bemerkt — in der ersten Zeit fein zerschnitten unter das Futter gemengt, später fest gebunden, damit die Küchlein abzupfen können, und mit Grünfutter wird auch während der ganzen Aufzuchtsdauer fortgefahren. Eine nährende willkommene Beigabe, doch gleichsam nur als Vesperbrot — nicht als Hauptfutter — ist altbackenes Weißbrot in süßer Milch erweicht. Auch saure und geronnene Milch fressen sie gerne. — Die angegebene Fütterung setzt man einen Monat fort, kann aber von der vierten Woche an noch aufgequellte Hirse beifügen, um die Hühnchen von nun an zum Körnerfutter einzuleiten. Den zweiten Monat wird am angegebenen Futter folgendes verändert: die Hirse darf jetzt nicht mehr gequellt werden, und kann die Hälfte ihres Futters ausmachen, während die andre Hälfte weiches Futter ist. Dies weiche Futter besteht beim Verfasser aus Quark mit Kleienmehl und hartgesottenem Hühnerei vermengt; bleibt vom Mittagstisch etwas Fleisch übrig, so wird dieses statt Ei genommen. Von der sechsten Woche fängt man mit etwas Kanariensamen an, und wenn an diesen gewöhnt, bleibt die teurere Hirse weg. Im dritten Monat ist Gerste die

Hälfte ihres Futters, die andre Hälfte Käsequark mit Kleie vermengt. Zur Vesperzeit, 10 Uhr vor- und 4 Uhr nachmittags, giebt man stets ein Vesperchen aus altbackenem Brot mit Milch erweicht. Im vierten Monat, wo sie schon auf dem Hof bei den andern Hühnern sind, bekommen sie nur noch ihr Vespermilchbrot und daneben etwas Gerste; man sehe darauf, daß das Mittagsvesper nicht zu kärglich ausfalle, weil es sehr zu gesunder kräftiger Entwicklung beiträgt. Damit sie von den andern Hühnern keine Konkurrenz dulden müssen, giebt man das Futter in einem Käfig oder sonstigem Verschlag mit engem Eingang, wo nur sie, nicht aber die erwachsenen Hühner durchschlüpfen können. Im fünften Monat hält man sie wie im vierten, das Vesper ist noch immer ein sehr wünschenswerter Zusatz, kann aber doch, wo sparsamer gefüttert werden will, weggelassen werden, indem man sie jetzt einfach dem Futtertrog der alten Hühner zuweist. – Bei rauher, naßkalter Witterung sucht man aber stets noch durch besseres Futter, Eier und Fleisch nachzuhelfen. — Das Wasser stellt man in sehr niederem, feststehendem Gefäß, am liebsten in einem pneumatischen Wassergeschirr, in die Nähe des Futters, so nieder gefüllt, daß ein Hühnchen, das zufällig hineintritt, weder sich zu stark naß machen, noch viel weniger ertrinken kann. Ist das Geschirr etwas zu tief, so legt man so viel Kieselsteinchen ein, als nötig sind, um einen niedern Wasserstand herzustellen. In ein Kistchen wird auch Wassersand gethan und an einen sonnigen Platz gestellt, damit sich die Alten samt Jungen paddeln und Quarzkörner zur bessern Verdauung verschlucken können. Im sechsten Monat fangen die Hennen zu legen an.

Vorstehendes enthält nun wohl zuverlässige Fütterungsmethoden für die jungen Zwerghühner, welche nicht allein zur Erhaltung, sondern auch zur kräftigen Entwicklung ihres Körpers dienen. Allein die Grundlage des Lebens ist Wärme: wo diese fehlt, nützt das beste Futter nichts. Dem besorgten Züchter muß deshalb vor allem daran liegen, der Mutter einen trockenen, sonnigen Aufenthalt anzuweisen, wo sie in vollem Umfange und ungestört die ihr von Natur angeborenen Mutterpflichten ausüben kann. Hier bringt die Glucke ihre Jungen gut auf, nimmt sie bei Tag so oft es nötig und die ganze Nacht unter das Gefieder, wo sie die genügende Wärme finden; so sind sie keinen feindlichen Einflüssen preisgegeben und gedeihen fröhlich bei richtigem Futter, daß es für den Geflügelfreund eine wahre Freude ist. Nach dreimonatlichem Alter sind sie so weit erstarkt, daß man sie auf den Geflügelhof setzen kann. – Verfasser schreibt für den Geflügelfreund, dem es darum zu thun ist, alljährlich eine Partie junger Hühner dem Hofe zuzuweisen, und dafür die ältern oder im Legen weniger tauglichen Hühner auszumerzen, — nicht für Hühnerzüchter im großen, die andre Methoden befolgen, und auch über ganz andre Räumlichkeiten zu verfügen haben müssen. Aber das, was angegeben, ist auf Erfahrung gegründet und zuverlässig; ich wünsche daher, daß jeder, dem es darum zu thun ist, gesunde Hühnchen zu erziehen, nicht aber die Hälfte und mehr einzubüßen, dem Gesagten die nötige Beachtung schenken möge. — Auf dem Hof kommen die winzigen Dunenjungen vielmals durch die engsten Behälter, verlaufen sich, werden von andern Hühnern mißhandelt, oder eine Beute der Hunde und Katzen, daher sind Verluste kaum zu vermeiden, was in abgeschlossenen sichern Räumen vermieden wird.

Die Zahl der Jungen, welche eine Zwerghenne führt, sollte stets nur 8 betragen, niemals aber über 10. Man gebe deshalb nur 10 Eier zum Ausbrüten, so daß selbst in dem Falle, daß sämtliche Eier gut sind, eine Ueberladung der Mutter nicht zu befürchten ist. Gewöhnlich ist von den ausgebrüteten Jungen die Hälfte männlichen Geschlechts, man kann daher mit 4 Wochen Alter, wo die jungen Hähnchen an dem stärker entwickelten Kamm schon zu erkennen sind, zwei in die Küche liefern, die allerdings nur winzige Brätchen abgeben; die übrigen kann die

Mutter vollkommen bedecken und erwärmen, und es ist kein Verlust dadurch zu befürchten.

Eine Glucke mit Jungen zu überladen, ist ein großer Fehler, nicht selten wird der größere Teil der Jungen ein Opfer solcher Ueberbürdung. Gesetzt, man giebt einem Zwerghuhn 12 Eier, welche es zur Not bedeckt, ausbrütet und sodann zwölf Junge führt, so geht die erste Woche alles gut, besonders wenn die Witterung trocken ist. In der zweiten Woche schleichen von den 12 Jungen schon etwa 3 Stück matt und auf den schwachen Beinchen wankend herum, haben wässerige Oeffnung und gedeihen von nun an nicht mehr. Ein paar Tage später kommt wieder bei einigen die gleiche Krankheit zum Vorschein. So dauert es fort, bis von der ganzen Kette nur noch einige, gewöhnlich die kräftigsten Hähnchen gesund sind. Die andern siechen dahin, bis eines nach dem andern eingeht. Ich will dem Leser das Warum begreiflich machen. Die Küchlein wachsen sehr schnell, und bei Ueberladung der Mutter haben von den zuvielen Jungen nicht mehr alle Platz unter dem Gefieder. Diejenigen, welche die Nacht unbedeckt zubringen müssen, erkälten sich und dadurch ist die Grundlage ihres Gedeihens erschüttert. In einer nächsten Nacht trifft das gleiche Schicksal wieder andre, denn die Jungen, welche einmal am warmen Platze sitzen, lassen sich nicht leicht mehr verdrängen, darum wechselt das unbedeckte Uebernachten und das daraus entspringende Erkälten bei den meisten Mitgliedern der Familie. Das Ende davon ist, daß man nur wenige Junge aufbringt.

Um die Regeln kurz zusammenzufassen, welche man bei der Aufzucht junger Hühnchen zu beobachten hat, merke man folgendes: 1) Zwerghühner lasse man nur von gleich großen Hühnern ausbrüten, nicht aber von größern, weil die zarten kleinen Jungen von einer plumpen Stiefmutter öfters zertreten werden. 2) Man hüte sich vor Ueberladung der Glucke mit Jungen, nehme die Zahl 8 zum Führen als die richtige an, und schaffe bei größerer Zahl die überflüssigen Hähnchen bald möglichst auf die Seite. 3) Man füttere 3 Monate gut und in abgeschlossenem, trockenem, warmem und sicherem Lokal, damit die Jungen schon genügend erstarkt sind, ehe man sie auf den allgemeinen Hühnerhof bringt. Wenn die Mutter nicht so lange führen will, so kann man diese schon früher wieder dem Hofe zuteilen, läßt aber die Jungen immerhin noch in ihrem Asyl zurück.

In der Größe wechseln diese Hühner nicht unbedeutend. Die gegen den Herbst erzogenen fallen in der Regel kleiner aus, als die im hohen Sommer erwachsenen, und man kann ihre Figur so verzwergen, daß sie kaum noch die Größe der Haustauben erreichen, und mit sorgsamer Auswahl in ihrer Zwerggestalt erhalten werden können. Wer aber die schönen Bankivas des Nutzens halber hält, wird den kräftiger entwickelten Sommerhühnern stets den Vorzug geben.

Das Schwarze Bantamhuhn. Gallus d. b. niger.

Taf. 2. Fig. 3, 4, Hahn und Henne.

Schwarzes Bankiva, Schwarzes Javabantam, Schwarzes Pariser-Zwerghuhn; bei den Engländern: Black Bantams.

Farbe tief schwarz mit grünem Metallglanz. Mr. Hutton, ein feiner englischer Züchter und Kenner, zieht olivengrünen (d. h. braungrünen) Glanz vor; stolze Haltung, so daß sich „vor eitel Stolz“ der Eichhornschwanz und Kopf berühren; Rosenkamm wie beim feinen Hamburgerhahn; Kamm und Lappen hochrot; Ohrendeckel schön weiß; Iris orangerot; Schnabel schwarz; Füße bleiblau. Das Gewicht eines gut entwickelten Hahnes kann $1^3/_4$ Pfund betragen, das der Henne $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Pfund. Sie werden aber im Gewicht zurückgezüchtet, da nach dem „Standard“ kleine kräftige Exemplare vorgezogen werden, so daß nur solche Vögel

zur Prämiierung kommen, von denen der Hahn bloß 500—700 g, die Henne 375—560 g wiegt. Die kleinsten Vögel beehrt man mit dem Titel: „Pariser Bantam".

Das Weiße Bantamhuhn. Gallus d. b. albus.

Weißes Bankivahuhn, Weißes Javabantam, Weißes Pariser Zwerghuhn; bei den Engländern: White-Bantams.

Größe und Gewicht des Vorhergehenden. Das Gefieder reinweiß, fleckenlos; gesunde Hühner, welche viel im Freien verkehren, bekommen an den Hals- und Sattelfedern einen Orange-Anflug, der zwar kein Fehler ist, aber als Fehler notiert wird, wenn man die Tiere zur Prämiierung ausstellt. Schnabel weiß, Füße hellfarbig oder licht fleischfarben; Augen rot; Kamm und Kinnlappen hochrot; wenn die Ohrendeckel rot statt weiß sind, so gilt dies als Schönheitszeichen, weil rot vom weißen Grunde schärfer abhebt.

Das Goldhalsige Bantamhuhn. Gallus d. b. auricollis.

Goldhalsiges Bankiva = Zwerghuhn, = Java-Bantam = Pariser Zwerghuhn.

Dieses schöne Huhn hat in Färbung große Aehnlichkeit mit dem Wildfarbigen Bankiva, aber weder den langen Hals, noch den muskulösen Körperbau und das kühne herausfordernde Aussehen des gleichfarbigen Zwergkämpfers. Der Unterschied besteht hauptsächlich in der Färbung des Unterkörpers, welcher nicht schwarz, sondern rot- oder kastanienbraun gefärbt sein muß. Der Hahn ist mit einem aufrechten Zackenkamm, seltener mit dem schönen Rosenkamm geziert. Sind diese Hühner sehr ins Kleine zurückgezüchtet, etwa bis zu Taubengröße, so bezeichnete sie der Händler früher mit dem Namen: „Pariser Goldhals". Glatte Beine sind dieser Rasse unerläßlich, denn mit Federfüßen haben sie nicht das zierliche Aussehen und sind den Federfußbantams zuzuweisen. — Ueberhaupt stehen sich diese kleinen Rassen oft so nahe, und wiederholen sich mit solchen kleinen Abänderungen, daß oft nur eine andre Benennung auf die kleinen Unterschiede aufmerksam macht. Bei dem Züchter heißt es: Je kleiner, desto lieber!

Das Sperber-Bantamhuhn. Gallus d. b. nisorius.

Taf. 1, Fig. 8 u. 9, Hahn und Henne mit Pausbäckchen.

Gesperbertes-, Kuckuckfarbiges Bankiva oder Bantam. Französisch: Coucous d'Anvers, Barbes coucou. Mit Backenbärtchen nennt man sie: Paus- oder Bausbäckchen.

Diese seltene, interessant gefärbte Rasse ist auf licht aschgrauem Grunde an jeder Feder mit dunkelgrauen regelmäßigen Querflecken bezeichnet. Diese zarte Zeichnung ist für das Auge sehr wohlthuend, aber für den Züchter insofern schwer durchzuführen, als feines Kolorit sehr sparsam ausfällt, denn es kommt häufig helle und weißfleckige (seltner dunkle) Fleckung vor, wodurch viele Hühnchen auszuschießen sind, bis man eine reine Kette zusammenstellen kann. — Größe und Gewicht wie bei den Vorhergehenden. Auch hier gilt der Satz: Je kleiner, desto lieber.

Es giebt in dieser Färbung auch eine sehr kleine Varietät mit „Feder-Pausbäckchen, Barbes coucou"; diese nennt der Händler „Pariser Pausbäckchen". Etwas größer sind sie bekannt unter dem Namen

„Thüringer Pausbäckchen",

welchen durch einen Backenbart von Federn die Ohrläppchen überdeckt werden. Das sieht allerdings an einem Hühnerkopf recht eigentümlich aus, besonders wenn auch noch ein hübscher Knebelbart dazu kommt. — Kamm hochrot, Lappen, wenn

sichtbar, ebenfalls rot; Schnabel hellfarbig, Füße hell fleischfarbig. Andre Farben des Schnabels und der Füße nicht ausgeschlossen, und kein Fehler, wenn sonst die Färbung korrekt, d. h. am ganzen Gefieder gleichmäßig ist.

Die Thüringer Pausbäckchen kommen auch in andern Farben vor, in Schwarz, Rot und Weiß. Sie sind und bleiben aber selten und sind nicht allgemein beliebt, weil sie beim Fressen von Weichfutter leicht Backen- und Kinnbart beschmutzen und mit den Kotquasten dann keinen guten Eindruck machen. Kuckucksfarbige Hühner mit Backenbärten findet man auch in stattlicher Landhühnergröße auf vielen Geflügelhöfen. Siehe auch bei den Landhühnern.

Noch mehr ins Kleine zurückgezüchtet, fast möchte man sagen: verzüchtet, findet man im Handel unter den Namen

Amerikanisches Zwerghuhn, Gallus d. b. americanus,

Taubenhuhn, Indianisches Steppenhuhn,

eine verzwergte Rasse, welche kaum die Größe einer Taube hat und auch im Gewicht solche nicht viel übertrifft. Glatte Füße sind für diese Rasse Bedingung, sonst verliert sie das graziöse Aussehen, den leichten tänzelnden Gang. Diese kleine Rasse ist überaus zierlich, aber auch sehr schwierig nachzuzüchten. Man muß die Dunenjungen in einem besondern, wohl geschützten Lokal zur Aufzucht unterbringen, und genau darauf achten, was beim „Zahmen Bankiva, Gallus d. b. Bankiva" über die Erziehung der Dunenjungen angegeben ist. Wärme und gutes Futter sind die Grundlagen für gedeihliche Aufzucht. Es ist aber eine Freude, das Treiben dieser Pygmäen zu beobachten.

Sie kommen in allen möglichen Farben vor, sind aber in einer Wildfarbe, oder in Schwarz, Weiß und Kuckucksfarbe am schönsten. Zur Weiterzucht wählt man immer die kleinsten, gesunden und dabei kräftigen Hühnchen. Aber die Aufzucht solcher feinen Rassen ist nicht jedermanns Sache, denn dazu gehört mehr Aufmerksamkeit und Fleiß, als zur Aufzucht von Landhühnern. In der Züchtung solcher feinrassigen Tiere sind uns die Chinesen voraus, da sie bei sehr beschränkten Wohnungen ihre Geflügelhöfe ins Zimmer verlegen müssen und auf solche Liliputer angewiesen sind. Das gleiche Volk züchtet aber auch in großen Geflügelhöfen wahre Riesen der Hühnerwelt. Dazu gehört außer den Einwirkungen eines günstigen Klimas eben auch eine lammgeduldige Ausdauer, um gute Erfolge abzuwarten.

Noch eines hübschen seltenen Huhns sei hier erwähnt:

Das Nanking-Bantam. Gallus d. b. Nankingi.

Nankingfarbiges Bankiva = Zwerghuhn. Englisch: Nanking-Bantam.

Für ein Zwerghuhn ist die Gestalt fast zu kräftig, deshalb wird zur Schaustellung verlangt: Möglichst kleine Gestalt; einfacher oder Rosenkamm; bläuliche oder weißliche, glatte Beine. Die Färbung der Henne ist erbsengelb oder lederfarben wie bei den Cochins, die Kragenfedern kräftiger in der Farbe, zuweilen schwarz gefleckt; die Schwanzfedern schwarz meliert oder getupft. Der Hahn ist am Kragen und den übrigen Oberteilen schön goldorange, wie etwa die Farbe eines lederfarbenen Cochins; der Schwanz ist sichelfedrig, glänzend schwarz mit grünem Schiller, oder auch kastanienbraun mit Kupferschiller (was als besonders fein gilt); die Füße stets glatt mit dunkler Färbung; die Flügel berühren fast den Boden. — Diese Rasse ist bei uns selten. Sie sollen gute Legehühner von verhältnismäßig großen Eiern und sorgsame Mütter, auch zutraulicher als andre Bantams sein.

Das Gold-Bantam. Gallus d. b. auratus Sebrighti.

Taf. 3. Fig. 1, 2, Hahn und Henne.

Sebright-Goldbantam, Schwarzgesäumtes Goldbantam, Schwarzgesäumtes Goldbankiva, bei uns kurzweg: Goldbantam. — Englisch: Gold Laced Sebright-Bantam.

Diese schwarzgesäumten Bantams mit dem lebhaft orangefarbigen Grundton gehören unstreitig zu unsern schönsten und interessantesten Hühnerrassen und sind in züchterischer Hinsicht ein außerordentlicher Erfolg, wahre Idealbilder in edler Haltung und Schönheit ihrer einfachen aber harmonisch und scharf präzisierten Zeichnung. Diese schöne Rasse verdanken wir — nach Berichten, die der neueren Zeit angehören — dem † Baronet Sir John Sebright, der schon im Anfang dieses Jahrhunderts mit seinen Züchtungsversuchen begonnen haben, aber diese so geheimnisvoll betrieben haben soll, daß man erst nach seinem Tode von einigen eingeweihten Familienmitgliedern einige Berichte darüber erfahren konnte. Manche seiner Zeitgenossen schenkten dieser Züchterkunst keinen rechten Glauben, sondern behaupteten einfach, Sir John Sebright habe dies schöne Huhn aus Hinterindien mitgebracht, damit aber solches Aufsehen erregt, daß er für eines seiner importierten Hühner die „fabelhafte" Summe von 29 Pfd. Sterling (= 580 Mk.) erhalten habe. Den Namen „Bantam" erhielt diese Rasse nach dem Platze, wo sie Sir Sebright erhandelte. — Bantam aber, früher (1406) ein reicher arabischer Distrikt, jetzt nur noch eine unbedeutende holländische Stadt, liegt auf der Westseite der großen fruchtbaren Insel Java, in Nähe der Sundastraße, und gehörte von 1811 bis 1816 den Engländern, von denen es die Niederländer aufs neue wieder erhielten. Was nun die „geheimnisvollen Züchtungsversuche" anbelangt, in die Sebright seine Hühner einzuhüllen pflegte, so erfuhr man folgendes: Sir John Sebright soll bei seinen schon im Anfange dieses Jahrhunderts begonnenen Versuchen als Zuchttiere benützt haben: einen gewöhnlichen schwarzen Bantamhahn und eine Silbertupfen-Paduanerhenne, oder auch eine Goldsprenkel-Hamburgerhenne. Mit dieser Kreuzung wurde solange Inzucht getrieben, bis die nunmehr „bestehende Zeichnung und Größe" als Modell erreicht war. — Sir John Sebright galt übrigens bei seinen Zeit- und Standesgenossen für einen renommierten Züchter auch auf andern Gebieten der Tierzucht. — Zur Herstellung solcher besonders feinen Rassen gehören freilich — außer den nötigen Kenntnissen und pekuniären Mitteln — auch jahrelange Ausdauer und glückliche Wahl der Zuchttiere. Seien diese Zuchtergebnisse nun von Sebright, oder von den Javanern, Japanesen oder Chinesen durchgeführt worden, so verdanken wir denselben eine der feinst gezeichneten Hühnerrassen, und sind dem Baronet John Sebright mindestens für die Einführung derselben zu warmem Danke verpflichtet, setzen deshalb auch seinen Namen zu ehrendem Andenken bei.

Beschreibung des Hahns. Der Kopf muß im allgemeinen ein lebhaftes munteres Aussehen zeigen; der Schnabel ist ziemlich kurz, der Kamm ein zierlicher Rosenkamm, nicht zu kurz und zu dick, mit der Spitze nach unten gebogen; Kehllappen mittelgroß und gerundet, nicht großlappig hängend und ohne Falten; Hals spitz zulaufend; beim Hahn derselbe stolz nach hinten geworfen; die Befiederung desselben fast wie bei der Henne, nämlich keine gespitzten Kragenfedern (siehe Abbildung); der Rumpf gedrungen, der Rücken kurz; die Brust voll und vortretend; die Flügel niedrig getragen. Die Bürzel- (Sattel-) Federn ähneln ebenfalls denen des Huhns; Unterschenkel und Läufe kurz; letztere durchaus unbefiedert; Schwanzfedern ziemlich groß, beim Hahn aber völlig hennenartig (Hühnerschwanz ohne Sicheln), nur etwas völliger als bei der Henne und hoch getragen, sodaß die Schwanzspitze fast den Kopf berührt. — Größe (nach dem Englischen Standard): je kleiner desto besser.

Gewicht eines Hahnes 687 Gramm, einer Henne 500 Gramm. Haltung: stolz beim Hahn; bei der Henne: flink und neugierig. — Die Grundfarbe ist ein sattes Goldbraun oder Goldorange; jede Feder, mit Einschluß der Halsfedern, Schwingen- und Schwanzfedern, ist mit einem schmalen, tief schwarzen, grünglänzenden Saume scharf eingefaßt. Die Zeichnung ist bei rassigen Tieren außerordentlich wirkungsvoll. Die ersten Schwingen, welche im Ruhestand nicht gesehen werden, haben meist nur nach den Enden einen schwachen Saum. Als fehlerhaft gilt es, wenn die Säumung der Schwanzfedern zu schmal ist; doch gelten auch solche Federn als gut, wenn die übrige Zeichnung korrekt ist. (Siehe nebenstehende Abbildung.) Selbst etwas getupfte Schwanzfedern sind dann zu übersehen. Kamm und Lappen sollen schön rot sein, zuweilen ins purpurbläuliche ziehen; die Ohrläppchen sollen weiß sein; die nackten Füße bleiblau; der Schnabel hellfarbig. Die Dunenjungen (von denen Verfasser viele Dutzend aufzog) sind oben schwarz mit durchschimmerndem Gelbgrau; der Flügelrand, Stirn und Augengegend rotbräunlich; Gurgel hellgelb; Unterleib matt schwärzlichbraun; Schnabel bräunlich-fleischfarben; Füße trüb fleischfarben. Gewicht im Alter von 24 Tagen: 60 gr. — Die Dunenjungen der Silberbantams sind viel heller.

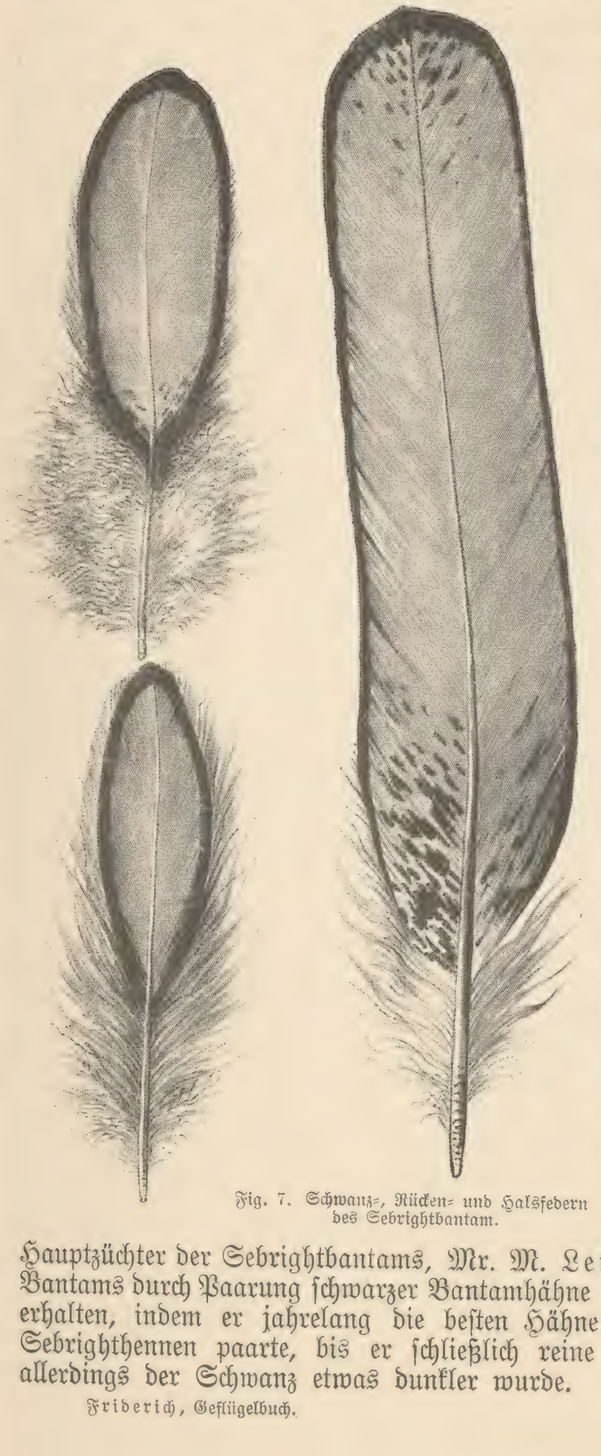


Fig. 7. Schwanz-, Rücken- und Halsfedern des Sebrightbantam.

Rassige Individuen beugen in Aufregung den Kopf zurück, den Schwanz nach vorn, sodaß sie sich beinahe berühren, lassen die Flügel niederhängen, sodaß sie fast den Boden streifen, zittern — wie die Pfautauben — mit dem Halse, und bringen dadurch die schön gesäumten Halsfedern zur vollen Geltung. — Manche Vögel werden im dritten Jahre weißsprenkelig, erzeugen aber noch schöne Nachkommen. — Ein Hauptzüchter der Sebrightbantams, Mr. M. Leno, hat einige seiner bestgesäumten Bantams durch Paarung schwarzer Bantamhähne mit Gold- und Silberbantamhennen erhalten, indem er jahrelang die besten Hähne der Kreuzung immer wieder mit Sebrighthennen paarte, bis er schließlich reine Saumbantams erhielt, bei denen allerdings der Schwanz etwas dunkler wurde.

Leider schlagen aber diese Hähne leicht aus der Art, d. h. sie werden größer, als es die Rasse bedingt; die schwarze, scharf markierte Saumzeichnung der Federn verliert sich mehr oder weniger; die Schmuckfedern des Halses und Oberrückens verlängern sich wie bei den Landhühnern, und der charakteristische kurze Hühnerschwanz setzt verlängerte Sichelfedern an. Sie werden mit einem Worte landrassig. Man muß deshalb bei der Aufzucht die jungen Hähne sämtlich erziehen, um nach deren Abmausern die reinrassigen auswählen, die andern der Küche zuweisen zu können. Nur wenn der Hahn rein ist, kann die Rasse rein erhalten werden. Im andern Fall arten auch die Hennen aus, und dann ist es mit der reinen Zucht dahin. Die Züchtung guter, durchaus reinrassiger, gleichmäßig schwarz gesäumter Goldbantams ist eine schwierige Aufgabe, erfordert Ausdauer und gute Auswahl der Zuchttiere. Uebrigens sind feine Bantams gut verkäuflich, und auch die minder rassigen finden noch willige Abnehmer.

Unstreitig gehören die Goldbantams zu unsern schönsten Hühnerrassen, und eine Kette von einigen Dutzend Hühnern und etlichen Hähnen auf einem Hühnerhof gewährt einen prächtigen Anblick; noch besser nehmen sie sich bei freiem Lauf in einem Garten aus. Stolze Haltung ist beim Hahn sprechend ausgedrückt, womöglich noch mehr als bei andern Rassen. Der Kopf und Nacken wird weit zurückgeworfen, sodaß die Brust voll hervortritt; der Schwanz wird ziemlich aufrecht getragen, die Flügel hängen geschlossen an den Seiten herab, der Gang ist graziös, leicht, zierlich, oft auf den Zehenspitzen trippelnd. Der Hahn greift ohne Furcht große Hähne an, die er nicht selten durch beharrliche Ausdauer und Tapferkeit in die Flucht schlägt. Die Henne hat ebenfalls eine sehr aufrechte Haltung und einen zierlichen Gang, den Schwanz trägt sie aber nicht immer sehr hoch, sondern häufig in etwas liegender Stellung nach Art der Wildhühner. Sie legt im Verhältnis ihrer Größe große feinschmeckende Eier, besonders sind die der frühen Gelege im Jahre größer, als die der federfüßigen Zwerghühner. Ihre Farbe ist ein weißlicher, etwas ins gelbbräunliche ziehender Ton; die Schale ist feinkörnig, matt glänzend und meist von einem länglichen Oval. Im ersten Jahr legt eine Henne bis 30, in spätern Jahren bis 100 Eier; dabei ist sie viele Jahre legfähig, dauerhaft und eine sehr gute Mutter. Die Legezeit beginnt gewöhnlich mit dem März; aber viele dieser Eier bleiben unbefruchtet. Manche Züchter nehmen an, der hennenfedrige Schwanz sei die Ursache dieser Erscheinung; aber bei andern hennenfedrigen Rassen giebt es glänzende Ausnahmen. Ein erfolgreicher Züchter der Sebrightrassen, Mr. Leno in Dunstable, schlägt vor, statt der vollkommen hühnerschwänzigen Hähne zur Fortzucht solche mit etwas sichelfedrigen Schwänzen zu nehmen. — Der Flug des Bantam ist besser, als bei den meisten andern Hühnern, leicht, unter Umständen auch weit. Ein gejagtes Bantam, das flüchtet, schnurrt ohne große Anstrengung 8—10 m in die Höhe, fast so gerade als ein Rebhuhn. — Die Behandlung und Fütterung der Jungen siehe beim zahmen Bankivahuhn. Wer nach dieser Methode erzieht, wird seinen Hof leicht mit Bantamhühnern versehen können, da sie bei richtiger Behandlung nichts weniger als empfindlich sind. — Der echte Geflügelfreund versäume nicht, eine Kette dieser interessant gezeichneten, zierlichen, genügsamen, dauerhaften Hühner zu halten, welche eine Zierde jedes Hühnerhofes sind. — Dr. Lenz berichtet von „federfüßigen Goldbantams", welche sich dadurch unterschieden, daß ihr Bau nicht so elegant und zierlich war, wie bei den vorbeschriebenen. Federfüße sind zwar eine Seltenheit, diese Zuthat dient aber dieser eleganten Rasse nicht zur Zierde und fordert deshalb nicht zur Weiterzüchtung auf.

Das Silberbantam. Gallus d. b. argentatus Sebrighti.

Taf. 3. Fig. 3, 4, Hahn und Henne.

Sebright-Silberbantam, Schwarzgesäumtes Silberbantam, Schwarzgesäumtes Silberbankiva; bei uns kurzweg: Silberbantam. — Englisch: Silver-Laced Sebright-Bantam.

Beim Silberbantam ist der Grund der Federn ein klares Silberweiß, oder ein außerordentlich zartes Rahmweiß; jede Feder, große wie kleine, gleichmäßig fein und scharf, schwarz gesäumt. Im übrigen alles andre wie beim Goldbantam, auf welches wir den Leser verweisen können.

Reinrassige Silberbantams machen fast noch einen vornehmeren Eindruck durch den starken Gegensatz der beiden Grundfarben. Leider aber sind reine Silberbantams überall selten geworden, und wir finden statt des silberfarbigen Grundes meist nur ein trüb rahmfarbiges oder gar hell ledergelbliches Weiß. Ihre Zucht ist fast noch schwieriger und erfordert mehr Achtsamkeit als die ihrer goldfarbigen Vettern, weil die Rasse heikler scheint.

Ein Formular zur Beurteilung der Rassekennzeichen für die Gold- und Silberbantams findet der Leser in dem Abschnitt: „Standard oder Regelbuch" Seite 15.

Englischer Zwergkämpfer. Gallus d. b. pugnax.

Taf. 3. Fig. 5 u. 6, Hahn und Henne, Wildfarbig. Fig. 7 u. 8, Hahn u. Henne, Rotschecken. Fig. 9 u. 10, Hahn u. Henne, Silberhals, Kamm und Glocken nicht beschnitten.

Kleiner Englischer Kämpfer. — Englisch: Game-Bantams; Französisch: Nains de combat.

Diese Hühner sind „ein Triumph der englischen Züchterkunst"; dies erfahren wir aus dem Poultry Book von L. Wright. — Die Engländer haben ihre großen Kampfathleten wieder zurückgezüchtet bis zur Zwergform, wie etwa ein Photograph ein Bild von großer Kabinettform mechanisch auf Visitenkartenformat verkleinert. Man vergleiche nur die Figuren der Zwerg- und der Großen Kämpfer. — Wenn wir aber nun annehmen müssen, daß die Zwergform die Stammform und mit unsern Bankivas nahe verwandt ist, so liegt auch die Vermutung sehr nahe, daß in den indischen und ostasiatischen Kulturländern diese kräftigen kampfeslustigen Hühner, sowohl die kleinen als die großen, — uralte Rassen sind. Neu an den Rassen der Neuzeit dürfte das sein, daß den Junghahnen im sechsten Monat — Kamm, Kinn- und Ohrlappen amputiert werden, wodurch die schmalen Köpfe mit dem langen Hals ein schlangenartiges, fast drohendes Aussehen erhalten. Den Junghennen schneidet man nur die weißen Ohrläppchen ab. In den Figuren 6, 8, 9 und 10 ersieht der Leser solche — nicht amputierte Hühner.

Die Hauptsache bleibt, daß die Zwergkämpfer ihren großen Vettern in Stil, Federn und Farbe gleichen, bis auf den Größenunterschied. Das Gewicht soll beim ausgewachsenen Zwergkampfhahn nicht über 800 Gramm, bei der Henne nicht über 625 Gramm hinausgehen.

Beschreibung. Stil, d. h. Gestalt und Haltung des Vogels: Kopf recht lang und schmal; Hals lang und dünn; Schultern breit und eckig; Brust breit; Rumpf kurz, nach vorn kräftig, nach hinten schmal; Schnabel lang, hübsch gerundet; Lauf lang, kräftig (doch nicht plump), aufrecht; Zehen lang, gut gespreizt; Hinterzehe gerade hinter der Mittelzehe, wodurch dem Vogel ein fester Gang ermöglicht ist. Wenn die Hinterzehe seitlich oder unten am Fuße angesetzt ist, so ist das ein Fehler, den man mit „Entenfuß" bezeichnet und welcher den Vogel untüchtig zum Ausstellen macht. Die Schuppen an den Beinen sollen glatt sein und dicht anliegen; Flügel kurz, nicht hängend, fest am Rumpfe getragen. Gesamt-

haltung aufrecht und kühn. Die Federn sollen schmal, hart und fest sein (wie von Draht, wiry, sagt der Engländer); die Halsfedern kurz und hart; der Schwanz mit schönen, schmalen langen Sichelfedern.

Als große Fehler gelten: Dicke Köpfe; große hängende Kämme und weiße Ohrlappen*); kurze dicke Beine; langer Rumpf; schmale Brust; breiter Rücken; Fächerschwanz (d. h. breit auseinander gezogener Schwanz); hängende Flügel; Entenfüße.

In England werden hauptsächlich vier Varietäten gezüchtet, wie folgt:

1. Schwarzrote — auch Wildfarbige Zwergkämpfer. — Englisch: Black breasted Reds. (Taf. 3, Fig. 5 und 6.) Bedarf deshalb keiner weitern Beschreibung.

2. Braunbrust-Kämpfer. — Englisch: Brown breasted Reds. — Halsfedern orange; Rücken und Bug lebhaft rotorange; Schulterdecken grünlichschwarz; Spiegel auf dem dunkeln Flügel schön dunkelgrün; Brust und ganzer Unterkörper dunkelbraun; der Schwanz grünlichschwarz mit Metallglanz; die Füße dunkelbronze oder olivengrün, seltener schwärzlich; Schnabel schwarz; Gesicht und Kopf dunkelrot; Augen dunkelbraun. — Henne: Halsfedern orangefarbig, jede Feder mit schwarzem Schaftfleck; Brustfedern dunkelbraun, jede Feder goldgelb gesäumt; Rücken, Flügel und Schwanz schwarzbraun mit grünlichem Schiller. Füße wie beim Hahn, am besten dunkle Bronzefarbe.

3. Entenflügel-Zwergkämpfer. — Englisch: Duckwings. — Ein prächtiger Vogel, Kopf- und Halsfedern rein rahmweiß (sehr zartes gelblichweiß); Rücken und Bug leuchtend orange, nach dem Sattel ins strohgelbe übergehend: Schultern bläulichschwarz; Spiegel stahlblau mit grünem Metallschiller; zweite Schwingen reinweiß, an den Außenfahnen mit schwarzen Flecken, welche eine schwarze Flügelbinde gerade über dem Weiß bilden; Brust, Unterleib und Schwanz bläulichschwarz, letzterer mit starkem grünem Schiller; Gesicht und Kopf rot; Augen feuerrot; Schnabel grünlich hornfarben; Füße weidengrün. — Henne: Kopf- und Halsfedern weiß, jede Feder inmitten schwarz gefleckt; Brustfedern hell rehbraun, mit hellerem Schaft; nach hinten grau überflogen; Rücken und Flügel hell aschgrau, weiß gesprenkelt; Schwanz schwärzlich überhaucht. Gesicht, Schnabel und Füße wie beim Hahn.

Der Silber-Entenflügel unterscheidet sich nur durch weiße Halsfedern, welche schwarz gestreift sind, weißen Rücken und Bug.

4. Rotschecken-Zwergkämpfer. — Englisch: Red pile. — (Taf. 3, Fig. 7 und 8.) Bedarf keiner Beschreibung, da die Abbildung genügt.

5. Silberhalsige Zwergkämpfer. — Englisch: Silver-collared Game. — (Taf. 3, Fig. 9 und 10.) Hahn und Henne, mit nicht abgeschnittenem Kamm und Glocken. Bedarf keiner Beschreibung, da Abbildung genügt.

Die Zwergkämpfer sind harte, genügsame Vögel, die Hennen legen „ziemlich gut bis gut", sind auch gute Brüterinnen. In England können diese beliebten Sporthühner dem Züchter bedeutende Geldprämien eintragen.

Master Entwistle in Westfield, ein renommierter Zwergkämpferzüchter giebt zur richtigen Aufzucht folgende Regeln an. Ein Kämpferhahn wird gepaart mit 4 Hennen im Alter von ca. 18 Monaten. Die ersten Eier werden in der zweiten Hälfte des Februar unterlegt, und es kann mit dem Setzen bis anfangs Juni fortgefahren werden. Sie kommen in der Regel am 19. bis 20. Tage aus. Die

*) Mit 5—6 Monaten Alter werden bei den Hähnen Kämme und Ohrlappen entfernt, bei den Hennen nur die Ohrläppchen.

Küchlein erhalten erst nach 24 Stunden Futter und zwar Eierkäs*) mit zerriebenem Weißbrot vermischt, nach 3 Tagen etwas Kanariensamen; nach 14 Tagen ein — aus Hafermehl oder Grütze, oder Gerstenmehl mit wenig Milch oder Wasser bereitetes lockeres Gemengsel, nicht zuviel auf einmal, aber desto öfter. Nebenbei fährt man mit Eierkäs und Kanariensamen noch 5 Wochen lang fort. Von da an Gerste und obiges Gemengsel. Bis zur sechsten Woche läßt man die Küchlein bei der Glucke, sie müssen aber stets geeignetes Grünzeug erhalten und Zugang zu Gras, frischer Erde und Wasser haben. Im Alter von 3 Monaten werden die Geschlechter getrennt.

Mr. Entwistle giebt auch Anleitung zur Auswahl der Zuchttiere, und eine Anweisung, um solche Kämpfer mit gutem Erfolg auszustellen. Vor allem muß der Aussteller seine Stämme kennen. Es giebt Hähne, welche sich vortrefflich im Schaukäfig ausnehmen, wenn sie allein sind. In Gesellschaft einer Henne spreizen sie den Schwanz und lassen die Flügel hängen; dadurch erscheinen sie ganz wertlos. Andre sind verdrießlich und niedergeschlagen, wenn sie von den Hennen getrennt werden. Diesen muß man ihre Gesellschaft belassen, um sie lebhaft zu erhalten. Andre sind scheu und wild und verderben ihr Gefieder; diese muß man 8 Tage vorher an den Käfig gewöhnen. Man giebt — außer dem gewöhnlichen Futter — noch einen Zusatz von Hanf und weißen Bohnen, was sie belebt und das Gefieder glänzend macht. Bei einer Kette, die ausgestellt wird, soll die Farbe der Augen, des Schnabels und der Beine übereinstimmen, damit sie bei der Prämierung eine Berücksichtigung finden können. — Hennen dagegen läßt man auf ihrem gewohnten Platze, bis man sie ausstellt, weil sie im Käfig sehr schnell ihr gutes Aussehen (Kondition) verlieren. Die Nackteile am Kopfe des Hahns wäscht man zur Ausstellung, damit sie frisch und reinlich aussehen, und die borstig emporstehenden Federn schneidet man auf der Haut ab, läßt aber die glatt anliegenden Federn unberührt.

Das Hinterindische Kampfhuhn. Gallus d. b. transindicus.

Taf. 6. Fig. 8, Hahn.

Malayisches Kampfhuhn, — Wildhuhn, Indischer, Chinesischer Kämpfer. — Bei den Malayen: Ayam jalak (Silberhuhn), oder Ayam ejou (Grünhuhn).

Die Größe des Malayenkämpfers ist etwas bedeutender als bei den vorbeschriebenen Bankivas, trotzdem reihen wir dies Huhn bei dieser Gruppe ein, wo es besser seinen Platz findet, als bei andern Hühnern. — Fast wäre man versucht, dieses zwar einfach gefärbte, aber sehr schön gezeichnete Huhn zu den Wildhühnern zu versetzen, da es aber in Hinterindien und China zu Kampfspielen benützt wird, so ist wohl anzunehmen, daß es aus einer Kreuzung zwischen Wild- (Bankiva oder Sonnerati) und Haushühnern entstanden ist.

Beschreibung eines Hahns. Kopf wohlgeformt in verhältnismäßiger Größe, mit starkem, gut gebogenem hornschwarzen Schnabel; ganzes Gesicht, nebst Kinn und Kehle schön hochrot; Ohrläppchen klein und grauweiß; der Kamm nieder und ohne Zacken (wie wenn diese mit einem Instrument abgeschnitten wären); die Kinnlappen fehlen ebenfalls, alle diese Teile schön hochrot; Hals-, Rücken- und Sattelfedern schmal und scharf zugespitzt; Hals- und Sattelfedern sind sehr fein bezeichnet, ein besonderer Schmuck; von Farbe hellgelblichweiß mit orangegelbem

*) Bereitung von Eierkäs. In ein Viertel-Liter frischer guter Milch wird ein zerschlagenes Ei recht gut eingerührt, welches man in der Wärme gerinnen läßt. Die gestandene verdickte Masse zerkleinert man und legt sie den Küchlein vor.

Schiller, aber mit schneeweißen Spitzflecken; Seitengefieder des Rückens etwas breiter gespitzt, mit schwarzen Schäften und weißen Spitzflecken; Flügelfedern schwarz mit weißen breiten Säumen, besonders an den großen Schwingen, wodurch eine weiße Binde entsteht; der Unterkörper samt Schenkelgefieder schwarz; die Schwanzfedern reich und lang entwickelt, die großen Sicheln weit geschwungen; die gesichelten Schwanz-Deckfedern lang und wallend, schwarz mit grünem Glanz. Der reichfedrige, schön gesichelte Schwanz ist eine besondre Zierde, und wird — nach Art der Wildhühner — fasanenartig mehr geschleppt als getragen, aber im Affekt stolz aufgerichtet; die Füße sind glatt, gelblich oder bräunlichfleischfarben; die Augen sind orangerot.

Der Malayenkämpfer ist bei den Chinesen sehr beliebt und als Kämpfer hochgeschätzt; zwar etwas klein, aber überaus kräftig und flink, daher er im Kampf gegen größere Hähne gestellt wird, und sie durch Stärke, Gewandtheit und zähe Ausdauer meistens besiegt. Die Wettspieler halten große Stücke auf diesen Kämpfer und riskieren oft sehr bedeutende Einsätze gegen andre stattlicher aussehende Kampfhähne, die auch gewöhnlich dem hitzigen Malayen unterliegen. — Uebrigens ist diese Rasse auch in ihrer Heimat selten und teuer, und wird selten nach Europa gebracht.

Das Japan-Bantam. Gallus d. b. japonicus.

Taf. 2. Fig. 1 u. 2, Hahn und Henne.

Japanisches Zwerghuhn, Kurzfüßiges Japanhuhn, Nagasackihuhn; Chabo- oder Kabohuhn; nach ihren verschiedenen Farbenänderungen führen diese Hühner noch folgende Namen: Siro Chabo, Ma Siro Chabo, Butschi Chabo, Aka Chabo, Skin Curo Chabo, Kalsura Chabo u. n. a.

Diese kleinste Hühnerrasse kommt in der Neuzeit in verschiedenen Farbenvarietäten: in reinem Weiß, Sperberfarbe, Almondfarbe (d. i. Mandelgelb), reinem Schwarz, Weiß mit schwarzen Zeichnungen u. s. w. in den Handel, ist aber bei uns im allgemeinen noch selten; die meisten Japan-Bantams, welche bei uns im Handel vorkommen, sind weiß, mit schwarzen Abzeichen an Schwingen und Schwanzfedern, Siro Chabo, welche auf Tafel 2 abgebildet sind. Es sind etwas dickköpfige und kurzbeinige Hühner, besonders der Hahn mit stramm in die Höhe stehendem „Eichhornschwanz" ist ein originelles Geschöpf, soll nicht viel größer als eine starke Taube sein, d. h. von der Spitze des Kamms bis auf den Boden nicht mehr als 24 cm messen, die Henne 15 cm. — Die Rasse macht zwar auf den ersten Anblick keinen sehr günstigen Eindruck, aber man gewöhnt sich an diese Formen und findet sie dann unterhaltend und originell.

Als Rassekennzeichen gelten: Eine dicke untersetzte Figur, ein großer tief gezackter, aufrecht stehender Kamm, gelber Schnabel und solche Beine, sowie ein prächtiger aufrecht stehender Schwanz; die Hauptschwanzfedern gleichen eher starren Säbeln, als hübsch geschwungenen Sicheln; die längsten Federn desselben sind beinahe geradeauf stehend, nach den Enden spitz verschmälert; den Hinterkopf fast berührend, ragen sie noch weit über denselben empor.

Die Kleinheit des Körpers ist künstlich durch viele Generationen herangezüchtet, aber ziemlich konstant geworden. Wie bekannt, sind die betriebsamen Japanesen große Tier- und Pflanzenfreunde, haben aber in ihrem — oft bis zur Wohnungsnot beschränkten Heim nicht genug Raum für ihre Liebhabereien, und sind dann genötigt, um denselben doch genügen zu können, alles auf kleines Maß zu bringen. So bilden sie sich ganz kleine Gärtchen mit Zwergbäumchen, Zwergsträuchern, Zwergblumen u. dgl. Auf gleiche Art haben sie ihre Geflügelhöfe in Form von Bambus-

käfigen in der Stube. Durch diese Einschränkung, fortwährende Inzucht und zähe Ausdauer verzwergen sie dieses Geflügel in kaum glaublicher Weise. So bevölkern diese genügsamen Menschen ihre Wohnungen und bilden sich ein, Besitzer großer Meiereien zu sein. Sie unterhalten aber nicht allein Hennen in ihren Bambus-käfig-Geflügelhöfen, sondern auch lustig krähende Hähne, und freuen sich über dieses Krähen, wie wir uns etwa an dem Gesang unsrer Stubenvögel freuen.

Bei den Chabos ist — wie bemerkt — der Kamm auffallend groß, er ist einfach, aufrecht stehend, tief gesägt, die Kehllappen sind lang und rund, die Ohrläppchen mäßig und wie der Kamm von hochroter Farbe, ebenso die nackte Partie



Fig. 8. Schwarzer Japanischer Zwerghahn. (Nach „Poultry", 1893.)

um die Augen; der Körper ist kurz und gedrungen; die Füße sind kurz, unbefiedert und meist gelb wie der Schnabel; die Flügel sind — für gewöhnlich — weiß mit schwarzen Schwingen; beim Hahn schwarze metallglänzende Sichelfedern mit weißen oder doch hellen Schäften; diese Sicheln sind sehr lang, schwertförmig gebogen und werden sehr aufrecht getragen. Die Flügel hängen tief herab und bilden beim Gehen fast Furchen in den Sand.

Bei der Henne sind die Schwanzfedern schwarz, schmal weiß gesäumt, der Kamm zieht sich klein zusammen; auch die Kehllappen sind sehr klein. — Die Küchlein der weißen Varietät haben alle weißen Flaum.

Eine Dame, Mrs. Woodcook, führte diese Varietät in England ein, welche aber trotz aller Sorgfalt wieder ausartete. Einige Jahrzehnte später, im Jahr 1877, erhielt die — als feine Geflügelzüchterin renommierte Frau Baronin von Ulm-Erbach durch ihren ältesten Bruder, der in einer Mission der japanischen Regierung in seine Heimat kam, drei direkt aus Japan importierte Schläge dieser originellen Hühner. Der oben beschriebene erste Schlag ist das Siro Chabo, weiß mit schwarzem Schwanz. — Der zweite Schlag führt den Namen Butschi Chabo, ist schwarz und weißbunt, je regelmäßiger gefleckt, desto wertvoller; er ist auch in Japan selten, so daß ein hübsches Paar auf 16 Dollars zu stehen kommt. Die Küchlein dieser Varietät sind gelblichweiß, mit einem schwarzen Fleckchen auf dem Kopf. — Weitere Varietäten zeigen die gewöhnlichen Hühnerfarben im brillantesten Kolorit, wobei auch rein Weiß und rein Schwarz vorkommt (s. Abbildung auf S. 39). — Die Reinweißen Chabo haben im Handel den Namen Ma Siro Chabo. Die Schwarzen Chabos mit Goldhals laufen unter dem Namen Aka Chabo.

Damit sind aber die Namen der verschiedenen Farbenschläge noch nicht erschöpft, denn im Handel existieren noch verschiedene Benennungen aus der Japanersprache: Sin kuro Chabo, rein Schwarz, importiert direkt aus Japan; Kuro kisasa Chabo, schwarz mit Silberhals; Chakro Chabo, gelb mit schwarzem Schwanz; Katsura Chabo, bräunlich mit schwarzem Schwanz; Almondfarbige Chabo, Sperberfarbige Chabo, und noch andre Varietäten mit japanischen Namen, deren Sinn wir nicht klar enträtseln können. Da sie aber alle bei uns selten sind und auch wahrscheinlich bleiben werden, so mögen die beschriebenen Varietäten genügen. – Diese originellen Hühner sind sehr zutraulich, die Hennen legen viele gelblichweiße oder weiße Eier, sollen auch gut brüten, und es giebt nichts anmutigeres, als eine Familie dieser zierlichen Küchelchen. Aber — viele der Eier sind unbefruchtet, und dann ist es auch nicht leicht, die Rasse klein zu erhalten, wenn man nicht auf Spätbruten abhebt. Zu richtiger Fütterung ist erprobt: in Milch aufgeweichtes Brot, Kanariensamen und in Wasser weich gekochter Reis. Dies Futter soll arm an knochenbildenden Stoffen sein, erhält die Tiere gesund, ohne sie zu mästen; Frau Baronin Ulm-Erbach macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß diese Chabo in ihrer Heimat mit Reis gefüttert werden. — Der Züchter muß die Eier zu verwerten suchen, im übrigen sind diese feinen Tiere nur als Zier- oder Luxushühner zu betrachten.

Das Federfüßige Zwerghuhn. Gallus d. b. plumipes.

Taf. 1. Fig. 6, 7, Hahn und Henne.

Federfüßiges Bankiva, Federfüßiges, Behostes Bantam; Garten-, Steppenhuhn; Deutsches, Englisches, Französisches Zwerghuhn mit Federfüßen; Pariser, Türkisches, Amerikanisches Zwerghuhn mit Federfüßen, bezeichnen sehr kleine Varietäten. — Englisch: Booted Bantams; Französisch: Poule naine pattue.

Diese beliebte Rasse stimmt im allgemeinen zwar mit den vorbeschriebenen Glattfüßen ziemlich überein, unterscheidet sich aber doch durch bestimmte Merkmale, namentlich durch den Federfuß und die Hosen am Schenkel; auch zeigen die Sicheln der Schwanzfedern eine weniger steile Richtung; sie sind zwar auch säbelartig, doch lange nicht so steil wie bei der Chabo-Rasse.

Auch bei diesen „Federfüßigen Zwerghühnern“ finden wir eine wahre Unzahl von Abänderungen in Befiederung und Färbung; auch in Größenverhältnissen und Form des Kammes und der Latschen, so daß man mit der Beschreibung dieser Gruppe allein ein kleines Buch füllen könnte, welche Ausdehnung aber wohl nicht dem Wunsche aller Geflügelfreunde entsprechen dürfte. — Während vor ca. 60 Jahren diese nützlichen Hühner noch eine bedeutsame Rolle auf unsern Geflügelhöfen spielten, sind solche in der Neuzeit durch die großen Moderassen: Cochin, Brahma, Lang-

Schan, Wyandotte, Houdan, Yokohama, Andalusier, Spanier, Creve-coeur, Malayen, Kämpfer u. a. sehr zur Seite gedrängt worden. Mit Unrecht! denn Zwerg- und Landhühnerrassen sind entschieden leichter zu halten und nützlicher, als ihre riesigen Vettern.

Geflügelfreunde, welche in ihren Wohnungsverhältnissen sehr eingeschränkt sind, doch aber ihrer Liebhaberei ein Opfer bringen und einige Hühnchen einstellen wollen, können dies mit geringen Kosten realisieren, indem sie einen Verschlag herstellen, der folgende Größenverhältnisse hat. Höhe 75 bis 80 cm, Länge 160 bis 170 cm, Tiefe 60 bis 70 cm. Das ist Höhe und Länge eines Tafeltisches, weshalb man das Gestell oben auch mit einer Tischplatte belegt, um diesen Tischkäfig auch für Haushaltungszwecke nutzbar zu machen, so daß dem Geflügelfreunde nur wenig Raum von seiner kleinen Wohnung verloren geht. Die Einrichtung ist einfach. Zunächst wird der Laufraum des Verschlags verdoppelt, indem man in der halben Höhe des Gestells einen Boden von leichten Brettern einlegt und so einrichtet, daß die Hühner mittelst einer Stiege vom untern auf den obern Boden spazieren können. Dadurch wird ein genügender Laufraum hergestellt. Auf den untern Boden stellt man in die Ecke der schmalen Seite ein Kistchen von 22 × 16 cm Länge und Breite, 8 bis 10 cm Tiefe, legt dasselbe mit etwas Stroh aus, und hat damit das Nest hergestellt. Einige Sitzlatten, die man an geeigneten Plätzen anbringt, müssen 5 bis 6 cm breit sein, damit die Hühner bei Nacht bequem ausruhen. In diesem Raum lassen sich 3 bis 4 Hühner und 1 Hahn einsetzen, und bei täglicher Reinigung auch gut durchbringen. Die beiden Böden des Verschlags bestreut man mit grobem Wassersand, und das ist auch die einzige Mühe des Pflegers, diesen Wassersand in genügender Menge beizuschaffen. Die 2 offenen Seiten werden mit Drahtgeflechten abgeschlossen, die man in kleineren Quadratstücken anheftet und ebenso zum Reinigen wieder abnimmt. Die 2 hintern Seiten bildet die Zimmerwand. Am billigsten kommt derjenige weg, der einen alten Tafeltisch von angegebener Größe zu solchem Gestell verwenden kann. Wenn das Drahtgeflecht nicht weit gegittert ist, läßt sich ein solcher Verschlag auch für andere Vögel zum Flug verwenden; dann aber muß der Käfig mit eigenen Wänden versehen sein und darf nicht durch Hilfe der Zimmerwände ergänzt werden. In solchem Verschlag sind Federfüßige Zwerghühner andern Hühnerrassen vorzuziehen, weil sie sehr zutraulich, gemessen in ihren Bewegungen und dauerhaft sind, und wenig scharren. Auch kann man diesen Hühnern zuweilen einen Spaziergang durch die Stube gönnen, den sie nicht mißbrauchen, um auf die Möbel zu fliegen. Was nun den Hahn betrifft, der durch sein Krähen in der Nacht und gegen die Morgenstunden als Störenfried auftritt, so kann man denselben gut entbehren. Die Hühner verhalten sich bei Nacht still und legen auch ohne Hahn ebenso viele und feine Eier, die man aber zum Ausbrüten nicht brauchen kann. Will man daher brüten lassen, so stellt man einige Zeit einen Hahn zur Familie. Nach Verfluß von 8 Tagen kann man die Eier zum Brüten sammeln, so viel man deren nötig hat, und den Hahn wiederum entfernen. Die Zwerghühner legen zwar kleinere Eier als Landhühner, dieselben sind aber doch größer, als man nach dem Körperumfang erwarten sollte; auch sind sie von ausgezeichneter Güte, und im warmen Zimmer legen junge kräftige Hühner einen großen Teil des ganzen Jahres hindurch. — Gold- und Silberbantam sind zwar im Gefieder schöner, aber lebhafter und unruhiger; deshalb weniger für die Stube zu empfehlen. — Im ganzen macht die Pflege von einigen Zwerghühnern in der Stube weniger Mühseligkeit, als man glaubt, und verschafft mehr Zeitvertreib, als dies beim Halten andrer heikler Stubenvögel der Fall ist. Außerdem hat auch manche Hausfrau viel mehr Interesse an den zutraulichen Hühnern; dazu kommt noch die Freude, welche der Ertrag an guten feinen Eiern gewährt.

Die Hühner wohnen insgesamt gerne in der Nähe der Menschen. In vielen Bauerndörfern kommen sie abends ungeniert und keck an die Stubenthüre, ergackern sich Einlaß, und übernachten winters unter den Bänken, die an der Wand befestigt sind. Diese Bänke sind kaum 40 bis 45 cm breit. — Auch in einigen Dörfern des Hamburger Gebietes wird winters schon seit alter Zeit die Kückenzucht als Erwerbszweig in der warmen Stube betrieben. Besonders ist der Flecken Vierland dadurch bekannt. Die Hühner gedeihen vortrefflich in der Stubenluft. — Verfasser schreibt dies zur Beruhigung für diejenigen, welche glauben, das Halten einiger Zwerghühner in der Stube sei für dieselben eine Plage. — Betrachten wir nun auch die Gestalt und das Gefieder der Federfüßigen Zwerghühner.

Größe des Hahns (vom Verfasser gemessen). Länge samt dem Schwanz mit Sichelfedern 54,6 cm; davon ab auf den Schwanz 27,4 cm; Flugbreite 63 cm; Flügel vom Bug bis zur Spitze 22,2 cm; Mundspalte 3 cm; Lauf 7,2 cm; Mittelzehe samt Nagel 3,4 cm; Außenzehe samt dem geraden spitzigen Nagel 2,4 cm. Hier muß ich eine Eigentümlichkeit erwähnen. Diese äußere Zehe ist — verglichen mit der Mittelzehe — recht auffallend kurz und hat einen geraden spitzigen Nagel, abweichend von den andern, muldenförmig ausgehöhlten Nägeln.

Größe der Henne. Länge 44 cm; ab auf den Schwanz 14,4 cm; Flugbreite 54,6 cm; Mundspalte 1,9 cm; Lauf 5,2 cm.

Beschreibung. Wegen der starken Hosen und Federfüße sieht Hahn und Henne etwas kurzbeinig aus. Beim Hahn sind die Kragenfedern (Hecheln) sehr reich, schmal und verlängert zugespitzt; der federreiche Hals ist hinten schön ausgewölbt; die Brust ist voll, breit und vorstehend; die Sattelfedern sind zugespitzt und hängen lose flatternd an den Seiten des Hinterrückens herab; die Schenkelfedern sind sehr lang und bilden spitzige Hosen (Geierfersen), sodaß sie auf dem Boden streifen; die Läufe sind nach außen stark befiedert; ebenso die mittlere und äußere Zehe, mit sehr starken Kielen und zuweilen 10 bis 15 cm lang. Die Innenseite des Laufs, an welchem etwa 2,5 cm hoch der Sporn sitzt, ist unbefiedert, ebenso die Innenzehe und kleine Hinterzehe. Der Schwanz soll nur Säbelfedern, keine überhängenden Sicheln zeigen. Auf dem Ohr sitzt bei vielen ein Büschel kurzer Federn, welche der Liebhaber „Pausbäckchen" nennt. (Siehe auch: „Thüringer Pausbäckchen".) — Die Henne hat ebenso starke Federfüße wie der Hahn. „Pausbäckchen" hat man gern; kleine „Federschöpfchen" liebt man nicht. Zum Halten im Zimmer sind Hühner mit schwacher Befiederung an den Füßen vorzuziehen.

Die Färbung ist sehr vielfältig verschieden: Wildfarbe, Dunkelbraun, Gelbbraun, Rötlichbraun, Schwarz, Weiß, Kuckucksfarbe und Gefleckt. Hühner, welche mit schönen, kleinen, regelmäßigen, namentlich schwarzen Fleckchen geziert sind, nennt man Porzellanschecken. Mit roten Flecken fein und gleichmäßig bezeichnete sind Tigerschecken, mit gelblichbraunen Fleckchen bezeichnete sind Isabellschecken. Aus dieser Scheckenzeichnung leiten sich noch mehrere Namen ab, die indessen ohne weitere Bedeutung sind, als daß sie schöne feine Fleckung ausdrücken sollen, z. B.: Mille fleures, Pariser Schecken u. a. Auf alle diese Namen hat der Leser kein großes Gewicht zu legen, weil feine Schecken nur selten gezüchtet werden, also mehr zufällige Varietäten sind.

Das Federfüßige Zwerghuhn ist in früheren Zeiten ungemein schön in Deutschland gezüchtet worden. Doch machten die Händler Unterschiede.

Als Englisches Zwerghuhn bezeichnete man Hühner mit außerordentlich starken Federfüßen, so übertrieben lang, daß das Huhn darüber stolperte und im Laufen behindert war. Das steigerte aber den Rassenwert sehr bedeutend. Farbe meist: rein Weiß oder rein Schwarz mit einem großen Zackenkamm à la Spanier.

Als Französische Zwerghühner betitelte man die stakelbeinigen Gestalten mit weniger starken Latschen und Rosen- oder Edelkamm. Färbung meist: in Wildfarbe, Weiß und Gescheckt.

Nach Ansicht englischer Züchter werden die feinrassigen Hühner nur in England gezüchtet, was aber früher sicherlich nicht der Fall war.

Starke Federfüße mit langen Hosen, nicht zu große Figur, Federpausbäckchen, reiche Nacken- und Hinterhalsbefiederung, ein etwas ausgewölbter (nicht flach zusammengedrückter) sogenannter „Dütenschwanz" gelten für Zeichen feiner Rasse, doch verwirft man solche ohne Pausbacken durchaus nicht, denn sie fehlen solchen mit einem einfachen Zackenkamm auch häufig. Federpausbäckchen, im Verein mit einem schönen Rosenkamm gelten für Schönheitszeichen. Hühnerschwänzige Hähne, d. h. Mangel der Sichelfedern bei sonstigen ausgezeichneten Rassemerkmalen werden für besonders fein gehalten. — Schwanzlose Hühner und Hähne mit Federfüßen (Burzhühner) kommen bei dieser Rasse nur selten vor. So selten sie auch sind, werden sie doch selten nachgezüchtet; denn die abgestutzten Körper mit Latschen an den Füßen gewähren keinen schönen Anblick. Siehe übrigens auch beim „Ungeschwänzten Huhn", wo auf die Federfüßigen Zwerghühner Bezug genommen ist.

Die Federfüßigen Zwerghühner sollen zuerst aus Java durch Engländer in den Handel gekommen sein. Bei ihrer Einführung nach Deutschland wurden sie „Hosenbantams" benannt. Es sind wirklich ausgezeichnete Nutz- und Zierhühner; denn junge Hennen fangen im ersten Jahr mit etwa 80 Eiern an, und bringen es in den nächsten Jahren auf 120 bis 150 Eier. Bei guter Pflege halten solche Hennen bis zum 3. Jahre aus, wo dann das Eierlegen zwar der Zahl nach zurückgeht, sie bleiben aber doch viele Jahre legfähig. Die Eier, welche $4{,}9 \times 3{,}9$ cm messen, haben je nach der dunkeln Färbung der Legehühner einen Schein ins gelbliche; bei weißen Hühnern sind auch die Eier heller. Dieselben sind außerordentlich schmackhaft, zarter und feiner als bei den größeren Landhühnern. Die Gewichtsverhältnisse der Eier betreffend, so geben 18 Zwerghühnereier 500 Gramm (= 1 Pfund), oder sind gleich 11 Eiern des gewöhnlichen Landhuhns. Die Henne steht im Legen dem Landhuhn zunächst, ist mäßig leicht zu erhalten, dauerhaft und schön, deshalb jedem Liebhaber bestens zu empfehlen. — Der Federfüße wegen, an welchen sich leicht Schmutz anhängt, gehören sie nur auf reinlich gehaltene Höfe.

Wenn sich an den Fußfedern einige Schmutzklumpen ansetzen, ist kein anderes Mittel vorhanden, als dieselben fleißig in warmem Wasser zu waschen und zu kämmen. Wem aber dies zu umständlich ist, der beschneide einfach die Hosenfedern, die Federn des Laufes und der Zehen so kurz als immer möglich. Blutkiele beschneidet man nicht, sondern nur die reifen Federn. Kommt eine Blutung der Federn vor, so stillt man sie mit gepulvertem Kolophonium und Alaun, beides zu gleichen Teilen zusammengemischt. — Wenn die Hähnchen miteinander in Gesellschaft aufwachsen und viele Hühner führen, so vertragen sie sich in Frieden. Verfasser hatte bei ca. 24 Hühnern nicht selten 6 Hähnchen. Die Aufzucht der Dunenjungen siehe beim „Gezähmten Bankivahuhn". Auf die dortigen Angaben ist zu achten! Aber auch hier wird nochmals dringend erinnert, daß diese Hühner, wie die andern Bantams vor strenger Kälte geschützt werden müssen; sei es durch wohlverwahrten, wärmehaltenden Stall, Grude-Ofen, oder Unterbringen in einem heizbaren Raum. Sie ertragen nicht so viele Kältegrade, als unsre Landhühner.

Es giebt Liebhaber, welche sich darin gefallen, diese Hühner nur in einer Farbe zu halten, z. B. wildfarbig, rein weiß, rein schwarz u. s. w.; aber eine Sammlung in verschiedenen Farben ist interessanter und vergnügt das Auge

mehr, als ein monotones Einerlei. Und nichts schöneres giebt es, als den Anblick eines Hühnerhofes, auf dem ein halbes Hundert solcher Federfüße umherlaufen.

Der Hahn ist ein schönes stolzes und kampfesmutiges Geschöpf, der es mit dem größten Gegner unbedenklich aufnimmt, wenn auch Niederlage in Aussicht steht. Sein Ruf klingt ziemlich hoch und etwas kurz: gü gikeri güh! oder: gickeri güh!" Beinahe nicht minder kampflustig ist die Henne. Sie ist aber auch eine gute Mutter, welcher Brut und Aufzucht gut anvertraut werden kann. Diese Hühner scharren auch weniger, als die Landhühner, thun daher in Gärten bei freiem Lauf nicht viel Schaden, weshalb man sie mit Recht auch „Gartenhühner" nennt. — Mit dem Landhuhn erzielt man eine Bastardzucht, welche in der Größe mitten inne steht, schwächer befiederte Beine hat, was durchaus kein Fehler ist, und zum Zwecke des Eierlegens ausgezeichnete Hühner liefert. Zudem sind es schöne und muntere Hühner, und es ist kaum zu begreifen, daß nicht mehr auf diese Mischlinge gehalten wird, welche sich für kleinere Hühnerhöfe vorzüglich eignen würden.

* * *

Im Grunde genommen läßt sich bei allen Hühnerrassen — bei großen wie bei kleinen — auf Federfüße züchten. Diese machen aber, besonders bei großen und schweren Rassen, den Eindruck eines plumpen Körpers, stören auch den leichten tänzelnden Gang, der die glattfüßigen Bantams so sehr ziert, weshalb auch „Federfußhühner" nicht jedermanns Liebhaberei sind.

* * *

Wir fügen hier noch eine bei uns etwas seltenere federfüßige Rasse an, nämlich:

Das Peking-Bantam. Gallus d. b. cochinensis.

Taf. 2. Fig. 5, 6, Hahn und Henne.

Zwerg-Cochin, Cochin-Bantam.

Die als ausgezeichnete Geflügelzüchter renommierten Chinesen haben das Riesen-Cochin „erfunden", durch ihre Kunst und zähe Ausdauer diese Riesen aber auch wieder so aufs Zwerghafte zurückgezüchtet, daß Verfasser den schon einmal gebrauchten Vergleich wiederholen kann: vom großen Bilde ins kleine zurück photographiert, so daß man erstaunt die seltsame Aehnlichkeit betrachten muß, welche dies kleine Huhn mit seinen riesigen Vettern zu einerlei Rasse stempelt. Nur allein Größe und Gewicht bedingen den Unterschied. — Noch aber wäre zu erwägen, ob die Chinesen mit ihren Züchtungsversuchen zuerst auf die Zwerg-, oder zuerst auf die Riesenrasse gekommen sind! Wir nehmen zuerst kleine, dann allmählich vergrößerte Rassebildung an. — Größe und Gewicht soll das der gewöhnlichen Zwerghühner nicht überragen. Diese Cochins en miniature sind in Färbung genau wie die erbsengelben oder lederfarbenen Cochins, oben orangebraun, unten etwas heller. Außer der ledergelben Farbe sollen sie auch in den andern Cochinfarben: wildfarbig, weiß und schwarz vorkommen, was in ihrem Heimatlande der Fall sein mag. Gesehen hat Verfasser noch kein schwarzes Zwergcochinhuhn. Sie kommen in unsrem Vaterlande nur sehr selten vor; sind selbst in England „sehr selten", schwer erhältlich und demnach auch „sehr schwer" zu züchten; sie legen spärlich, und zwar öfters unbefruchtete Eier, was bei allen verkünstelten Rassen der Fall ist; sie sind empfindlich gegen Kälte, „ruhig, liebenswürdig und unter sich friedlich"; dabei sehr teuer, was sie in Deutschland gerade nicht empfiehlt.

Als Uebergang zu den Landhühnern finden hier als

3. Gruppe: **Abnorme Hühner,** Gallinaceae abnormes,

ihren Platz, welche teils durch Gefieder, teils durch plastische Bildung von den allgemeinen Formen abweichen, zwar mit der Zwergform beginnen, in Größe aber sehr differieren, sodaß sie teilweise bis in die größere Landhühnergruppe hineinragen, deshalb wohl am besten hier einzuschalten sind. — 6 Rassen.

Das Seidenhuhn. Gallus d. sericeus.

Das Seidenhuhn ist eine wunderliche Varietät, die ihren Grund in dem sonderbar abweichenden Bau der Federn hat, welche haarähnlich aussehen und schlaff herabhängen. Diese seltsame Beschaffenheit des Gefieders begreift der Leser sofort, wenn er sich die Mühe nimmt, die bezügliche nebenstehende Abbildung, Figur 9, Rumpffeder der Henne, zu betrachten. Die ursprüngliche Züchtung dieser „haarigen" Hühner müssen wir in die alten Kulturländer China und Japan zurückverlegen, von wo aus sie nach Europa gebracht wurden. Pater Aldrovand beschreibt sie als „Wollhühner, mit katzenähnlichen feinen Haaren". Der Baron Neuhof, der 1669 als Gesandter nach China beordert wurde, schreibt: „In Xen-sie bei Min-king (oder Min-cheu?) finden sich zahme Hühner mit ordentlicher Schafwolle auf dem Leibe. Sie sind klein, kurzbeinig, aber sehr tapfer und mutig im Streite. Sie werden daselbst vom Frauenzimmer zur Ergötzlichkeit gehalten." (Siehe Dappers China, p. 140.) — Der Schaft dieser Federn ist schwach, weich und spröde; die Fasern sind nicht zusammenhängend, sondern flattern schlaff herab. — Noch eine weitere Absonderlichkeit dieser sogenannten Seidenhühner besteht bei den meisten (doch nicht bei allen) Varietäten in der schwärzlichen Färbung der Haut, des Kamms und der Bartlappen; selbst die Knochenhaut und das Fleisch ist von diesem schwärzlichen Pigment durchsetzt, so zwar, daß es beim Essen einen unappetitlichen Eindruck macht, obwohl das Fleisch so gut wie das andrer Hühner schmecken soll.



Fig. 9. Rumpffeder der Seidenhenne.

Das Siamesische Seidenhuhn. Gallus d. sericeus siamensis.

Siamesisches Haarhuhn oder Wollhuhn.

Es hat die Größe eines Zwerghuhns, und weicht von seinem nahen Verwandten, dem Japanischen Seidenhuhn, dadurch ab, daß seine äußere Haut nicht schwärzlich, sondern fleischfarbig ist. Diese fleischfarbige Haut läßt darauf schließen, daß es durch Kreuzung mit einem normalen weißen Zwerghuhn entstanden ist.

Der Kamm ist einfach, überhangend, und wie Gesicht, Kehl- und Ohrlappen purpurrot, nicht sehr dunkel; Schnabel und Füße gelb, sofern letztere nicht befiedert sind. Das Gefieder ist meistens weiß, seltener in andern Farben; auch giebt es glatt-, federfüßige, geschopfte und selbst gehaubte.

Das Japanische Seidenhuhn. Gallus d. sericeus japonicus.

Taf. 8. Fig. 5, 6, Hahn und Henne.

Japanisches, auch Javanisches Woll- oder Haarhuhn. — Phasianus gallus lanatus, *Linné;* Gallus japonicus, *Brisson.* — Englisch: Silky Fowls.

Das Japanische Seidenhuhn ist größer als das Siamesische, und erreicht nicht selten die Größe eines Landhuhns. Seine Heimat ist in Vorder- und Hinterindien, in China, Japan, Java, Malakka, Singapore u. a.

Beschreibung. Die Abbildungen könnten eine Beschreibung ersparen. Trotzdem will Verfasser aus dem englischen Standard „die Merkmale für die Rasse" verzeichnen: Der Hahn muß einen lebhaften Ausdruck zeigen; der Schnabel muß klein sein; der Kamm doppelt und möglichst zierlich; der Schopf hinter dem Kamm läuft gewöhnlich nach hinten spitz zu, doch ist eine runde Haube vorzuziehen; die Kehllappen ziemlich lang und hängend; Ohrlappen hängend; Hals reich mit Nackenfedern besetzt, wenig nach vorn gerichtet; der Rumpf verhältnismäßig hübsch; Rücken breit und nach dem Schwanz aufsteigend; Flügel klein und nieder getragen; Brust voll; Schultern hübsch gerundet; Schenkel reich mit Seidenflaum befiedert, der über den Lauf herabhängt; Lauf kurz und befiedert; Zehen dünn und hinten noch eine 5. Zehe wie bei den Dorking; Schwanz kurz, weichfedrig, dem Cochinschwanz ähnlich. Gewicht bis 4 Pfund, das Huhn sieht aber wegen des lockeren Gefieders immer größer aus, als man nach dem Gewicht schließen möchte. Allgemeines Aussehen: Haltung etwas nach vorwärts; Rumpf kurz und tief. — Die Henne gleicht dem Hahn, doch soll die Haube dichter und kugelförmig, nach Art der Paduaner, sein.

Die Färbung ist eine reinweiße; die Neigung (bei gesunden und freilaufenden Hühnern) zur Strohfarbe, besonders an Hals- und Bürzelfedern, wird als Fehler betrachtet.

Diese interessanten und hübschen Hühner haben manche recht empfehlende Eigenschaften. Sie fliegen nicht, oder vielmehr sie können nicht fliegen, sind ungewöhnlich zutraulich, zahm, lebhaft, halten ihr sauberes Gefieder reinlich, sind dauerhafter als man glauben möchte, und ihre Jungen sind leicht aufzuziehen. Dabei sind sie sehr brütelustig, und zum Aufziehen feiner zärtlicher Rassen wie geschaffen, denn sie führen ihre Brut mit Ausdauer. Aber — sie legen nicht viele Eier; diese haben eine gelbliche Färbung; ihr Fleisch, das einen dunkeln, fast violetten Anflug hat, sieht nicht appetitlich aus, obwohl es zart und wohlschmeckend ist. Dazu ist ihr Preis derzeit ein hoher.

Das Mohrenhuhn. Gallus d. sericeus morio.

Negerhuhn, Schwarzes Japanisches Seidenhuhn; Schwarzes Haarhuhn. — Phasianus gallus morio, *Linné.*

Das Mohrenhuhn ist nichts anderes, als die schwarze Varietät des Japanischen Seidenhuhns. Bei dieser Abänderung kommt es öfter vor, daß das Gefieder glatt und flächenfahnig getroffen wird, also seine haarartige Befiederung in eine normale umgewandelt ist. Außer dem tief samtschwarzen Gefieder sind Kamm, Kinn und Ohrlappen, Gesicht, Oberhaut, Knochenhaut, Knochen und Füße schwarz. So düster nun auch der Anblick dieser Mohrenhühner erscheint, so läßt sich doch nicht in Abrede

ziehen, daß sie eine eigentümliche, seltsam schöne Erscheinung auf einem Geflügelhofe darbieten.

Büffon ist der Ansicht, daß diese schwarze Farbe, die sich bis in die innern Teile erstreckt, eine Folge von Nahrungsstoffen, resp. von Färbestoffen sein müsse, welche diesen Mohrenhühnern in ihrer Heimat von Kunstzüchtern gereicht werden. „Wer kennt nicht," fragt Büffon, „die Wirkungen der Färberröte (Rubia tinctorum), des Labkrauts (Galium), des Klebkrauts (Aparine), der grünen Nußschale (Juglans regia)? Es wäre daher schon der Mühe wert, das Mittel herauszubringen, welches vermögend ist, sogar die Beinhaut schwarz zu färben." Verfasser ist der Ansicht, daß keine künstliche Färbung vorliegt, sondern daß es natürliche Ursachen und Anlagen sind, welche dieses schwarze Pigment hervorbringen.

Das Zwerg-Mohrenhuhn. Gallus d. sericeus pygmaeus.

Schwarzes Zwerg-Seidenhuhn, Japanisches Zwerg-Mohrenhuhn.

Dieses seltene Zierhuhn ist nach St. Oettel „ungemein klein, mit seidenweichem Gefieder, schwarzrotem Kamm, hellblauen, ins grauliche schillernden Ohrlappen, kurzen, seidenartig befiederten fünfzehigen Füßchen, und durchgehends dunkel schwarzblauer Außen- und Innenhaut. Sie sind sehr zahm, ungemein fruchtbar, legen häufig im Winter, brüten vortrefflich; die Jungen sind leicht zu erziehen und mit 4 Monaten erwachsen." Das ist eine warme Empfehlung, trotzdem trifft man diese Hühnchen überaus selten.

Als eine sehr empfindliche Rasse zeigen sich bei der Zucht (nach J. M. Noack in Bessungen bei Darmstadt) die Kleinen Japanischen Seidenbantams in weißer Farbe, welches wohl die kleinsten Zwerghühner sind. Diese Rasse legt nur sehr wenig Eier und zwar in so großen Zwischenräumen, daß man im Laufe des Frühjahrs nur 10—12 Eier bekommt. Die Aufzucht ist so schwierig, daß man von Glück sagen kann, wenn die Hälfte als Kücken ausfallen. Die gelben Beine sind sehr kurz, kaum 1 1/2 Zoll hoch. Das Gefieder ist seidenhaarig, dabei gedreht oder gelockt. (Völschaus illustr. Hühnerbuch, 1884, S. 265.) Diese Schilderung ist für Züchter nicht besonders einladend.

Das Strupphuhn. Gallus d. crispus.

Taf. 6. Fig. 1, 2, Hahn und Henne.

Struppfedernhuhn, Krullhuhn, Straubhuhn, Kraushuhn, Frisiertes Huhn (nicht Friesländisches Huhn, denn es existiert nirgends eine besondere Züchtung dieser Abnormität), Türkisches Huhn, Gelocktes Huhn, Wollgelocktes Huhn. — Unsere alten Autoren haben sich redlich abgemüht, dieses absonderliche Huhn mit passenden Namen zu versehen. — Gallus monstrosus, *Aldrovand*; Gallus crispus, *Aldr.*, *Linné*, *Brisson*, *Gmelin* und die neuern Autoren; — Gallina Frieslandica, *Willughby;* — Gallina crispa, *Ray;* — Gallina pennis reflexis, *Frisch.* Englisch: Frizzled Fowls.

Wir haben es bei dieser Varietät nicht mit einer zuchtkünstlerischen Rasse zu thun, sondern die Natur hat bei Befiederung dieses Huhns eine Abnormität geschaffen, welcher gerade das abgeht, was wir sonst am Geflügel bewundern, nämlich ein glattes und glänzendes Gefieder; die kleinen Federn sind hier alle nach vorn umgebogen, wie von einem Friseur mit dem Brenneisen gelockt (frisiert), oder wie die aufgerichteten Schwanzdeckfedern bei einem Enterich. Sind diese Federlocken in regelmäßigen Reihen gut geordnet, so macht das Huhn gar keinen üblen Eindruck, und hat sich auch dadurch den feinen Namen „Frisiertes Huhn" erworben. Sind aber diese Federn unregelmäßig aufgestellt und verworren, so sieht es auch einem rechten „Struwelpeter" ähnlich. Auch die Schwung-

und Schwanzfedern leiden unter dieser Mißbildung. Die Kiele sind spröd, knicken leicht um, und das Gewebe der Fahnen ist locker und unzusammenhängend. Sie können deshalb so wenig fliegen, wie die vorbeschriebenen Seidenhühner.

Der gelehrte Altmeister Ulysses Aldrovand schrieb einem Freund (1599) über diese Varietät: „Ich sende Dir das naturtreue Bild eines ungeheuerlichen Huhnes, dessen Federn alle umgekehrt gebogen sind, wie von einem Haarkräusler gelockt; die Federn, welche auf dem Körper liegen und denselben bedecken sollen, sind alle nach oben und außen gekehrt."

Die Monstrosität des Struppgefieders kommt bei vielem Hausgeflügel, auch bei Gänsen und Enten (?), sowie bei allen Hühnerrassen, bei den Zwerghühnern wie bei Land- und Riesenhühnern vor, gleichzeitig mit und ohne Haube, feder- oder glattfüßig; auch in allen Färbungen; zum Glück aber selten. Zur Weiterzüchtung ist auch niemand zu raten, außer wenn es Gelegenheit giebt, einige schöngelockte, gut gefärbte Hühner zusammenzubringen. Die Nachfrage nach solchen Monstrositäten wird aber stets eine geringe sein.

Aus dieser Federkonstruktion ergiebt sich von selbst, daß diese Hühner empfindlicher gegen Nässe und Kälte sind, als alle andern Rassen. Deshalb ist auch ihre Eierproduktion nur eine sehr mittelmäßige. Für warme Länder eignet sich das Halten solcher Hühner besser als für nördliche Gegenden. Ihre Knochen sind auffallend dünn, ihr Fleisch aber zart und saftig.

Das Ungeschwänzte Huhn. Gallus d. ecaudatus.

Taf. 6. Fig. 3, 4, Hahn und Henne.

Schwanzloses Huhn (Rumpfloses Huhn ist Unsinn!), Kluthuhn, Kaulhuhn, Klumphuhn, Kugelhuhn, Stumpfschwanz, Klumper, Stumper, bei uns: Burzhahn, Burzhenne, oder kurzweg: Burzer. — Gallus (et Gallina) ecaudatus, *Ray*: *Linné*; — Gallus persicus, *Brisson*. Englisch: Rumpless Fowls; Rumpkins, auch Persian Cocks. — Französisch: Poule sans queue. — Auf Ceylon: Wallikikilli.

Auch bei diesem Huhn haben wir es mit einer monströsen Abänderung zu thun, was am deutlichsten bei dem Skelett zu ersehen ist. Dem Knochenbau fehlen die Schwanzwirbel, teilweise oder auch ganz. Diese sonderbare Bildung ist jedenfalls durch die verschiedenartigen Einflüsse der Domestikation bewirkt worden, denn im wilden Zustande findet man weder ungeschwänzte noch gestruppte Hühner. Das Schwanzlose Huhn, welches in Ceylon vorkommt, ist kein Dschungelhuhn, sondern eine domestizierte Rasse, wie bei uns, was durch den scharf beobachtenden Ornithologen E. L. Layard genau festgestellt wurde. Geborne Stumpfschwänze findet man übrigens auch bei Hunden, Katzen und Pferden, wenn auch selten, aber nachzüchten lassen sich dieselben nicht. Anders ist es mit unsern Burzhühnern. Wer ein Interesse hat, solche Hühner weiter zu züchten, hat keine Umständlichkeiten zu überwinden, wie bei andern seltsamen Rassehühnern; sie pflanzen sich leicht fort und man hat keine andre Mühe, als sich beliebige Farben aus dem bunten Mischmasch der Schwanzlosen auszulesen.

Diese Hühner sind sofort an dem gänzlichen Fehlen des Schwanzgefieders, der Schwanzsicheln und der gesichelten Schwanzdeckfedern zu erkennen. Die schönen Sattelfedern fallen schlicht über den wohlabgerundeten Bürzel hinab und bilden so das eigenartige Aussehen, welches fast an den Steiß eines Perlhuhns oder eines Inambu erinnert. — Sie kommen übrigens in allen Farben und Nüancen vor, welche bei Hühnern denkbar sind, einfarbig und gefleckt, mit großen und kleinen Kämmen, Zöpfen, Schöpfen, Hauben, Bärten, feder- und glattfüßig; klein als Zwerghühner von 1 ½ Pfund Gewicht bis zu einer Größe von 5 Pfunden Gewicht. Am gewöhnlichsten findet man sie in Landhühnergröße. Ihnen fehlt zwar die Zierde

des stolzen Federschweifes, aber die schönen Sattelfedern auf dem Bürzel sind reich entwickelt und hängen als flatternder Schmuck hinab. Die Hähne sind ungemein flink und streitbar, wahre Helden im Kampfe mit ihresgleichen; auch meistens siegreich. Ein Burzhahn fürchtet sich nicht vor einer Katze, sondern greift sie mutig an und jagt sie aus seinem Revier. Zum Halten in beschränkten Räumlichkeiten sind diese Stumpfschwänze wie geschaffen. Aber noch ein weiterer empfehlender Umstand ist ins Auge zu fassen. In kleinen Hühnerhöfen und engen Ställen verstoßen die langschwänzigen Hähne ihre Sicheln zuweilen derartig, daß die längsten meist geknickt oder ganz abgebrochen sind, was recht unschön aussieht. Dies fällt bei den Burzhahnen weg, deren Bürzelbefiederung dieser Gefahr nicht ausgesetzt ist.

Aber auch der anspruchsvollere Geflügelfreund kann seine Liebhaberei vollauf befriedigen; denn die

Zwerg-Kluthühner

sind eine wirklich eigenartige Zierde sogar für feine Geflügelhöfe. Man höre, was der Engländer Mr. Hewitt, ein berühmter Züchter, darüber geschrieben: „Unter dem Namen von ‚Gondooks‘ wurden vor Jahren Zwergkluthühner in Birmingham ausgestellt, welches kleine, glänzendschwarze, schwarzfüßige, gestiefelte, geierfersige, schön gehaubte, vollkommen schwanzlose Hühner von besonderer Lebhaftigkeit waren. Ihr Gefieder strahlte in herrlichstem Metallschiller. Sie machten einen unauslöschlichen Eindruck auf das Gemüt des Mr. Hewitt und aller andern Beschauer, und wurden von den Preisrichtern mit einem ersten hohen Preis bedacht.“

Was bei unsern Burzhühnern noch schwer in die Wagschale fällt, ist die sichere Erfahrung, daß sie zu den besten Leghühnern gehören. Man kann von einer guten Henne durchschnittlich 180 Eier erhalten, und wenn es im Winter warm gehalten wird, so legt das Huhn fast das ganze Jahr fort. Alles in allem: das Schwanzlose Huhn ist ein warm zu empfehlendes Nutzhuhn. Es gehört auch zu unsern besten Landhühnern, bei denen diese Abnormität ziemlich häufig zu finden ist. Und wer einmal angefangen hat, Burzhühner zu halten, kommt nicht leicht wieder von ihnen los. — Bei alten Hähnen werden die über den Bürzel herabhängenden Sattelfedern lang, reichen zuletzt fast auf den Boden, und müssen dann, wenn sich Schmutz ansetzt, beschnitten werden. Beim Brüten findet man zwar immer mehrere unfruchtbare Eier; die Aufzucht der Jungen bietet übrigens keinerlei Schwierigkeiten.

---

4. Gruppe. **Landhühner**, Gallinaceae rusticulae.

Mit den vorbeschriebenen Gruppen der Bankiva und Bantams wurde vermutlich — wie vorn erörtert — die Domestizierung der Haushühner eingeleitet. Diese erste Domestikation weist auf die ältesten Kulturländer in Indien und Ostasien hin. Die arischen (Sanskrit redenden) Indier waren schon im grauen Altertum ein seßhaftes, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, hielten daneben auch Geflügel, und bewohnten Indien von dessen nordwestlichen Grenzen zwischen den Pendschab bis in die fruchtbaren Thalländer zwischen Indus und Ganges (der Urheimat unsrer Kammhühner); die geistige Entwicklung dieses in patriarchalischen Verhältnissen lebenden Volkes können wir von den frühesten Zeiten an — mindestens 1500 Jahre v. Chr. — bis zum heutigen Tage herab durch ihre Denkmäler und sehr umfangreiche Litteratur verfolgen. Der Einfluß ihres geistigen Lebens hat sich auch viel weiter nach Ostasien erstreckt, als gewöhnlich angenommen wird. Die ganze wissenschaftliche und poetische Litteratur Hinterindiens, der Sundainseln und Japans ist indischen Ursprungs, und selbst das seit urältesten Zeiten kultivierte China hat sich diesem Einfluß nicht zu entziehen vermocht. Mit der indischen Litteratur haben

auch die indischen Haus- und Luxustiere, Hühner, Pfauen, Fasanen, Papageien u. a. ihre Verbreitung in diese Länder gefunden. Haushühner findet man selbst auf vielen sehr entlegenen Südseeinseln. Somit können wir als sicher annehmen, daß viele unserer Rassen, besonders die Riesenhühner, den Züchtungskünsten der Ostasiaten ihre Entstehung verdanken.

Aber unsre heutigen Landhühner sind keine Züchtungsprodukte jener fernen Länder. Ihre Heimat ist in Westasien, im östlichen, südlichen und mittleren Europa, in Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich, in Deutschland bis einschließlich England zu suchen. In Deutschland und in den Nachbarländern werden diese Hühner schon seit vielen Jahrhunderten teils freilaufend, teils auf den Höfen der Dörfer und Städte unterhalten; so haben sie sich im Verlaufe dieser Zeiten förmlich in unsre Verhältnisse eingelebt und wir können uns die Höfe der Städte, die Straßen der Dörfer nicht mehr ohne dieses Geflügel denken; sie gehören zu unsrer Oekonomie.

Diese Landhühner sind unsre eigentlichen Nutzhühner, denn sie sind gegen die rauhen Einflüsse unsrer langen, oft strengen Winter und schroff wechselnden Frühjahre abgehärtet, suchen bei freiem Lauf auf Miststätten, Angern, Baumwiesen, Dorfstraßen einen großen Teil ihres Futters selbständig zusammen, fügen sich in die allerbescheidensten Verhältnisse, wenn sie nur bei Nacht ein sicheres, im Winter ein halb warmes Asyl finden, das sie gegen ihre Feinde und die Unbilden des Wetters und der Kälte schützt. Sie ersetzen den Aufwand und die Mühe, welche ihr Unterhalt und ihre Fütterung verursachen, mit den besten und feinsten unsrer Nahrungsmittel, mit ihren nährstoffreichen Eiern, die sie in reichlicher Anzahl ablegen.

Es ist als ein unverzeihlicher Frevel zu tadeln, wenn man in der Neuzeit so häufig lesen muß, daß unseren „verkommenen" Landhühnern durch Kreuzung mit fremdländischen großen Rassen „aufgeholfen" werden müsse. Unsre deutschen Landhühner mit ihren verschiedenartigen Bildungen, Rassen, Stämmen, Schlägen oder Zuchten — wie man sie zu nennen beliebt — sind keine verkommenen Rassen, sondern an unser Klima gewöhnte, gesunde, lebensfrohe, zutrauliche, sehr nützliche Tiere, deren Züchtung als eine unerschöpfliche Fundgrube für den Liebhaber und selbst für Sport bezeichnet werden kann. Will man sie größer oder kleiner, glatt- oder federfüßig, mit Steh- oder Hängekämmen, mit Zöpfen, kleinern oder mittlern Schöpfen oder großen Vollhauben, in Wildfarbe, Weiß, Schwarz, Kuckucksfarbe, Isabell, Gelbbraun, Dunkelbraun, Aschgrau, Feingefleckt (Porzellanschecken), Rundgefleckt (Tigerschecken), Grobgefleckt (Plattenschecken), alle diese Spielarten kann sich der Liebhaber nach seinem Wunsche auslesen und nach jeder beliebigen Richtung hin züchten. Er findet reiche Auswahl. — Man blicke nur in einen Verschlag, der mit ca. 100 jungen viermonatlichen Hühnern — Hähnchen und Hennen — bevölkert ist, und man wird staunen über die enorme Variabilität bei unsrer Landhühnerrasse. Kein Vogel wird dem andern genau gleichen. Wir bemerken eine Menge von Verschiedenheiten in Form der Kämme, in Färbung der Schnäbel und Füße, und ganz besonders in dem nach bestimmten Regeln fein bezeichneten Gefieder.

Die Sporthühner gehen zum großen Teil aus der Landhühnerzucht hervor! Der Züchter verfährt dabei in der Weise, daß er in der auserlesenen Farbe beharrlich und mit Verständnis weiter züchtet, die schönen Tiere zusammenhält, die minderwertigen ausmerzt; die Grund- und Komplementärfarben bilden sich mit der Zeit immer brillanter und schärfer heraus, und verschönern sich so, daß man im Laufe der Jahre Resultate erreicht, die man nicht zu hoffen wagte, weil die Bildnerin Natur mithilft und ihr wundersames Spiel treibt. Das nennt der Geflügelfreund „auf die Feder züchten". Man denke nur an die wunderbar schönen (sogenannten) Hamburger Gold- und Silbertupfen; nicht minder fein sind die

Hamburger Gold- und Silberstreifen und noch v. a. Einige Rassen neigen zur Größe, andre eher wieder zum Zwerghaften im Rückschlag auf ihre Ahnen. Bei richtiger Auswahl kann man auch nach diesen Seiten züchten, und man wird so im Verlauf gut geleiteter Weiterzucht die eine oder andre Rasse (Stamm) herstellen können. — Die Inzucht darf niemand beanstanden, wenn man auf „Federn" züchten will. In England werden die feinsten Farbenrassen durch Inzucht erzielt. Man wähle nur nicht immer nächste Verwandtschaft oder Geschwister, sondern verpaare auch mit der Vetter- und Basenschaft. Durch Hereinziehen landfremden, nicht sorgfältig gehaltenen Blutes wird oft der ganze, schwer erzielte Erfolg der Zucht in Frage gestellt. Anders konnten und können es die betriebsamen häuslichen Chinesen und Japanesen, von denen wir unsre seltensten und ausgeprägtesten Rassen erhalten haben, auch nicht machen, obwohl ihnen — außer ihrer fein und mit Geduld betriebenen Züchterei — noch das milde Klima zu Hilfe kam.

In jetziger Zeit hat der sportlustige Geflügelfreund allerdings nicht mehr nötig, sich mit Züchtungsversuchen selbst abzumühen. Die meisten Farben- und Formrassen sind längst aufs feinste herausgezüchtet und erhältlich, wenn man die Ausgaben nicht zu scheuen braucht. Ja, man kommt hiebei häufig noch besser weg, als bei eigenen, oft sehr langwierigen, kostspieligen Versuchen.

Wenn man von Eiern aus züchtet, so halte man sich an erprobte reelle Geflügelzüchter. Mit solchem Eierhandel wird viel Schwindel getrieben, der nicht genug zu tadeln ist, weil er in Wirklichkeit die Liebhaberei sehr schädigt. Unter hunderten nur ein Beispiel. Es bestellte ein Liebhaber 1 Dutzend Eier von weißen Malayen, 12 Stück = 10 Mark. Die Eier wurden mit Sachkenntnis einer guten Glucke unterlegt, es kam aber nichts heraus. Ein zweiter Versuch bei dem gleichen Händler ergab das gleiche Resultat. Schadenersatz war von dem biedern Eierhändler nicht zu erlangen. Mit diesem Eiergeld hätte der betrogene Geflügelfreund ein paar gute junge Malayen selbst aufziehen und damit weiter züchten können. Solche Fälle kommen — in fast beschämender Weise — überaus häufig vor. Darum sei jedem Geflügelfreund Vorsicht! empfohlen. Lieber zahle man einem gut renommierten Züchter bessere Preise für gute Waare, als auf Geratewohl beim nächsten besten gewissenlosen Händler einzukaufen, um dann getäuscht und geprellt zu werden. Solche Betrüger sollte man stets öffentlich kennzeichnen, wie wir schon vorn erwähnt. — Der Sport, welcher in der Neuzeit mit fremden Rassen betrieben wird, hat die bedauerliche Folge gehabt, daß die Zucht unsres dauerhaften Landhuhns sehr vernachlässigt wurde. Es ist deshalb Sache unsrer intelligenten Landwirte, den Landhühnerschlag gegen die Reklamen der Schwindelhändler, welche schlecht rentierendes, teueres Geflügel unter prahlerischen aber wertlosen Rassenamen einschmuggeln wollen, in energischen Schutz zu nehmen. Die klimatischen Verhältnisse Deutschlands und der Schweiz erfordern härtere Rassen und diese Rassen sind eben unsre Landhühner.

Das Deutsche Landhuhn. Gallus d. germanicus.

Taf. 4. Fig. 1, 2, Hahn und Henne, Wildfarbe.

Gemeines Landhuhn, Landrasse, Bauernhuhn. — Gallus vulgaris, Gallus rusticulus.

Maße des gewöhnlichen Landhahns: Länge 76,8 cm, Flugbreite 77 cm, längste Sichelfedern (Schwanzdeckfedern) 39,6 cm, in dem 14federigen Schwanz ist die längste ungesichelte Schwanzfeder 21,6 cm, die kürzeste 10,8 cm lang, die Mundspalte 2,4 cm, der Schnabel im Bogen 1,6 cm, der ganze Fuß, nämlich Schenkel, Lauf und Mittelzehe 29,4 cm, der Lauf mißt 7,4 cm, die Mittelzehe

samt Kralle 5,2 cm. Der einfache Zackenkamm ist auf der Mitte längs des Scheitels 4,8 cm festgewachsen, hat aber in der Mitte gegen 10 cm Länge, da er vorn etwas auf den Schnabel, und hinten 4,2 cm frei vom Kopfe hinaussteht, die Höhe des Kamms ist 5,6 cm, die Länge der Bartglocken 4 cm mit eben solcher Breite. Die Nasenlöcher liegen an der Schnabelbasis. Der hier beschriebene einfache Zackenkamm fängt bei dem Nasenloch an, springt noch etwas auf den Schnabel vor, steigt in einem Halbkreis aufwärts, bildet erst feine Zähne, dann etwa 5 starke Zacken, die nach hinten größer werden, und zieht sich in einem seicht gezackten Halbbogen wieder nach dem Hinterscheitel zurück. Die Landhenne mißt in der Länge 55,2 cm, der Schwanz 18,6 cm, die Flugbreite 70,2 cm, die Mundspalte 3 cm, der Lauf 7,2 cm. — Unsre deutschen Landhühner legen ihr Gefieder knapp an, während die italienischen Hühner dasselbe etwas lockerer tragen, weshalb letztere scheinbar größer aussehen; Maße und Gewichtsverhältnisse sind aber bei einem richtig genährten deutschen Landhuhn die gleichen, eher noch etwas völliger.

Der Flügel der Hühner zählt 22 Federn, die 11. im Bug ist merklich kürzer als die andern; die Flügel reichen nur bis unter die Wurzel des Schwanzes.

Beschreibung. Ein Landhahn mit Wildfarbe hat folgende Hauptfarben: orangegelb, orangerot, gelbbraun, purpurrotbraun, schwarzbraun, schwarzgrün und schwarz. Diese Farben sind fast wie beim Wildhahn folgendermaßen verteilt. Die schmalgespitzten Halsschmuckfedern sind orangerot, nach dem Rücken sind die Spitzen orangegelb; die Federn des Unterhalses sind etwas verlängert, schwarzgrün mit orangerotem Saum und solchem Schaft, die nächsten des Oberrückens ebenso, aber kürzer und breiter. Die etwas verlängerten Rückenfedern dunkel purpurbraun; die verlängerten, schmalen, spitzen Sattelfedern sind orangerot; die Bürzelfedern glänzend dunkelgrün, häufig mit orangerotem Saum; die eigentlichen Schwanzfedern schwarz; die Schwanzdeckfedern (Schmuckfedern) sind sichelförmig überhängend, besonders die 2 längsten obern, von Farbe schwarzgrün mit Metallschiller; der Flügelbug und kleinste Flügeldeckfedern schwarz; nächste Flügeldeckfedern prächtig purpurbraun; größere Deckfedern und hintere Schwingen glänzend dunkelgrün; vordere Schwingen dunkelbraun, nach außen gelbbraun breit gesäumt. Der ganze Unterkörper von der Kehle an bis zu den untern Schwanzdeckfedern (samt diesen) schwarz. — Die Henne, welche zunächst der wildfarbigen entspricht, ist braun mit hellern Kragenfedern, welche viel breiter und kürzer als beim Hahn sind; die meisten Federn sind schaftfleckig.

Sie sind in diesem Kleide, wie schon bemerkt, die Bankivahühner in vergrößertem Maßstabe. Infolge der Domestikation ist aber die Veränderlichkeit der Färbung des Gefieders eine so bedeutende, daß sich nicht leicht eine detaillierte Beschreibung aller Abweichungen geben läßt. Man trifft Reinschwarze, Reinweiße, in allen Nüancen Braune, Rötliche, Gelbliche, Isabellfarbige, Graue, Gesperberte, Fein gefleckte, Geperlte, Wellenförmig-gezeichnete, Getigerte, Gestreifte, Geschuppte, Gepfeilte u. v. a. — Es kommen auch nicht sehr selten Schwanzlose Hühner, bei uns schlichtweg Burzer genannt, vor, augenscheinlich als Abänderung des Gemeinen Landhuhns, welche schon vorn bei den abnormen Rassen besprochen sind.

Die Farbe des Schnabels ist ebenso verschieden; bei Hühnern mit Wildfarbe blaß bräunlich mit dunkelbräunlicher Firste; bei weißen Hühnern blaß fleischfarbig; bei schwarzen Hühnern schwärzlich, bei vielen Hühnern gelb bis wachsgelb; ebenso sind die Füße entsprechend, rein fleischfarbig, mit bläulichem Ueberflug; bleibläulich, schwärzlich, olivengrün, weidengrün, grün, schön gelblich oder gelblichfleischfarben; die Augen sind meist feurig gelbrot. Derzeit ist ein lebhafter gelber Ton am Schnabel und Füßen Modefarbe. — Manchmal finden sich auch bei den Hennen die Füße bespornt; bei einigen Rassen zwei hintere Zehen, also fünfzehig, wie es bei den Dorkingrassen beständig vorkommt.

Wie verschieden die Kämme sind, ist vorn erwähnt. Statt der Kämme haben die Landhühner indessen auch größere oder kleinere Hauben und Federschöpfe; je größer diese sind, desto mehr bleibt die Entwicklung des Kammes zurück, und an die Stelle der Kehllappen tritt bei manchen ein Federbart. Diejenigen Hühner, welche sich übrigens durch sehr bedeutend entwickelte Hauben als standhafte Rasse fortpflanzen lassen, behandeln wir in einer besondern Gruppe. Bei manchen Hühnern ist die Entwicklung der Glocken, auch ohne auffallenden Federbart, so schwach, daß sie kaum durch einen roten Strich angezeigt sind.

Der Hahn unterscheidet sich sehr kenntlich von seinem Weibchen; er ist 1/3 größer, der Hals ist länger, der Kamm ist jederzeit größer als bei der gleichrassigen Henne; an den kräftigen Beinen steht etwa 24—26 mm über der Eingelenkung der Zehen an dem Lauf nach hinten, doch mehr nach innen, ein spitziger Sporn; der Schwanz ist erhaben, die 2 mittelsten Federn länger als die übrigen, sichelförmig gebogen; die Schwanzdeckfedern erheben sich an den Seiten der Schwanzfedern, krümmen sich auch so stark sichelförmig, daß die obersten überhängen, und zieren den Schwanz ungemein. Die Halsfedern sind lang, spitzig und schmal, immer sehr schön glänzend gefärbt, die Bürzelfedern ebenso. Haltung und Gang sind stolz. — Die Henne ist kleiner und unansehnlicher gefärbt, hat einen kleinern und schwächern Kamm, der dann auch mehr Neigung hat, sich nach einer Seite umzulegen; sie hat an Stelle des Sporns nur ein kleines, horniges Knötchen; nur in ausnahmsweisen Fällen ist ein größerer Sporn vorhanden; zuweilen auch nur an einem Bein. — Die Eier des gewöhnlichen Huhns sind durchschnittlich 5,7 cm lang und 4,1 cm breit, von weißer Färbung, mit mäßig dicker Schmelzmasse, welche ein gröberes oder feineres Korn hat, flachporig, wenig glänzend, oval, nach der Spitze von der Mitte aus abnehmend, an der Basis stumpf zugerundet. Die Eier gelblicher oder schwarzer Hühner haben einen lichtgelblichen oder düstern Ton, Bastardrassen, von Cochins stammend, legen ledergelbliche Eier. Im ganzen ist aber die Form dieser Eier sehr verschieden, und abnorme oder Mißbildungen sind nicht selten. — Unsre Landhühner sind auch sehr gute Legerinnen großer Eier von 130, 150, ja bis zu 180 Eiern jährlich. Auch als gute Brüterin und sorgsame Mutter ist unser Landhuhn sehr empfehlenswert.

Für alle Länder, Provinzen, Gauen, Bezirke, Kreise, sind die daselbst akklimatisierten Hühner die geeignetsten, dauerhaftesten, deshalb nützlichsten, und somit ist das deutsche Landhuhn auch in so vielerlei Stämmen zu finden, als wir deutsche Gauen zählen. Jeder Gau hat wieder eine Rasse, die in etwas abändert, auch für die betreffende Gegend zwar sehr gut sein mag, aber ohne Gewähr, daß sie sich für andre Gegenden in gleichem Maße eignet.

Aber eines empfiehlt Verfasser den Züchtern für die Zukunft: die übergroßen hochstehenden Zackenkämme abzuschaffen und dafür kleinere Kämme einzuführen, damit die Tiere unsre Winter leichter überstehen können, ohne daß ihre Kopfzierden erfrieren.

Bei unsern Landleuten — wie bei den Orientalen — gilt der Hahn für einen Wetterpropheten, daher sieht man sein Bild so häufig als Windwächter auf den Kirchtürmen schildern. Er ist aber auch ein Verkündiger für die Zeit, so wichtig für unser rasch dahineilendes Leben, denn seine Morgengrüße giebt er sehr regelmäßig ab. Eine alte ernste Inschrift an der künstlichen Uhr des Rathauses in Heilbronn (Württemberg) aus dem Jahre 1580 lautet u. a.:

Die Uhr der Engel schnell umwendt:
Bedenk dein Stund und letztes End,
Denn mit dem hellen Schrei der Hahn
Ermahnt dich, daß du Buß sollst than!

Das Italienische Huhn. Gallus d. italicus.

Taf. 4. Fig. 5 u. 6, Hahn u. Henne, Sperberfarbe. Fig. 7 u. 8, Hahn u. Henne, weiß.

Lombardeihuhn, schlichtweg: Italiener.

Die Italienische Rasse wird in einem mildern Klima erzogen, als unser Deutsches Landhuhn, stimmt aber in den Größenverhältnissen mit unsern Landhühnern überein; ebenso verhält es sich mit den Gewichtsverhältnissen. Sie gehört dem Norden Italiens, hauptsächlich der Lombardei an, wo diese Hühner von den geschäftigen und sparsamen Landleuten mit vielem Verständnis in größter Menge gezüchtet und nebst Millionen Eiern in den Handel gebracht werden, wobei ihnen allerdings auch das milde Klima jenseits der Alpen sehr zu Hilfe kommt. Diese Lombardeihühner sind es auch, welche sich schon von altersher allmählich im Handelsverkehr nordwärts ausbreiteten, so nach Nordfrankreich, England, nach den Niederlanden, Friesland, Dänemark, Deutschland, Böhmen, Ungarn, Polen u. s. w., und so auch teilweise den Grund zu unsern heutigen Land- und Rassehühnern legten.

Aber die Einfuhr von italienischem Geflügel und Eiern nach Deutschland und in die Schweiz ist erst recht in Gang gekommen, seit der Landverkehr über die Alpen durch Eisenbahnen, durch die Brenner-, Mont-Cenis-, besonders durch die St. Gotthardsbahn so wesentlich erleichtert wurde. Wir werden nun förmlich überschwemmt mit italienischem Junggeflügel; es ist eine gemeine Marktware geworden, und wir beziehen die italienischen zwei- bis dreimonatlichen Junghühner fast wohlfeiler, als uns unsre selbst auferzogenen Landhühner zu stehen kommen. Bei einem solchen billigen Bezug denkt auch kaum noch jemand daran, Dunenjunge in eigener Pflege aufzuziehen, so daß unsre Landhühner — wenn es so fortgeht — sämtlich italischer Zucht entstammen werden. Die Nachzucht unsrer akklimatisierten Landhühner sollte aber nicht allzusehr vernachlässigt werden, denn das Deutsche Landhuhn ist gegen Kälte widerstandsfähiger, steht im Legen dem italischen Huhn absolut nicht nach, und ist außerdem eine sehr gute Bruthenne und Mutter, was bei jenen weniger der Fall ist. Es beruht auch auf Täuschung, wenn man glaubt, italische Hühner seien korpulenter. Sie tragen, wie schon erwähnt, das Gefieder etwas lockerer und sehen dadurch etwas größer aus; die Gewichtsverhältnisse zwischen einem gut genährten Deutschen und einem Italischen Landhuhn ergeben aber keinerlei Unterschiede. Die importierten Junghühner von ca. 6 Wochen Alter haben auch mit unsern heimischen vom gleichen Alter dieselbe Größe; aber ihre Entwicklung ist von da an eine raschere, und mit 3 Monaten Alter zeigen die Hähnchen und Hühnchen stärkere Kämme und ein lebhafteres Benehmen; im fünften Monat sehen sie wie ausgewachsen aus und fangen bald zu legen an. Im sechsten Monat sind aber auch unsre Landhühner so nachgekommen, daß sie ebenfalls zu legen beginnen; auch bleiben sie einige Jahre länger legfähig. — Verfasser will dadurch dem Geflügelfreund darlegen, daß unser heimisches Landhuhn dem importierten Italienerhuhn nicht nachsteht, und deshalb keine Veranlassung vorhanden ist, die Zucht unsrer guten deutschen Landhühner zu vernachlässigen.

Wir kommen nun zur Charakterisierung unsres Deutschen Landhuhns und des Lombardeihuhns, welch' beide Rassen wir unbedingt zusammenstellen müssen, da letzteres im zweiten Jahr seiner Eingewöhnung als akklimatisiert gelten kann.

Beim Hahn soll sein:

der Kopf breit und lang; Schnabel stark aber nicht plump, nach der Spitze leicht gebogen; Gesicht federfrei, glatt und schön rot; Kamm groß, einfach, geradeaufstehend, tief gesägt, hellrot, oben elegant gebogen; Kehllappen lang, dünn,

schlaff hängend, von feiner Textur; Ohrläppchen groß, weiß, dicht anliegend; Hals und Nacken lang, aufrecht getragen, mit starkem Federnschmuck; Rumpf verhältnismäßig kräftig, nach hinten verschmälert; Rücken ziemlich rund, nach hinten abfallend; Flügel eng anliegend; Brust voll und vorragend; Schenkel voll, etwas lang; Läufe kräftig, aber schlank, unbefiedert; Zehen dünn, gut gespreizt, samt Nägeln in gutem Zustand; Schwanz hoch getragen, seitwärts gesehen: breit, ohne Tüte, mit schön geschwungenen Sichelfedern, besonders das oberste Paar; ebenso die Schwanz-Deckfedern schön geschwungen; Bürzel-(Sattel-)Federn als reicher Schmuck herabhängend; Hinterteil gut befiedert; Haltung und ganze Gestalt stolz, aufrecht, mutig.

Bei der Henne:

der Kamm nach einer Seite überhängend; im übrigen die gleiche Charakteristik mit dem Hahn, soweit dies überhaupt die Geschlechtsunterschiede zulässig machen.

Farbenvarietäten sind bei den italienischen und deutschen Hühnern die gleichen: wildfarbig, gelb, rot, schwarz, weiß, sperberfarbig, grau, fein und grob gefleckt u. s. w.

Die Italienerhühner sind ängstlicher und menschenscheuer als unsre heimischen Hühner, was eine Folge ihres unsteten Wanderlebens sein dürfte, so lange sie sich auf dem „Handelspfade" befinden. Von rohen Händlern angefaßt, von einem Käfig in den andern geworfen, zur Besichtigung herausgefangen, und oft genug von plumpen Händen schmerzhaft gedrückt und zerschunden, lernen die armen Tiere ihre Peiniger als arge Quälgeister fürchten, und es steht oft lange an, bis sie sich durch liebreiche Behandlung an ihre neuen Pfleger angewöhnen und ihre frühere Menschenscheu ablegen. Dann aber werden sie so heimisch und zutraulich, wie wir es von unsern Landeshühnern gewohnt sind. — Im ganzen ist das Italienerhuhn sehr empfehlenswert, eines der besten Hühner zum Eierlegen — 170 bis 180 Eier im Jahre ist keine Seltenheit —, aber ein gutes Bruthuhn ist es nicht, was eben auch auf Rechnung des harten Wanderlebens in frühester Jugend zu setzen sein dürfte. Man könnte glauben, ihm fehle das Heimatsgefühl. Zu starker Vermehrung muß daher die Brutmaschine helfen. Auch gegen lang anhaltende Winterkälte sind sie — wenigstens im ersten Jahre ihrer Eingewöhnung — durch warme Stallungen zu schützen.

Die Variationen sind bei den beiden sich so nahestehenden Rassen äußerst vielgestaltig in den äußerlichen Formen- und Farbenverhältnissen, wie schon des öftern erwähnt ist, und kommen bei der einen wie bei der andern Rasse ganz ähnlich vor. — Die oberitalienischen Landleute züchten — durch ihr warmes Klima begünstigt — viel leichter als wir in Deutschland, doch nicht nach bestimmten Farben, sondern auf geratewol, wie es kommt, und versenden Junggeflügel und Eier nach Millionen, während wir in unsrem Vaterlande genötigt sind, Millionen Mark dafür auszugeben. — Dem italienischen Geflügelhandel dürfte übrigens durch Ungarn eine empfindliche Konkurrenz erwachsen; dieselbe hat schon jetzt einen starken Anlauf genommen.

Das Livorno-Huhn. Gallus d. liburnensis.

Taf. 4. Fig. 3, 4, Hahn und Henne, schwarz.

Livorneserhuhn, kurz Livorno, auch Leghorn*. Im Englischen: Leghorn* (= Livorno). Der Leser dürfte einverstanden sein, daß wir den Deutschen Namen zur Ueberschrift wählen.

* Den Namen „Leghorn" erhielten sie in Nord-Amerika, wohin sie in den 30er Jahren von Livorno aus importiert wurden. Livorno heißt im Englischen »Leghorn«, unter welchem Namen sie zurück nach England, und von da im Handelswege wieder nach Deutschland importiert wurden, natürlich mit den üblichen Posaunenstößen.

Das Livornohuhn schließt sich eng an die beiden vorbeschriebenen Rassen: das Deutsche und Italienerhuhn an, was die allgemeinen Form- und Farbenverhältnisse anbelangt. Aber es soll entschieden größer und schwerer im Gewicht sein, mindestens 500 Gramm mehr wiegen, als das deutsche oder italienische Huhn, denn es macht schon den Uebergang zu den größern Mittelmeer-Rassen.

Die Charakteristik der Leghorns ist folgende:

Sie übertreffen die stärksten Deutschen Landhühner und Italiener an Größe und Gewicht. Im übrigen verweisen wir den Leser auf die Charakterisierung des Deutschen und Italienerhuhnes, welche — außer obigen Unterschieden — sonst die gleiche ist.

Die hauptsächlichsten Farbentöne dieser schönen Hühner sollen bei diesen (wie auch bei andern Rassen) folgendermaßen beschaffen sein.

1) Wildfarbe oder (fälschlich) Rebhuhnfarbe.

Hahn. Kopf, Hals und Sattelfedern orangegelb mit orangerot schattiert; Bürzel-, Schulterfedern und Flügelbug prachtvoll orangerot; Flügeldeckfedern stahlblau mit grünem Schiller, einen Spiegel, wie beim Entenflügel bildend; Schwungfedern schwarz, mit verschiedenen braunen Außensäumen; Brust und Unterleib schwarz mit grünem Schein; Schwanzfedern samt den gesichelten Schwanz-Deckfedern schwarz, grünschillernd, letztere noch mit orangebräunlichen Säumen. Ein solcher Vogel ist ein prächtiges Tier.

Henne. Halsfedern bräunlich-orangegelb, jede Feder mit mattschwarzem Schaftfleck, nach der Brust in hell orangerötlich übergehend; Rumpffedern braun mit feinen schwarzen Schaftflecken.

Bei beiden Geschlechtern: Läufe und Schnabel gelb, letzterer oben mit hornfarbigem Rücken; Auge (wie bei den meisten Färbungen) feurig rot; Kamm, Gesicht und Lappen rot; Ohrläppchen weiß oder gelblichweiß.

2) Schwarze Färbung. Zeigt unsre Taf. 4, Fig. 3 u. 4. Tiefschwarz, grünschillernd, blauer Schiller gern gesehen und beliebt; die Läufe graugrün oder weidengrün; Schnabel oben schwärzlich überflogen, unten gelblich; Gesicht, Kamm und Kehllappen schön rot; Ohrscheiben gelblichweiß ohne Flecken. Gelbe Beine zu schwarzem Gefieder sind selten, und werden nicht gern gesehen, denn zu rein schwarzer Färbung gehören auch dunkle Beine und Schnabel.

3) Weiße Färbung. Dieselbe soll reinweiß, ohne Flecken sein. Strohgelber Anflug kommt bei freilaufenden gesunden Tieren im Alter vor, ist aber nicht zu vermeiden, deshalb nicht als Fehler zu notieren, wenn die Tiere sonst fehlerfrei sind. Die Läufe schön glänzend gelb, ebenso der Schnabel; Gesicht, Kamm und Lappen schön rot; Ohrläppchen weiß, jedoch gelbliche kein Fehler.

4) Gelbe Färbung, gelb lederfarbiger oder erbsengelber Ton.

Hahn und Henne. So viel als möglich lebhafter gleichförmiger Ton, mit und ohne dunkle Schaftflecken, Hals, Sattel- und Schwanzfedern (wie fast immer) dunkler gefärbt; Schnabel und Füße gelb; Kamm, Gesicht und Kehllappen schön rot; Ohrdeckel weiß.

5) Aschgrauer Ton. Gefieder aschgrau, mit oder ohne dunkle Schaftflecken; Hals, Sattel- und Schwanzfedern satter gefärbt; Schnabel und Füße gelb, zuweilen mit grau getrübt; Ohrlappen weiß; Gesicht samt Zubehör schön rot. Eine seltene Färbung, aber nicht empfehlenswert, weil nicht schön.

6) Gesperberte Färbung, Kuckucksfarbe*). Hahn und Henne. Gefieder

---

*) Die gesperberte Zeichnung ist eine äußerst interessante und macht einen wohlthuenden, fast vornehmen Eindruck. Es liegt die Vermutung nahe, daß diese Zeichnung in ihrem Ursprung durch Vermischung von schwarz und weiß entstanden ist. In der Jetztzeit hat sich der Züchter nicht mehr mit solchen Zusammensetzungen zu quälen, denn er erhält die Sperberfarbe

hellaschgrau, jede Feder mehreremale dunkler quergebändert; Schnabel und Füße gelb, der Oberschnabel auf der Firste graugetrübt; Ohrläppchen weiß, auch gelblich überflogen; Kamm, Gesicht und Kehllappen schön rot.

Als Fehler, welche von einer Prämiierung ausschließen, gelten folgende:

Rote Ohrlappen; Federfüße, anders gefärbte Federn zwischen der Hauptfarbe; Orangeton bei reinweißer Befiederung an Hals und Schwanzgefieder; hellfarbige Brust und verwaschen gestreifte Halsfedern (statt scharfgestreiften) bei braunen Hennen.

Nach dem in England gültigen Standard kann ein mustergültiges Leghorn, Hahn oder Henne, 100 Punkte erhalten, und Verfasser setzt dem sich hiefür interessierenden Geflügelfreund zu besserem Verständnis ein Formular bei:

Kamm groß, wohl geformt und aufrecht getragen, tief gesägte Zacken	12	Punkte,
Kehllappen, gleich geformt und glatt	10	"
Ohrlappen, von guter Form, weiß oder gelblichweiß, sonst fleckenlos	6	"
Schöner, reicher Halsbehang	10	"
Tadellose Färbung des Gefieders	20	"
Vollständige Größe, entsprechendes Gewicht*)	15	"
Richtiges Ebenmaß, Symmetrie	15	"
Korrekte stolze Haltung	12	"
zusammen . .	100	Punkte.

Die Livornesen sind schöne und stattliche Hühner, besonders prächtig sind die schwarzen und weißen Schläge. Die Eier sind — entsprechend der Größe — etwas völliger als bei den Landhühnern, die Zahl derselben kann sich bei einer Henne in einem Jahre von 115—136 beziffern. Die übrigen Eigenschaften entsprechen dem des Lombardeihuhnes, auf das wir verweisen. Als eine ansehnliche, gut legende Rasse stehen derzeit die Livornohühner bei uns in gutem Ruf und finden willige Abnehmer.

Wer solche Hühner als Marktware zum Schlachten auferzieht, fährt besser, wenn er auf weiße oder hellfarbige Zucht hält, weil das Fleisch hellfarbiger Hühner ein weißeres, resp. appetitlicheres Ansehen hat, als das der dunkelgefärbten Hühner.

Die Livornohühner oder Leghorns haben aber auch eine Vorgeschichte, die wir nicht ganz übergehen wollen, da sie als ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Haushühner betrachtet werden kann. Durch die stattliche Figur des Hahns und die verminderte Brüteluft der Henne erinnert diese Rasse, welche dem wärmeren Italien angehört, an die größern Mittelmeer-Rassen, welche schon vor alten Zeiten aus Kleinasien nach Griechenland gekommen sein sollen, wo sich die Bewohner der kleinen Zykladeninsel Delos frühzeitig mit Hühnerzucht beschäftigten und auch als Geflügelhändler weit und breit eine gewisse „Berühmtheit" erlangten. Durch Delier

schon in guten durchgezüchteten Exemplaren. Trotzdem sind reine klare Zeichnungen mit sehr dunkeln Querflecken, besonders in den Sichelfedern des Hahnes selten. Die scharfe Sperberzeichnung soll bei diesen Sichelfedern bis unten an die Spule ausgeprägt sein. Hähne, welche nach dem dritten Federwechsel kein Weiß im Schwanz und in den Schwingen, und Hühner, welche nach dieser Zeit dunkel gesperberte Flügel- und Schwanzfedern behalten haben, lassen gute Nachzucht hoffen. Nur vermeide man Blutwechsel mit andern, weniger durchgezüchteten Stämmen, und wähle aus der eigenen Zucht immer das Beste, d. h. möglichst scharf und dunkel gefleckte Querzeichnungen bis in die äußersten Enden der Schwanz- und Flügelfedern. Bei solchen Rassen, welche hauptsächlich in Sperberfarbe geschätzt sind, wie die Dominiks und Plymouths, sollten Hähne, denen die Sichelfedern zerstoßen sind oder ganz fehlen, von der Prämiierung ausgeschlossen, wenigstens nie mit ersten Preisen bedacht werden.

*) Bei englischen Züchtern Hahn 2,730, Henne 2,120 Ko. Bei Livornesern, welche in Deutschland zu prämiieren sind, muß das Gewicht im künftigen „Deutschen Standard" erst festgestellt werden; ebenso auch die Höhe des stehenden Vogels von Sohle bis auf den Scheitel.

wurden diese Hühner auch nach den römischen Staaten verpflanzt, denn in jenen Zeiten spielten Vögel — insbesondere die Hühner — bei dem Wahrsagerdienst der Priester eine bedeutende Rolle, da die alten Römer nichts Wichtiges vornahmen, ohne vorher den Willen der Götter erforscht zu haben. Dazu suchten ihre Weissage-Priester (Augurn genannt) eine besondere Sorte Hühner in Wildfarbe mit schwarzem Schnabel und dunkeln Beinen zu erhalten, die der Hühnerwart (Pullarius) in seinem geweihten Hühnerstall als „Heilige Hühner" zu verpflegen hatte. Das Ansehen der Augurn und ihr Einfluß auf das Staatsleben war durch Jahrhunderte ein bedeutendes, fast unheimliches. Durch einen unheilverkündenden Wahrsagespruch, z. B. „Alio die (an einem andern Tag)", vermochten sie die Fortsetzung wichtiger Volksversammlungen zu hindern und alle gefaßten Beschlüsse ungültig zu machen. Im Zeitalter des berühmten römischen Redners Cicero, 70 Jahre v. Chr., gab sich indes kein gebildeter Römer mehr von Amts wegen mit Wahrsagerei ab, um vor seinen Mitbürgern nicht lächerlich zu erscheinen. — Als Zeichen (auch absichtlich gesuchte nicht ausgeschlossen) dienten und benützten die Priester für ihren Wahrsager-Hokuspokus mancherlei Bewegungen im Betragen der Hühner: den Flügelschlag, den Gang, das Gackern, Krähen, das Fressen oder Nichtfressen, und noch viele andre — dem Laienverstand nicht verständliche Dinge, die vom Aberglauben aber für sehr bedeutend gehalten wurden. Der Gang von der Linken nach der Rechten war unheilverkündend; aber großes Unglück hatte „das Nichtfressen" der Hühner zu bedeuten*). — Schwarze Hühner mit gelbem Schnabel und Füßen wurden weder als Opfer, noch weniger als „Heilige Hühner" benützt. Sie waren profan!

Diesen Standpunkt haben wir überwunden und wir können wieder zu unsrer neuzeitlichen Hühnergeschichte übergehen. Diese lehrt uns, daß man nicht viel über Hühnerzucht aus den Südstaaten Italiens erfährt, deren Bewohner — weniger betriebsam als ihre nordischen Landsleute — eine Vorliebe für „behagliches Nichtsthun" haben und daher für die Hühnerzucht wenig Zeit finden. Die stattlichen Hühner der Mittelmeer-Rassen, auf die wir noch besonders zu sprechen kommen, scheinen demnach nicht dem Süden Italiens ihre Existenz zu verdanken, sondern der Nation, deren Namen sie führen — den Spaniern.

Das Hamburger Huhn. Gallus d. hamburgensis.

Taf. 5. Fig. 1, 2, Hahn und Henne, Goldtupfen.
„ 3, 4, „ „ „ Silbertupfen.
„ 5, 6, „ „ „ Goldsprenkel.
„ 7, 8, „ „ „ Silbersprenkel.

Hamburger Alltagleger; Hamburger Goldtupfen oder Goldlack; Hamburger Silbertupfen oder Silberlack; Hamburger Gold- und Hamburger Silberstreifen oder Sprenkel; Goldfasanhuhn; Silberfasanhuhn, schlichtweg: Hamburger. — Englisch: Hamburghs; Pencilled Hamburghs, Gestreifte oder Gesprenkelte Hamburger; Spangled Hamburghs, Getupfte Hamburger, auch Gold- oder Silberlack; Black Hamburghs, Schwarze Hamburger; Redcaps, Rotkappenhühner (eine auf größeres Gewicht gezüchtete Varietät der Goldtupfen).

Unter dem Namen „Hamburger" finden wir die am schönsten gefärbten und gezeichneten Hühner unsers Vaterlandes, mit welchen nur die prächtig gezeichneten Gold- und Silberbantams verglichen werden können. Ihre Abstammung will man auf das Campiner-Huhn (siehe dasselbe) zurückführen, welches ebenfalls in Gold- und Silberfarbe mit schwarzer Querfleckung vorkommt. In der Umgegend von Hamburg und in Hamburg selbst scheinen sie ein Lieblingshuhn geworden zu

*) Bei der „allgemeinen Geschichte" (S. 6) ist ein Fall angeführt, der einem wackern römischen Feldherrn das Leben kostete.

sein; sie kamen von dorten nach Britannien, und wurden von den Engländern durch fortgesetzte fein geleitete „Inzucht“ zu ihrer jetzigen eigenartigen Schönheit gebracht. Wir verweisen den geneigten Leser auf unsere guten Abbildungen.

Die allgemeinen Merkmale des Hamburgerhuhnes sind: Kopf hübsch lebhaft, klug aussehend; Schnabel kurz und schmal; Kamm doppelt oder Rosenkamm, schön rot, breit und voll auf der Stirn, nach hinten in eine lange aufwärts gerichtete Spitze verlängert, die Krone oben aber mit vielen Zacken ausgestattet, fest und aufrecht auf dem Kopf stehend; Ohrlappen flach, rundlich, weiß; Kinnlappen rot, zierlich, dünn, zugerundet. Hals lang und schön gebogen, rückwärts getragen mit langen wehenden Federn über die Schultern. Der Rumpf symmetrisch; der Rücken sieht wegen der langen Halsfedern etwas kurz aus; Sattel (Bürzel) breit und reich befiedert; Brust rund und voll, vorwärts getragen; Flügel anliegend; Schenkel kräftig; Läufe dünn und zierlich, blaugrau; Zehen schlank und ausgebreitet. Schwanz groß und breit mit gut entwickelten Sicheln beim Hahn; die Schwanzdeckfedern ebenfalls reich und schön gesichelt. Gewicht des Hahns 4 Pfund, Henne 3 Pfund.

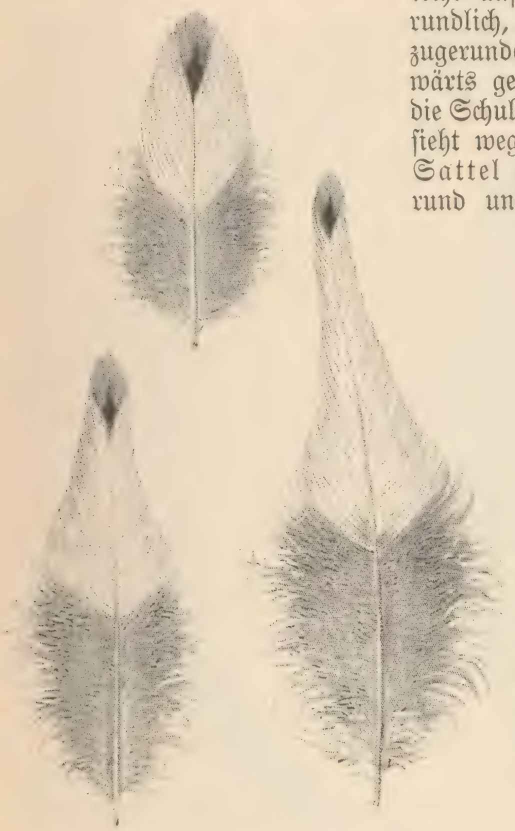


Fig. 10 a. Schulter-, Rücken- u. Sattel-Federn des Silbertupfen-Hahns.



Fig. 10 b. Hals- und Rücken-Feder der Silbertupfen-Henne.

Beschreibung des Goldtupfenhahns, Goldlack, Goldfasanhuhn, Gold-Money. (Taf. 5, Fig. 1, 2.) Hals- und Sattelfedern goldorange mit schwarzgrünen Streifen; das weitere Gefieder goldorangerot als Grundfarbe, jede Feder mit regelmäßigen schwarzen Tupfen. Je runder diese Tupfen, desto feiner. Die schwarze Farbe hat grünen Metallschiller. Der Flügel zeigt schwarze Binden; der Schwanz ist schwarz, grünschillernd; Schnabel und Füße bleifarbig. Henne: dieselbe Grundfarbe, jede Feder schwarz getupft.

Beschreibung des Silbertupfenhahns; Silberlack; Silberfasanhuhn; Silber-Money. (Taf. 5, Fig. 3, 4.) Grundfarbe weiß, mit schwarzer Tupfenzeich-

nung. Schwanz weiß, jede Feder am Ende mit einem schwarzen Fleck. Schnabel hell; Füße bleigrau. (Hiezu 5 Federn, jede mit der nötigen Bezeichnung.)

Beschreibung des Goldsprenkelhahns. (Taf. 5, Fig. 5, 6.) Hals- und Sattelfedern orangegoldbraun; Brust und Flügel goldbraun; die Federn mit schwarzen Querbändern; der Schwanz schwarzgrün schillernd; die Sicheln mit schöner goldbrauner Einfassung. Schnabel hellhornfarbig; Füße bleigrau.

Henne goldbraun, jede Feder mit feiner schwarzer Querzeichnung, die sich scharf abhebt.

Beschreibung des Silbersprenkelhahns. (Taf. 5, Fig. 7, 8.) Auf weißem Grunde dieselbe schwarz quergesprenkelte Zeichnung, die einen herrlichen Effekt macht. Schwanzfedern voll und groß, hoch getragen; Schwanzsicheln schwarzgrün, jede Sichelfeder mit einem weißen Saum geziert. Schnabel hellfarbig, Füße bleigrau.



Sattelfeder. Brustfeder.
Fig. 11 a. Hamburger Silbersprenkelhenne.

Henne: dieselbe Zeichnung, auf weißem Grunde schwarz gesprenkelt. (Hiezu 4 Federn für Hahn und Henne mit der nötigen Bezeichnung.)

Beschreibung des Schwarzen Hamburgers, Schwarzlack. Das ganze Gefieder tief schwarz mit brillantem grünem oder auch bläulichgrünem Schiller; je grüner glänzend, desto besser. Kamm, Gesicht und Kinnlappen sind schön rot; Ohrlappen glänzend weiß, Augen orangerot, Schnabel und Füße schwärzlich.

Hennenfedrige Silbersprenkel kommen sehr selten vor. Sie haben genau die Zeichnung der Silbersprenkel; der Schwanz des Hahns hat aber keine Sicheln, sondern nur Hennenfedern.

In England gilt ein vollkommenes Silbersprenkelhuhn für das schönste Hühnerideal.

Der Engländer Mr. Beldon empfiehlt folgende Zuchtmethode: Man wähle von dem modernen Silbertupfenschlag einen Hahn mit gutem Kamm und Ohrlappen, mit möglichst reicher Tupfung auf dem Rücken und Sattel, mit guten Flügelbinden und einem gutentwickelten Schwanze — aber keinem hennenschwänzigen — mit einem Worte: einen tieffarbigen Ausstellungsvogel. Den paare man mit den besten Hennen, die möglichst frei von irgend einem großen Fehler sind (schlechter Kamm, verwischte Tupfen u. s. w.) Erhält man eine hübsche Anzahl guter Küchlein, so mag man bei dem Stamme bleiben, denn nicht jeder schlägt gut aus. Ist aber die Nachzucht nicht zufriedenstellend, so mag man es mit dem Hahne von einem andern Stamme versuchen, bis man das Rechte gefunden hat. Liefert ein Stamm bessere Hähne und Hühnchen, so mag man ihn für seine Spezialität verwenden, und einen die Ergänzung liefernden andern Stamm zu gewinnen trachten. Freilich gehört ein wenig Geduld dazu, das erwünschte Ziel zu erreichen; vor allem ist es aber auch notwendig, daß man seine Stämme nur von wohlbekannten, guten Züchtern erwirbt. — Fast alles,

was wir von der Zucht der Silbertupfen-Hamburger gesagt haben, gilt auch von denen der Goldtupfen-Hamburger.

Nachdem wir bei Beschreibung dieser Prachthühner etwas länger verweilten, bleibt uns noch übrig, über dieselben als Nutzhühner zu sprechen. Sie legen zahlreiche, ihrer Größe angemessene Eier, eine Henne bis zu 170 Stück jährlich



Fig. 11 b. Hamburger Silbersprenkel-Hahn.

(daher: Alltagleger), Enthusiasten sprechen von 200 Eiern, werden nicht leicht brütelustig, was schon aus der großen Anzahl Eier hervorgeht. Wenn aber eine oder die andre Henne brüten will, so giebt sie eine vortreffliche Mutter. Sie sind nicht gefräßig, dabei eine harte gesunde Rasse, aber sie wollen gut und warm wohnen und freien Lauf haben. Die Küchlein sind leicht zu erziehen; man ist besorgt für einen sichern Lauf, damit sie nicht durch feindliche Tiere zu leiden haben, giebt 5 bis 6 Wochen das bekannte Küchleinfutter (bei „Fütterung der Hühner“ genau beschrieben),

und vergißt nicht, tagtäglich klein zerschnittenes Gras, Salat oder andres Grünkraut beizugeben. Mit 6 Monaten fangen die Junghennen zu legen an. — Goldtupfenhühner sind im allgemeinen etwas korpulenter als Silbertupfen. — Alles in allem: Hamburger sind feinste Sport- und ausgezeichnete Nutzhühner.

Das Kampiner-Huhn. Gallus d. Campinensis.

Kampiner Alltagsleger, Holländischer, Westfälischer Alltags- und Todleger, Hoogsträter-Huhn, Ostfriesische Gold- oder Silbermöven, welche Benennung besser als Gold- oder Silbersprenkel, die schon für die Hamburger Rassen vergeben sind.

Kampine oder Kempenland ist der Name eines mit Heideflächen bedeckten Landrückens in den belgischen Provinzen Antwerpen und Limburg. Man hält allgemein dafür, daß aus dem Kampinerhuhn das Hamburgerhuhn herausgezüchtet worden ist. Von den Engländern wurde die Weiterzucht durch Inzucht fortgesetzt und so entstand das vorbeschriebene prachtvolle Hamburgerhuhn.

Das Kampinerhuhn hat nicht die scharf ausgeprägte Zeichnung der Hamburger, aber dieselbe Figur nebst Rosenkamm; es kommt auch in weißer und goldfarbiger Grundfarbe vor (daher Gold- und Silbermöven), mit getüpfelter oder quergefleckter dunkler bis schwarzer Zeichnung auf der Grundfarbe und hat einen hellfarbigen Schnabel bei bläulichen Füßen. Sie gelten allgemein als vorzügliche harte Hühner, welche im Legen nutzbarer sein sollen als die Italiener, deshalb haben sie sich auch den Ehrennamen „Alltagleger“ erworben.

Zu erwähnen ist hier auch:

Das Rotkappen-Huhn. Englisch: Red caps.

Man findet dies Huhn nur in ältern Geflügelschriften erwähnt; es ist zur Zeit sehr selten und nur noch zu Ausstellungen in England hervorgeholt worden. Mit der Lobhudelei: „sie sollen als Wirtschaftshühner alle Schläge übertreffen“ scheint es nicht weit her zu sein, sonst wäre dieser Schlag nicht bis zum Aussterben gekommen. — In der Neuzeit scheint dies Huhn in der Schweiz wieder in Aufnahme zu kommen, wie ich aus einem Artikel der „Schweizer Blätter“ 1893, Nr. 33, ersehe. Der Verfasser jenes Artikels schreibt: „Man nimmt im allgemeinen an, daß diese Rasse aus Yorkshire stamme, und einer Kreuzung mit dem ‚alten Styl‘ der Englischen Kämpfer und des Goldtupfen-Hamburgers entsprossen sei.“

„Der Rotkappenhahn ist ein feingestalteter Vogel von edler und stolzer Haltung; der Rosenkamm ist symmetrisch geformt, schön rot; die Ohrlappen rot; Hals und Sattel karminorange, mit blauschwarzen Spitzen; Rücken hochrot, mit breiten, halbmondförmigen, blauschwarzen Flittern; Brust und Schwanz schwarz, letzterer mit grünem Metallschiller; Schenkel schieferfarbig. Das Gewicht eines Hahns soll 6 Pfund betragen. In allgemeiner Erscheinung dem Hamburger ähnlich.“

„Das Huhn ist breit und rund, wohlgestaltet. Grundfarbe der Brust, des Rückens und der Flügel ein tiefes Rotbraun, jede Feder mit einem halbmondförmigen schwarzen Flecken gleich- und regelmäßig bezeichnet. Schwanz schwarz; Hals rot mit breitem schwarzen Streifen; Ohr-, Kinnlappen, Gesicht und Kamm schön rot; der Kamm soll stramm in die Höhe gerichtet sein. Gewicht ca. 5 Pfund.“

Das Lakenfelder-Huhn. Gallus d. nigripictus.

Nach Ad. Schönfelder stammt dies eigentümlich gezeichnete Huhn aus Westfalen, wurde in der Gegend von Dielingen, in der Nähe des Dümmersees (3 Stunden von Osnabrück) gezüchtet, ist aber derzeit kaum noch aufzutreiben, obwohl es ein schöner Schlag unsrer Landhühner ist, der verdient, mit Energie der Vergessenheit entrissen zu werden, um von neuem auf dem Plan der deutschen Geflügelausstellungen zu erscheinen. Das Huhn ist nur mit zwei Farben bezeichnet. Halsgefieder

und Schwanzfedern sind schwarz, alles übrige aber rein weiß. Es hat die Größe und Figur eines Landhuhns mit aufrecht stehendem Zackenkamm, hängenden Kinnlappen, weißen Ohrlappen; der Schnabel ist horngelb, die Füße bleischwarz.

Bei diesem schönen Huhn ist die Zeichenfarbe in großen scharfen Platten aufgetragen, wie wir es sonst nur an den Tauben gewöhnt sind. — Eine solche Zeichnung kann nur durch Inzucht hergestellt und erhalten werden. Inzucht aus dem ersten zusammengegebenen Stamm mit den Geschwistern, von den Geschwistern die Weiterzucht mit Vettern und Basen bis die gewünschte Zeichnung erreicht ist. Bei den ganz besondern Farbenbildungen des Hühnergefieders, welches sich nach eigentümlichen Gesetzen vollzieht, mehr und brillantere Farbentöne aufweist, als dies beim Taubengefieder der Fall ist, dürfen wir annehmen, daß die Zucht auf farbiges Gefieder bei den Hühnern noch lange nicht abgeschlossen ist, und wir werden im Verlauf der Zukunft wohl noch merkwürdigere Resultate erzielen, als dies bei den Tauben der Fall ist. Die Hühnerfeder ist farbenreicher und brillanter als die Taubenfeder. Ist erst einmal bei uns in Deutschland die Zucht auf die Feder eingeführt und im Betrieb, so werden wir wohl noch weitere ebenso schöne Rassen erhalten, als uns jetzt schon solche in den regelmäßigen Zeichnungen der Hamburger Gold- und Silbertupfen, der Gold-Paduaner, der Sebright-Bantams u. a. vorgeführt werden.

Charakteristik

des Lakenfelder Landhuhns. Farbe: Schwanz und Halsfedern rein schwarz glänzend, letztere nur gegen den Kopf mit wenig weiß gemischt, Sattel- (Bürzel-) Federn weiß, mit möglichst wenigem Schwarz, das übrige rein weiß.

Das Huhn ist ein gutes Leghuhn, legt bis zu 150 Eier im Jahr, deren 9 bis 10 auf ein Pfund gehen.

Herr Adolf Schönfelder schließt seinen Aufsatz in der „Leipz. Gefl.-Zeitg." 1892, Nr. 35, mit folgenden Worten: „Ein Trupp schöner Lakenfelder Hühner ist eine Zierde jeden Geflügelhofes und jedem Geflügelfreund zu empfehlen. Mögen sich recht viele neue Liebhaber finden und mithelfen, ein zum Teil verwaistes Tier wieder zur Blüte der Zucht zu bringen, denn an diesem Huhn kann man Freude haben und Ehre im Ausland einlegen."

Das Ramelsloher-Huhn. Gallus d. hammoniensis.

Vierländer-Huhn.

Früher, d. h. vor mehr als 100 Jahren, wurde dieser Schlag „Vierländer Hühner" benannt, in der neuen Litteratur lesen wir „Ramelsloher". Die sogenannten „Vierlande" gehören ins Hamburger Gebiet; Ramelsloh, ein Dorf mit ca. 800 Einwohnern, liegt 2 Stunden von der Eisenbahnstation Hittfeld bei Harburg. In benannten Bezirken wird dieser Schlag Hühner hauptsächlich zur Aufzucht von Junghühnern in der Stube unterhalten. Bungartz hat aber diese Rasse nicht allein in den Provinzen Schleswig-Holstein, sowie in der Umgegend Hamburgs und im Hannöverschen angetroffen, sondern auch des öftern in den Rheingegenden und im Elsaß.

Das Ramelsloher ist ein wohlgebautes korpulentes Huhn, etwas langleibiger als das Landhuhn; der Hahn mit einem aufrecht stehenden flotten Zackenkamm, die Henne (wie gewöhnlich) mit einem überliegenden Kamm; Schnabel und Füße sind bläulich oder bleiblau (nicht gelb). Bei echten Vierländern soll das Auge dunkelbraun sein. Die Farbe dieser Hühner soll stets weiß (reinweiß) sein; doch mit zunehmendem Alter kommt bei gesunden Hühnern ein goldfarbiger Anflug, was kein Fehler ist. Dunkel (oder gar schwarz) gefärbte Hühner läßt man nicht auf-

kommen, weil es sich bei diesen Hühnern um Fleischproduktion handelt, welches schön weiß und recht appetitlich aussehen muß. Bei dunkelfarbigen Hühnern hat auch das Fleisch eine dunklere Färbung, was nicht beliebt ist. Wir folgen einem Aufsatz der „Leipz. Geflügelztg." 1893, Nr. 20, aus fachkundiger Feder: „Während der Wintermonate wird in der Hamburger Gegend von fast allen Leuten, welche Geld verdienen wollen, die Kückenzucht von Hühnern und Enten aufs eifrigste betrieben. Die Hühner legen und brüten in der Wohnstube. Zu diesem Zwecke befinden sich den Wänden entlang Bänke, unter denen die Nester sind. Dieselben können durch einen Schieber geschlossen werden. Brutmaschinen werden fast gar nicht gebraucht und sind Bruthennen (Glucken) deshalb sehr gesucht. Sie werden bis zu 5 Mark per Huhn bezahlt. Meistens brüten sie 2 bis 3 mal hintereinander. Die Kücken kommen dann sofort in Käfige, die in der Stube — dem Ofen möglichst nahe — stehen. Der Boden der Käfige ist ausziehbar und wird mit Sand bestreut. Derselbe muß täglich 1 bis 2 mal erneuert werden, denn peinlichste Sauberkeit ist zu gutem Erfolge unbedingt nötig. Gefüttert werden die Kücken nur mit gekochten Fischen und dem sogenannten Kückenschrot, das aus Bohnen-, Roggen- und Buchweizenmehl hergestellt wird. Das Ganze wird mit Milch zu einem Brei angerührt und 14 Tage lang gefüttert. Zu trinken bekommen die Tiere nichts. Wer einen warmen Kuhstall hat, bringt die größern Kücken dort unter. Wer ein besondres Zimmer hat, muß dies heizen. Das Fischfutter, welches sie später erhalten, verbreitet einen unangenehmen Geruch, und kann nur von Leuten, die daran gewöhnt sind, ertragen werden. Die Hühnerkücken werden im Alter von 4—5 Wochen, die Enten im Alter von 5—7 Wochen von den sogenannten „Kückenpflückern (Geflügelkrämern)" aufgekauft. Dieselben bereiten die Tiere als Schlachtgeflügel zu und versenden sie an die Geflügelhandlungen in Hamburg. Für Hühnerkücken werden 80 Pfennig bis 1,30 Mark, für Enten 1,75 bis 4 Mark bezahlt. Es giebt betriebsame Leute, die stets 300 bis 400 Kücken und ebensoviel junge Enten haben. Dies giebt einen lohnenden Erwerb. Besonders günstig sind die Elbebewohner daran, welche sich selbst die Fische fangen."

Der Doppelkräher. Gallus d. clamator.

Bergischer Kräher, Kräher überm Berg.

Ein deutsches Landhuhn von stattlicher Größe, das am Schluß der 50er Jahre von A. Wolf in Barmen auf eine Geflügelausstellung nach Görlitz gesandt wurde, mit der empfehlenden Eigenschaft des „sehr lange anhaltenden Krähens", um vieles länger als bei unsren gewöhnlichen Schreihälsen. Diesem „anhaltenden" Krähen verdankt dieser Schlag seinen Namen.

Er stammt aus dem (früher selbständigen) Herzogtum Berg, das jetzt einen Teil der preußischen Rheinprovinz bildet. Die Geflügelzuchtvereine jener Provinzen, z. B. der Verein „Wald" und einige Vereine in Westfalen haben sich in der Neuzeit die Aufgabe gestellt, diesen Hühnerschlag, der fast ausgestorben ist, wieder aufs neue aufleben zu lassen.

Der Hahn erinnert in Figur an einen Spanier, hat einen aufrecht stehenden Zackenkamm; der Schnabel ist hell hornfarbig; die Füße sind graublau. Kopf, Nacken und Halsfedern orangegelb; Schultern dunkelrot, Sattelfedern goldorangerot, Unterkörper dunkelbraun, Vorderhals und Brust bei jungen Tieren schwach getupft, bei ältern schwarz großgetupft; Schwanzfedern tief schwarz mit lebhaft grünem Schiller. Henne mit schwarzem Kopf, Hals und Schwanz, das übrige Gefieder ebenfalls schwarz, jede Feder soll aber gleichmäßig mit großen braunen Tupfen besetzt sein. Der Kamm hängt nach einer Seite über. — Die Hennen sind

fleißige Legerinnen von 100—120 Stück großer Eier, wovon 8—9 auf ein Pfund gehen.

Der vollständige Ruf des Doppelkrähers soll lauten: Kikerigüüüi hü ii da hahn hahn! Beim Krähen wird die Luft ausgestoßen, beim Einziehen kommt das Nachspiel, der sogen. Doppelschlag. Man hört ein ähnliches Nachkrähen indes auch von anderen Hahnen, welche nicht zu diesem Stamm gehören.

Trotzdem scheint es kein rechter Ernst mit der Nachzucht dieses schönen Huhns werden zu wollen. Ad. Schönfelder sagt: Die Züchter handeln nach dem Sprichwort: „Ein gutes Ei besser, als ein guter Schrei!"

Das Bergische Schlotterkammhuhn. Gallus d. jubatus.

Schlichtweg: Schlotterkamm.

Ein alter Landhühnerschlag, welcher ebenfalls im früheren Herzogtum Berg, im angrenzenden Rheinland und in Westfalen vorkommt.

Den allgemeinen Landhuhntypus hier nochmals zu charakterisieren, möge der Leser dem Verfasser, und will Verfasser dem Leser ersparen.

Die ganze Figur dieses Hühnerschlags ist eine stattliche, aufrechte und stolze. Hahn wie Henne haben aber große überhängende schlotternde Kämme; Schnabel hornfarbig, Beine blaugrau. Es giebt 4 Farbenschläge: rein schwarz, schwarz gelb, schwarz weiß und gesperbert.

Ad. Schönfelder sagt: „Ein gutes Wirtschaftshuhn, welches neben flotter Eierproduktion seines ruhigen Wesens halber leicht zu mästen ist."

Thüringer Pausbäckchen. Gallus d. barbatulus.

Paus- oder Bausbacken-Huhn.

Ein Zwerghuhn unter diesem Namen ist schon vorn beschrieben. Denselben Typus trifft man auch in Landhühnerrassen.



Fig. 12. Thüringer Pausbackenhahn.

Die Eigenart dieses Stammes besteht in einem Backen- und Kinnbart von Federn, den sogen. „Pausbäckchen", während die Hühner keine oder nur kleine Kinn- und Ohrläppchen haben. Sie werden mit Vorliebe in den Dörfern des Thüringerwaldes gezüchtet, denn sie eignen sich recht gut in ein etwas rauhes Klima, weil der Backen- und Knebelbart einigen Schutz gegen rauhe Witterung gewährt. Der Hahn hat einen einfachen, nicht zu großen Zackenkamm, der Schnabel ist hornfarbig, die Füße sind schieferblau. Gleiche Auszeichnung haben die Hennen.

Man findet 3 gute Farbenschläge. Schwarz, das gesamte Gefieder ist tief schwarz, mit schönem grünem Metallschiller. — Goldpausbäckchen, auf orangegelbem Grunde getupft oder gesprenkelt. — Silberpausbäckchen, auf weißem oder gelblichweißem Grunde die gleiche getupfte oder gesprenkelte Zeichnung. Diese erinnert an die Zeichnungsform der Hamburger. Was dann die Pausbäckchen noch insbesondere ziert, ist der schwarz gefärbte Backen- und Kinnbart, während in Schwanz und Flügeln die Grundfarbe vorherrscht.

Diese hübschen Hühner verdienen eine größere Verbreitung, als ihnen bisher zu teil wurde, weil sie den Winter gut durchmachen und in geschütztem Stall mit Eierlegen fortfahren. — Dr. Lenz sagt:

„Diese Rasse ist so fruchtbar wie die beste Landrasse, ebenso leicht aufzuziehen, legt frühzeitig, in lauem Stall und bei gutem Futter auch im Winter, brütet und führt die Jungen gut und bleibt unter günstigen Umständen bis über das Alter von 8 Jahren hinaus vollkommen fruchtbar und gut."

Verfasser hat eine ganz ähnliche Rasse mit einem wildfarbigen Zwerghahn und mit einer ledergelben Landhenne gezüchtet. Die Größe war wie bei einem etwas kleinen Landhuhn, Backen= und Knebelbart sehr gut entwickelt, die Federn an den Füßen nur schwach angedeutet. Die Hühner waren gute Winterleger, was um so mehr zu schätzen ist, als die Eier im Winter an Wert gewinnen, je weniger von andern Hühnern produziert werden.

Das Elsäßer=Huhn. Gallus d. Alsatiae.

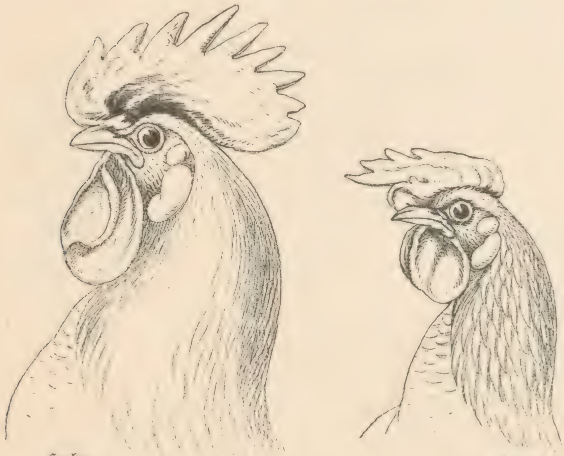
Ein großes Landhuhn, aus der Kreuzung mit einem Cochin= und Landhuhn hervorgegangen und jetzt konstant vererbt. Die Figur ist stärker als beim gewöhnlichen Landhuhn, Haltung aufrecht, der Kamm klein, einfach; Ohr= und Bartlappen klein; der Schwanz kurz und weichfederig; Füße von gelblicher oder auch bläulicher Färbung.

Hieher gehört auch das

Sundheimer Huhn,

welches in den Ortschaften Sundheim, Neudorf, Dorf Kehl, Kork und im ganzen Hanauerlande zu finden sein soll. Es ist ein Kreuzungsprodukt von Brahma und Landhuhn, von starkem Körperbau, in Farbe meist den hellen Brahmas ähnlich, auch die Beine wie bei denselben befiedert. Es wird als Nutzhuhn sehr empfohlen, ist gut im Eierlegen, leicht zu mästen und giebt einen saftigen Braten. Junge und Alte sind hart und dauerhaft, leicht durch den Winter zu bringen, deshalb allen Geflügelfreunden zu empfehlen.

Das Ungarische Huhn. Gallus d. hungaricus.



Hahn. Henne.

Fig. 13. Ungar=Hühner.

Das weite Tiefland Ungarns ist eines der gesegnetsten Länder unsres Erdteils. „Es ist — sagt unter anderm der gelehrte Reisende F. G. Kohl — als wenn sich in unser Europa ein Stück asiatischen Steppenlandes eingenistet hätte.“ Aber trotzdem hat es viele und sehr weite Strecken, welche ungemein ergiebig sind, indem längs ansehnlicher Ströme fast regelmäßige Ueberschwemmungen einen fetten Schlammboden ablagern, und dadurch manchen Landschaften, so dem Banat, der Ratschka, dem Drauthale u. a., welche sich viele (über 50 deutsche) Meilen weit hinziehen, eine außerordentliche Fruchtbarkeit verleihen; daselbst sind Mandel= und Oelbäume heimisch, und die zahmen Kastanien gedeihen in üppigen Wäldern. Meistens darf man es auch wagen, die Herden sommers und winters draußen zu lassen, was in sehr harten Wintern freilich nicht durchzuführen ist. Ungarn ist ein — von den Karpathen umzäunter — wundervoller Tierpark, und uns Süddeutschen von jeher bekannt durch die großen Mengen guten, billigen Fleisches, welches dort produziert und dem Handel zugeführt wird. In der Neuzeit aber ist dieses Land

auch ein Konkurrent Italiens geworden, und liefert uns Geflügel und Eier, und wird dies auch in späterer Zeit in noch größerem Maßstab fortsetzen. Der Ackerbau steht zurzeit noch auf einer mäßig ausgebildeten Stufe, aber eine unerschöpfliche Bodenkraft bewirkt eine überreiche Produktion.

In solchen begünstigten Ländern, denen noch ein warmes und mildes Klima zu Hilfe kommt, finden die Hühner bei freiem Lauf genug Futter aller Art, so daß die Unterhaltungskosten nur sehr gering sind. In unsrem Erdteil zählen wir hieher: Spanien (nur teilweise), Frankreich, Italien, weniger Griechenland, insbesondere aber Ungarn. Das sind die Eldorados für Hühnerhaltung und Hühnerzucht! Unser Vaterland können wir dazu nicht rechnen, denn unsre Winter sind meistens lang und zuweilen auch recht streng. — Die Einfuhr von billigem Geflügel und Eiern aus Italien ist, wie wir schon erwähnten, erst durch die erleichterten Verkehrsverhältnisse, besonders durch die Brenner- und Gotthardbahn zu großem Aufschwung gelangt. — Fast günstiger aber, als bei allen genannten Ländern, liegen die Verhältnisse in Ungarn, das vor 15 Jahren kaum eine nennenswerte Ausfuhr kannte, in der Neuzeit aber mit Italien schon um die Palme ringt, wozu insbesondere die Fürsorge seiner Regierung den Impuls giebt. — Der wohlerfahrene und geistreiche Schriftsteller A. V. Curry (Wien-Währing) schreibt darüber:

„Was wir über Ungarn hören, ist stets nur die kurze Mitteilung der großen Ziffern, in welchen der bedeutende Export dieses Landes an Produkten des Geflügels Ausdruck findet — weiter nichts! Die Schuld daran liegt im sprachlichen Unterschied der Fachpresse, welche — dem nationalen Bedürfnis entsprechend — ungarisch sein muß — und somit alles geistige Fachleben ausschließlich innerhalb der heimischen Grenzen fluten läßt. Man hat also auswärts keine Vorstellung von dem regen Fachleben in jenem Märchenlande, das von Mutter Natur mit einer Hülle irdischen Segens ausgestattet, in der abwechslungsreichsten Formation und Scenerie der Gegenden gebildet und mit Menschen bevölkert wurde, aus deren jovialen, aufgeweckten und heldenhaften Charakterzügen einst Herder den bekannten Schluß gezogen: ‚daß diese Menschen direkt von Adam stammen müssen.‘ — Ein sprühendes Temperament läßt sie für jegliche große Sache sehr leicht Feuer fangen, und in die Lösung großer Fragen ihres — über alles geliebten — Vaterlandes die Glut edelster Begeisterung hineintragen. So haben sie auch die Geflügelzucht, an Hand der frappierenden statistischen Ziffern, im Parlamente durch den Mund ihres hochsinnigen Ackerbauministers, des Grafen Andreas Bethlén, feierlich zur bedeutsamen Nationalfrage ausgerufen, und es giebt nun — außer Frankreich — kein Land auf dem ganzen Kontinente, das diesem wichtigen Zweig der Volkswirtschaft größere und thatkräftigere Beachtung widmete, als Ungarn. Alle fördernden Mittel gehen direkt oder indirekt vom Staate aus, während der übers ganze Land verbreitete „Geflügelzüchterei-Verein“ in seiner Wirksamkeit vortrefflich organisiert und von Staatsmitteln unterstützt, wie ein Bienenschwarm emsig arbeitet und strebt, dieses stetig steigende nationale Einkommen mit allen Kräften zu fördern und zu heben. Mitglieder des Hoch- und Niederadels, Spitzen des Fachressorts im Ackerbauministerium bilden — nebst vielen großen Fachmännern aus dem Volke — den leitenden Vorstand des Centralvereins, und nicht ein einziger stellt sich zu dekorativen Zwecken in den Reigen hinein, sondern alle mit dem freudigen Willen, ihr zu dienen mit allen Kräften. In ihrem Organ »Szárnyasaink« (Unser Geflügel) wiederspiegelt sich das rege geistige Fachleben im lebhaftesten Meinungsaustausche. Dasselbe strotzt von kernigen gesunden Ideen. Von Staats wegen errichtete Geflügelzüchtereien verteilen im Lande das trefflichste Zuchtmaterial, und halten hinsichtlich der Rassen die verschiedenen Bodenverhältnisse im Auge. Den Ausstellungen in der Provinz dienen die großen Schaustellungen in der Residenz zum Muster.

So sind die nötigen Grundlagen beschaffen, auf welchen in Ungarn die Natur selbst das große Vereinshaus für Geflügelzucht errichtete. Im Jahre 1892 wurden aus Ungarn für 50 Millionen Franken Produkte der Geflügelzucht ausgeführt und die Geflügelzucht steigert sich von Jahr zu Jahr."

Wir kommen nun auf die Hühner Ungarns zurück. In Ungarn sind alle Rassen zu finden, welche in den andern Ländern gedeihen und beliebt sind. Aber Ungarn hat auch sein „Landhuhn", das in seiner äußern Gestalt und in seinem Wesen nur wenig von unserm „Deutschen" oder wenn man will „Italienischen" Huhn verschieden ist. Es ist aber infolge der günstigen Verhältnisse etwas größer, und erreicht bei guter Pflege auch die Größe unsrer gut gepflegten Hühner, die wir mit dem Namen „Livorneser" bezeichnen. Hahn und Henne sind weiß, die Schmuckfedern des Halses und Sattels mit Goldschein überzogen, wie das bei allen gesunden weißen Hühnern zu finden ist. Der Hahn hat aufrecht stehenden, tief gezackten Kamm, herrliche Sichelfedern und stolze Haltung. Die Henne prangt in bleicher Farbe, mit den Abänderungen des Geschlechts. Der Schnabel ist horngelblich, hornbräunlich, auch schwärzlich. Die Füße sind gelb, fleischfarben, bräunlich, auch bläulich; die Augen feurig orangerot. — Das eigentliche „Ungarische Huhn" soll weiß, ohne Abzeichen und ungehaubt sein, gleich wie auch die ungarische Rinderrasse weiß und silberfarben ist. Ja auch die schönen starken Schäferhunde der Ungarn sind weiß mit schwarzer Nase und dunkelbraunen Augen. Selbst ein großer Teil der Einwohner kleidet sich in Weiß. Der Mantel und die gefranzten Beinkleider sind weiß; die Jacke desgleichen. Der bekannte Künstler Hasse*), der ein vorzüglicher Darsteller des Hühnervolkes, dabei auch ein tüchtiger Hühnerzüchter war, erklärte dies stattliche weiße Huhn für das ungarische „Nationalhuhn". Selbstverständlich kommen auch in Ungarn alle Färbungen vor, die bei den Hühnern gäng und gäbe sind, in Gelb, Wildfarbe, Aschgrau und Schwarz, nebst den übrigen Zwischentönen. Aber Weiß scheint die Lieblingsfarbe des Volkes. Die Hennen sind unübertroffene Leger und gute Mütter; das Fleisch ist vortrefflich, das schöne Gefieder sehr elastisch; die Federn sind daher sehr nutzbar zu verwenden.

Doch wie wunderlich! Auch die ungarischen Geflügelzüchter sind mit ihrer vortrefflichen Landesrasse — die man schon als „Perlen des Ungarlandes" bezeichnete und in den Handel brachte — nicht zufrieden, und suchen sie durch Einführung fremder Hühner zu „veredeln!"

Das Bosnische Huhn. Gallus d. bosniacus.

Ein Landhuhn, das schon zu den Haushühnern hinneigt, sogar an das großhaubige Sultanshuhn erinnert. Es hat auf der Stirn einen kleinen Zackenkamm von verschiedener Form. Ein Federbusch sitzt mitten auf dem Kopfe, ist nach hinten gekämmt, manchmal wie gescheitelt, und läßt die Augen vollkommen frei. Die Kinnlappen sind gut entwickelt, und nebst Gesicht rot. Bei der Henne manchmal ein kleiner, überhängender Kamm vor der Haube, was ganz kokett aussieht. Die Farbe des Gefieders meist weiß oder hellfarbig. Muntere lebhafte Hühner, hart gegen Winterkälte, die im geschützten Stall auch in dieser Zeit Eier legen. Diese Rasse, welche sich der Leser als ein „Halbhaubenhuhn" vorstellen möge, gäbe auch für unsre klimatischen Verhältnisse (lange und zuweilen auch strenge Winter) ein Huhn ab, dessen Kopf durch Haube und kleinen Kamm vor dem Erfrieren besser geschützt wäre, als unsre hochkämmigen Hähne und Hühner.

---

*) Die Zuchthühner von Dr. Drechsler, mit Zeichnungen von Maler Hasse, nebst praktischen Anweisungen, die Hühnerzucht zu betreiben.

Im übrigen trifft man in Bosnien alle „modernen" Hühnerrassen und zwar in allen Farben.

Hervorzuheben ist, daß Bosnien in neuester Zeit als Konkurrent im Eierhandel mit Ungarn wetteifert und im Jahre 1893 schon beinahe 11 Millionen Eier versenden konnte.

Der in der Hauptstadt dieser Provinz, Serajevo, erscheinenden „Bosnischen Post" wird geschrieben: „Als vor 11 Jahren die erste Eiersendung von hier (Prjedor) abging, ahnte man nicht, daß hiemit der Grundstein zu dem bedeutenden Eierexport gelegt wurde, welcher derzeit in Prjedor — einen wichtigen Handelszweig bildend — der Hühnerzucht treibenden Bevölkerung Hunderttausende von Gulden jährlich zuwendet. Von der riesigen Entwicklung dieses Handelszweiges kann man sich durch folgende Ziffern eine ziemlich klare Vorstellung machen: Während die Zahl der im Jahre 1883 versendeten Eier die Höhe von 250000 Stück nicht überschritt, betrug dieselbe im Jahre 1893 ca. 10500000; im Jahre 1883 betrug der Wert der versendeten Eier ca. 4000 Gulden (= 8000 Mark), im Jahre 1893 ca. 170000 Gulden (= 340000 Mark). Da die günstigen Bedingungen für das Emporblühen des Eierexportes nicht nur in unverändertem Maße bestehen, sondern sogar vermehrt werden, ist mit Sicherheit zu erwarten, daß auch in den nächsten Jahren eine intensive Steigerung sich ergeben wird. — Wer die Verhältnisse in Bosnien kennt, wundert sich nicht allzusehr über solche Fortschritte; weiß er doch, daß diese Bevölkerung eine rasche Auffassungs- und Anpassungsgabe besitzt; andrerseits scheut aber auch die Landesregierung keine Mühe und keine Opfer, um der Bevölkerung jene Mittel zur Verfügung zu stellen, welche die kulturelle Entwicklung des Landes und seiner Bewohner aufs kräftigste unterstützen. Dazu trägt hauptsächlich bei, daß eine von der Landesregierung errichtete Geflügelzüchterei wertvolles Geflügel, d. h. beste Leghennen züchtet und abgiebt, welche teils von der sehr guten Landesrasse, teils von erprobten andern Rassen abstammen.

Auch gewährt die Bahnverwaltung den Eierfrachten bedeutende Ermäßigung; sie befördert auch die als Frachtgut aufgegebenen Eier als „Eilgut". Bedeutende Geldmittel wurden zur Verfügung gestellt, um die Erwerbsquelle — welche hauptsächlich den ärmern, Landwirtschaft treibenden Bewohnern zu gut kommt — offen zu halten und noch möglichst zu steigern."

Wir entnehmen diese Mitteilung „der „Deutschen Allg. Geflügelztg." (Red. Wahl, Nr. 22, 1894), wo der betreffende Aufsatz — viel ausführlicher — von Interessenten nachgelesen werden kann.

* * *

Die Geflügelausstellungen werden noch eine Menge neuer oder älterer Stämme vor die Oeffentlichkeit bringen, von deren Dasein bisher nur kleine Bezirke Kenntnis haben, die jedoch auch als schöne oder nützliche Landhühner gelten können; aber so lange wir kein „Merkebuch" haben, in welchem ihre unterscheidenden Rassekennzeichen deutlich und leicht faßlich eingetragen sind, ist ihre Beschreibung eine unklare und ziemlich zwecklose; wir können daher vorläufig diese Gruppen schließen, um mit den gehaubten Hühnern fortzufahren.

5. Gruppe. **Haubenhühner,** Gallinaceae cristatae.

Schleierhuhn, Kuppenhuhn, Pollhuhn, Schopfhuhn. — Englisch: Polands; Polish Fowl. Französisch: Poule houpée.

Bei diesen merkwürdigen Hühnern entwickelt sich auf dem Kopf ein Federbusch, der je nach seiner Größe den Kamm mehr oder weniger, oder auch ganz und gar verdrängt; auch die Glocken am Kinn verschwinden und machen einem Knebelbart, die nackten Stellen des Gesichtes einem Backenbart Platz (wie es schon bei Pausbäckchen vorkommt). Gleichzeitig erleidet auch das Knochengerüst des Schädels eine Veränderung, indem sich auf dem Vorderteil desselben eine kugelförmige Erhöhung bildet, auf der sich die Federn über den ganzen Kopf bis über die Augen herab wie ein Kolpak ausbreiten. Nur bei den großhaubigen Hühnern findet sich dieser Höcker auf dem Schädel; bei kleinhaubigen Vögeln wird er nicht bemerkt.

Uebrigens findet sich ähnliche Haubenbildung auch bei anderem Geflügel, welches keinerlei fleischige Kämme auf dem Kopfe hat, wie dies bei den Hühnern der Fall ist. So giebt es gehaubte Enten, Gänse, selbst bei Schwanen sind schon Hauben vorgekommen. Im Jahre 1861 ist im Zoologischen Garten in Amsterdam (Natura Artis Magistra) eine ganze Brut Schwäne mit Hauben ausgeschlüpft, welche aber diese Eigentümlichkeit nicht auf ihre Nachkömmlinge vererbten (Zeitschr. Zool. Garten, Nr. 2, 1862, S. 13).

Die Haubenhühner erfreuen sich einer großen Beliebtheit, was man bei Ausstellungen gut bemerken kann. Auf dem Hühnerhof sind sie, wenn gut verpflegt und reinlich gehalten, eine — man möchte fast sagen — vornehme Erscheinung, dazu kommt ihr äußerst zutrauliches Wesen, welches sie ihrem Pfleger zeigen. Andererseits zeigen sie sich bei unbedeutenden Vorfällen wieder recht ängstlich und schreckhaft, weil sie durch die Haube, welche die Augen bedeckt, am deutlichen Sehen verhindert und so auch durch nicht gefährliche Dinge erschreckt werden.

Die Federbildung der Haube ist bei Hahn und Henne verschieden und richtet sich nach dem Halsgefieder. Beim Hahn sind diese Schopffedern lang und schmal, flatterig; bei der Henne kurz und abgerundet, wodurch deren Haube ein kompaktes geschlossenes Aussehen erhält, wie eine große Nelke, oder wie Oettel sagt: einer „Georgine oder Dahlie" vergleichbar.

Das Halten und Züchten der Haubenhühner hat freilich auch seine Kehrseiten, die wir nicht verschweigen dürfen. Der hauptsächlichste und sehr auffallende Fehler ist der, daß sie beinahe kein Ortsgedächtnis haben, weshalb ihnen kein weiter freier Lauf gestattet werden kann, da sie sich leicht verirren und den Heimweg nicht mehr finden, auch den Raubtieren allzu leicht zur Beute werden. Sie müssen im abgeschlossenen Raum unterhalten werden. Schneidet man die Hauben teilweise ab, damit ihr Gesichtskreis erweitert wird, so sind die Tiere ihrer Zierde beraubt und entstellt. Hält man sie im gleichen Raume mit andern Hühnern, welche hastig fressen, so kommen erstere beim Füttern zu kurz. — Auch zeigen andre Hühnerrassen eine auffällige Antipathie gegen diese harmlosen Vögel und verfolgen sie unaufhörlich, sodaß man — um den Streit zu enden — eine oder die andre Partie beseitigen muß. — Nicht allzuselten setzt sich in federreichen Hauben auch Ungeziefer fest, was die Hühner mit Scharren wegzubringen suchen und dadurch ihre Kopfzierde ruinieren. Hier muß der Besitzer durch Einstreuen von Insektenpulver helfen.

Endlich ist die Zucht reinrassiger Haubenhühner eine recht schwierige und erfordert daher viel Geduld. Es fehlt bald an der Färbung, bald an den Hauben,

die sich schief aufsetzen oder gar nach einer Seite überhängen. Vor der 2. Mauser kann man kein Huhn auf Schönheit der Rasse richtig beurteilen. Deshalb prüfe jeder Züchter das Maß seiner Geduld; wem dieselbe sparsam zugemessen ist, der wird wenig Freude an Haubenhühnerzucht erleben. — Ein ausdauernder, verständnisvoller Züchter, der im Besitz guter Räumlichkeiten ist, darf es aber mit der Zucht der Großhaubenhühner getrost wagen; er wird schöne und lohnende Erfolge erzielen, da gerade nach Holländern oder Paduanern (allgemeiner Ausdruck für Vollhaubenhühner) bedeutende Nachfrage ist, und nicht bloß Bruteier, sondern auch Jungtiere gut bezahlt werden.

Das Holländer Haubenhuhn. Gallus cristatus hollandicus.

Taf. 2. Fig. 7 und 8*), Hahn und Henne. Schwarze Varietät mit weißer Haube.

Holländisches Huhn, schlichtweg: Holländer. Nicht zu verwechseln mit: Paduaner.

Das Holländer Haubenhuhn unterscheidet sich von dem Paduaner Haubenhuhn sofort durch seine roten Bartlappen, welche das Paduaner nicht hat, sondern statt der hängenden Lappen einen langen Knebelbart von Federn.

Kennzeichen der Rasse. Hahn. Gesicht und Augen sollen vom Schopf überhängt sein, daß nur der Schnabel und die weißen Ohrlappen sichtbar sind; Kopf lebhaft und kokett aussehend; Schnabel proportioniert; Kamm nicht oder kaum bemerklich; Kinnlappen lang, hängend und dünn; Ohrlappen klein, rund, weiß; Haube groß, rund und so voll als möglich; ihre Federn nach dem Geschlecht, wie die Halsfedern geformt, welche bekanntlich beim Hahn lang und schmal, bei der Henne kurz und gerundet sind; Rumpf hübsch geformt, leicht, breit an den Schultern, schmal am Sattel; Flügel hübsch getragen; Brust rund, voll, vorwärts getragen; Unterschenkel kurz; Lauf ziemlich kurz, schlank, vollkommen glatt; Zehen mittellang und dünn. Schwanz in Größe bedeutend, nahezu senkrecht getragen (doch kein Eichhörnchenschwanz); Größe mittel; Gestalt ziemlich klein, gedrungen; Haltung stolz und aufgebauscht; Gewicht bis 5 Pfund.

Henne. Haube sehr dicht und voll, einer Georgine vergleichbar; Schwanz ausgebreitet getragen; Größe unter mittel; Gestalt hübsch, zierlich; Haltung kokett, wie aufmerksam zuhörend; Gewicht bis 4 Pfund.

Die Hauptfärbung dieser sogen. Holländer ist am Körper tief schwarz mit schönem grünglänzendem Metallschiller; im scharfen Abstich steht die große weiße Haube; höchstens dürfen einige schwarze Federn an der Stirn und über den Augen stehen. Je weniger, desto besser. Der Schnabel ist schwärzlich; die Füße dunkel schieferfarbig; Gesicht, Kinnlappen und Augen rot; Ohrlappen weiß.

Außer dem beschriebenen kommen noch einige andre Farbenschläge vor.

1) Blaugrau, in dem Ton der Andalusier.
2) Kuckucksperber.
3) Isabellfarbige.

Hohe Preise sind auf weiße Holländer mit schwarzen Hauben gesetzt. Bis jetzt hat noch kein Züchter einen Preis damit erreicht; die Natur bequemt sich zu dieser Mischung nicht gern; gleichwohl befinden sich beharrliche Züchter durch zähe Ausdauer auf dem besten Weg, diese Zeichnung herzustellen.

Ueber Haltung im Hühnerhof wolle der Leser oben nachlesen. Als Nutzhühner können die Holländer und ihre Verwandten nicht gelten, dagegen aber als feinste Sporthühner. — Hinsichtlich der Aufzucht, welche bei dieser heiklen Rasse

*) Durch Versehen kam dies Haubenhuhn auf die Tafel der Bantamhühner.

nicht leicht ist, muß Verfasser das aufmerksame Nachlesen im praktischen Teil unsres Buches empfehlen.

Standard für Weißgehaubte Holländer.

Punkte für gut entsprechende Rassenmerkmale:

Guter Sitz der Haube	8	Punkte,
Reich befiederte Haube, groß und rund	14	"
Wenige schwarze Federn in der Haube	8	"
Sehr reines Weiß in der Haube	6	"
Ohrlappen schmal, rund und weiß	4	"
Kamm kaum bemerklich; Glocken fein, lang, hängend .	10	"
Hals lang, aufrecht; Rumpf leicht, Flügel proportioniert; Brust rund und voll, Schwanz bedeutend in Größe und Ausstattung	8	"
Mittelgröße, 6 Pfund wiegend	8	"
Gestalt ziemlich klein, aber gedrungen und zierlich . .	15	"
Haltung sehr stolz und aufgebauscht	15	"
	zus. 96	Punkte.

Bei den besten Rassehühnern können 100 Punkte herauskommen.

Das Paduaner Haubenhuhn. Gallus crist. patavinus.

Taf. 7. Fig. 1—4, und Taf. 8, Fig. 1, 2, Hahn und Henne.

Paduanerhuhn, schlichtweg: Paduaner.

Dieses Huhn hat große Aehnlichkeit mit dem Holländer, unterscheidet sich aber sofort durch einen Knebelbart aus Federn, während der Holländer rote Glocken trägt.

Dieser schöne Hühnerschlag scheint etwas dauerhafter, als der Holländerschlag, und gedeiht nicht nur in enger Umzäunung, sondern man kann ihm auch freien Lauf gestatten, da gewöhnlich die Augen nicht so dicht überbuscht sind, daß das Tier absolut nicht in die Ferne sehen könnte. Es sind wunderhübsche Zierhühner, Lieblinge der Frauen- und Kinderwelt, denen sie sich auch mit besonderer Zutraulichkeit annähern. Als Leghühner sind sie nicht zu unterschätzen, obwohl wir sie nicht als eigentliche Nutzhühner, sondern mehr als Zier- und Sporthühner zu nehmen haben. Vor feuchter oder nasser Witterung sind alte Hühner, noch mehr aber die Jungen zu schützen, weil sie gegen solche äußerst empfindlich sind und anhaltende Regen nicht ertragen können. Die Aufzucht erfordert immerhin große Sorgfalt. Am besten ist es, die Daunenjungen in geschlossenem sicherem Raum oder auch in einem sonnigen Lokal bis zur 6. Alterswoche zu erziehen und dann erst auf den Hühnerhof zu setzen.

Es giebt Silbertupfen, Goldtupfen, Isabellfarbige (Chamois) und Weiße. Gesperberte Paduaner sind eine seltene Erscheinung, und noch seltener korrekt in dem, was man von dieser Färbung verlangt.

Silbertupfen. Silberlack (Taf. 7, Fig. 3 und 4, Hahn und Henne). Englisch: Silver-spangled Polish. Hahn. Haubenfedern wurzelwärts schwarz, mitten weiß, spitzewärts wieder schwarz gefleckt; im Alter nimmt die weiße Farbe überhand; Halsfedern weiß mit schwarzen Spitzflecken; Federn des Oberkörpers sind ähnlich, aber breiter gefleckt; Flügeldeckfedern weiß, jede Feder ringsum schwarz gesäumt, wodurch zwei Querbinden auf dem Flügel entstehen; die andern Flügelfedern ebenso; Sattelfedern wurzelwärts schwarz, dann weiß mit schwarzen Endtupfen; Brustfedern weiß mit halbmondförmigen Spitzen; Schwanzfedern weiß oder

grauweiß mit schwarzen Spitzenflecken; Sicheln ebenso; Schwanzdeckfedern hellgrau mit schwarzem grünglänzendem Saum.

Henne. Im ersten Jahr schwarze, weißgesäumte Haubenfedern, die später weiß, mit schwarz gesäumt, aussehen; Halsfedern weiß, spitzewärts schwarz gesäumt; Brustfedern wie beim Hahn. Alles übrige Gefieder weiß, jede Feder mit schwarzem Saum.

Auge rot; Schnabel weißlich hornfarben; Füße dunkelgrau.



Fig. 14. Silbertupfen Paduaner-Hahn.

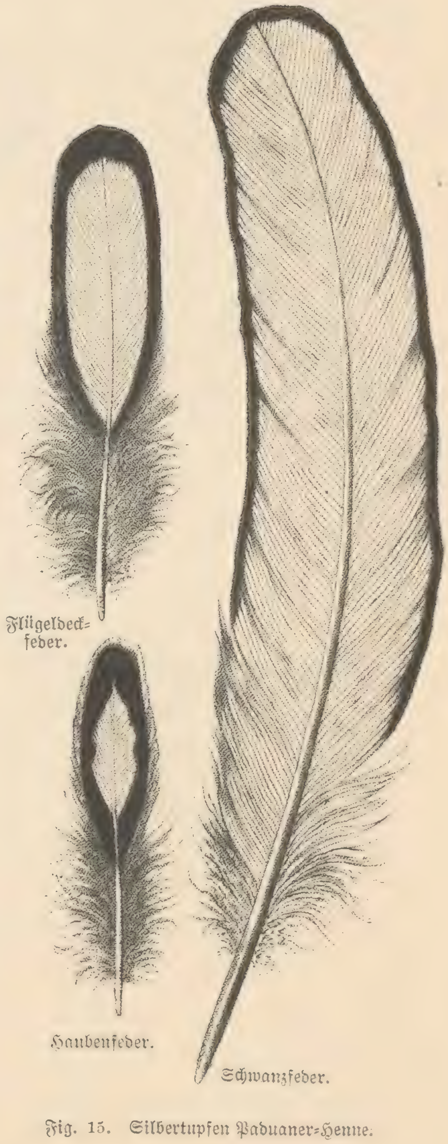


Fig. 15. Silbertupfen Paduaner-Henne.

Goldtupfen. Goldlack. Taf. 7, Fig. 1 und 2, Hahn und Henne. Englisch: Golden-Spangled Polish. Grundfarbe goldorange mit schwarzer Zeichenfarbe wie beim Silbertupfen. Auge rot; Schnabel gelblich hornfarben; Füße dunkelgrau.

Isabellfarbe, Schamoa. Taf. 8, Fig. 1 und 2, Hahn und Henne. Englisch: Buff-coloured Polish. Französisch: Chamois. — Grundfarbe ein liebliches lichtgelbliches Orangebraun, oder lichtgelbliche Lederfarbe, unten lichter, der Oberkörper des Hahns wesentlich stärker und brillanter gefärbt als unten; die Henne hat diese Farbe in milderem Ton. Zeichnung wie bei den erst beschriebenen, doch mit hellgelblichen Säumen, so daß die Federn in der Mitte wie getupft aussehen.

Auge rot; Schnabel und Füße bleibläulich.

Der Knebelbart ist beim Silber- und Goldtupfenhahn häufig mit schwarzer Farbe markiert, was sich gut ausnimmt. Beim Isabellhahn eher mit weißlicher Farbe.

Außerdem kommen andere, auch ganz schwarze Färbungen vor, aber selten, und meistens auf Kosten der Rassemerkmale.

Das Türkische Haubenhuhn. Gallus crist. turcicus.

Taf. 8. Fig. 7, 8, Hahn und Henne.

Sultanshuhn.

Dieses schöne, aber zärtliche Huhn wurde in Mitte der 50er Jahre von Miß Watts aus Konstantinopel nach England eingeführt, wo es noch jetzt zu finden ist, während es bei uns wieder verschwunden scheint.

Es schließt sich der Holländerrasse an, unterscheidet sich aber sofort durch seine schneeweiße Grundfarbe, die starken Federfüße mit Hosen, die sogenannte „Geierferse"; außerdem noch durch eine fünfte Zehe.

Hahn. Mit großer, runder, überhängender Haube, welche die Augen verschleiert; der Kamm besteht nur aus zwei kleinen Zäpfchen; die Kinnlappen mittelgroß, schlaff hängend; Gesicht und Ohrlappen von der Haube überhängt; der Schwanz samt Sicheln mäßig lang, wird aufrecht getragen. Bemerkt sei aber hier, daß es auch Sultanshühner mit Knebel- und Backenbart giebt, denen die Kinnlappen fehlen. Der Rumpf kurz beisammen, scheint etwas tief getragen, was teilweise auf Rechnung der Federfüße kommt. Gewicht bis 4 Pfund.

Henne. Mit großer runder geschlossener Haube, wie eine reich gefüllte Georgine; Kinnläppchen kurz; Gefieder wie beim Hahn, schneeweiß.

Augen rot, Schnabel hell hornfarbig, Füße von weißen Federn bedeckt, gelblich.

Sultans mit hohen, unbefiederten Beinen sind nicht rasseecht und werden ausgemerzt. Sie sind bekannt unter dem Namen Ptarmigans.

Das Bulgarische Huhn

möge hier ebenfalls erwähnt werden. Es erinnert an das Sultanshuhn, hat aber viel kleinere Haube und schwächere, nur vierzehige Federfüße. Die weiße Farbe ist die vorherrschende.

Das Brabanter-Huhn. Gallus crist. brabantinus.

In reinweißer Farbe: Albionshuhn.

Trotz seinem niederländischen Namen war dieses Huhn früher in Deutschland in vielen Gegenden heimisch und keine Seltenheit, und wo es einmal eingebürgert war, auch beliebt. Dasselbe hat die schätzenswerte Eigenschaft, keine Hautlappen auf dem Kopfe und am Kinn zu haben, ist daher wie dazu geschaffen, unsre langwierigen Winter leicht durchzumachen und in einem halbwegs gut verwahrten Stall

auch im Winter das Eierlegen fortzusetzen. Es ist kaum zu begreifen, daß dies Huhn allmählich ganz von der Bildfläche verschwinden konnte, sodaß man es — wenigstens bei uns — beinahe nicht mehr auftreiben kann.

Es ist ein großes Landhuhn. Nach den Grundfarben unterscheidet man Goldbrabanter oder Goldhuhn und Silberbrabanter oder Silberhuhn. Die Zeichnung besteht in schwarzen halbmondförmigen Einfassungen der Federn, welche schwarze Streifen bilden. Die auf den Flügeln — besonders auf hellfarbigen — befindlichen metallgrün schimmernden Streifen heben sich sehr gut ab. Die rein weißen Hühner nannte man Albionshühner.



Fig. 16. Kopf des Brabanterhahns.

Hahn. Der Kamm ist sehr klein, und teilt sich in zwei zackige Spitzchen; die Kinnlappen sind zu einem Federbart umgestaltet, wobei sich eine starke Kehlfalte zeigt. Der Kopf ist mit einer Haube geziert, die sich von hinten nach vornen neigt, von der Seite etwas zusammengedrückt ist und so recht lebhaft an einen Helm erinnert. Die Füße sind gewöhnlich glatt, doch kommen auch Federfüße vor.

Henne gleich, bis auf die Unterschiede, welche das Geschlecht bedingt. Bei den Hennen verschwinden Kamm und Lappen fast ganz bis auf einige kleine rote Perlen auf dem Oberschnabel. — Die Augen sind rot; die Füße verschiedenfarbig, fleischfarben gelblich, auch schieferschwarz; der Schnabel hornfarbig.

Es sind schöne stattliche Hühner, welche mit ihrer Helmhaube und dem krausen Bart einen imponierenden Anblick gewähren. Die langen Kragenfedern wallen bei dem festen Gange des Hahns um den Hals herum, sodaß der Vogel (wie sich Wegener ausdrückt) etwas Löwenartiges erhält. Bei guter Fütterung legen die Hühner fleißig ihre großen Eier; sie fahren bis tief in den Herbst hinein fort und bei warmer Ueberwinterung darf man auch noch auf Wintereier hoffen. Die Küchlein sind leicht zu erziehen; die Federn des Helms sind bei denselben schon im Dunenkleid angedeutet.

Es wäre sehr angezeigt, der Verbreitung dieses nützlichen ausdauernden Huhnes wieder kräftig aufzuhelfen.

Das Houdan-Haubenhuhn. Gallus crist. Houdani.

Taf. 8. Fig. 3, 4, Hahn und Henne.

Das Haubenhuhn von Houdan, schlichtweg: Houdan.

Seinen Namen trägt dies Huhn nach dem Flecken Houdan, der im Departement Seine et Oise liegt, wo das Huhn seit uralter Zeit gezüchtet und ein starker Handel mit Mastgeflügel betrieben wird, wie denn auch dasselbe mit andern französischen Rassen, mit den Crèvecoeurs und Laflèches der Fall ist. In Deutschland findet man ein ähnliches Huhn in dem Dorfe Wanzenau bei Straßburg, wo es seit vielen Jahren als Lieblingshuhn unterhalten und gezüchtet werden soll.

Ein gutgepflegtes ausgebildetes Houdan ist eine eigentümliche Erscheinung. Die stattliche Größe, die große Haube, flatterig beim Hahn, gut geschlossen bei der Henne, und der ganz merkwürdig gebildete Kamm des Hahns, der fast an ein kleines Hirschgeweih erinnert, außer dem Knebelbart auch noch feine Glocken, fallen jedem Beschauer dieser originellen Hühnerfigur auf. — Für den vollkommenen Hahn ist ein Gewicht von 8—9 Pfund, für die Henne ein solches von 6—7 Pfund angegeben.

Die Houdans sind große Hühner, ihre Farbe ist schwarz und weiß gescheckt. Durch die Kunst englischer Züchter hat aber das Huhn eine Regelmäßigkeit in der Zeichnung erhalten, die man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Aus dem unregelmäßig Gescheckten ist eine feine regelmäßige Zeichnung entstanden, wie dies unsre Abbildungen zeigen.

Charakteristik nach dem englischen Standard.

Hahn. Haube: groß, voll und kompakt, genügend nach hinten geneigt, um den Kamm gehörig frei zu lassen. — Kamm: gut ausgebildeter Blätterkamm, nicht grob, mittelgroß, in Gestalt etwa einem ausgezackten Schmetterling gleichend, der auf die Mitte des Kopfes gesetzt ist. — Schnabel: kurz und kräftig. — Auge: kühn. — Kehllappen: ziemlich kurz und abgerundet. — Bart- und Pausbacken: groß, voll, kompakt und gleichmäßig. — Gesicht: soll durch die Pausbacken zum großen Teile verdeckt sein. — Brust: breit, tief, voll in die Länge gezogen. — Rücken: breit, mäßig lang und gerade. — Flügel: mäßig angezogen getragen. — Schwanz: sehr voll und hübsch gebogen, mit überragenden Sichelfedern. — Schenkel: kurz, stämmig und weit auseinander gestellt. — Läufe: sehr kurz, stark und völlig glatt. — Zehen: fünf an der Zahl, gerade und gut auseinander gespreizt. Die fünfte Zehe, die getrennt von der 4. Zehe eingesetzt ist, soll sich leicht aufwärts krümmen.

Henne. Haube: sehr groß, kompakt, aufrecht, gleichmäßig auf dem Kopfe aufsitzend, vor allem kugelförmig gestaltet. — Kamm: blattförmig und sehr klein. — Auge: voll und glänzend. — Kehllappen: sehr klein und ziemlich rund. — Pausbacken: groß und voll. — Bart: hängend. — Hals: voll und nicht zu lang. — Brust: breit, tief, voll und in die Länge gezogen. — Rücken: breit und gerade, von mäßiger Länge. — Flügel: voll und mäßig angezogen. — Schwanz: mittlere Größe, vom Rumpf abstehend getragen. — Schenkel: kurz. — Läufe: eher kurz, stämmig und gerade. — Zehen: fünf an der Zahl, gerade und gut auseinander gespreizt. Die 5. Zehe, die getrennt von der 4. angesetzt ist, soll sich etwas nach aufwärts biegen. — Haltung: zutraulich und ruhig.

Färbung der Houdans:

Hahn oder Henne. Kamm: lebhaft rot. — Gesicht: desgleichen. — Kehllappen: desgleichen. — Ohrscheiben: weiß oder fleischfarbig weiß. — Auge: rot. — Haube: schwarz und weiß, soll aber mehr weiß sein. Die beiden Farben sollen so gleichmäßig wie möglich verteilt sein, d. h. jede schwarze Feder soll weiß gesäumt sein. — Bart und Pausbacken: desgleichen. — Das übrige Gefieder: glänzend schwarz und weiß gescheckt. Bei jungen Tieren darf die schwarze Farbe vorwiegen. Die Buntscheckigkeit soll — wie bemerkt — so gleichmäßig wie möglich verteilt sein. — Läufe: fleischfarbig und weiß, mit blau oder schwarz gescheckt. — Der vollkommene Vogel zählt 100 Punkte.

Für Fehler sind folgende Punkte in Abzug zu bringen, beim Hahn:

Mangelhafte Haube	14	Punkte,
Mangelhafter Bart und Pausbacken	10	„
Mangelhafte Größe (Maß und Gewicht)	18	„
Mangel an Ebenmaß	12	„
Fehlerhafter Kamm	16	„
Fehlerhafte Farbe	10	„
Fehlerhafte Füße	10	„
Fehlerhafte Condition (nicht gesund und gut gehalten)	10	„
zus.	100	Punkte.

Die gleichen Punkte gelten auch für die guten Rassenmerkzeichen.

Fehler, die ganz zur Verwerfung führen:

Jede Mißbildung; rote Federn; Sporen nach außen gewachsen; anders als fünfzehig.

Für Fehler sind folgende Punkte in Abzug zu bringen, bei der Henne:

Mangelhafte Haube	15	Punkte,
Mangelhafter Bart und Pausbacken	12	"
Mangelhafte Größe	20	"
Fehlerhafte Farbe	15	"
Schlechte Füße	10	"
Fehlerhafter Kamm	8	"
Fehlerhafte Condition	10	"
Mangelhaftes Ebenmaß	10	"
zus.	100	Punkte.

Die gleiche Anzahl der Punkte, welche für Fehler angesetzt werden, setzt man auch für die vollkommenen Rassenmerkmale.

Fehler, die das Tier von der Prämiierung ausschließen:

Rote oder strohfarbige Federn; anders als fünfzehig; jede Mißbildung; völlige Abwesenheit von entweder schwarzen oder weißen Federn; Sporen an der Außenseite der Beine.

Als Nutzhühner sind alle französischen Rassehühner gerühmt. Außer ihrer eigentümlichen Schönheit empfehlen sich die Houdans als gute und frühe Leger; die Küchlein sind leicht zu erziehen und wachsen schnell, sie lassen sich leicht mästen und ertragen auch das Einsperren gut, wenn es an Gelegenheit zum Freilauf fehlt. Den Winter überstehen diese Hühner leicht, weil wenig Kamm vorhanden, der noch überdies von der Haube geschützt und erwärmt wird. Im temperierten Stall gehalten, legen sie auch im Winter. Als Masthühner liefern sie ein weißes saftiges Fleisch bis zu 5 und 6 Pfund Gewicht. — Was hier über den Nutzen des Houdan gesagt ist, gilt auch für Crèvecoeur (sprich: Krefköör), für Laflèche (sprich: Laflesch), und für die französisch-belgischen Bredahühner.

Das Crève-coeur-Haubenhuhn. Gallus crist. bicordatus.

Taf. 7. Fig. 5, 6.

Hähne mit gespaltenem Kamm, Huhn mit gespaltenem Herz, Französ.: Crèvecoeur.

Wie schon oben bemerkt, ist dieses Nutz- und Sporthuhn eine französische Rasse, die von dem Dorfe Crèvecoeur in der Normandie, Departement de l'Oise, den Namen ableitet. Bei vieler Aehnlichkeit mit dem Houdan, betreffs der großen Haube, dem Knebelbart samt hängenden Glocken beim Hahn, unterscheidet sich die Rasse insbesondere durch den Kamm, der sich wie zwei spitze Hörner vor der Haube erhebt. Man hat diese Hörner mit einem „gespaltenen Herz, franz. Crèvecoeur" verglichen, und deshalb den Namen der Dörfler mit gespaltenem Herzen auch auf das Huhn übertragen.

Der Hahn ist von kurzem kräftigem Bau; die Beine sind kurz und stark; der Schnabel stark und fleischig; der Kamm ist zweihörnig, über den Nasenlöchern einige erhabene rote Wülste; die Kinnlappen sollen nur mäßig lang sein; unter den Bartlappen bauscht sich ein voller Federbart; außerdem auf dem Kopf eine volle Haube mit Federpausbacken; Schwanz groß mit breiten Sichelfedern; Farbe schwarz mit grünem Schiller; das Gewicht soll 7—8½ Pfund betragen.

Die Henne ist rund, nieder gestellt, aber fleischig; der Kamm ist ebenfalls zweihörnig, aber viel kleiner; auch die Bartlappen sind klein, um so deutlicher tritt der Knebel- und Backenbart hervor. Der Federwulst am untern Hinterkörper besteht — wie bei den meisten Hühnern — aus feinen zerschlissenen Federn und bildet ein großes Polster, das Eierpolster, bei diesem Huhn „Artischocke" genannt; das Gewicht soll 6—6½ Pfund betragen.

Nach dem „Standard" der Engländer soll der Hahn den Paduanern mit schöner Vollhaube gleichen; da aber das Huhn doch mehr Nutz= als Sporthuhn ist, so lasse sich der Liebhaber in seiner Hühnerzucht nicht allzusehr durch Standards beeinflussen.

* * *

Damit schließen wir die Gruppe der Vollhaubenhühner, welche — wie bemerkt — mehr dem Sport dienen, obgleich sie durchaus nicht ohne allen wirtschaftlichen Wert sind. — Wer seine Hühner bei öffentlichen Schaustellungen zu verwenden gedenkt, der muß nach Angabe eines Standards auf die Feder züchten, — und zwar so lange nach dem Englischen »Standard of Perfection«, als wir kein eigenes „Deutsches Regelbuch für mustergültige Rassen" besitzen.

Aus der Gruppe „Haubenhühner" könnte vielleicht auch ein Nutzhuhn gezüchtet werden, das den Winter leichter durchmacht, als dies bei unsern großkammigen deutschen Landhühnern der Fall ist, welche im Winter ihre Kämme leicht erfrieren und dann bei anrückender milder Witterung krank umhersitzen, ohne Eier zu legen.

---

6. Gruppe. **Großhühner,** Gallinaceae majores.

Mittelmeerhühner, Edelhühner.

In dieser Gruppe vereinigen wir die Rassen, welche — mit wenig Ausnahmen — in Größe und Gewicht unsre Landhühner um ein merkliches, die Bantamhühner aber um mehr als das Doppelte übertreffen. Fleisch und Eier sind im gleichen Verhältnis gesteigert, aber nicht in Qualität, denn „je kleiner das Huhn, desto feiner Fleisch und Eier". — Aber diese Gruppe führt uns die schönen großen Hühner vor, welche uns unter dem Namen: „Mittelmeerrassen" bekannt sind. Außerdem die massigen, auf „Fleisch und Federn" gezüchteten Stämme, welche die britischen Züchter durch Kreuzungen aus Riesenhühnern, Mittelmeerrassen und Landhühnern herausgezüchtet und im Laufe der Zeit auch konstant gemacht haben, wie ihre Standards beweisen. Mehrere dieser Rassen sind die Freude und der Stolz aller Züchter und Liebhaber und stehen nicht nur bei den Nutzzüchtern, sondern auch bei den Sportsmännern in gutem Ansehen. — Manche dieser Musterhühner sind auch in Deutschland eingeführt, allein wir haben nicht das milde Klima, wie das britische Inselreich, das vom Atlantischen Ocean umwogt, auch im Winter meist eine gemäßigte Temperatur genießt, welche sogar das Ueberwintern von empfindlichen Pflanzen im Freien ermöglicht, die in unsrem Vaterlande erfrieren. Dagegen haben wir in Deutschland mit langwierigen und oft auch mit sehr strengen Wintern zu kämpfen, welche der Hühnerzucht nicht sehr förderlich sind, und deshalb müssen wir uns auch zumeist auf unsre abgehärteten Landhühner beschränken, bis die „Zukunftsrassen" hergestellt sind.

Von einer eigentlichen strengsystematischen Einteilung kann ja bei diesem Hausgeflügel keine Rede sein, denn die unerschöpfliche Variabilität der meisten Haustiere durchbricht unsre künstlichen systematischen Anordnungen an allen Ecken und Enden. Fast könnte man ja aus jedem Dorfhuhn einen neuen Stamm herauszüchten, und es würden auch gewisse Merkzeichen für diese Stämme zu finden sein. Das beweisen die vielerlei in der Neuzeit auftauchenden Namen, hinter denen aber allerdings nicht immer eine neue Rasse steht. So bleibt dem Verfasser

nichts übrig, als die Rassen den verschiedenen Gruppen zuzuteilen, so gut es eben geht.

Das Laflèchehuhn. Gallus dom. Lafleschensis.

Taf. 7. Fig. 7 und 8.

Gehörntes Huhn, Spitzkamm. Französ.: La Flèche (sprich Laflesch).

Diese französische Rasse trägt ihren Namen nach dem großen und betriebsamen Orte Laflèche, im Departement Sarthe, woselbst die Hühnerzucht schon seit Jahrhunderten sehr schwunghaft betrieben wird. In der — nicht sehr entfernten — Stadt Le Mans an der Sarthe wird bedeutender Handel mit lebendem und Mastgeflügel betrieben; daselbst wird das gleiche Huhn gezüchtet, aber unter dem veränderten Namen: „Le Mans" versendet. In der Neuzeit hat man diesen Le Mans einen Rosenkamm aufgezüchtet, wodurch sie sich von der Originalrasse entfernen.

Man denke sich an dem Kopf des Crèvecoeur die große Haube und den Knebelbart hinweg, so haben wir den Kopf für das Laflèche fertig. Uebrigens ist das Laflèche ein hochgestelltes, fast stakelbeiniges Huhn; der Hahn höher als die andern französischen Hähne. Er erinnert in seiner stolzen Grandezza sehr an die Spanier, welche ebenfalls dem Schlag der Mittelmeerhühner angehören.

Ein ähnliches nordfranzösisches Huhn ist das

Bresse-Huhn,

groß, schwarz von Farbe, aber mit einem Zackenkamm, und leichter im Gewicht, nur 7 Pfund, die Henne nur 5½—6 Pfund schwer.

Der Laflèche-Hahn hat einen langen Kopf, der wegen seiner Kammhörner etwas wild aussieht; Schnabel groß, stark, von Farbe schwarz oder hornbraun, mit sehr geöffneten Nasenlöchern; der Kamm bildet eine in die Höhe aufsteigende Doppelspitze; keinerlei Haube; Kinnlappen lang und hängend, von Farbe wie die andern Fleischteile rot; Ohrendeckel rein weiß; etwas gestreckter Hals mit vielen Federn, aufrecht getragen; Körper groß und kräftig, wegen des knapp anliegenden Gefieders etwas eckig; Flügel knapp anliegend; Brust voll und vorstehend; Gefieder hart; Schenkel muskulös; Läufe lang, stark, unbefiedert; Zehen gerade; Schwanz mäßig groß, nicht sehr aufrecht getragen; Sichelfedern starkschäftig, schön gebogen und glänzend. Größe bedeutend. Gewicht 8—9 Pfund.

Bei der Henne ist der Kopf wie beim Hahn, doch alles kleiner; in Figur und Haltung erinnert sie an die spanische Henne. Gewicht 6—7 Pfund. Das Gefieder grünglänzend schwarz; das Auge rot, zuweilen auch schwarz; Füße und Schnabel bleischwarz.

Das Laflèche ist ein Tafelhuhn ersten Ranges, die Mast leicht und schnell, das Fleisch zart und saftig, die Eier werden reichlich gelegt und sind weiß, groß und feinschmeckend. Unter dem Namen „Jungfernhähne" wurden früher die Laflèches weit versandt, und sie bilden noch heute einen lukrativen Ausfuhrartikel nach den großen Städten Frankreichs, besonders nach Paris.

Das Bredahuhn. Gallus d. corvirostris.

Taf. 6. Fig. 5, 6.

Krähenschnabel, Krähenkopf, Krähenhuhn, Belgisches Huhn, Geldernhuhn.

Diese auffallende Rasse stammt aus den Niederlanden, und führt ihren Namen nach der holländischen Stadt und Festung Breda, wo sie teils in der Stadt, teils in der Umgegend noch heute gehalten werden soll.

Die ganz eigentümliche Kopfbildung dieses massigen Huhns fällt sofort jedem Beschauer auf, denn es macht den Eindruck, als sei sein Kamm wie mit einer Schere glatt abgeschnitten, während die Kinnlappen lang herabhängen. Für Gegenden, welche mit strengen Wintern zu rechnen haben, sind solche kammlose Rassen wie besonders gemacht. — Das Huhn wird nicht mit Unrecht „Krähenschnabel" genannt, indem sein eigentümlich geformter Kopf mit dem kräftigen Schnabel an einen Krähenkopf erinnert.



Fig. 17. Breda-Hahn.
(Nach Wright, book of poultry).

Beschreibung des Hahns. Die auffallende Kopfbildung verleiht diesem Huhn ein fremdartiges wildes Aussehen. Der **Kamm** ist durchaus verkümmert und fehlt ganz, nur eine hornartige Vertiefung zeigt die Stelle an, wo ein Kamm sitzen könnte; diese Stelle ist von einer dünnen roten Haut überzogen; hinter dieser Stelle sitzt ein kleiner **Federschopf** nach hinten gerichtet; die **Nasenlöcher** sind nach oben gerichtete, deutlich sichtbare Oeffnungen; **Schnabel** stark, doch nicht auffallend lang; **Bartlappen** lang und hängend; **Ohrlappen** schmal und in die Länge gezogen, meist rot, aber in weißer Farbe beliebter; **Schultern** und **Rücken** breit und kräftig; **Brust** voll und breit; **Hals** wohlbefiedert, mittellang, aufrecht getragen; **Flügel** gut angelegt; **Schenkel** kräftig, oft mit Geierfersen; **Füße** unten und außen mit dünnstehenden Federn bedeckt; **Schwanz** mit reichen Bürzel- und prächtig geschwungenen Sichelfedern. Gewicht angeblich bis 9 Pfund.

Henne. Mit dem gleichen eigenartigen Kopf, im übrigen nur nach den Geschlechtsunterschieden abweichend. Gewicht 6—7 Pfund. Das Auge ist rot; Schnabel und Füße dunkel hornfarbig. Das Gefieder einfarbig schwarz, mit wenig Metallschiller.

Die **schwarze Farbe** ist als Rassefarbe zu betrachten, jedoch giebt es auch weiße, blaugraue und gesperberte Bredas.

Sie sind beliebte **Nutzhühner**, aber auch als Fleischhühner sehr geschätzt; sie legen große Eier, sind sehr hart und gegen Kälte nicht empfindlich. Die Jungen sind leicht zu erziehen, und geben — wenn erwachsen — eine stattliche Erscheinung für den Hühnerhof.

Das Spanische Huhn. Gallus d. hispanicus.

Taf. 9. Fig. 1, 2, Hahn und Henne.

Griechisches Huhn, Mittelmeerhuhn, Portugiesisches Huhn, Weißgesichtiger Spanier, Weißgesicht, schlichtweg: Spanier.

Dieses Huhn ist eine der auffallendsten, stolzesten, vielleicht schönsten Erscheinungen unter den imponierenden Schlägen der Mittelmeerrassen. Auf den Verfasser wenigstens machen die ausgestellten Spanier immer durch ihre schöne stattliche Figur den vornehmsten Eindruck; sie bilden überhaupt bei Ausstellungen einen Anziehungspunkt für das gesamte schaulustige Publikum; die stolz sich brüstenden Vögel sind für jedermann eine wahre Augenweide, die weder durch die Cochins noch durch die Malayen überboten wird.

Beschreibung des Hahns. Kopf breit und hoch; Schädel groß und ausgedehnt, besonders Gesicht und Wangen; Schnabel verhältnismäßig, kräftig; Kamm auf dem Kopf breit angesetzt, einfach, aber groß und aufrechtstehend, mit tiefgesägten, gleich verteilten Lappen, rot; Kinnlappen lang hängend, groß und von dünner Textur, rot; Gesicht schneeweiß, federfrei, umgiebt das ganze Auge in einem ausgedehnten Kreis, bis an den Kamm, das Weiß dehnt sich auf die Innenseite des obern Teils der Kinnlappen, quer über das Kinn aus; Ohrlappen sehr lang und hängend, breit, weiß wie die Gesichtsfarbe, frei von Runzeln und Anschwellungen, die Ohröffnung hebt sich als schwarzer Fleck ab; Hals hoch getragen, elegant gebogen, reich befiedert; Rücken kurz, abfallend; der Rumpf nach den Schultern breit, nach hinten schmäler; Flügel verhältnismäßig, fest anliegend; Brust vortretend, rund; Schnabel kräftig; Lauf hoch und schlank; Zehen lang und dünn; Schwanz schön aufrecht, Sicheln hoch getragen, schön geschwungen, nicht zu stark nach dem Hals gedrängt (kein Eichhörnchenschwanz), was den stolzen Vogel verunstalten würde; Gestalt im ganzen schlank, sehr ebenmäßig; Haltung aufrecht und stolz. Gewicht 7—8 Pfund.

Die Henne gleicht dem Hahn im weißen Gesicht; der Kamm aber fällt stark über, so daß eine Seite des Gesichts davon bedeckt wird. Als bemerkenswert sei hier mitgeteilt, daß der Kamm bei der Henne nach der Legezeit zusammenschrumpft und blaß wird, zur Legezeit aber wieder rot aufschwillt. Gewicht 5—6 Pfund.

Die schönste Entwicklung zeigt diese Rasse in schwarzer Farbe mit ungemein starkem grünen Metallschiller. Es giebt auch reinweiße Spanier, welche mehr selten, als schön sind. Andre Färbungen sind ohne Bedeutung und gehen auf Kosten der Rasse. Weiße Spanier gleichen vollständig den schwarzen Vettern, Schnabel und Füße bleiben gewöhnlich dunkel.

Das Auge sieht aus den weißen Backen sehr dunkel heraus, es ist rot- oder dunkelbraun; Schnabel und Füße bleifarbig bis schwarz. — Ein fehlerfreier, rassereiner Hahn erhält 100 Punkte.

Fehler, welche in Abzug zu bringen sind. Nach der englischen Liste für „Beurteilung der Rassenmerkmale, Schedule for Judging."

Schlecht geformter Kamm	10	Punkte,
Umfang des Gesichts zu klein	8	"
Rötliche Flecken im Weißgesicht	10	"
Runzeln in der Gesichtshaut	8	"
Ohrlappen faltig, runzelig oder verdoppelt	10	"
Schorfig oder fleckig im Weiß	8	"
Halsfedern zu kurz	6	"
Auch das übrige Gefieder mangelhaft	10	"
Eichhörnchenschwanz	9	"
Unzulängliches Maß	4	"
Figur nicht in allen Teilen verhältnismäßig	9	"
Gesundheit und Zustand des Gefieders nicht zufriedenstellend	8	"
zus. . .	100	Punkte.

Die gleiche Anzahl von Punkten, welche für Fehler gesetzt werden, setzt man auch für die vollkommenen Rassenmerkmale.

Mit zunehmendem Alter bekommen die Tiere im Gesicht oft Runzeln, selbst kleine Federchen, auch warzenförmige Auswüchse, welche die Schönheit beeinträchtigen und die Augen so überwuchern, daß die Tiere beinahe blind werden. Solchen nachteiligen Auswuchs operiert man mit einem scharfen Messer. Zur Zucht sind die betreffenden Hühner dennoch brauchbar. — Bei Ausstellungen werden mancherlei

trügerische Manipulationen angewendet, um die Tiere preiswürdiger erscheinen zu lassen, z. B. Uebermalen der verschiedenen roten oder schorfigen Flecke im weißen Gesicht und Ohrlappen; manche Hähne mit übergroßen Kämmen können diese nicht aufrecht tragen, hier hilft der unredliche Aussteller nach, indem er den Kamm zwischen steifes Kartenpapier einnäht, und so lange in der Klemme läßt, bis der Kamm aufrecht stehen bleibt. Das sieht der Beurteiler aber ohne sonderliche Mühe an Stichnarben, welche im Kamme zurückbleiben. Ausrupfen der einzelnen Federchen im Weißgesicht und Waschen desselben ist dagegen eine erlaubte Zurüstung für die Ausstellung.

Die Hühner der Südstaaten Europas sind zweifelsohne die ältesten Landhühner unsres Erdteils. Alle Rassen, welche den Typus der Mittelmeerstämme tragen, sind große, wohlgebaute, etwas hochstehende Hühnergestalten, von Färbung meistens tief schwarz, mit herrlichem, grün irisierendem Gefieder; aber es sind — wie auch bei unserm nordischen Hausgeflügel — andre Variationen nicht ausgeschlossen; die Natur spielt mit Weiß, Wildfarbe, Sperberfarbe u. a. dazwischen, schafft Federfüße und Hauben, so daß der Veränderung liebende Geflügelfreund eine ungemessene Zahl von Rassen findet, die in den Hühnerbüchern unter allen möglichen, verständlichen und unverständlichen Namen verzeichnet sind, aber ohne Wert bleiben, bis ein „Standard" ihre „Merkmale" feststellt. — Die alten Geschichtsschreiber, der Römer Plinius, 53 J. n. Chr., und der Grieche Pausanias, 170 J. n. Chr., erwähnen die schönen „rabenschwarzen" Hühner Griechenlands, Italiens und Spaniens, welche von den Landleuten — um ihrer „vielen Eier" willen — gehalten wurden, und — fügt Verfasser bei — wohl auch die Ahnen unsrer weniger massig entwickelten nordischen Stämme sind. Sie verbreiteten sich allmählich auf Handelswegen nach Nordfrankreich, England, Belgien, Holland, Dänemark, Deutschland, wo wir noch heute stammverwandte Rassen finden. — Aber die schönen, wärmeliebenden Spanier sind in unsrem Vaterland bis heute noch nicht förmlich akklimatisiert, denn unsre langen Winter setzen ihnen hart zu, wenn man nicht mit temperierten Lokalen zu Hilfe kommt. Trotz alledem werden die ansehnlichen, eigenartig schönen Hühner von vielen Geflügelfreunden mit Vorliebe gehalten.

Bei Erziehung der Dunenjungen muß man es so einrichten, daß sie etwa bis Mitte des April auskommen, sich in den warmen Monaten entwickeln und bis Mitte September erwachsen sind. Dann geht auch die Ueberwinterung leichter von statten. Eine heikle Sache bei dieser Rasse bleiben immer die großen Zackenkämme, welche über die Winterszeit absolut durch temperierte Stallungen geschützt sein sollten. Wo Kühe oder Pferde gehalten werden, in deren warmen Ställen man einen Verschlag für Hühner anbringen kann, geht das Ueberwintern leicht. Wärmende Oefen in den Hühnerställen anzubringen, erfordert schon gutsituierte Börsen. Das alles erschwert leider das Halten dieser — ebenso schönen als nützlichen Hühner; eine gesunde Spanierhenne legt ca. 100—130 große weiße Eier; die Aufzucht der Dunenjungen bietet in den warmen Monaten keinerlei Schwierigkeiten. Bei Spätbruten riskiert man aber, daß die Jungen ins Kränkeln kommen, und statt sich fröhlich zu entwickeln — eingehen! — Mit 14 Tagen Alter lassen sich schon die jungen Hähne an dem merklich größern Kamm unterscheiden. Junge Hühner, welche nur die geringste Spur von Rot oder zu viel Federn über den Augen haben, müssen zur Nachzucht ausgemerzt werden. Viel Weiß im Gesicht zeigt gute Vögel an. Dabei gilt die allgemeine Regel für alle jungen Hühner: „sie warm und trocken zu halten", doppelt und dreifach für die Mittelmeerrassen, insbesondere für die Spanier. — Wer diese Rasse züchten will, hüte sich vor „fremdem Blut", das er nicht kennt, und scheue die „Inzucht" nicht, so lange er gute Auswahl unter Vettern und Basen eines ihm bekannten Stammes treffen kann.

Das Minorka-Huhn. Gallus d. balearicus.

Taf. 9. Fig. 3, 4, Hahn und Henne.

Rotgesichtiges Spanierhuhn, Tscherkessenhuhn, schlichtweg: Minorka.

Dies Huhn gleicht in schwarzer Färbung und Figur sehr auffallend dem soeben beschriebenen Spanier, hat aber kein Weißgesicht, sondern schöne rote Backen, und nur die — nicht sonderlich großen — Ohrlappen sind weiß. Das schwarze Gefieder hat schönen grünen Metallglanz, der aufrecht stehende Zackenkamm ist eher noch größer, und der große Sichelschwanz wird so stolz getragen wie beim Spanier. Die Hühner sind ausgezeichnete Legerinnen großer weißer Eier, man behauptet bis zu 200 und 220 Stück im Jahr; deshalb ist diese Rasse sehr als Nutzhuhn zu empfehlen, obgleich ihr, sowie auch dem Andalusier, die eigenartige Rassenschönheit des Spaniers fehlt.

Einen hieher zu ziehenden Schlag in Kuckucksfarbe oder graugesperbert nennt man Ankona-Hühner, schlichtweg: Ankonas.

Das Andalusier-Huhn. Gallus d. andalusicus.

Taf. 9. Fig. 5, 6, Hahn und Henne.

Schlichtweg: Andalusier.

Dieses Huhn ist in seiner Figur ein Seitenstück zum Spanier, nicht aber in Färbung. Das Gefieder ist bläulichgrau, heller oder dunkler, auch rötlichgrau oder aschgrau. Wenn jede graue Feder einen dunkeln Saum hat, so gilt dies für ein feines Rassemerkmal.

Der Hahn hat einen mäßig großen, aufrecht stehenden Zackenkamm, dessen Hinterteil dem Nacken folgt; große Kinnlappen samt Gesicht rot; Ohrlappen weiß; der schön getragene Sichelschwanz ist ebenfalls tief schiefergrau, wie das Brustgefieder; die Hals-, Rücken- und Sattelfedern aber sind glänzend schwarz oder dunkelpurpurfarbig, welche Farbe den Vogel ungemein ziert. Gewicht bis 7 Pfund.

Die Henne hat einen aschgrauen oder schieferblauen Ton; der Kamm ist überhängend wie bei ihrer Base, der Spanierin; Schnabel und Füße sind dunkel bleigrau oder schwärzlich; jede Feder auf Brust, Hals und an den Schwanzfedern soll hübsch und deutlich gerandet sein. Gewicht 5—6 Pfund. Die Hennen sind ausgezeichnete Legerinnen vieler und großer Eier, brüten deshalb auch wenig, wie die meisten Hühner der südlichen Rassen. Es giebt selbstverständlich auch bei diesen Hühnern andre Färbungen, die wir nicht hereinziehen wollen, da sie meistens auf Kosten der Rassenmerkmale gehen.

Das Dorking-Huhn. Gallus d. pentadactylus.

Taf. 8. Fig. 9, 10, Hahn und Henne.

Fünfzehiges Huhn, schlichtweg: Dorking. Gallus pentadactylos, *Brisson* 1760; *Gmelin* 1766. Gallus pentadactylus digitis quinque, posterioribus duobus.

Das Fünfzehen-Huhn ist — wie aus der Synonymie zu ersehen — eine altbekannte Rasse. Aber in der heutigen, vollkommenen Ausbildung gehört dieser Stamm der Neuzeit an und muß der Züchterkunst englischer Geflügelhalter zugeschrieben werden; es ist der beliebteste Hühnerschlag, der unter dem Spezialnamen „Dorkings" in den „Englischen Standard" eingetragen ist.

Eine fünfte Zehe bei unsern Landhühnern zu finden, ist keine Seltenheit, und es wird im allgemeinen kein Gewicht auf dieses „Anhängsel" gelegt, da es — nach gewöhnlichem Dafürhalten — weder nützt noch schadet. Im Standard hat aber diese fünfte Zehe als „Rassenmerkmal" eine wichtige Bedeutung für reine Zucht,

die mit 10 Punkten belobt, oder — wenn nicht „perfekt in Form" — mit 10 Punkten Tadel in Abzug gebracht wird.

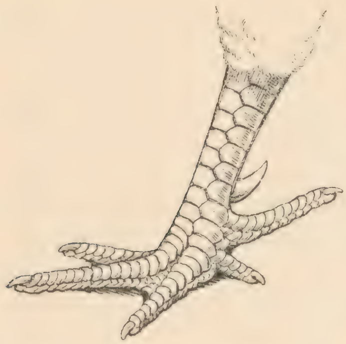
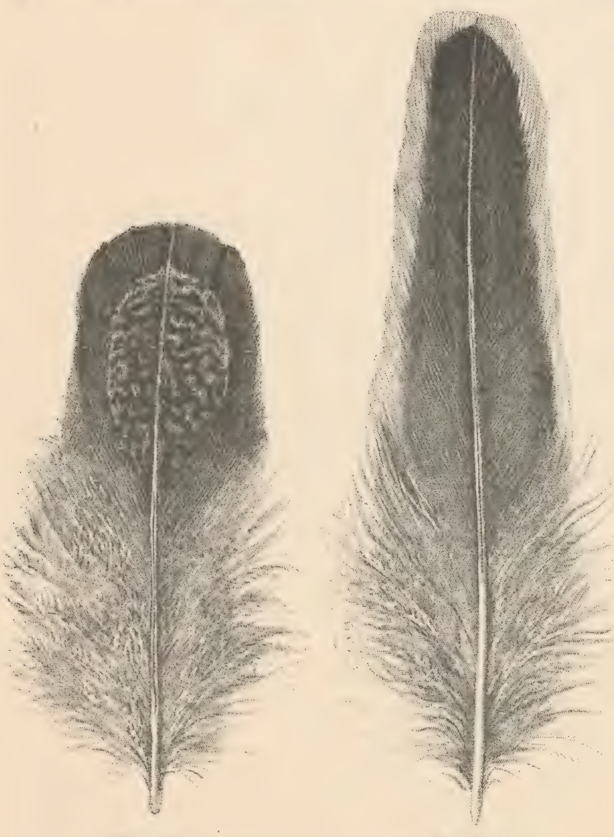


Fig. 18. Fuß eines Dorkinghahns.

Das Dorkinghuhn der Neuzeit hat weit nicht die elegante Haltung der „Mittelmeerrassen"; es ist von vierschrötiger, breit- und langleibiger Gestalt, die deshalb etwas kurzbeinig aussieht, ohne es zu sein; als praktische Rasse im ökonomischen Sinn wurde dieselbe auf „viel Fleisch" gezüchtet, und erreicht in der That ein sehr bedeutendes Gewicht, das sich bei alten Hahnen bis zu 14 Pfund steigern soll. Aber auch für das „Gefieder" sind strenge Regeln aufgestellt und in dem Standard verzeichnet. Der geneigte Leser möge sich die Federn, welche zunächst in den Text gedruckt sind, genau betrachten.

Der renommierte englische Geflügelzüchter Mr. John Douglas hat das Verdienst, diesen Stamm im Jahr 1857 zuerst „aufs Gewicht" gezüchtet und die schönen und schweren Hühner etwa ums Jahr 1858 auch eingeführt zu haben.



Flügelfeder. Halsfeder.

Fig. 19. Mittelfarbige Dorkinghenne.

Beschreibung des Hahns (nach dem englischen Standard). Kopf ziemlich groß, zierlich, nicht plump; Schnabel proportioniert, nicht lang; Kamm soll, wenn einfach: groß und aufrecht, gut gesägt, ohne Auswüchse, als Rosenkamm: aufrecht, vorn rechtwinklig, an der Stirn breit, nach hinten elegant gespitzt sein, die Zacken müssen in einer Ebene liegen; Kinnlappen groß herabhängend; Ohrlappen von mäßiger Größe; Hals etwas kurz, reich an Halsfedern; Rumpf lang, breit, wenig nach hinten geneigt; Sattel breit; Brust voll und vorragend, etwas tiefliegend; Flügel breit; Schwanz voll und breit, sehr aufrecht getragen, aber kein Eichhörnchenschwanz, der nach dem Hals gepreßt wird; Sichelfedern breit und sichelförmig gebogen, wallend; Unterschenkel wohl entwickelt, anliegend, im reichen Bauchgefieder verschwindend; Läufe mäßig stark, etwas kurz, fein geschildet und geschuppt, durchaus federfrei; Sporn richtig angesetzt; Zehen groß und gut gespreizt; die Hinterzehe doppelt, die Unterzehe wohl gebildet; die Extrazehe oben darüber,

aber dicht neben der andern angesetzt, etwas nach oben gerichtet und vollkommen abgesondert.

Kamm, Gesicht und Kinnlappen sind hochrot; das Ohrläppchen ist weiß; bei rotbraunem Gefieder bisweilen fleischrot; das Auge meist orangerot, selten Perlauge; die Füße bei heller Farbe gelblichweiß bis fleischfarbig.

Gewicht der Hähne, jung: 8—11 Pfund, alt: 10, 14, zuweilen bis 15 Pfund.

Die Henne ist zierlicher gebaut, der Kamm — wenn einfach — fällt nach einer Seite über, der Rosenkamm ist wie beim Hahn geformt, nur kleiner; alles übrige nach dem Geschlechtsverhältnis kleiner, zierlicher; der Rumpf aber sieht länger aus, weil er nicht von Sichelfedern verdeckt ist; Füße wie beim Hahn, doch ohne Sporn; Schwanzgefieder wohl entwickelt, etwas schmal getragen. Gewicht 8 bis 10 Pfund und noch darüber.

Wie der geneigte Leser aus der vorstehenden Beschreibung ersehen, sind diese gewichtigen Hühner echte „Fleischrassen", oder wenn man will: „vortreffliche Tafelhühner", welche auf den Märkten sehr gut verwertet werden. Ihr Fleisch ist „zart, saftig und wohlschmeckend".

In der dunkelgrauen, silbergrauen (Taf. 8, Fig. 9, 10), gesperberten und weißen Färbung entwickelt sich diese Rasse am feinsten. Die betreffenden Figuren geben dem Leser rascheres Verständnis als lange Beschreibungen.

Die Grauen Dorkings sind die beliebtesten Zuchthühner; sie gedeihen vortrefflich, wenn man sie warm und trocken hält und gut füttert. Das sind ja die Grundlagen für alles Hühnervolk, das man gedeihlich erziehen will. Am besten sind die April-Küchlein, sie überholen Brahmas und Cochins bald im Wachstum. — Als Legerinnen vieler Eier sind sie nicht empfohlen, aber um so mehr als gute Brüterinnen und Mütter. — In den englischen Grafschaften Surrey, Sussex, Essex und Buckingham wird diese Rasse mit Vorliebe gezüchtet und als Schlachtgeflügel auf dem Londoner Markt zu gutem Preis abgesetzt.

Das Dominikaner-Huhn. Gallus d. dominicanus.

Das Dominique-Huhn, schlichtweg: Dominik.

Es hat viele Aehnlichkeit mit dem Graugesperberten Dorking, weicht aber dadurch ab, daß es einen Rosenkamm trägt und daß ihm die fünfte Zehe fehlt.

Beschreibung des Hahns. Der Kopf ist fein; Schnabel verhältnismäßig; Kamm rosenförmig; Kinnlappen mittellang, fein; Ohrlappen hängend, rot; Hals mit vollen wallenden Hecheln; Rumpf etwas plump; Brust voll; Schenkel ziemlich kurz; Läufe schlank, federfrei, samt den Zehen und dem Schnabel gelb; Gefieder sperberfarbig. Weiße, schwarze oder rote Federn sind Fehler!

Ein in Amerika viel gezüchtetes, schönes Huhn, das bei uns aber selten gesehen wird.



Fig. 20. Dominik-Henne.



Fig. 21 a. Dominik-Hahn.

Das Schottische Sperberhuhn. Gallus d. nisorius.

Schottische Grauhühner, Schottische Kuckucksperber. — Englisch: Scotch Greys, Scotch Dorkings.

Grau gesperberte Hühner; jede Feder auf blaßgrauem Grunde, mit dunklerem Tone quer gestrichelt. Der Kamm einfach (selten Rosenkamm), aufrecht, schön rot; Füße dunkelschieferfarben. Gewicht: der Hahn 7—8 Pfund; die Henne 6 Pfund. Diese Rasse hat große Aehnlichkeit mit der vorstehenden, doch ist sie weniger massig und unterscheidet sich durch stehenden Kamm.



Brustfeder. Halsfeder.

Fig. 21 b. Dominik-Henne.

Das Schottische Dachshuhn.

Gallus d. vertebratus.

Kurzfüßiges Huhn, Schottisches Grauhuhn. — Englisch: Dumpies, Go-laighs, Bakies.

Ein sperberfarbiges Huhn, sofort kenntlich an seinen kurzen Beinen, die kaum 2 Zoll lang sind; der Körper ist groß und erreicht ein Gewicht von 4 Kilo. Die Henne wiegt 6 Pfund. Eine Rasse, die nicht zu empfehlen ist, und bloß wegen ihrer Seltenheit hie und da noch Liebhaber findet. Die Hennen legen sehr große Eier.

Das Russische Huhn.

Gallus d. russicus.

Orloffhuhn. — Russian Fowls.

Ein großes Huhn mit Knebel- und Backenbart, mit einem Zacken- oder Rosenkamm, welch letzterer dem Huhn besser ansteht. Die ganze Gestalt ist gedrungen, macht aber einen guten Eindruck. Man trifft dieses Huhn in schwarzer Farbe, welche sich durch grünen Glanz auszeichnet; doch kommt es auch in Weiß und Lederfarbe vor. Man lobt die Hühner dieses Schlags als gute Legerinnen; sie sollen jährlich bis zu 200 Stück schöner Eier legen. Gewicht beim Hahn 7—8 Pfund und mehr, bei der Henne 5 Pfund.

Das Nackthalshuhn. Gallus d. nudicollis.

Siebenbürger Nackthals, Nackthälse. In Siebenbürgen: Szeremley.

Diese Rasse empfiehlt sich nicht durch ihre Schönheit. Sie macht den Eindruck eines Huhns, das von seinen ungezogenen Genossen so lange der Halsfedern beraubt und gerupft wurde, bis der blutige, nackte Hals zum Vorschein kam. Ein nicht angenehmer Anblick.



Fig. 22. Nackthals-Hühner.

Dem Körper nach so stattlich wie ein „Mittelmeerhuhn", groß, schwarz- oder weißgefiedert, mit schönem Zacken- oder Rosenkamm, langen hängenden Glocken, etwas kleinem Sichelschwanz, wenig federfüßig, aber — — der Hals rein kahl mit fleischroter Haut, so daß er wie geschunden aussieht; letztere Eigentümlichkeit verursacht, daß dieses Huhn — gelinde gesagt — einen widrigen Eindruck macht. — Trotz aller Anpreisungen „reichlichen Fleischansatzes und reichlichen Eierlegens u. s. w." werden sich wenig Geflügelfreunde veranlaßt finden, „Nackthalshühner" einzustellen und nachzuzüchten. — Von einem Truthuhn stammt es sicherlich nicht ab! die nackten Halsstellen des letzteren tragen einen ganz andern Typus, denn sie sind schön geperlt, von Farbe rot, blau und weiß und durchaus nicht widerlich anzusehen.

Das Phönixhuhn. Gallus d. longicaudatus.

Taf. 6. Fig. 7, Hahn in Wildfarbe.

Diese langschwänzigen Hühner, welche erst in den letzten Jahren in „Mode" gekommen sind, sind keine Großhühner, finden aber als seltene Züchtungsprodukte ihren Platz besser hier, als bei den Landhühnern. Dieselben leiden — im Gegensatze zu dem vorbeschriebenen Nackthalshuhn — an „zu viel Schönheit", wenn man überhaupt die übermäßig verlängerten Schwanzfedern für ein Schönheitszeichen gelten lassen will.

Diese Schwanzfedern sind so in die Länge gezogen, daß die großen Sicheln des Schwanzes bis zu 6 Fuß (sage sechs Fuß) und die Sattelfedern bis zu 3 Fuß (sage drei Fuß) verzogen wurden. Daß zu dieser außergewöhnlichen Federverlängerung durch künstliche Mittel nachgeholfen werden muß, um die eigenartige Schönheit eines korrekten Hahnenschwanzes zu beseitigen (eigentlicher: zu verunstalten), steht außer Zweifel. — Trotzdem muß man „den Züchterfleiß und die zähe Ausdauer" der Japanesen, welche dies Kunstprodukt geschaffen, unbedingt anerkennen. Herr N. D. Wichmann sen. brachte im Jahre 1878 aus der Japanesischen Hauptstadt Osaka zwei solche Hähne, die er um schweres Geld erworben, nach Hamburg. Daß die Japanischen Züchter ihr Geheimnis, wie sie die langen Schwanzfedern zuwege bringen, nicht preisgeben, ist leicht zu begreifen, weil sie mit dieser Herstellung „Geld machen". Auffallend ist es immerhin, daß man von dieser Varietät nur Hähne erhält, aber keine Hennen. Ziehen wir nun diese Phönixe in den Kreis unsrer Betrachtungen.

Das Kapaunieren ist in unsrem Vaterland nur noch wenig im Gebrauch. Wer aber den Einfluß des Kapaunierens auf die gesamte Organisation, auf den Charakter und besonders auf die Befiederung der betreffenden Tiere kennen gelernt hat, wird mit Erstaunen wahrgenommen haben, wie sehr die Kapaunen den normalen Hahnen gegenüber verändert werden. Einem Kapaun verfällt die Stimme, er wird heiser und kann nicht mehr richtig krähen; er mausert sich nicht mehr regelmäßig; das ganze Gefieder — besonders Hals-, Sattel- und Schwanzfedern werden viel länger und nehmen eine besondere brillante Färbung an; die Gesichtsteile, welche beim normalen Hahn schön rot gefärbt sind, nehmen eine blasse Farbe an; das Tier wird phlegmatisch, ein melancholisches Wesen, das nur noch frißt, schläft und sich mästet; der Kapaun läßt sich sogar zum Brüten und Führen der Küchlein gewöhnen. Ausgezogene Federn wachsen nach und werden länger als zuvor. — Die importierten Phönixe waren in der Stadt Osaka in hohen schmalen Holzkasten auf- und ausgestellt, so daß der lange Schweif bis zum Boden herabwallen konnte. In solchen Kästen gehalten, ist es ja möglich, die wachsenden Schwanzfedern durch angehängte leichte Gewichtsklammern zu enormer Länge zu bringen. — Da aber die importierten Phönixe zur Kreuzung mit Kämpferhennen benützt wurden und Nachzucht*) lieferten, so konnten es keine ganzen, sondern höchstens einseitige, oder sogenannte Halbkapaunen sein, die solche langen Schwanzfedern ansetzten. — Aber auch das wäre möglich, daß es mit vieler Mühe und Ausdauer gelungen wäre, in einem solchen hohen schmalen Marterkasten das normale Tier durch Anhängen von Gewichtsklammern zum Verlängern der natürlichen Schwanzfedern zu bringen, solange sie aus dem Blutkiel wachsen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, mögen auch andre Kunstkniffe von den Japanesen in Anwendung gebracht werden, so sind diese Federschnüre (denn eigentliche gute Schwanzfedern sind es nicht) zwar etwas Seltsames, aber ebenso gewiß etwas sehr

*) Man liest dies wenigstens in verschiedenen Fachschriften.

Unpraktisches, etwas Unschönes, ein Federschmuck, der dem Tier zur Qual, dem Züchter zur Plage wird; das Phönixhuhn ist mit einem Wort eine unerquickliche Rasse, mit der nichts anzufangen ist, als sie in einem Kasten aufzubewahren, um eben diese langen Schwanzfedern zu schonen. Auch werden die längsten Fahnen zu besserer Erhaltung auf Papilloten gewickelt. Man muß die Geduld des Züchters bewundern, den gequälten Vogel aber bedauern! — Es bliebe nun noch übrig, den Phönix zu beschreiben, der nur die Größe gewöhnlicher Landhühner hat; aber statt dessen verweisen wir den geneigten Leser auf die gute Abbildung in Wildfarbe und schließen damit einstweilen die Geschichte des Vogels Phönix ab; wir bringen aber bezüglich der Schwanzschnuren den Kernspruch in Erinnerung: „Weniger wäre mehr!"

Das Jokohama-Huhn. Gallus d. jokohamensis.

Bei den Japanesen: Yo-Ko-Hama.

Das Jokohama ist ebenfalls ein japanisches Züchtungsprodukt und von dort in den Handel gebracht worden. Auf der ostasiatischen Halbinsel Korea kamen schon im vorigen Jahrhundert Hühner in den Handel, „die einen 3 Fuß (ca. 1 Meter) langen Schwanz haben." Auch dieses ist ein langschwänziges Huhn, aber von weit eleganterem Aussehen als sein „übertrieben geschwänzter Vetter Phönix". In England, Frankreich, in Deutschland und der Schweiz hat sich diese Rasse schnell interessant gemacht, aber nur wenig verbreitet.

Ueber Einführung dieses Modehuhns erfuhren wir durch den Geflügelzüchter Herrn A. Prosche in Dresden (Blätter f. Geflügelzucht, 1870, Nr. 20) etwa folgendes: Dies Huhn wurde von dem Missionar Girard in Yokohama (bedeutende, südöstlich gelegene Hafen- und Handelsstadt in Japan) dem Jardin d'Acclimatation in Paris überbracht, von wo aus es in weitere Verbreitung kam. Das hübsche Huhn, welches durch seinen federreichen langen Schleppschwanz, durch den langen dünnen Hals und feinen Kopf, auf dem nur ein niedriger Kamm steht, — sehr an die Figur eines Fasans erinnert — gereicht als eine eigenartige Erscheinung jedem Hühnerhof zur Zierde.



Fig. 23. Yokohama-Hahn. (Nach Bungartz, Hühnerrassen).

Die Farbe des Hahns ist gewöhnlich weiß mit orangegelbem oder orangerotem Sattel; der Kopf ist lang, edel geformt, der Kamm ganz flach, schön rot; die Bart- und Ohrlappen klein, rot; der Schnabel verhältnismäßig, von Farbe gelb, seltener braun; das lebhafte Auge rot; der Hals ist dünn und sehr lang; die etwas hoch aussehenden Füße sind gelb; der Gang ist elegant, aufrecht; im schnellen Lauf nach vorn gestreckt; der Körper schlank; der Schwanz mit sehr langen Sattel- und Sichelfedern, letztere bis zu 3 Fuß Länge; der Schaft der

letzteren dünn, aber dennoch zäh; leider werden die Sicheln so schlaff getragen, daß sie fortwährend auf dem Boden streifen und dadurch beschmutzt werden. — Die Henne hat ebenfalls einen längeren Schwanz, als andre Rassen und trägt ihn ziemlich horizontal. Sie ist unten isabellfarbig, doch mit weißem Mantel und Schwanz; oder auch ganz gelblich. Ueberhaupt ist das Huhn variabel, indem namentlich Sattel und Unterleib andre Färbungen annehmen. — In ihrer Heimat, Japan, giebt es weiße, isabellfarbige, wildfarbige, braune und schwarze Hühner in dieser Rasse.

Wir können dieses hübsche Huhn nur als Zierhuhn empfehlen, denn der wirtschaftliche Wert ist nicht bedeutend, der Eierertrag nur ein geringer; die Eier sind von gelblicher Farbe, wie die aller ostasiatischen Hühner; die Jungen sind zärtliche, wärmebedürftige Tierchen, deshalb nicht leicht zu erziehen.

Das Kampfhuhn. Gallus d. pugnax.

Taf. 11. Fig. 3 und 4, Hahn und Henne in Wildfarbe,
„ 5 „ 6, „ „ „ mit Hühnerschwanz in rotbrauner Farbe,
„ 7 „ 8, „ „ „ Entenflügel.

Kampfhuhn-Rasse, schlichtweg: Kämpfer. — Englisch: Game Fowls.

Diese Rasse ist das Nationalhuhn der Engländer, ihr feinstes Sporthuhn, der Stolz englischer Züchter, und von denselben zu einer Vollkommenheit durchgezüchtet, daß es in seiner heutigen Erscheinung unbedingt als eine der stattlichsten Hühnerformen gelten kann.

Nicht so riesengroß wie sein nächster Vetter, „der Malaye", aber im Aussehen jedenfalls edler, macht ein schöner Kampfhahn einen imponierenden Eindruck durch seine stolze, herausfordernde Haltung, durch seinen kühnen, freien Blick.

Der „alte Stil", wie er in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bestand, war mehr plump und stämmig im Bau, die Knochen an den Beinen waren dicker, Hals, Kopf und Schnabel kürzer, bulldoggartig; der Schwanz aufrechter und gespreizter, ähnlich wie beim Landhuhn. — Der „neue Stil" wird mehr auf Feder, Gestalt, Größe, Charakter gezüchtet, so daß ihre „sichtbar gesteigerte Kampflust" in dem Zirkus den Zuschauer ebenso aufregt, als ihre schöne Gestalt und ihr prächtiges Gefieder im Ausstellungskäfig imponieren.

Die heutige „moderne Rasse", wenn sie zur Ausstellung bestimmt und prämiierungsfähig sein soll, muß folgende Beschaffenheit haben: Kopf lang, schmal, spitzzulaufend, ein Schlangenkopf; Schnabel an der Wurzel stark, wenig gekrümmt, spitzzulaufend; Gesicht, Kehle und Ohrlappen glatt und von feinem Gewebe*). Wenn man Kamm, Bartlappen und Ohren aber stehen läßt, so muß der Kamm einfach, gesägt, klein und aufrecht, die Bartlappen ebenfalls klein, wie die Ohrlappen, alles schön rot gefärbt sein, auch die Ohrlappen sollen bei dunkelgefärbten Vögeln kein Weiß haben; Augenbrauen deutlich, aber ohne den bösartigen Ausdruck der Malayen; Nacken lang und leicht gebogen; Hals stark, mit derbem, dicht anliegendem Gefieder; der Rumpf schlank und leicht, breit an den Schultern, nach dem Schwanze abfallend; Rücken ebenso, nach dem Sattel

*) Hier sei dem Leser bemerkt, daß Kamm, Kehl- und Ohrlappen mit einem scharfen Messer glatt abgeschnitten (coupiert) werden. Dies geschieht, wenn die Tiere 5 bis 6 Monate alt sind. Nach der Operation bestreut man die frischblutende Wunde mit gleichen gemischten Teilen von pulverisiertem Arabischen Gummi, pulverisiertem Kolophonium und pulverisiertem Alaun, und bringt die operierten Vögel an einen stillen Ort, wo sie die Heilung in Muße abwarten können. In einer Woche fallen die Krusten von den beschnittenen Teilen ab, und die Tiere krähen, scharren und benehmen sich so, als sei nichts vorgefallen. Da die schönen kostspieligen Vögel nicht mehr, oder nur noch selten zu Kampfspielen benutzt werden, so hat das Coupieren keinen eigentlichen Zweck mehr, sondern ist Modesache, wie das Coupieren der Rattenfänger und Pinscher an Ohren und Schwanz. Man glaubt die Rassenmerkmale zu verletzen, wenn man sie nicht stutzen läßt. Das ist die „Tyrannei der Mode"!

etwas abfallend; Brust voll und stark, aber nicht höckerig vortretend; Flügel gut gerundet, gut geschlossen und fest anliegend; die Flügelspitzen hübsch unter den Sattelfedern verborgen; Schenkel lang, stark und fest am Rumpfe anliegend; Läufe glatt, kräftig, Schuppenlage normal; Sporen ziemlich tief angesetzt, spitzig; Zehen lang, dünn und gerade gestreckt mit gutgeformten Nägeln; Schwanz von mittlerer Länge, weder geschlossen noch gespreizt, nicht hoch, eher etwas nieder gebogen; jede Sichelfeder in regelmäßiger Reihe mit der vorstehenden, nur allmählich nach dem Sattel sich verkürzend; das Gefieder dick, knapp anschließend, wie ein „Panzer". Figur nicht aufgeschossen, eher schlank und zugleich kräftig. Gewicht 5 bis 6 Pfund. Das Betragen soll kühn, elastisch und munter sein; die Haltung aufrecht, wachsam, doch elegant.

Die Henne ist dem Hahn, bis auf die Geschlechtsunterschiede, ähnlich; der Schwanz wird nicht hoch, eher nieder getragen, wie es auch beim Hahn der Fall ist; Kamm, Bartlappen und Ohrlappen so klein als möglich; die Haltung munter, zierlich, rassig. Zuweilen tragen die Hennen auch Sporen, was man als Zeichen guten reinen Stammes schätzt. Gewicht 5 Pfund.

Schöne reinrassige Tiere erhalten 100 Belobungspunkte. Nach dem „Schedule for Judging Game" (Rasseeigentümlichkeiten bei Beurteilung der Kampfhühner) gelten als Fehler, welche in Abzug zu bringen sind: wie folgt:

Schlechte, der Rasse nicht entsprechende Kopfbildung	10	Punkte
Allzu lange, nicht gut aufschließende Halsfedern	6	"
Schwanzfedern zu lang und zu breit	8	"
Schenkel nicht proportioniert	10	"
Beine und Zehen nicht in vollkommenem Zustand	8	"
Ohren mit unrichtiger Farbe (weiß statt rotbraun)	8	"
Das Gesicht ebenfalls fehlerhaft gefärbt	8	"
Fehler in den symmetrischen Verhältnissen	18	"
Fehlerhafte Beschaffenheit des Gefieders	12	"
Ein plumpes phlegmatisches Auftreten	12	"

Die gleichen Punkte zählen umgekehrt auch für reinrassige Merkmale.

Fehler, die ganz zur Verwerfung führen:

Ein hoher (höckeriger) Rücken. Eine hochaufgepolsterte höckerige Brust. Entenfüße. Augenscheinliche Schwäche oder irgend eine Mißbildung. Die Farbe der Füße darf nirgends durch Federn bedeckt sein. Zu hohes Alter. Betrügerische Färbung. Betrügerische Zurüstung, betr. Ausstaffierung. Solche bestimmt unbedingten Ausschluß. Nur ein zweifelhaft zugerichteter Kopf kann nochmals geprüft werden*).

Was nun die sehr verschiedenartigen Färbungen der Kampfhühner anbetrifft, so können wir aus der großen Menge bemerkenswerter Farbenschläge nur einen kleinen Teil vorführen, der aber auch dem Leser vollständig genügen dürfte, um von den weiter vorkommenden Abstufungen nähere Beschreibungen entbehren zu können.

Die vornehmste und schönste Färbung ist und bleibt die Wildfarbe (Taf. 11, Fig. 3. 4), bei den Engländern bezeichnet als: Black-red Game = Schwarz=

*) Die Gesichtsteile sind oft in raffiniertester Weise gefärbt, um die Richter hinters Licht zu führen. Breite und lange Sichelfedern werden so abgeschnitten, daß der Kiel noch stehen bleibt. In diesen Abschnitt werden schmale Sicheln eingeleimt, wie solche nach dem Standard sein sollen. Diese Federn sind aber mit einer Akkuratesse eingesetzt, welche einer bessern Sache würdig wäre; solche Betrügereien zu entlarven, erfordert oft den ganzen Scharfsinn der Preisrichter. Erwiesene Betrüger werden von allen Ausstellungen der betreffenden Vereine für immer ausgeschlossen!

roter Kämpfer. Oben zeigt der Hahn an den Hals- und Sattelfedern ein brillantes Goldorange, durch Rotorange prächtig schattiert; auf dem Rücken und den Flügeldecken schimmert ein feuriges Karminorange; über die Flügel zieht sich ein dunkles, lebhaft grünschillerndes Band; der ganze Unterkörper ist schwarz, mit mattem grünem und braunem Schiller. Die Schwanzfedern samt Sicheln sind schwarz mit lebhaftem grünem Metallschiller. — Das Auge ist rot; der Schnabel hornschwarz; die Füße sind olivengrünlich, olivenbräunlich, olivengelblich; weißliche oder gelbliche Füße gelten ebenfalls als zulässig.

Die Henne ist bescheiden gefärbt; oben ein mildes Orangebraun, mit schwarzen und dunkelbraunen Farben fein gestrichelt und in die Quere gewellt. Diese Zeichnungen bemerkt man nur in der Nähe; in einiger Entfernung zerschmilzt das Gemisch in ein mildes Orangebraun, oder die sogenannte „Rebhuhnfarbe“. — Indessen verweisen wir den Leser auf die guten Abbildungen.

Dieser Färbung zunächst schließt sich an:

Der Braunrote Kämpfer, bei den Engländern: Brown red.

Hahn. Kopf-, Hals- und Sattelfedern orangerot, die Bürzelfedern etwas heller als die Halsfedern; Rücken und Schulter dunkel karminrot; Flügeldecken glänzend schwarz; Schwingen auch schwarz; Brust fast schwarz, rotbraun gesäumt; Schwanz samt Sicheln schwarz, letztere grünschillernd; Schenkel und hintere Teile schwarz. — Schnabel hornschwarz; Auge braun; Beine olivengelb (weidengelb), oder noch dunkler.

Henne. Tief orange oder heller am Hals, am Körper dunkelbraun, mit verschiedenen Strichen und Wellenlinien, die nur in der Nähe zu unterscheiden sind.

Gelber Entenflügel-Kämpfer, bei den Engländern: Yellow Duckwing Game. Taf. 11, Fig. 7. 8.

Hahn. Halsfedern sehr hell gelblichweiß; Rücken, Schultern und Flügelbug orangegelb, orangerot schattiert, nach den Sattelfedern ins Gelbliche verlaufend; über die Mitte des Flügels zieht sich eine prächtige schwarzblaue, aber hellgrün schillernde Binde, so daß der geschlossene Flügel: orange, grün und weiß aussieht, weil die Schwingen nach außen weiß gesäumt sind. — Schnabel bräunlich hornfarben; Augen rot; Füße olivengrünlich.

Henne. Oben aschgräulich; Halsfedern auf hellgelblichem Grunde mit schwarzen Schaftflecken, unten mild orangebräunlich. — Wir verweisen den Leser auf die gute Abbildung.

Silbergrauer Entenflügelkämpfer. Englisch: Silvergrey Duckwing Game.

Hahn. Hals und Kopf silberweiß, ohne jeden gelblichen Schein; die Flügelbinde stahlblau mit prächtigem grünem Metallschiller; Rücken, Schultern und Bug silberweiß; der geschlossene Flügel ist schwarz gesäumt; die Bürzel- und Sattelfedern sind ebenfalls silberweiß.

Henne. Halsfedern silberweiß mit schwarzen Schaftstrichen; Brustfedern dunkelgrau; das übrige rauchgrau, mit feinen Strichen und Querwellen bezeichnet. Schnabel und Füße wie bei vorigen.

Rotscheckenkämpfer. Englisch: Pile Game.

Hals-, Rücken-, Sattel- und ein Teil der Flügelfedern rotorange; Hals, Unterleib, Flügelbug, sowie ein breiter Streif über den geschlossenen Flügel weiß.

Henne entsprechend, aber Halsfedern durch weiße Säume an den Federn sehr hellfarbig; an der Brust kastanienrotbraun, das sich nach hinten heller abtönt und an den Schenkeln nahezu weiß wird. Augen rot; Beine olivengrünlich, gelblich, weidengelb, oder auch nahezu weiß.

Weißscheckenkämpfer. Englisch: White Pile Game.

Halsfedern weiß, nur schwach rötlich schimmernd; Flügeldecken kastanienbraunrot bezeichnet, das Uebrige weiß. — Füße gelblich oder weiß, ebenso der Schnabel; Auge rot.

Henne entsprechend gefleckt, doch auf der Brust kastanienbraun.

Weiße Kämpfer. Englisch: White Game.

Alles rein weiß. Augen rot; Schnabel und Füße gelblich oder weißlich.

Schwarze Kämpfer. Englisch: Black Game.

Gefieder tief schwarz, mit grünem Schiller. Aber durchaus frei von Wildfarbe, d. h. orangerötlichem Gefieder in den Hals-, Sattel- oder Schwanzfedern. Augen schwarz oder schwarzbraun; Schnabel schwarzhornfarbig; Füße olivenfarbig, olivengelblich, oder bläulichschwarz.

Gescheckte Kämpfer. Englisch: Spangled Game.

Auf einer Grundfarbe: Schwarz, Aschgrau, Ledergelb oder Orangerot möglichst gleichmäßig mit weißer Farbe betupft. Der Schwanz des Hahns, je nachdem eine Farbe vorherrscht, schwarz oder weiß.

Gesperberte Kämpfer. Englisch: Cuckoo Game, oder auch: Dominique Game.

Die betreffende Quersprenkelung auf hellaschgrauem Grunde ist bei Hahn und Henne fein durchgeführt. Auge rot, Schnabel und Füße gelb. Gewöhnlich sind bei dieser Färbung die Schwanzfedern für Kämpferrasse zu lang und deshalb nicht prämiierungsfähig.

Belgische Kämpfer. Normanenhuhn, Belgisches Stelzhuhn. Englisch: Belgian game fowls. — Französisch: Poule de combat du Nord.

Für diese Rasse gelten dieselben Regeln wie für die Englischen Kämpfer. Sie werden aber von den englischen Rassen verdrängt.

Indische Kämpfer. Englisch: Indian Game fowls. — Französisch: Combattants des Indes. — In Indien: Aseel.

In ihrem Aeußern ähnelt diese Rasse sehr einem kleinen Malayen, ist aber gedrungen gebaut, etwa wie das „Englische Kampfhuhn alten Stils", das sich durch den kurzen „bulldoggartigen" Kopf auszeichnete. Dieses Huhn ist gewöhnt, mit dem Schnabel zu fechten, führt so scharfe Hiebe, daß jedesmal Blut darnach fließt, und zwar aus dem Grunde, weil die indischen Rajahs und andre Sportsleute dem Aseelhahn die Sporen umwickeln, damit er mit diesen nicht verletzen kann.

Gestalt und Färbung im allgemeinen mit den Englischen Kämpfern übereinstimmend, bis auf oben angeführte Unterschiede. — Gute Kämpfer werden in Indien so wertgeschätzt, daß bis zu 700 Rupien (= 1400 Mk.) dafür bezahlt werden.

Der Hühnerschwänzige Kämpfer, Hühnerschwanz. Englisch: Henny Game. Taf. 11, Fig. 5, 6.

Diese merkwürdige Varietät wurde früher — als die Hahnenkämpfe noch in England florierten — insbesondere für den Kampfplatz erzogen, und eben dieser Schlag galt für „flinker und stärker", als die normale langschwänzige Rasse. Mit der Zucht dieser „Hühnerschwänze" befaßt man sich hauptsächlich in den Grafschaften Devon und Cornwall, wo sie für schweres Geld verwertet werden. Wie spielend erzeugt die Schaffenskraft der Natur zwischen normale Figuren hinein manchmal auch ein abweichendes Gebilde; so einen Hahn mit einem Hühnerschwanz, d. h. mit einem Schwanz, dem die zierlichen Sicheln fehlen. Der Züchter hat nun in einem solchen Falle die Freude und Gelegenheit, eine neue Rasse, mindestens eine merkwürdige Abänderung den erstaunten

Geflügelfreunden vorführen zu können. Die Weiterzucht ist aber dennoch schwer, denn die Bildnerin Natur geht nicht immer gern und andauernd auf solche Launen ein, welche von der Regel abweichen; der vorsichtige Züchter muß — um einen solchen Schlag zu sichern — denselben frei von allen Vermischungen mit andern Hühnern zu erhalten und auf dem Wege der Inzucht das seltene Produkt konstant zu machen suchen.

Die Hühnerschwänze sind größer und kräftiger als die Kämpfer des „neuen Stils", denn es giebt Hähne bis zu 9 Pfund Gewicht. Das hier abgebildete Paar Hühner (Fig. 5 und 6), von Lewis Wright genau beschrieben, gehört dem roten Schlag an und stellt Mutter samt Sohn dar. Der Hahn wog 7 Pfund 10 Unzen, die Henne 6 Pfund 6 Unzen. — Das Auge rot, Schnabel lichtgelblich, Füße von weißlicher Fleischfarbe.

Aber nicht nur tapfere Kämpfer und prächtige Hühnergestalten repräsentiern diese Vögel, sondern nach L. Wright (was freilich sehr prosaisch lautet) sollen es auch unter allen Hühnern die „feinsten Tafelvögel" sein, vor welchem Schicksal sie allerdings der überaus hohe Preis, der für diese „Hühnerschwänze" bezahlt wird*), kräftig schützt.

Noch bleibt uns übrig, über den ökonomischen Wert und die sonstigen Eigenschaften dieser Rasse zu sprechen. Die Kampfhühner sind durchaus keine schlechten Legerinnen. Auf 80 Eier jährlich kann man sicher rechnen. Dies genügt dem Züchter, denn er sieht es nicht gern, wenn Rassehühner sich zu sehr erschöpfen. Für die Korpulenz der Henne sehen die Eier etwas klein aus, was sich aber wieder im bessern Gewicht ersetzt. — Ueberläßt man der Kampfhenne die Eier zum Ausbrüten und das Führen ihrer Küchlein, so benimmt sie sich beim Verteidigen ihrer Jungen noch viel wütender, als man dies von andern Gluckhennen gewöhnt ist. Die Kämpfer vertreiben mit „unbegrenztem Mut", man könnte auch sagen: mit unerhörter Frechheit die wirklichen und eingebildeten Feinde. Katzen und Hunde werden mit einer Vehemenz überrumpelt, daß diese Tiere — ganz verblüfft von der ungewohnten Kampfesweise — meistens in größter Eile die Flucht ergreifen. Sie greifen ebenso beherzt auch Raubvögel, selbst größere, an, und haben schon Bussarde und Milane zur Flucht genötigt oder gar getötet; der Krähen gar nicht zu gedenken, welche sie leicht verjagen, so aufdringlich dieses Raubgesindel auch sonst sein mag. Sie vertreiben, wie die Engländer behaupten, alle Feinde, „vom Roß bis zur Ratte".

Beim Setzen der Hühner gilt bei englischen Züchtern die Regel: einer Kampfhenne nur 11 Eier unterzulegen. (Eine Landhenne setzt man nur auf 5 oder 7 Eier.) Eine weitere Regel ist: einem Kampfhahn nur 3, höchstens 4 Hennen zu geben, weil eine größere Zahl keine Garantie für befruchtete Eier gewährt.

Auf dem allgemeinen Hühnerhof können die Kampfhühner nicht wohl gehalten werden. Durch ihre Kampfeslust und Stärke üben sie eine Tyrannei auf anderes friedliches Geflügel aus, das sie herausfordern, und weil dies den Quälgeistern meistens nicht standhält, umherjagen und ängstigen. Sie sollen in besonderen Abteilungen gehalten werden, nicht allein wegen ihrer Kampflust, die sie schließlich gegen angewöhntes Geflügel ablegen, sondern — um die reine Nachzucht nicht zu gefährden.

Für den „Sport" kann man diese Rasse wohl als „eine der edelsten" bebetrachten. Bei Ausstellungen ziehen sie, nebst den Sebright-Bantams, den Spaniern, den Cochinesen, den Malayen, als den „augenfälligsten Rassenhühnern", die meisten Beschauer an. — Es ist jedem Aussteller interessanter Rassen als ein „**Verdienst**"

---

*) Bis zu 50 Pfund Sterling (= 1000 Mark) für ein rassereines Paar.

anzurechnen, die Hühnerzucht durch Ausstellung solcher feiner und schöner Schläge zu beleben, denn eine solche Augenweide gewinnt dem Geflügelsport neue Bewunderer und Anhänger und wirkt auf diese Weise auch günstig auf die Nutzhühnerzucht ein.

---

7. Gruppe. **Riesenhühner.** Gallinaceae giganteae.

In dieser Gruppe sind Hühner vereinigt, bei denen es sich hauptsächlich um Größe und Gewicht handelt. Wir finden hier Malayen, Cochinesen, Brahmas, Schittagongs, Plymouths, Lang-Schan, lauter große ostasiatische Rassen nebst mehreren Kreuzungen, wovon sich einige auch in unserm Erdteil fest eingebürgert haben. Diese ansehnlichen imponierenden Vögel sollten — wenigstens in einzelnen Paaren — in keinem fein ausgestatteten Geflügelhofe fehlen.

Fest bestimmte und wohl zu unterscheidende Rassen sind eigentlich nur die Malayen, die ledergelben Cochinesen und ihre stammverwandten Vettern: die weißen Brahmas, vielleicht auch die schwarzen Langschans. Die weiter aufgeführten Namen scheinen nur Kreuzungen, die in Indien, in Japan, auch in Nordamerika und Europa zuwege gebracht wurden. Die feinsten Rassen aber werden von den Malayen, Chinesen und Japanesen gezüchtet, deren schöne oder seltsame Vögel häufig in den Ortschaften der Präsidentschaft Kalkutta (Bengalen) und in der Stadt selbst an Liebhaber abgesetzt werden. — Die weit ausgedehnten Deltas des Ganges mit dem Brahmaputra-Strom bilden ein ganz wunderbares Inselgewirre, das unter dem Namen „Sunderbund" auf unsern Landkarten verzeichnet ist. In den vielen Dörfern und Meiereien, welche sich in dieser Inselwelt angesiedelt haben, soweit solche irgendwie bewohnbar ist, wird bedeutende Geflügelzucht betrieben; von dortaus wird wohl auch in Zukunft noch manches interessante und seltene Stück Geflügel nach unserm Erdteil überführt werden. Wir erinnern nur an die Handelsplätze Ballnah und Tschittagong, welch letztere Stadt vor nicht langer Zeit einem hübschen Großhuhn seinen Namen verlieh. — Betrachten wir uns nun diese Hühnerriesen etwas genauer.

Das Malayenhuhn. Gallus d. maximus.

Taf. 11. Fig. 1, 2, Hahn und Henne, Wildfarbe.

Schlichtweg: Malayen. — Englisch: Malays.

Die Malayen sind keine Züchtungsprodukte der Neuzeit. Diese Riesenhühner waren schon im Altertum bekannt, und existieren schon längst auf den Höfen wohlhabender Geflügelzüchter unter verschiedenartigen Namen als: Sarsevese-, Pataviner-, Rhodische-, Bahia-, Malayen-, oder auch schlichtweg: Riesen-Hühner. Aldrovand und Schwenkfeld gaben ihm die lateinische Benennung: Gallus major exoticus, Großes Welsches Haushuhn.

Ohne Zweifel verdanken wir diese Hühnerriesen ursprünglich der Züchterkunst indischer, malayischer oder chinesischer Geflügelfreunde.

Die „Malayen der Neuzeit" sollen nach dem „Schedule for Judging Malays (Liste für Beurteilung der Malayenrasse)" folgende Rassenmerkmale aufweisen:

Hahn. Kopf lang und breit; Augenbrauenknochen falkenartig vorstehend; Schnabel an der Basis stämmig, nach vorn hakenförmig gekrümmt; Ausdruck kühn, an Raubvögel erinnernd; Gesicht fast kahl; auch die Kehle kahl bei manchen

Exemplaren; beide schön rot gefärbt; Kamm eine kleine rundliche Masse, glatt, weit auf den Schnabel hereinragend; Hals sehr lang; Nackenbefiederung kurz und hart und nicht besonders dicht, wodurch der lange Hals in ungewöhnlicher Verlängerung erscheint; Rumpf vorn an den Schultern breit, nach dem Schwanze verjüngt; Schultern hoch getragen, so daß sie fast wie hinaufgezogen erscheinen; der Rücken fällt bis zum Schwanze hin stark ab, so daß die ideale Linie des Halses, Rückens und Schwanzes etwa so wie nebenstehende Figur 24 aussieht. Unterschenkel und Beine sind sehr lang; die Flügel stark, knochig, vortretend, vom Rumpfe deutlich abstehend. Das Gefieder kurz, derb, glatt anschließend und von auffallendem Glanz. Gewicht 7, 8 bis 9 Pfund, je nach Größe und Alter.



Fig. 24. Rückenlinie des Malayen-Huhns.

Henne. Im allgemeinen dem Hahn gleich; der Schwanz wird aber von der Henne höher gestellt als dies beim Hahn der Fall ist. Gewicht bis 6 Pfund und darüber.

Das Auge ist perlfarbig oder orangerot; der Schnabel ist gelb oder gelblich hornfarbig; die Beine hochgelb; Kamm, Gesicht, Ohr-, Kinnlappen und Kehle sind hochrot.

Ein rassereiner Hahn erhält 105 Punkte als belobende Anerkennung.

Fehler, welche die Rasse beeinträchtigen und in Abzug zu bringen sind:

Mangelhafte Bildung des Kopfes oder des Kamms	10	Punkte
Gefieder zu lang, zu locker, oder zu weich	20	"
Fehler am Schulterbau (zu schmal)	15	"
Rücken zu eben, Schwanz zu aufrecht	10	"
Fehlerhafte Farbe, oder auch zu markiert	15	"
Weidenfarbiges Bein an hellgefärbtem Vogel	5	"
Fehlerhafte Haltung (nicht aufrecht)	20	"
Fehler in den Normalverhältnissen	5	"
Gesundheit mangelhaft, Gefieder nicht gut erhalten	5	"

Die gleichen Punkte zählen umgekehrt auch für tadellose Rassenmerkmale.

Fehler, die ganz zur Verwerfung führen:

Einfacher oder gezackter Kamm. Zusammenstoßende (einwärts getragene) Knie, oder auch eine andre körperliche Mißbildung. Federn an den Beinen; oder an den Füßen eine andre Farbe als gelb; oder auch bei den Weißen oder Rotschecken (Piles) weidengrüne Füße.

Die schönste Farbe bei den Malayen ist die Wildfarbe, d. h. oben orangerot, purpurrot schattiert, mit schwarzgrün glänzenden Sichelfedern; unten schwarz, je tiefer desto besser. Außerdem sind noch die rein schwarze und die rein weiße Färbung geschätzt.

Die Weißen Malayen haben nicht den vollkommenen großen Wuchs der Wildfarbigen, machen aber einen sehr feinen Eindruck; sie waren seinerzeit die Lieblingshühner des Kaisers Louis Napoleon, dem zu Ehren sie den Titel: Napoleonshühner erhielten und auch noch heute in Holland führen. Die Schwarzen Malayen werden auch unter dem Namen: Russische Hühner in den Handel gebracht; ebenso auch die Rotbraunen Hühner. Solche Namen sind jedoch zu beseitigen!

Außer den angegebenen Farben kommen noch mancherlei Schläge vor, die aber meistens auf Kosten der Rasse gehen und deshalb nicht geschätzt werden. Ist die Rasse vollkommen entwickelt, sind auch andre Färbungen gut zu heißen.

Die Malayen sind stolze Sportshühner und werden des Nutzens halber nicht wohl gehalten. Die hoch- oder stelzenbeinige Gestalt, der lange Schwanenhals, der steil abfallende Rücken, der kühne Raubvogelkopf bringen einen ganz eigentümlichen imponierenden Gesamteindruck hervor. Einem ausgewachsenen Malayenhahn könnte man recht wohl seine Futterportion auf einem Tisch servieren, denn ein vollkommener Hahn erreicht die Höhe von 30 Zoll (= 86 cm) und kann bei dieser Größe ohne besondre Anstrengung sein Futter vom Tische holen. — Es ist und bleibt ein Verdienst wohlhabender Geflügelfreunde, solche interessante Hühner zu züchten und auf Ausstellungen zur Schau zu bringen, um die Liebhaberei zu beleben und den Vogelfreunden zu zeigen, wie vielerlei Auswahl bei dem nützlichen Hausgeflügel zu finden ist. „Der materielle Nutzen wird vorwiegend bleiben, aber bei der Reinzucht schönen Geflügels besteht ein idealer Nutzen, der keineswegs gering anzuschlagen ist.“ So äußert sich sehr anerkennenswert Herr Detlef Frahm-Holdenbüttel.

Zu wirksamer Zucht braucht man nur ein Paar reinrassiger Hühner, einen Hahn mit höchstens zwei Hennen zu halten, diese müssen aber einen abgesonderten Laufraum haben. Zu anderm Geflügel taugen sie nicht, und ich muß wiederholen, was beim Kampfhahn gesagt ist. Sie sind neben ihren andern Genossen zu stark und zu kampflustig, deshalb für diese eine Plage. — Die Eier der Malayenhenne sind auffallend hartschalig, gelblich; sie werden gesammelt und am besten andern guten Bruthennen, Landhühnern, Kochinesen oder Puten unterlegt; der Landhenne 5, der Kochinhenne 9, der Truthenne 12—15 Eier. Man sucht die Brutzeit in das letzte Drittel des Monats April zu verlegen, dann kommen die Küchlein in die warmen Monate und wachsen fröhlich auf. Starke Vögel, auf die man bei dieser Rasse bedacht sein muß, erkennt man an den kräftigen Beinen und am dicken Kopf. — Möchten sich doch mehr bemittelte und gemeinnützige Liebhaber unsers Hausgeflügels finden, diesen wenig kostspieligen Sport besser zu pflegen, um mit solchen imponierenden Rassen dem wißbegierigen und schaulustigen Publikum eine belehrende Augenweide zu verschaffen. Während man bei allen Ausstellungen Cochinesen in Mehrzahl sieht, findet man diese Hühnerriesen, die Malayen, meistens gar nicht vertreten. Das sollte nicht sein!

Das Kochinchina-Huhn. Gallus d. cochinsinensis.

Taf. 10. Fig. 1 und 2, Hahn und Henne, Gelb.
„ 3 „ 4, „ „ „ Wildfarbig.

Cochinchinahuhn, Cochinese, Schanghaihuhn, schlechtweg: Kochin. — Englisch: Cochin, Cock and Hen.

Um die Genealogie des Kochinchinahuhns festzustellen, dürfen wir nicht in alten Büchern aus früheren Jahrhunderten nachschlagen, denn dieselbe ist — wenigstens für unsern Erdteil — noch eine sehr junge. In ihrem Heimatlande China mag diese beliebte Rasse allerdings schon seit vielen Jahrhunderten bestehen, aber erst durch den englisch-chinesischen Krieg, 1839 bis zum Friedensschluß, 26. August 1842, wurden den Engländern die Häfen von Amoy, Fu-tschéu, Ning-po, sowie der wichtige Handelshafen Schanghai (Schang-hai) zu freiem Verkehr eröffnet. Bald nachher, nämlich im Jahr 1843, wurden die ersten Hühner dieser großen ledergelben Rasse von Schanghai aus nach England importiert und gelangten in den Besitz J. M. der Königin Victoria — d. h. in den Geflügelhof der Königin zu Windsor.

Im gleichen Jahre des Imports, 1843, ließ die Königin diese merkwürdigen Riesenhühner ausstellen. Diese neue Rasse versetzte nicht nur die englischen, sondern auch die Geflügelfreunde des ganzen europäischen Kontinents in eine geradezu

fieberhafte Aufregung. Von obigem Zeitpunkt an verbreitete sich das Kochin teils durch Nachzucht, teils durch weitern Import über ganz Großbritannien und über unsern Erdteil, ja — wir dürfen sagen — über den ganzen Erdball, soweit es Hühnerfreunde gab. Dessen Einführung verursachte, wie gesagt, bei den Geflügelhaltern ein wahres Hühnerfieber und die reichen, wie die weniger bemittelten waren in heißem Wetteifer bemüht, sich Exemplare oder wenigstens nur Eier dieser hochgepriesenen Rasse zu verschaffen, welcher durch Spekulanten, die denn auch das Eisen tüchtig schmiedeten, so lange es glühend war, die ausgezeichnetsten Eigenschaften nachgerühmt wurden; es wurde prophezeit, daß sie bald alle andern Hühner der Welt verdrängt haben würde. Die beinahe unbezahlbaren Eigenschaften dieses Huhns sollten in übermäßigem Eierlegen bestehen, ja dieses sollte sich bei den besten Hühnern täglich einigemal wiederholen; die Eier wurden als feiner und nahrhafter gerühmt, als die anderer gewöhnlicher Hühner; das Fleisch wurde für eine äußerst feine Delikatesse, die Federn für ebenso elastisch und brauchbar, wie die besten Gänsefedern ausgegeben. Daher kam es denn auch, daß sich die Preise auf eine enorme Höhe steigerten und daß in der hitzigsten Periode für ein Paar reinrassiger Hühner bis zu 1950 Mark, für ein Ei 10 bis 12 Mark bezahlt wurde. Noch im Jahr 1854 wurde ein Ei hier, in Stuttgart, gern mit 2 Mark bezahlt, im Jahr 1857 bot man sie aber vergeblich für 20 Pfennige aus. — Das Strohfeuer ist nun bis auf den letzten Funken abgebrannt und die Erfahrung hat gelehrt, welcher Wert dem Kochin als Nutzhuhn beizulegen ist. Im Jahre 1862 kam eine Kette echter Kochins, 5 Hühner mit einem Hahn, hier auf den Markt, so schön und reinrassig, von hell ockergelber Farbe, daß sie für den Kenner eine Freude waren, das Stück zu 3 Mark, und trotz dieses geringen Preises konnten sie nicht angebracht werden. Sie wanderten sämtlich um den Fleischwert in die Behälter einer Stopfanstalt.

Und was war die Ursache, daß der anfangs so hohe Wert dieser Hühner so schnell und so außerordentlich herabgestimmt wurde? Nun, die so prahlerisch verkündeten Eigenschaften haben sich eben durchaus nicht bestätigt; die hohe Meinung, die man hegte, wurde eben deswegen, weil sie zu hoch war, durchaus nicht gerechtfertigt, und der leidenschaftlichen Begeisterung folgte eine sehr nüchterne Enttäuschung; deshalb ließ man sie als allgemeine Nutzhühner wieder fallen.

Aber jene fieberhafte Aufregung hat uns doch auch einen beachtenswerten Vorteil hinterlassen, den wir nicht gering anschlagen dürfen. Die allgemeine Pflege der Hühnerzucht ist nämlich nach Einführung dieser merkwürdigen Rasse in ein ganz andres Stadium getreten. Die Rassen werden jetzt mit Ernst geprüft und auf ihre Eigenschaften besprochen; die Rassenmerkmale werden festgestellt, und die Züchter und Aussteller schöner Exemplare werden durch Prämien und ehrende Anerkennung ermuntert und belobt.

Welcher Unterschied, wenn man die Hühnerrassen des vorigen Jahrhunderts, geschildert und illustriert von dem Grafen Büffon (etwa 1776), mit den von dem Engländer Lewis Wright in seinem »Poultry Book« (1876) geschilderten und illustrierten Rassen vergleicht! Die Fortschritte, welche die Geflügelzucht in diesen ca. 100 Jahren gemacht hat, sind geradezu erstaunlich!

Die Rassenmerkmale für ein preiswürdiges Kochinchinahuhn sind folgende:

Beim Hahn. Kopf wohlgebildet, klein; Schnabel etwas kurz, an der Basis kräftig, nach vorn rasch abgebogen; Kamm einfach und aufrecht, d. h. straff aufstehend, symmetrisch gezackt, doch nicht übergroß, dessen Textur fein, ohne Warzen; Kinnlappen lang, dünn, länglichoval herabhängend; Hals sieht kurz aus, wegen des reichen Gefieders, Halsfedern zierlich über die Schultern wallend; Rumpf sieht ungemein groß aus, ist tief gesattelt; Rücken kurz und breit; Sattel (Bürzel) breit und federreich, nach dem Schwanze zu aufsteigend und diesen beinahe ganz in sich

verbergend; Flügel dicht angezogen, sehen klein aus; erste Schwingen ganz von den zweiten verdeckt; Brust breit und voll, etwas tief herabgehend; Unterschenkel stark, und reich mit flaumigen Federn bedeckt, welche die Schenkelpartie stark markieren; Beine zierlich und durchaus von weichen zierlichen Federn bedeckt, aber ohne steife Kiele, welche Geierfersen (bei dieser Rasse verpönt!) bilden würden; Läufe kurz und dick; längs der ganzen Außenseite bis zur Mittel- und Außenzehe dicht befiedert; Zehen verhältnismäßig groß, gut ausgebreitet, mit guten Nägeln; Schwanzfedern klein, weich, mit weichen Kielen, nur niedrig und flach getragen, zum Teil im Bürzelgefieder versteckt. — Gewicht von 8 Pfund bei jungen, bis 12 Pfund bei erwachsenen Hähnen. Die ganze Gestalt sehr eigenartig, kurz, gedrungen, massig, sehr groß für eine Hühnergestalt. Von hinten betrachtet, erscheinen diese Vögel breiter als hoch. Die Hähne erreichen eine Höhe bis 70 cm.

Die Henne. Kopf klein und zierlich; Schnabel wie beim Hahn; möglichst kleine Kamm- und Kinnlappen; Ohrlappen klein; Hals kurz, mehr vorwärts getragen, federreich; Rumpf groß und breit, fast plump; Rücken flach, breit und kurz; Bürzel auffallend ausgedehnt, ein reiches Federkissen, möglichst ansteigend, so daß der ganze Schwanz fast bedeckt und versteckt ist; Flügel klein; Brust voll, tief herabgehend; Füße wie oben. — Gewicht 6 bis 7 Pfund bei jungen, 8 bis 10 Pfund bei alten Hühnern. Die ganze Gestalt breit, vierschrötig und massig, das Hinterteil hoch getragen. Die Hennen erreichen eine Höhe bis 60 cm. — Die Hähne sind wertvoll bis zu 6 Jahren, die Hühner bis zu 4 Jahren, wenn sie sich nicht durch zu vieles Brüten früher abnützen. Nach dem engl. Standart erhält ein rassereines Kochin 105 Punkte als belobende Anerkennung.

Fehler, welche die Rasse beeinträchtigen und in Abzug zu bringen sind:

Schlechte Kopfbildung und fehlerhafte Kammform	7	Punkte
Schlechtes Halsgefieder	2	„
Dünn befiedertes Kissen (Polster des Bürzels)	4	„
Am Hinterteil zu wenig Flaumfedern (Polster des Hinterkörpers)	3	„
Nicht schön befiederte Füße	3	„
Geierfersen (durchaus verwerflich)	10	„
Nicht hoch getragener Bürzel	3	„
Weiße Federn im Schwanz	3	„
Die Grundfarbe nicht rein	8	„
Verkrümmte Zehen	4	„
Flecken an den Ohren	2	„
Flecken in den Farben	12	„
Größe nicht genügend	10	„
Nicht normale Verhältnisse	8	„
Beschaffenheit des Gefieders und Gesundheit mangelhaft . . .	6	„
Totaleindruck (der Rasse nicht entsprechend)	20	„

Für vollkommene Rassemerkmale werden die gleichen Punkte angesetzt.

Die Züchter haben deshalb immerhin eine schwierige Aufgabe, um all den Ansprüchen, die man an diese Rasse stellt, gerecht zu werden.

Die schönste Entwicklung zeigt diese Rasse in der ledergelben und in der Wild-Farbe (oben orangerot und -gelb, unten schwarz). Andre Färbungen sind dem Kochin nicht eigen, sondern sind aus Kreuzungen entstanden und gehen auf Kosten der Rasseschönheit. Man findet Weiße, Schwarze, Graugesprenkelte, Rote und Schecken.

Die Gelben und Wildfarbigen Kochins ersieht der Leser aus den guten Abbildungen unserer Tafel; dieselben bedürfen keiner weiteren Detailbeschreibung;

zu bemerken ist aber, daß der gelbe Ton: ob hell, ob dunkel, oder ins zimmtfarbige ziehend, gleichmäßig aufgetragen sein soll; der Oberkörper soll an Hechel- und Sattelfedern brillanter gefärbt sein, als an den untern Teilen; schwarze Federn im Schwanze sind zulässig; weiße in Schwingen und Schwanz gelten als Fehler.

Weiße Kochin. Je reiner und zarter, desto besser. Orangefarbe in den Hecheln oder im Sattel gilt als Fehler, kommt aber häufig vor. Augen perlfarbig; Schnabel und Füße lebhaft gelb.

Schwarze Kochin. Das ganze Gefieder schwarz mit Metallglanz. Augen perlfarbig oder orangegelb, Schnabel und Füße gelb.

Graugesperberte Kochin. Auf hellgrauem Grunde mit dunkelgrauen Wellenlinien geziert. Schnabel und Füße gelb. — Sie wurden dem Gemahl der Königin Victoria zu Ehren: „Prinz Alberts-Hühner" benannt.

Das Kochin ist das stattlichste und beinahe größte unserer Hühner, etwas schwerfällig, aber von guten Körperverhältnissen; der Gang ist bedächtig, abgemessen und nur selten sieht man sie eilen; das Fliegen ist ihrer kurzen Flügel wegen nur ein geringer Notbehelf und sie machen auch so wenig als möglich Gebrauch davon. Die Hähne sind nicht streitsüchtig, wenn es aber sein muß, schlagen sie sich gut, und vermöge ihres Gewichts auch mit Nachdruck. Ihre Stimme oder ihr Krähen ist kräftig, beinahe rauh; ein Mann kann sie im Baßton nachahmen; sie lautet tief: „gockere goooohg!" Als ich das erstemal einen Hahn krähen hörte, erschrak ich beinahe über diese kräftige Stimme, welche mich an das Brüllen eines wilden Tieres gemahnte. Die Hennen sind etwas phlegmatisch, von sanftem Naturell, verträglich und voll Anhänglichkeit an ihre Wärter. Ihre Legekraft ist bei uns aber nicht bedeutend entwickelt; wenn eine Henne jährlich 80 Eier legt, so gehört sie schon zu zu den gut legenden, es giebt aber auch solche, welche höchstens 30 Eier legen. Dabei ist sie außerordentlich brütelustig; so oft sie eine Anzahl Eier, 15 bis 18 Stück, abgesetzt hat, will sie brüten, wodurch der Ertrag noch mehr geschmälert wird. Sie ist aber eine gute Mutter, und führt auch gut, wobei man 10, höchstens 12 Eier auf eine Brut rechnet, nicht aber eine größere Anzahl, weil sonst die empfindlichen Dunenjungen von der Mutter nicht genügend erwärmt werden können und dann leicht kränklich werden. Die Eier sind im Verhältnis zur Körpergröße nicht groß zu nennen, nicht viel größer als die des gemeinen Landhuhns; sie sind 6 cm lang und 4,5 cm breit, gewöhnlich rein oval, nur wenig nach der Spitze abnehmend, mit sichtbaren Poren, wenig glänzend, von Farbe angenehm gelbbräunlich, von innen orangerötlich durchscheinend. 9 Eier des Kochins geben gleich 11 Eiern des gewöhnlichen Landhuhns ein halbes Kilogramm. — Die Küchlein sind im Verhältnis zur Eiergröße groß zu nennen, haben je nach ihrer dereinstigen Färbung gelbliche, gelbrötliche, bräunliche oder schwärzliche Dunen, und auch die Läufe sind mit Dunen bedeckt; sie wachsen schnell ins Fleisch, sehr langsam in die Federn, tragen andern Hühnern gegenüber ihr Dunenkleid auffallend lang, und müssen deshalb trocken und warm erzogen werden, wenn sie gut gedeihen sollen. Die Entwicklung der jungen Hähne geht langsam von statten, erst spät entwickelt sich der Kamm, der Schwanz und die Stimme zum Krähen. Die Hennen bekommen ihren Schwanz früher, und dies giebt ein frühzeitiges Unterscheidungszeichen. — Will man einem Landhuhn die Zucht anvertrauen, so darf man nur 6 Eier unterlegen.

Die Verdauungskraft dieses Vogels ist stark, man sieht ihn deshalb sehr häufig am Freßgeschirr beschäftigt, und es scheint, daß dieser „gute Appetit" es hauptsächlich ist, welcher den Mißkredit desselben herbeiführte; ein Kochin konsumiert die doppelte Portion einer Landhenne. Rechnet man nun den Ertrag von 2 guten Landhühnern zu 240 Eiern (= 11 Kilo Eistoff) gegenüber einer guten Kochinhenne mit 80 Eiern (= $4^1/_2$ Kilo Eistoff), so ergiebt sich hieraus, daß es ökonomische

Gründe sind, welche sich der allgemeinen Züchtung dieses Huhns entgegenstellten und es wieder in Abgang brachten.

Trotzdem ist ein echtes Schangaihuhn eine äußerst interessante Rassenbildung des Hühnergeschlechts, von gedrungenem aber wohlproportioniertem, imposantem Körperbau, angenehmer Färbung, reinlich, friedliebend und von zutraulichem Benehmen, eine wahre Zierde jedes Geflügelhofs; wo daher noch andre Gründe vorwalten können, als die rein ökonomischen, sollte nirgends eine Kette dieser eigenartigen Hühner fehlen. — Zur Schonung ihrer weichen Zehen, die gerne notleiden, giebt man 10 cm breite Latten zum nächtlichen Auffitzen. — Bei der Fortzucht hat man darauf zu sehen, daß die nachgezogenen Hähne gut rassemäßig entwickelt seien, nämlich kräftige, breite Körperproportionen, bedeutende Größe, reiches Gefieder und möglichst kurzen Stutzschwanz haben, damit die Rasse echt erhalten bleibe. In einem Zeitraum von 12 bis 15 Monaten soll ein Hahn vollkommen rassemäßig entwickelt sein. — Schmalhähne, d. h. aufgeschossene, schmale, stakelbeinige Gestalten benützt man nicht zur Fortzucht, sondern liefert sie in die Küche. Die Hennen „schlagen weit weniger aus der Art". — Gegen starke Fröste sind diese Hühner unbedingt zu schützen, da sie leicht die Zehen erfrieren.

Das Brahmaputra=Huhn. Gallus d. brahmanensis.

Taf. 10. Fig. 5 und 6, Hahn und Henne, helle Färbung,
„ 7 „ 8 „ „ „ dunkle Färbung.

Brahma=Poutra, schlechtweg: Brahma. — Englisch: Brahma.

Das Brahma wurde zu gleicher Zeit auf den Weltmarkt gebracht, wie das Kochin, und entstammt auch sehr wahrscheinlich den gleichen ostasiatischen Provinzen, in denen das Kochin gezüchtet wurde, denn diese Rassen stehen in allernächster Vetterschaft.

Aber während das ledergelbe Kochin durch die Engländer in unsrem Erdteil eingeführt wurde, entdeckte die schneidige Findigkeit der Amerikaner das ebenso imponierende, ebenso interessante, ebenso große „Weißgescheckte Riesenhuhn", dem sie sofort den Namen Brahmaputra beilegten. Brahmaputra ist der Name des bekannten indischen Riesenstromes, der mit dem Ganges ein gemeinsames — über 300 Kilometer breites — Delta bildet, aus dessen Ortschaften ein lebhafter Handel mit „Geflügel aller Art" und auch sonstigem Getier betrieben wird. — Die Begeisterung der Nordamerikaner zu Ende der 40er Jahre für ihren riesenhaften Weißschecken, der mit dem Kochin sehr wohl in Wettbewerb treten konnte, war ebenso lebhaft, wie das Hühnerfieber der Europäer für die ledergelben Kochins. Sogleich entbrannte auch ein lebhafter Streit über den „Ursprung" dieser Riesen zwischen den „streitbarsten Fachleuten", der aber zu keinem andern Resultat führen konnte, als daß die Züchtung dieser merkwürdigen Hühner nur dem Fleiß und der zähen Ausdauer der Chinesen oder Indier zugeschrieben werden muß, denen allerdings ihr fruchtbares und warmes Klima hiebei sehr zu statten kam. Wir erwähnen hier nur nebenbei, daß Reis bei den Chinesen als bester Futterstoff gilt. Bei uns würde er das wohl nicht sein. —

Ein rassereines Brahma muß nach dem Englischen Standard folgende Merkmale aufweisen:

Beim Hahn. Kopf im Verhältnis zum voluminösen Körper nur klein, sehr kurz und „intelligent"; Schnabel kräftig an der Wurzel, kurz und gebogen, von Farbe gelb; bei dunkler Varietät auch ein dunkler Strich auf dem Rücken des Schnabels erlaubt; Kamm: Erbsenkamm, d. h. dreifach gereiht, der mittelreihige der höchste, vollkommen gerade, hübsch gezackt, alle drei zusammen nur klein, nieder

und fest auf dem Kopf anliegend; Kinnlappen mäßig lang, dünn; Ohrlappen groß, bis unter die Kinnlappen fallend; Ohrendeckel rund und weiß; Hals schön gebogen „wie bei einem edlen Pferde", dicht mit wallenden Halsfedern besetzt; Rumpf breit und tief, aber fest im Bau; Rücken breit und kurz; Sattel breit und umfangreich, mit entschiedener, nur allmählicher Erhebung nach dem Schwanze; Flügel größer als bei den Kochins, hübsch hoch getragen; Brust gut entwickelt, voll vortretend, nach unten ragend; Unterschenkel stark und reich mit Flaumfedern bedeckt; Ferse mit weichen, gekräuselten Federn bedeckt; gänzlich frei von den steifen Hosen-(Geier-)Federn; wenn Geierfersen vorhanden, wird das Tier ganz ausgeschlossen; die Läufe für die große Figur etwas kurz scheinend, nach außen stark befiedert wie beim Kochin; die Zehen stark und gespreizt; Schwanz viel merkbarer als bei den Kochins; gegen andere Sichelschwänze aber immerhin nur klein, noch nicht ganz aufrecht getragen; das oberste Federpaar nach außen gedrängt, „wie beim Birkhahn"; Sichelfedern sehr kurz, nicht sehr sichelförmig; die kleineren Sichel- und Bürzelfedern sehr zahlreich, ein Federkissen über dem Bürzel. Größe bedeutend, bis zu 70 und 73 cm; Gewicht durchschnittlich 4½ kg bei jungen, bis 5, 6 und 7 kg bei alten Hähnen. Ansehen massig, symmetrisch, hübsch gedrungen; Haltung edel und mit hoch getragenem Kopfe.

Henne. Kopf klein; Schnabel entsprechend klein; Kamm so klein wie möglich; großer schlaffer Kamm verwerflich; Ohrlappen gut entwickelt; Kinnlappen fein, hübsch rund; Hals kurz, vollbefiedert; Rumpf gedrungen; Rücken flach, kurz und breit; Bürzel breit und ausgedehnt, nicht kugelig wie beim Kochin, nach dem Schwanze aufsteigend; Flügel nicht groß, von der umgebenden Befiederung gut gedeckt; Brust vortretend und tief herabgehend; Füße kurz, sonst wie beim Hahn; Schwanz kurz und aufrecht getragen, steht aber nicht viel über die äußere Befiederung vor. Größe bedeutend. Gewicht 6, 7 bis 9 Pfund bei jungen, 8, 10, 12, selbst 13 Pfund bei alten Hennen. Ansehen massig und „vierschrötig", doch hübsch gedrungen. Haltung gemessen, Kopf und Schwanz sehr aufrecht getragen. Schnabel schön gelb, bei dunkler Farbe ein dunkler Streifen auf dem Schnabel zuläßig; das Auge perlfarben oder rot; Läufe orangegelb; Gesicht, Kamm und Ohrlappen schön rot.

Die Hellfarbigen Brahmas haben ein silberweißes Gefieder, die Hackelfedern sind schwarz gefleckt; Schwanz- und Bürzelfedern glänzend grünschwarz, mit Ausnahme der beiden obersten Sicheln, welche auch weiß gesäumt sein können; die großen Schwingen sind schwarz; die Fußbefiederung ist weiß mit schwarz gescheckt.

Die Dunkelfarbigen Brahmas haben weiße Hals-, Sattel-, Schulter- und Flügeldeckfedern mit schwarzen Spitzflecken; zweite Schwingen mit weißem Außensaum bilden beim geschlossenen Flügel einen weißen Spiegel. Alle Unterteile von der Brust an bis hinter die Schenkel sind schwarz mit mehr oder weniger Metallglanz. Läufe tief orangegelb mit schwarzer Befiederung.

Andere Färbungen gehen meist auf Kosten der Rassenmerkmale und verlieren deshalb an Wert und Bedeutung.

Die Brahmas sind nicht ohne wirtschaftlichen Wert. Es giebt Hühner, welche an 150 (?) Eier legen sollen. Die Jungen gesunder Eltern sind sehr hart und wachsen fröhlich auf, ohne besondere Pflege zu beanspruchen, und ein gutgefütterter Hahn von 6 Monaten mit 6 Pfund Fleischgewicht und darüber giebt einen Braten, der dem eines Truthuhns nicht nachsteht. Die Hennen sind dauerhafter, härter und weniger brütelustig als die Kochins. Lauter Eigenschaften, welche diese stattliche Rasse auch als Nutzhühner einigermaßen empfehlen. Die Latten, auf welchen diese großen und schweren Hühner die Nacht über zubringen und schlafen, dürfen und sollen mindestens 15 cm breit sein.

8. Gruppe. **Kreuzungen**
zwischen Riesen- und andern Hühnern.

Das Plymouth-Huhn. Gallus d. plymouthiensis.

Plymouther Felsenhuhn. Kurzweg: Plymouth. — Englisch: Plymouth-Rocks.

Ein Amerikanerhuhn „neueren Stils", das für den deutschen Geflügelmarkt empfohlen wird. Im Jahre 1872 kamen die ersten Plymouth-Rocks von Amerika nach England. Es soll sich durch Größe und Schwere, saftiges Fleisch, fleißiges Legen und gutes Führen der Jungen auszeichnen, dabei dauerhaft „wie ein Fels" sein, woher es auch seinen Namen zu haben scheint, der aber etwas an Marktschreierei erinnert. — Es ist ein Kreuzungsprodukt von Kochinhenne und Dominik-

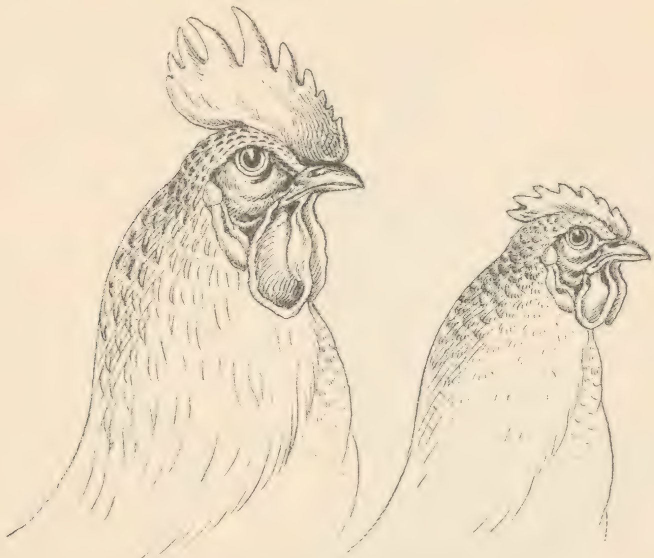


Fig. 25. Kopf des Plymouth, Hahn und Henne.

hahn, wird hauptsächlich in schöner Sperberfarbe gezüchtet, erinnert durch Kopfbildung, massigen Körper und durch die etwas kleinen Sichelfedern des Schwanzes (letzterer aber größer als beim Kochin) an seine Mutter, durch die schön grau gesperberte Färbung an den Vater. Gewicht des Hahns jung 9½ Pfund, alt bis 11 und 12 Pfund; der Henne 7 bis 8 Pfund. —

Das Graue Schittagong-Huhn. Gallus d. schittagongiensis.

Tschittagonghuhn, kurzweg: Schittagong. — Englisch: Grey Chittagongs.

Dieses Huhn soll beinahe die Größe und die Haltung eines Brahmas haben, und ebenfalls mit dem bekannten Sperbergrau gefärbt sein, welches zwar immerhin eine interessante Färbung ist, die man nur beim Hühnervolk in dieser Weise findet; aber diese Färbung eignet sich doch nicht für alle Rassen. Es soll ein Kreuzungsprodukt von Brahmahenne und Dominikhahn sein, hat deshalb große Aehnlichkeit mit dem Plymouth. Auf dem deutschen Geflügelmarkt noch selten.

Das Wyandotte-Huhn. Gallus d. Wyandotti.

Das Wyandotte ist ein starkes Huhn, aus einer Kreuzung von Kochins, Brahmas und Hamburger Silberlack entsprossen und von Nordamerika in den Handel gebracht. Im Jahr 1884 kamen die ersten Wyandottes von Amerika nach England.

Dieses schöne Huhn zählt zu den schweren Rassen und schließt sich zunächst an die Brahmas an, deren Gewicht es aber nicht vollkommen erreicht. Die hellledergelblichen Eier entsprechen keineswegs der Größe ihrer Erzeuger, wie das auch bei den andern großen asiatischen Rassen der Fall ist, denn sie wiegen nur 60 bis 70 Gramm. Die Aufzucht soll eine leichte sein, auch sollen die Küken schnell heranwachsen, was bei unsrem veränderlichen Klima von Wert ist.

Allgemeine Merkmale sind:

Figur und Größe wie bei den Brahmas; Körper groß, breit, vierschrötig, volle Brust, Rücken breit und kurz, Hals kurz mit starkem Behang; Schenkel voll befiedert; Beine ziemlich hoch, von Farbe gelb, unbefiedert; Schwanz mittellang mit halblangen Sicheln; das Gefieder anliegend, hinten bauschig; Ohrlappen und Gesicht rot; niedriger Rosenkamm, wodurch sich diese Art leicht von andern Riesenhühnern unterscheidet.

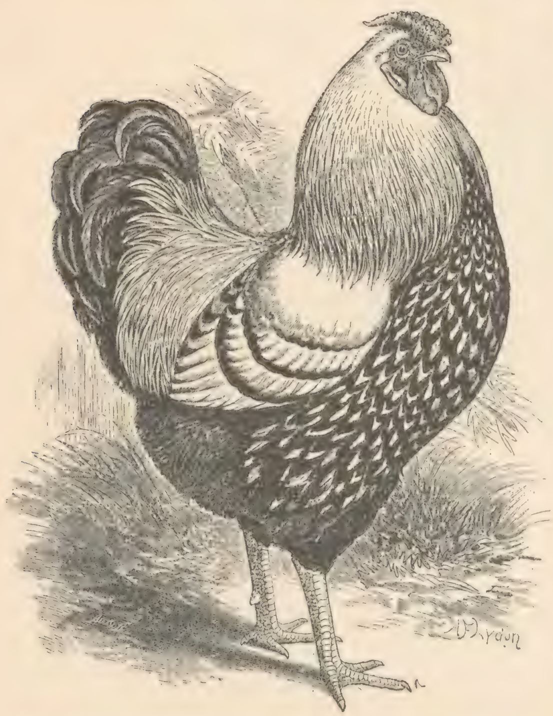


Fig. 26. Wyandotte-Hahn. (Nach Schweiz. Bl. f. Ornithol. 2c.)

Spezielle Merkmale des Hahnes sind:

Größe fast wie Brahma; Rückenhöhe etwa 42 cm, Kopfhöhe 65—70 cm.

Umfang 70 cm; Gewicht ausgewachsen 5—6 kg.

Gestalt stark, gedrungen, stattlich.

Haltung stolz, aufgerichtet.

Schnabel kurz, stark, gelb, mit hornfarbigem Rücken des Oberschnabels.

Kamm: niedriger Rosenkamm, 35 mm vorn breit, 55 mm lang und 12 mm hoch.

Gesicht rot mit weißen Borstenfederchen.

Augen rotbraun, lebhaft.

Ohr- und Kinnlappen rot, mittelgroß.

Hals kurz, kräftig, schön geschwungen, gut behängt.

Sattel breit, gut behängt.

Flügel mittelgroß, breit, anliegend, die Spitzen von den Sattelfedern überwallt.

Fehler sind: ein schmächtiger Körper, flache Brust, Federfüße, blaue Farbe der Beine, gebückte Figur oder Haltung, einfacher oder schlechter Kamm, schiefer Schwanz, weiße Ohrläppchen.

Auch die Henne ist ein vierschrötiger Vogel und gleicht dem Hahn bis auf die geschlechtlichen Unterschiede.

Bei den Silber-Wyandottes sind Kopf- und Schulterfedern weiß, mit breitem schwarzem Mittelstrich; von der Kehle bis über die Schenkel hinaus die Federn schwarz gesäumt, diejenigen des Hinterkörpers schwarz bepudert, der weiße Flügel mit zwei scharfen schwarzen Querbändern bezeichnet; der Schwanz einfarbig grünglänzend schwarz. — Bei der Henne zeigt sich mehr schwarze Säumung.

Die Gold-Wyandottes sind prachtvoll, auf Goldgrund die gleiche scharfe schwarze Zeichnung.

Das Huhn von Mecheln. Gallus d. Malinae.

Mechelner Huhn, Federfüßiges Kuckuckshuhn. — Französisch: Coucou de Malines.

Das Gefieder dieses stattlichen Huhns ist gesperbert oder kuckucksfarbig, d. h. jede Feder auf hellgrauem Grunde mit breiten, dunklen, grauen Streifen durchquert. Helle Tonlage gilt für feiner, als schwärzliche. Die Füße sind befiedert.

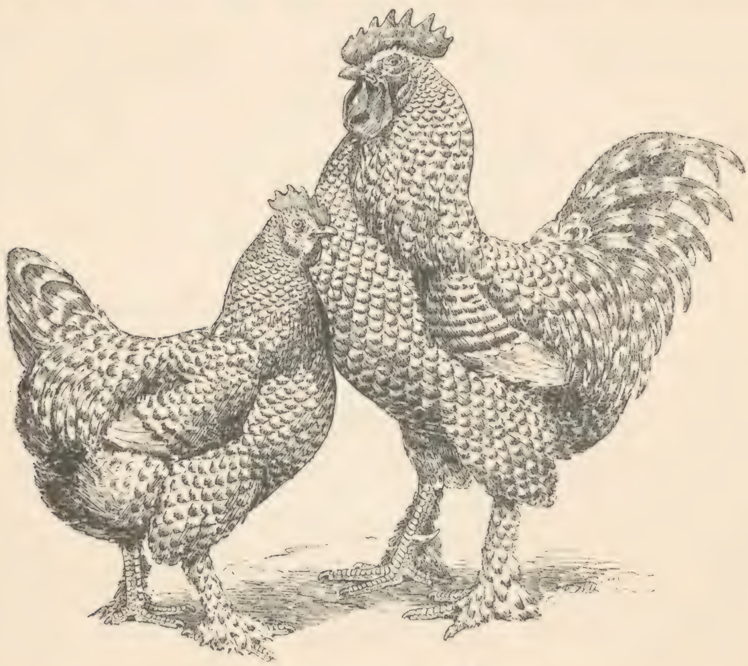


Fig. 27. Hühner von Mecheln.

Der Hahn soll ebenmäßig gebaut und etwa 57 cm hoch sein; der Kopf ist stark und etwas in die Länge gezogen; Schnabel von heller Hornfarbe, so weiß wie möglich; Kamm nur mittelgroß, aufrecht und regelmäßig, etwas klein gezackt; Gesicht schön rot; Kehllappen mittelgroß, dünn, rund und rot gefärbt; Augen orange-rot; Hals lang, gut behängt; Körperfarbe groß und tief; Rücken breit, von mittlerer Länge; Brust voll; Schenkel lang und fleischig, ohne Hosen; Schienbein lang und stark; an der Außenseite leicht mit Federn besetzt, fleischrötlich; Zehen gut gespreizt und groß; Schwanz klein, abgerundet, nicht ganz aufrecht getragen; Sichelfedern klein; Sattelfedern reich; Figur stark; allgemeine Erscheinung massiv, dabei symmetrisch; Gewicht des Hahns 5 kg.

Die Henne hat denselben Charakter. Gewicht 4 kg. Gute Legerin. Diese Hühner sind auf dem Hofe eine vornehme Erscheinung. (Standard für das Mechelner Kuckuckshuhn in der Leipziger allg. deutschen Geflügel-Ztg., 8. Aug. 1894, Nr. 32.)

Das Selekta-Huhn. Gallus d. selectus.

Auserlesenes Huhn (ein vielversprechender Name!).

Eine Kreuzung zwischen Crève coeur und Brahma.

Ein großes Huhn von schwarzem Gefieder mit stahlgrünem Glanz; die Schwanzfedern nähern sich der Sichelform und sind länger als bei den Brahmas; die Befiederung der Beine ist aber schwächer, bei manchen Exemplaren bleibt sie ganz aus. Gewicht eines alten Hahnes 3 bis 3 ½ kg.

Die Henne ist ebenfalls schwarz und von gedrungenem Körperbau. Gewicht der alten Henne 2 ½ bis 3 kg. Selekta-Küken im Alter von 3 bis 3 ½ Monaten: Hähne 1,400 bis 2,000; Hennen von 3 Monaten 1,300 kg.

Diese Hühner wurden als sehr gute Legerinnen von 170—180 großen Eiern pro Kopf und pro Jahr empfohlen. Trotzdem scheint ihre Weiterzucht keinen rechten Fortgang zu nehmen. Von Dr. Finsch-Delmenhorst in der Deutschen Geflügel-Zeitung, Leipzig 1893, Nr. 1, 2, 4 und 6 ausführlich beschrieben.

Das Lang-Schan-Huhn. Gallus d. Lang-Schanensis.

Taf. 9. Fig. 7, 8, Hahn und Henne, in Schwarz.

Langshan, Langschan. — Das Langschan hat seinen Namen von der chinesischen Stadt Lang-Shan (= Zwei-Berg), von wo aus es in den Handel gebracht wurde.

Mit diesem schönen Huhn haben wir allem Anscheine nach eine beständige, neue Rasse und nicht bloß eine Kreuzung zu beschreiben.

Als ursprüngliche Heimat wird das nördliche China angegeben, wir wollen aber annehmen, daß es dieselben Provinzen des „Himmlischen Reiches" sind, in welchen auch die Kochins und Brahmas gezüchtet wurden. (Durch den siegreichen Krieg der Japaner mit den Chinesen (1895) und den gewaltsamen Aufschluß des „Himmlischen Reichs" erhalten wir vermutlich weitere interessante Rassen in den Handel.) Ein gut ausgebildetes Paar Schwarzer Lang-Schans bietet eine schönere und elegantere Erscheinung dar, als Malayen, Kochins und Brahmas. Auch die befiederten Beine sind noch eine besondere Zierde, welche dem stattlichen Huhn gut anstehen. Es giebt aber auch glattfüßige Langschans, welche ebenfalls ihre Liebhaber finden. Das tiefschwarze Gefieder der Langschans zeigt bei auffallendem Licht einen so prächtigen grünen Glanz, daß man fast versucht sein könnte, die Grundfarbe grün zu nennen.

Nach dem Englischen Standard sind für die Langschans folgende Rassenmerkmale aufgestellt.

Hahn. Kopf verhältnismäßig, doch eher fein als dick, voll über dem Auge und allmählich nach hinten abfallend; Schnabel dunkel hornfarbig, kräftig, nach der Spitze leicht gebogen; Kamm einfach und aufrecht, ziemlich groß, ebenmäßig gezackt, fein im Gewebe und frei von Warzen; Bartlappen zart, unten abgerundet und ca. 5 cm lang; Ohrlappen gut entwickelt, ca. 4 cm lang, die Ohren selbst sind durch kurze schwarze Federchen geschützt; das Gesicht ist ziemlich ausgebildet, die Wangen sind mit einer glatten Haut bedeckt; alle diese nackten Teile am Kopf, vom Kamm abwärts, sind von lebhafter roter Blutfarbe, das sich vom Schwarz des Gefieders brillant abhebt; das Auge ist groß, lebhaft, orangerot, orangebraun oder dunkelbraun; der Hals verhältnismäßig, mit schönen Hecheln; Rücken breit, nach dem Schwanze etwas aufsteigend, mit einer Fülle von Sattel- und Bürzelfedern geschmückt; Brust breit und fleischig, etwas tief; Flügel ziemlich hoch getragen, gut angelegt, mit grünglänzenden Deckfedern; Schwanz fächerförmig und reichlich mit gesichelten Deckfedern versehen; die eigentlichen größern Schwanzsicheln überragen

die andern um ca. 15 cm; Beine weitgestellt, bis zu den Fersen stark befiedert, Geierfersen nicht verwerflich; die Befiederung der Beine steht (wie immer) an der Außenseite, läuft bis auf die Außen- und Mittelzehe (etwa bis zur Hälfte) vor, die Innenzehe ist frei; Schenkel dicht mit schwarzen flaumartigen Federn bedeckt; Zehen lang und gerade, richtig gespreizt; die kleine Bindehaut zwischen den Vorderzehen ist lebhaft rosa; die Farbe der Nägel an den Zehen ist weiß angegeben, was zu dem tiefen Schwarz des Gefieders nicht zu stimmen scheint. Gefieder: tiefes Schwarz mit brillantem grünem „Käferglanz"; purpurne oder selbst blaue Töne sind Fehler; ebenso weiße Federn bei erwachsenen Tieren. Größe: je vollkommener desto besser; Gewicht bis zu 9 Pfund; Haltung und Figur: hoch auf den Beinen, Kopf hübsch zurückgetragen, schöne fließende Hals- und Sichelfedern, breitschulterig, volle Brust; Schwanz ziemlich hoch getragen mit 15 cm überhängenden großen Sicheln; Charakter lebhaft, wachsam, stolz, gegen Pfleger zahm und zutraulich; Stimme kräftig, aber weniger tief als bei den Kochins.

Henne, mit Ausnahme der Geschlechtsunterschiede dem Hahn ähnlich. Gewicht 7 Pfund. Die Eier sind verschiedenfarbig, blaßrosa, hellgelblich, bräunlich bis kastanienbraun, zuweilen mit dunklern Flecken. Das Gewicht der Eier beträgt 50—65 Gramm. — Die Küchlein haben eine bestimmte Zeichnung; der Oberkopf und Rücken sind schwarz, Brust und Bauch weiß oder hell kanariengelb. Der Kamm tritt weniger hervor als bei gewöhnlichen Küchlein; die Fußwurzeln und Zehen sind rosa, späterhin erstere schieferblau. Sie sind warm und trocken zu erziehen, ihr Futter sei ein nahrhaftes, und für geeignete grüne Fütterung sorge man von der ersten Woche an, dann wird man sie so leicht aufbringen, als die Jungen unsrer Landhennen. — Die Entwicklung des Hahns ist etwa im zehnten Monat vollendet; er zeigt aber den Hühnern gegenüber schon viel früher verliebte Karessen. Die Entwicklung der Henne zeigt sich an durch Verlieren der Jugendschwanzfedern und Wachsen eines neuen Schwanzes; Verschönerung des Gefieders, welches grünen Metallglanz zeigt; durch den „Artischokensteiß", welcher sich ums Doppelte vergrößert; durch Färbung des Kamms, Gesichts und der Glocken mit schönem Blutrot; und durch das eigentümliche Gackern und Singen. Dies mag etwa im fünften Monat stattfinden; das Legen darf man aber erst im siebenten Monat erwarten; Frühbruten sind zu empfehlen; bei rauher Witterung muß man die Küchlein aber im trockenen, warm gehaltenen Raum erstarken lassen, damit ihre Entwicklung in die warmen Monate fällt und spätestens im September vollendet ist.

Die schönste Entwicklung dieser Rasse findet in der schwarzen Farbe statt. Es giebt jedoch auch weiße und gesperberte; diese sind aber selten und weniger rassig, deshalb weder gesucht noch geschätzt.

Die Langschanmutter legt große Sorgfalt für ihre Brut und Küchlein an den Tag, zertritt — trotz des massigen Körpers — nie ein Junges, was bei Kochins und Brahmas gar nicht selten vorkommt, verteidigt sie gegen vermeintliche Feinde mit wahrer Wut, und kann also recht gut zum Brüten und zum Führen der Jungen zugelassen werden.

Im Jahre 1872 wurden die ersten Langschans durch Major Croad im Krystallpalast zu London ausgestellt, anfänglich aber nicht viel beachtet. Erst im Jahre 1875 wurde den Langschans die Ehre zu teil, in dem Standard als „Rassehühner" nach ihren Merkmalen verzeichnet zu werden. Derzeit gehören sie zu den beliebtesten Hühnern, und auch in unsrem Vaterlande werden sie als Sport-, Zier- und Nutzhühner sehr warm empfohlen. Die Erfahrung muß lehren, ob sie diesen Empfehlungen auf die Dauer entsprechen!

Allgemeines und Spezielles
der
Hühnerzucht.

Im vorstehenden Texte sind zwar die bekanntesten und beliebtesten Haushühnerrassen möglichst ausführlich beschrieben und die augenfälligsten derselben durch gute Abbildungen erläutert, aber lange nicht erschöpft, denn die Neigung zu Abänderungen ist bei dem Hausgeflügel (insbesondere bei Hühnern und Tauben) eine so große, und die hieraus entstehenden Verschiedenheiten in Gestalt und Farbe sind so überaus mannigfaltige, daß es bei manchen Rassen schwer hält, feste Grenzen zu ziehen. Es liegt daher auch nahe, daß im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte noch gar manche neue Rasse herangezüchtet und „in die Mode kommen" wird. Reiche Erfahrung und sorgfältige Beobachtung werden auf diesem Gebiet der Ornithologie noch manche Thatsachen feststellen, noch manche neue Gesichtspunkte zur öffentlichen Kenntnis bringen. Erfreulicherweise sind mehrere, wohlfeile Fachzeitschriften fortwährend bemüht, dem minder bemittelten Teile des Publikums belehrende Artikel über Geflügelzucht zu unterbreiten. Den befähigteren Mitgliedern der Geflügelzuchtvereine ist es aufs wärmste anzuempfehlen, ihre Teilnahme solchen öffentlichen Organen zuzuwenden, für deren Verbreitung mitzuwirken, vorkommenden Falles interessante Erfahrungen den betreffenden Redaktionen mitzuteilen und so zur Hebung des allgemeinen Interesses für Geflügelzucht beizutragen.

Nachdem in den vorhergehenden Abschnitten die verschiedenen Hühnerrassen charakterisiert und beschrieben worden sind, bleibt dem Verfasser nun noch übrig, die allgemeine Naturgeschichte des Huhns, dessen Aufzucht, Fütterung, Pflege und Nutzen zu beschreiben, wobei namentlich die Liebhaber ins Auge gefaßt sind, welche kleinere Hühnerzucht in Städten und Ortschaften betreiben und deren Verhältnisse es nicht gestatten, sich die Vorteile größerer Oekonomien zu nutze zu machen.

Die anatomischen Verhältnisse

sind bei allen Hühnern ziemlich gleich. Der Leser, welcher sich hiefür interessiert, findet vorn bei den Textbildern, Fig. 3 und Fig. 4, einige erläuternde Notizen. — Der Schlund erweitert sich in einen wahren Kropf; der Vormagen ist dickwandig und drüsenreich; der eigentliche Magen ist ein sehr starker Muskelmagen mit glänzender Sehnenschicht zu beiden Seiten. Die Stärke desselben ist bewundernswürdig, denn er zermalmt Glasröhrchen von 8 mm Durchmesser der Länge nach; blecherne Röhrchen drückt er platt, und kann gegen 16 Haselnüsse in Zeit von 24 Stunden zermalmen. Kleine Quarzkörner findet man als Beihilfe zur Verdauung in jedem Hühnermagen. Der Darmkanal übertrifft fünfmal die Länge des ganzen Tieres; die zwei Blinddärme sind 14,5 cm lang und entstehen an der Stelle, wo sich der Grimmdarm mit dem Dickdarm verbindet. Die Hoden des Männchens

sind nach Verhältnis sehr groß, wie Pflaumen; daher auch die Stärke des Begattungstriebs. Mit den Lungen sind 10 größere Luftzellen verbunden, wovon sich 8 in der Brust befinden und mit den Lungen unmittelbar in Verbindung stehen; die zwei größern stehen im Unterleib und sind mit den 8 vorhergehenden in Gemeinschaft. Wenn beim Atemholen die Brust erweitert wird, so dringt durch die Luftröhre die äußere Luft in die Lunge, von da in die 8 obern Luftzellen, die hernach, wenn sie sich erweitern, auch die Luft aus den Zellen des Unterleibs an sich ziehen; wenn dagegen die Lungen und obern Luftzellen beim Ausatmen einsinken, und die Luft, welche sich in ihren Zellen befindet, drücken, so geht ein Teil der Luft durch die Luftröhre ab, ein andrer aber in die beiden Zellen des Unterleibs, die sich dann durch einen Mechanismus erweitern, welcher einem Blasbalg mit zwei Windkasten ähnlich ist; die vierte Zelle an jeder Seite ist, wie bei allen Vögeln, die schwer fliegen, immer die kleinste.

Die allmähliche Ausbildung des Eies

und Entwicklung des Küchleins im Verlaufe der Brutzeit ist ein hochinteressanter Bildungsprozeß der schaffenden Natur, deshalb auch hier ausführlicher behandelt. Das Ei hat seinen Ursprung im Eierstock (siehe Textfigur 4), welcher an der linken Seite des Rückgrats an der Lungenpulsader, unter der Leber und am Anfange der Nieren liegt; im eigentlichen Sinne des Wortes hat jeder Vogel zwei Eierstöcke, allein der an der rechten Seite befindliche bleibt gewöhnlich unentwickelt, oder gleichsam in einem Zustande fortwährender Starrheit. Der fruchtbare, mit darmähnlichen Hautfalten am Rückgrate befestigte Eierstock hat das Aussehen einer Weintraube, nur daß die Eier, welche mit kurzen Stielen untereinander verbunden sind, in ihrer Größe sich mehr unterscheiden, als die Beeren einer Weintraube, denn sie finden sich vor von der Größe eines Hirsekorns bis zu der einer Nuß. Dieser traubenförmige Eierstock besteht demnach aus einer Anzahl (bei jungen Hennen, welche noch nicht gelegt haben) von 400—500 zusammenhängenden Säckchen, von welchen jedes ein Ei erzeugt. Jedes derselben hat zwei Häutchen; das äußere ist sehr gefäßreich und mit einem bloßen Gürtel oder einer narbenartigen Linie umzogen, was bei den in der Entwicklung schon bedeutend vorgeschrittenen Eiern leicht erkennbar ist. Das innere dieser Häutchen ist außerordentlich fein und durchsichtig und nach innen zu mit Körnchen, wahrscheinlich von drüsenartiger Beschaffenheit bedeckt. Innerhalb dieser Säckchen beginnt die Bildung des Eies, welches in seinen ersten Stadien nur aus einer orangegelben, etwas öligen Materie oder dem Dotter besteht, den ein eigenes Häutchen von größter Feinheit umschließt. Beim weitern Zunehmen des Dotters wird auf dessen Oberfläche ein kleiner, undurchsichtiger, wenig erhabener Fleck, die Narbe, bemerkbar, worin sich der reproduktive, aber bis dahin unbelebte Keim befindet, welcher in der Gestalt eines durchsichtigen Bläschens erscheint, und nach dessen Entdecker das Purkinje'sche Bläschen genannt wird. Das so beschaffene Ei reift und gelangt stufenweise zu seiner vollständigen Ausbildung; Befruchtung findet statt; das Eisäckchen, nach und nach durch die Ausdehnung absorbiert, platzt da, wo die Narbe sich um dasselbe zieht; das Ei oder vielmehr der Dotter, nur noch von seinem eigenen, zarten Häutchen umschlossen, löst sich ab, und wird von dem Eileiter, einem darmähnlichen Schlauche, welcher trichterförmig anfängt, sich aber mehr und mehr zu einer Art Fruchtbehälter erweitert, aufgenommen. In dem Eileiter kann man drei Abteilungen bemerken. Die erste ist trichterförmig; die zweite Abteilung ist größer und länger; und die dritte ist kugelig erweitert. In dem Eileiter befinden sich schraubenförmig gewundene Falten voller Drüsen, die das Eiweiß absondern und schraubenförmig um den

Dotter legen. Während dies vorgeht, verschwindet das Purkinje'sche Bläschen, vermutlich durch Platzen, und der darin eingeschlossen gewesene Fruchtkeim findet nun unmittelbar seinen Platz in der erwähnten, am Dotter befindlichen kleinen Narbe, welche aber inzwischen ihr voriges Aussehen verloren, und als ein den Keim umhüllendes Häutchen erscheint. Von hier aus führt ein enger Kanal in eine im Mittelpunkt des Dotters befindliche Zelle, welche mit einer weißlichen und körnigen Substanz angefüllt ist; diese Vorkehrung dient dazu, die Verbindung des Fruchtkeims mit dem, denselben bei der Brütung nährenden Dotter herzustellen. Da wo dieser Kanal ausmündet, befindet sich der Nabelfleck oder die Narbe. Im Eileiter angelangt, wird der Dotter nach und nach in eine klebrige, durchsichtige Flüssigkeit, das Eiweiß, eingehüllt, welches sich von der, den obern Teil des Eileiters umgebenden Schleimhaut absondert und lagenweise um den Dotter legt. Zugleich mit diesem Eiweiß lagern sich, der Länge nach, noch durchsichtige, aus verdicktem Eiweiß bestehende Fäden ab, deren künftiger Zweck es ist, den Dotter im Eiweiß in seiner gehörigen Lage zu erhalten, wenn das Ei gerückt oder umgedreht wird; denn weil der Dotter auf Seite der Narbe leichter ist als auf der entgegengesetzten, dreht sich die Narbenseite immer nach oben, und somit befindet sich der Keim auch immer an der wärmsten Stelle. Diese Fäden erscheinen zuerst in einer dicken, häutigen Form, und verflechten sich nach und nach zu zwei feinen, spiralförmigen Schnüren. Der nun mit zwei oder auch mehreren Lagen von Eiweiß (welche durch feine, nicht sichtbare, dazwischenliegende Häutchen voneinander getrennt sind) bekleidete Dotter rückt immer weiter im Eileiter vor, wobei er eine, wiederum das Eiweiß festhaltende, zähe aber dünne Umhüllung enthält, die aus einem zweifachen, feinen, pergamentartigen Gewebe besteht. Diese beiden Häute legen sich nacheinander um das Eiweiß; am stumpfen Ende des Eies bleiben sie getrennt, so daß sich ein kleiner Zwischenraum, die sogenannte Luftzelle, bildet, die mit sauerstoffhaltiger Luft angefüllt ist. Diese Doppelhaut ist diejenige, welche zunächst unter der Schale liegt und sich bei einem hartgekochten Ei zugleich mit dieser abblättern läßt. Mit Ausnahme der Schale ist jetzt das Ei fertig; es rückt im Eileiter immer weiter vor, und in dessen letztem, kugelig erweitertem Teile wird es mit einer Ablagerung von kalkhaltigen Stoffen (kohlensaurem Kalk) bekleidet, woraus die Schale entsteht. Das nun vollendete Ei tritt aus dem Eileiter in das letzte Behältnis, die erweiterte Kloake, um in das Nest gelegt zu werden, was immer mit dem stumpfen Ende voran geschieht. Die ganze Wanderung durch den Eileiter bis zum Gelegtwerden dauert beim Huhn mindestens 23 Stunden. Die Färbung der Eier soll (nach Prof. W. Wicke, Naumannia VIII. S. 393) nicht im Eileiter, sondern in der Kloake stattfinden, und die Farbstoffe, welche sich auf zwei, Braun und Grün, zurückführen lassen, sollen Gallenfarbstoffe, nämlich Gallenbraun (Kollephyrrhin), und Gallengrün (Biliverdin) sein. Doch wird wohl anzunehmen sein, daß die bedingenden Pigmente nicht vorgebildet sind und von außen zum Eischlauche gelangen, sondern in diesem selbst gebildet werden, und zwar unter Mitwirkung der Uterindrüsenbläschen. (Ausführlicher s. Cabanis Journal 1878, S. 300 ff. von Dr. Kutter.) Mit verdünnter Salzsäure läßt sich der Farbstoff isolieren, und jede Eischale wird dann weiß.

Die Schale ist eine aus äußerst feinen Kalkteilen von vieleckiger Gestalt und vermittelst einer gallert- und eiweißartigen Substanz verbundene, zusammengesetzte, zarte Kruste, welche, so glatt und dicht sie auch erscheinen mag, von außerordentlich feinen Poren durchlöchert ist. Durch diese Löcherchen und durch das feine Gewebe der Schalenhaut kann die Luft ungehindert eindringen. Bestreicht man das Ei mit Fettstoff oder überzieht es mit arabischem Gummi, so erstickt das darin befindliche Junge.

Ein vollkommen ausgebildetes Ei*) besteht demnach aus der Schale mit ihrer Doppelhaut, zwischen welcher, dem stumpfen Ende nah, die Luftzelle liegt: aus dem Eiweiß mit seinen spiralförmigen Fäden, welche der Länge nach über den Dotter gespannt sind; aus dem Dotter mit dem ihn umgebenden feinen Häutchen, dem Fruchtkeim, dem Kanal und der im Mittelpunkt des Dotters befindlichen, mit einer körnigen Materie angefüllten Höhlung.

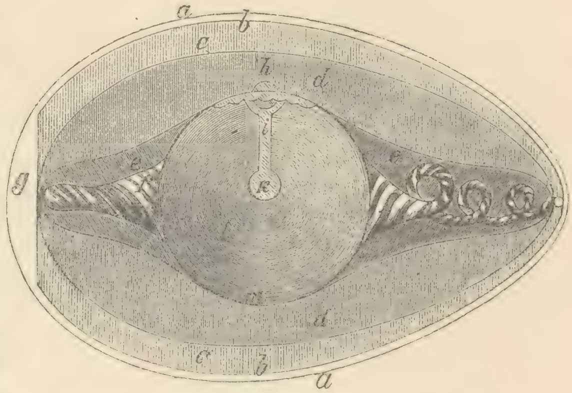


Fig. 28. Querschnitt eines vollkommen ausgebildeten Hühner-Eies.

Der Dotter ist der Nahrungsstoff für das im Ei sich entwickelnde Küchlein; das ist klar und bestimmt. Das Eiweiß hat verschiedene Zwecke. Zunächst dient es dem Dotter zum Schutz, welcher, darin schwimmend, so künstlich befestigt ist, daß der Fruchtkeim, man mag das Ei wenden, wie man will, stets oben bleibt. Dann ist das Eiweiß ein äußerst schlechter Wärmeleiter, und verzögert das schnelle Entweichen der Wärme aus dem Ei. Ferner bedarf das Küchlein zu seiner Entwicklung im Ei des Raumes. Diesen kann ihm der Dotter, auch wenn er die ganze Höhlung der Schale ausfüllte, aus leicht ersichtlichen Gründen nicht gewähren, wogegen das Eiweiß höchst zweckentsprechend, wie wir dies überhaupt bei allen Einrichtungen der Natur zu bewundern gewöhnt sind, die räumliche Zunahme des Küchleins zuläßt und zugleich als eine schützende Umhüllung gegen alle Zufälligkeiten eintritt. Endlich trägt auch der Eiweißstoff auf eine bis jetzt noch nicht ermittelte Weise zur Ernährung oder Bildung gewisser fester (knochiger) Teile des Küchleins bei. Zur Zeit, wo dieses seine Schale sprengt, sind Eiweiß und Eidotter vollkommen verschwunden.



Fig. 29. Vergrößerter Dotter nach 16stündiger Bebrütung. a) Dottermasse, b) Fruchthof mit c) dem zwei zarte Längsstreifen bildenden Embryo-Rudiment, e) Keimhaut.

Sobald das Ei 16 Stunden bebrütet ist, bemerkt man die ersten Bildungen des Embryos in Gestalt zweier zarter Längsstreifen (siehe Abbildg. Fig. 29). Am zweiten Tag sieht man die ersten Anfänge der Wirbelknochen, die wie kleine Kügelchen an beiden Seiten der Mitte des Rückgrats sitzen. Es erscheint auch der Anfang der Flügel und die Nabelgefäße, die sich durch ihre dunkle Farbe auszeichnen; Hals und Brust entwickeln sich; der Kopf wird immer größer: man erblickt die ersten Lineamente der Augen und drei Bläs-

*) Figur 28 stellt den Querschnitt eines Hühner-Eies (in Vergrößerung) dar, und ist dem trefflichen Werke: „Das künstliche Ausbrüten und die Hühnerzucht" von Herm. Baumeyer (Hamb. Verl. v. J. F. Richter) nachgebildet: *a.* die äußere harte Schale; — *b.* die pergamentartige Schalenhaut; — *c.* das äußere Eiweiß; — *d.* das dickere Eiweiß; — *e.* das dickste Eiweiß, an der Dotterkugel hängend; — *f.* die sogen. Hagelschnüre, welche den Keim — in jeder Lage des Eies — immer nach oben winden; — *g.* am stumpfen Ende eine Luftschicht; — *l.* die Dotterkugel; — *m.* die Dotterhaut, sehr fein; — *h.* der Hahnentritt, d. h. der Keim, aus welchem sich das Lebewesen entwickelt; — *i.* der hohle Gang, welcher nach — *k.* der Centralhöhle führt. Durch die Einwirkung der Wärme wird diese Masse lebenskräftig, verwandelt sich in Fleisch, Blut, Knochen und erfährt die überraschende Metamorphose, daß mit 21 Tagen ein lebendes Hühnchen die mürbe Eischale sprengt und Zeugnis ablegt von der wunderbar geregelten Schaffenskraft der Natur!

chen, die wie der Rückgrat mit durchsichtigen Häuten umgeben sind; das Leben der Frucht wird sichtbar und man sieht bereits das Herz schlagen und das Blut umlaufen. Am dritten Tag ist alles deutlicher, weil alles größer geworden ist. Das Merkwürdigste ist das Herz, welches außerhalb der Brust hängt und dreimal nacheinander schlägt; einmal wenn es das Blut, welches in den Adern enthalten ist, in sein Vorkämmerchen aufnimmt, ein andresmal wenn es dasselbe den Blutadern zusendet, und endlich, wenn es dasselbe in die Nabelgefäße treibt. Diese Bewegung dauert noch 24 Stunden fort, wenn der Embryo schon von dem Weißen des Eies abgesondert ist. Man erblickt auch Blut- und Pulsadern auf den Bläschen des Gehirns; die Anlage des Rückenmarks fängt auch an, sich längs der Wirbel zu verbreiten, — kurz man sieht den ganzen Körper der Frucht gleichsam in einen Teil einer ihn umgebenden Feuchtigkeit gewickelt, der mehr Festigkeit als das übrige bekommen hat. Am vierten Tag sind die Augen schon um ein Merkliches

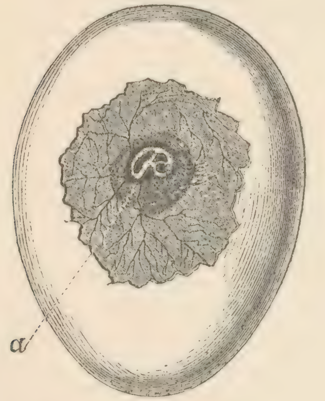


Fig. 30. Embryo am 4. Tag.
(Nach Herm. Baumeyer.)



Fig. 31. Embryo am 9. Tag (Vergrößert).
a) Blutgefäße im Dottersack, b) Blutgefäße in der Glashaut.
(Nach Herm. Baumeyer.)

vorgerückt; man erkennt leicht die Pupille und die krystallene und gläserne Feuchtigkeit. Man sieht überdies im Kopf fünf mit Feuchtigkeit angefüllte Bläschen, welche, wenn sie sich in den folgenden Tagen nach und nach einander nähern und bedeckt werden, das Gehirn, mit allen seinen Häuten umgeben, bilden. Die Flügel wachsen, die Schenkel werden sichtbar und der Leib fängt an Fleisch zu bekommen. Der Fortgang des fünften Tages besteht darin, daß sich der ganze Leib mit einem lockeren Fleisch bedeckt; daß das Herz in einer sehr feinen Haut, die sich über die Brust verbreitet, verschlossen wird, und daß man die Nabelgefäße aus dem Unterleib hervorkommen sieht. Am sechsten Tag fährt das Rückenmark, nachdem es sich in zwei Teile geteilt hat, fort, sich der Länge nach auszubreiten. Die Leber, die zuvor weiß war, hat eine dunkle Farbe bekommen, das Herz schlägt in seinen beiden Kammern, der Leib des Hühnchens ist mit Haut bedeckt, und auf ihr gewahrt man bereits die Bildung der Federn. Am siebenten Tag ist der Schnabel schon zu unterscheiden; das Gehirn, die Flügel, die Schenkel und Füße haben ihre vollkommene Bildung erlangt; die zwei Herzkammern erscheinen wie zwei Blasen, die einander berühren und an ihrem obern Teile vereinigt sind, nebst den Vorkammern. Man bemerkt zwei aufeinander folgende Bewegungen sowohl in den Herz- als Vorkammern. Die Lungen erscheinen am Ende des neunten Tages. Das Auge hat zwei Ringe, Unterkiefer deutlich vorhanden, Blutgefäße im Dottersack. Am zehnten Tag werden die Muskeln der Flügel vollends ausgebildet und die

Federn sprossen weiter hervor. Erst am elften Tag sieht man die Pulsadern, die zuvor von dem Herze entfernt waren, sich an dasselbe anschließen, und so ist dies Organ alsdann vollkommen ausgebildet und in zwei Kammern vereint. Von da an bilden sich Häute um die einzelnen Organe und hindern den Einblick des spähenden Auges. Nur das anatomische Messer kann die weitere innere Ausbildung enthüllen. Die übrige Zeit bis zum Ausschlüpfen entwickeln sich die innern Teile immer mehr; die äußern werden vollkommener, um das Junge in das neue Leben einzuführen. Am zwölften Tage kommen die Federn zum Vorschein; die Hirnschale ist knorplig geworden und das Küchlein macht seine erste freiwillige Bewegung. Am fünfzehnten Tag sind die Organe, Gefäße, Knochen, Federn, dem äußern Ansehen nach bis nahe zum natürlichen Zustand gediehen. Am achtzehnten und neunzehnten Tag hat sich der Lebensmechanismus fast ganz entwickelt, und die ersten Lebenszeichen des piependen Küchleins werden hörbar. Am zwanzigsten Tag sieht das Küchlein aus wie am nächsten Tag, hat aber äußerlich am Nabelende noch ein Dotterklümpchen. Zwei Tage vor dem Ausschlüpfen hat die Dotterblase viele stark gerötete Adern und ist mit Eigelb angefüllt, welches dem Jungen zur Nahrung dient, so lange es im Ei sitzt und dann noch während der ersten 24 Stunden nach dem Ausschlüpfen, indem das noch Unverbrauchte des Dotters durch den Nabel dem Küchlein zugeführt wird *).

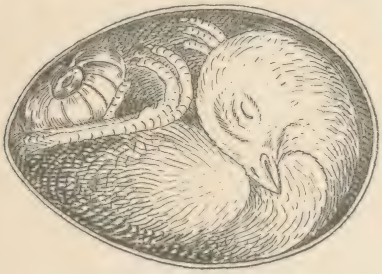


Fig. 32. Embryo am 20. Tage.

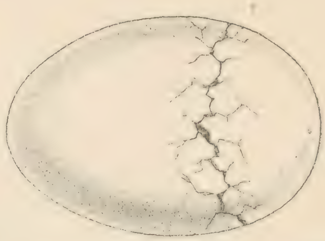


Fig. 33. Gesprengte Eischale kurz vor dem Schlüpfen.

Gegen den einundzwanzigsten Tag hört man häufig das Picken der kleinen Geschöpfe gegen die während der Brütezeit sehr mürb und dünn gewordene Schale, und es zeigt sich zuerst ein kleiner Riß in der Schale, die Schalhaut noch unverletzt lassend; dieser Riß dehnt sich immer mehr und mehr aus, bis der Kreis entweder ganz oder ziemlich vollendet ist. Während der Zeit, wo dieses geschieht, wendet sich das Küchlein um, indem es in regelmäßiger Progression den Umkreis der Schale mit dem Schnabel durchbröckelt. Diese Umdrehung findet von der Linken

*) „Der Adernlauf und die ganze Einrichtung sind unaussprechlich schön, obwohl für das beobachtende Menschenauge solche schon nach 10 Tagen verschlossen werden. Welche wunderbare Zierlichkeit erweist sich in allen Einzelnheiten für eine so schnell vergehende Zeit! Aber die Zeit, für uns wichtig, da wir in ihr leben und sterben, besteht nicht für den Schöpfer, der ewig unveränderlich ist. Seine Allmacht schmückt das Gras, das heute grünt und morgen verwelkt, wie die Eiche, die durch Jahrhunderte dauert. Er hat die Welt zum Schauplatz seiner Weisheit gemacht und ihren Bau und Fortbestand nach unbegreiflichen Gesetzen der Zweckmäßigkeit und Schönheit geordnet. Die Organisation aller, auch der verschiedensten Tiere eignet sich überall vollkommen zu ihren Gestalten, ihrem Treiben und ihrer Lebensweise. Mögen wir uns zu einzelnen Gliedern, dem Auge, dem Ohre, den Füßen und wo immer hinwenden, stets erblicken wir das weise Walten des großen Vaters." So sprach Albrecht Haller, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und berühmt als Anatom, Physiolog, Botaniker, Arzt und Dichter, geb. zu Bern 16. Oktober 1708, gest. 12. Dezember 1777. Die Entwicklung des tierischen Keims im Ei ist eine seiner vielen wissenschaftlichen Arbeiten, von der Obiges größernteils ein Auszug ist.

zur Rechten statt und scheint vermittelst der Beine, denen vielleicht die Dehnungskraft des Küchleins zu Hilfe kommt, bewirkt zu werden. Die Durchbröcklung der Schale geschieht ziemlich in der Mitte, dem stumpfen Ende etwas näher. Auf dem Oberschnäbelchen des Küchleins sitzt vorn an der Spitze ein hartes Korn, womit es wie mit einem Hämmerchen die mürb gewordene Schale durchbröckelt: das Korn verschwindet wenige Tage nach dem Ausschlüpfen, indem es von der Schnabelhaut gleichsam eingesogen wird, aber nicht abfällt, wie man schon behaupten hörte. Wenn alles gut geht, so dauert das Ausschlüpfen 1—4 Stunden, manchmal länger.

Hilfe für die Küchlein.

Wo diese nötig erscheint, muß sie sehr vorsichtig und rechtzeitig gegeben werden. Sie ist dann nötig, wenn das Küchlein am 21. Tage die Schale zwar angepickt hat, aber nicht die Fähigkeit hat, solche vollends durchzubrechen. Der Grund hievon ist das Festkleben des Jungen an der Schalenhaut; es kann sich nicht drehen, deshalb auch die Schale während des Drehens nicht durchbröckeln. Zuweilen ist aber auch die Schale so fest, daß dem Küchlein die Kraft abgeht, solche zu durchstoßen. Hilft man nicht zur rechten Zeit, so kommt es um. Eine Hilfeleistung soll darin bestehen, daß man frisches oder getrocknetes Quendelkraut, Thymus serpyllum L., darauf legt. Der gewürzhafte Geruch soll stärkend wirken. (??) Eine andre, bessere Hilfe besteht darin, daß man das angepickte Schalenbruchteil behutsam ablöst und erweitert, damit Luft eindringen kann. Zeigt sich an der Schalenhaut Blut, so kam die Hilfe zu früh, muß daher sogleich unterbleiben. Ist aber diese Haut schon abgetrocknet, so bröckelt man den Deckel vorsichtig ab, damit der Kopf des Küchleins frei wird, läßt aber den Hinterkörper vorerst noch in der andern Schalenhälfte stecken; um so mehr, wenn man sieht, daß der Dotterrest noch nicht völlig durch den Nabel in den Körper eingedrungen, sondern äußerlich noch sichtbar ist. Es ist gewöhnlich genügend, diese Hilfe geleistet zu haben, weil sich das Junge in der Wärme unter der Mutter vollends ohne weitern Anstand befreien kann. Gleich nach dem Ausschlüpfen sind die Dunen noch feucht, sie trocknen aber ab und breiten sich aus, wodurch das Küchlein ein größeres Aussehen erhält. — Die Küchlein haben in unserm Vaterlande verschiedene Benennungen, wie: Kücken, Piepchen, Pieperl, bei uns Bieberle u. a.

Die Eierschalen im Neste schafft man beiseite, so auch die zuerst ausgeschlüpften Jungen, damit die Glucke nicht beunruhigt wird, mit denselben vom Neste wegläuft und die übrigen ihrem Schicksale überläßt. Es kommt nämlich öfters vor, daß die unterlegten Eier nicht von einer, sondern von verschiedenen Hennen und zu verschiedenen Zeiten gelegt, sich auch nicht zu einer und derselben Zeit entwickeln können, sondern öfters einen ganzen Tag im Ausschlüpfen von einander entfernt sind. Die ersten abgetrockneten Küchlein, welche 24 Stunden unter der Mutter liegen, bekommen Hunger, werden unruhig und veranlassen deshalb die Glucke zuweilen, ihrem Drange nachzugeben und das Nest mit ihnen, wie oben bemerkt, zu verlassen, wodurch der Rest der Brut umkommen würde. Die menschliche Hilfe oder Fürsorge besteht also darin, die zuerst ausgeschlüpften Jungen wegzuschaffen und an einem warmen, sichern Platze aufzubewahren, bis das letzte Junge seine Hülle gesprengt hat, und nun sämtliche der Mutter übergeben werden können, in deren Bauchgefieder sie sicher und warm sitzen. — Der Aufbewahrungsort für die weggenommenen Küchlein ist am besten ein Kistchen mit warmer Einlage, Baumwolle, Pelz oder Wollteppich, worauf man sie setzt, warm bedeckt und an einen sichern Platz stellt; oder man bringt sie auch einfach unter die erwärmte Bettdecke, wo sie vorerst gut aufgehoben sind. Wenn sie hungrig werden, was

etwa 12 Stunden nach dem Ausschlüpfen der Fall ist, so läßt man sie durch vorgestreutes Futter die ersten, noch etwas unbehilflichen Versuche zum Fressen machen, bringt sie aber wieder rasch in die Wärme, da vorerst ein Rest des Eidotters, der am Nabel sitzt, den Küchlein noch Nährstoff zuführt, was meistens noch für volle 24 Stunden ausreicht; dann erst stellt sich stärkerer Hunger ein, der sie ernstlich antreibt, Futter zu suchen und zu nehmen. Bei Nacht setzt man sie wieder unter die Mutter.



Fig. 34. Künstliche Wärmeglucke, aus langhaarigem Wollgewebe gefertigt.

— Kommen die Jungen jedoch zu ziemlich gleicher Zeit, d. h. binnen des Laufs eines Tages aus, so ist eine Einmischung in die Brutgeschäfte nicht nötig, und man überläßt die Sorge am besten der Mutter. — Die Farbe der Dunen ist nach der dereinstigen Farbe verschieden, gelblich, bräunlich oder schwärzlich, mit oder ohne dunklere Rückenstreifen und Fleckchen.

Das erste Futter für die jungen Hühnchen

muß sehr nahrhaft sein, denn sie gehören in diesem Alter zu den insektenfressenden Vögeln und bedürfen daher eines Futters, welches dieser Nahrung möglichst entspricht. Es ist dasselbe, wie es in diesem Werke schon mehrmals, namentlich beim zahmen Bankivahuhn beschrieben wurde; ich will aber diese Methoden hier wiederholen und einige weitere beifügen, damit sich der Züchter nach seinen Verhältnissen eine auswählen kann, weil jede derselben genügend ist, die Küchlein hinreichend zu nähren; dabei muß ich jedoch ausdrücklich bemerken, daß Abwechslung in den Futterstoffen bei diesen Allesfressern sehr zu raten ist und viel zu ihrem Gedeihen beiträgt. Ich fange mit den kostspieligsten Fütterungsmethoden an und höre mit den wohlfeilern auf.

1) Ameiseneier*). 2) Geriebenes oder fein zerschnittenes Fleisch, besonders (Kalbs-, Rinder-, Ochsen- oder Hammels-) Herz und ebensoviel altbackenes Milchbrot. 3) Hartgekochtes Hühnerei und Milchbrot fein gerieben. 4) Käsequark mit geriebenen Eiern und Gerstengries vermengt. 5) Geschälte Hirse mit süßer Milch leicht abgekocht, damit die Körner zwar weich sind, aber nicht platzen. 6) Hirse mit Wasser ebenso abgekocht. 7) Gerstenschrot in süßer Milch leicht abgekocht. 8) Gerstenschrot in Wasser gequellt. 9) Gequellte Buchweizengrütze. 10) Gequellte Hafergrütze oder Hafermehl. Bei den sechs letzten Methoden empfiehlt sich ein Zusatz von zerriebenem Hühnerei. Eierkuchen, wie solcher bei der Aufzucht junger Kupferfasanen angegeben, ist ebenfalls ein sehr ersprießliches Futter für die Dunenjungen. Einfacher und billiger ist folgende Fütterung: Gutes altbackenes Weißbrot oder Semmel in Wasser erweicht, wieder ausgedrückt, mit etwas Milch übergossen, dann mit Gerstengries vermischt und gut zusammengemengt. Dies Futter darf man aber nicht schmierig und dünn anmachen, sondern möglichst dicht, damit sich die Küchlein

*) Sind ihrer Kostspieligkeit halber nicht mehr ernstlich zu raten. Es gab aber früher Zeiten, wo Ameiseneier nicht das teuerste, sondern das wohlfeilste Futter waren, indem man z. B. in Württemberg das Liter mit 12—16 Pfg. bezahlte.

nicht besudeln. Einfachste Fütterung in Italien für junge Hühnchen ist gelbe Hirse (billiger als weiße Hirse), gut nährend und gesund. Ebenso auch Kanariensamen; beide Sämereien nicht gequellt. Dazu aber Grünzeug und frisches Wasser. Diese Fütterung wäre auch bei uns zu empfehlen. — Uebermäßig aufgequelltes, nasses Futter taugt nicht, deshalb beobachte man stets Vorsicht beim Quellen. Wenn die Küchlein 14 Tage alt sind, ist das Quellen des Körnerfutters nicht mehr nötig.

Je besser man füttert, desto freudiger gedeihen die Küchlein. Ein Vesper, aus altbackenem Brot in Milch erweicht, vor- und nachmittags gegeben, wird sehr gerne von ihnen verzehrt und befördert ihr Wachstum ungemein. — Einen Monat bekommen sie obiges Futter ununterbrochen; den zweiten Monat giebt man Gerste oder das sonst gewählte Körnerfutter, und Vespermilch samt Brot; im dritten Monat setzt man sie auf den Hühnerhof, ist aber besorgt, daß sie abends vor Aufsitzen noch eine Portion Gerste in den Kropf bekommen. Dies bewerkstelligt man dadurch, daß man einen Käfig oder Hühnerkorb aufstellt, mit so kleinem Eingang, daß zwar die jungen Hühner, nicht aber die alten, durchschlüpfen können. Grünes kann und soll vom vierten Lebenstage an für alle Zeiten gefüttert werden; dies sind alle Salatarten, zartes Gras, Hühnerdarm, Schafgarbe, Krauskohl, Zwiebelröhrchen, Lauch und alle Arten eßbarer Wald- und kultivierter Beeren. Alles Grünzeug muß mit der Schere kurz zerschnitten werden, damit sie es schlingen können. — Ein flaches Gefäß mit klarem Wasser muß sich immer in ihrer Nähe befinden,

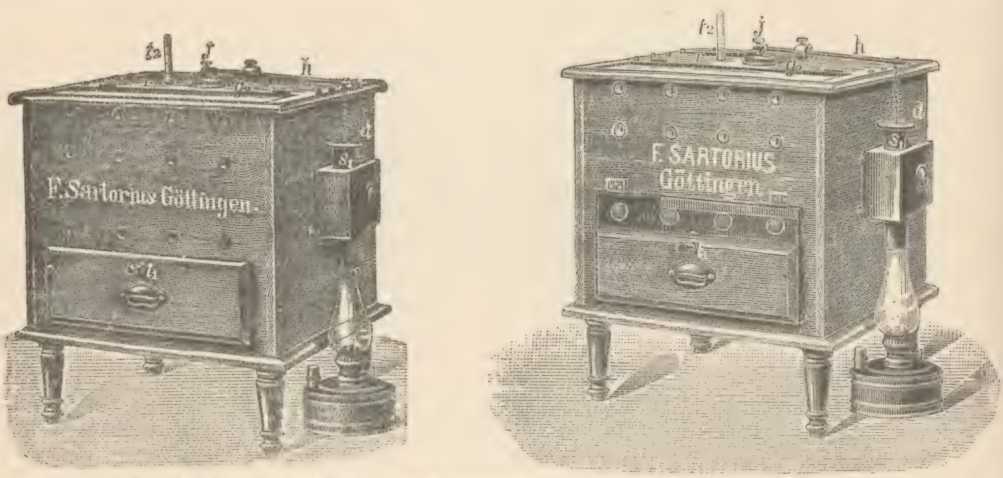


Fig. 35. Brutöfen mit selbstthätiger Wärmeregulierung. (Von F. Sartorius in Göttingen.)

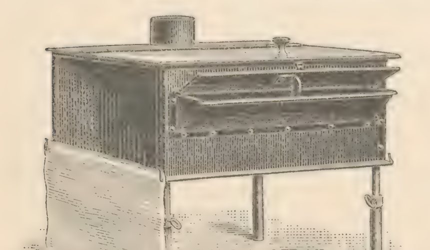


Fig. 36. Grudeofen als künstliche Glucke. (Von F. Sartorius in Göttingen.)

da sie gern und oft trinken; nicht viel weniger nötig ist eine niedere Kiste halb mit trockenem Wassersand gefüllt, damit sie sich darin paddeln und die größeren Quarzstückchen behufs der bessern Verdauung verschlucken können.

Will man mit der Aufzucht aber einen Verdienst erzielen, oder ist man gewillt, größere Bruten zu machen, etwa 25—50 Kücken (oder noch mehr) selbst zu erziehen, so fährt man leichter, wenn man sich Brutmaschinen und künstliche Glucken anschafft, denn die Ueberwachung eines solchen Apparates ist viel

leichter, als die von mehreren Bruthennen und Puten. Nach den vielen warmen Empfehlungen zu schließen, sind die **Brutöfen mit selbstthätiger Regulierung**, die **Grudeöfen als künstliche Glucken** u. s. w., verfertigt von F. **Sartorius** in Göttingen, Fabrikant von Präzisionsinstrumenten, sehr zweckdienlich. Sagt doch der — den Hühnerhaltern durch die Allgem. Deutsche Leipziger Geflügelzeitung — rühmlich bekannte Hühnerolog Ad. **Schönfelder** in Mehle bei Elze (Hannover) als Empfehlung für diese Apparate: „Es wird wohl noch die Zeit kommen, daß jeder größere Hofbesitzer nur künstlich ausbrüten läßt; klagte uns doch kürzlich eine Frau, sie habe 17 Glucken v. J. gesetzt und alle haben das Nest verlassen. Mehle, 26. Januar 1894."

Der Aufenthalt während ihrer Aufzucht

muß ein nicht zu kleiner, trockener, von den andern Hühnern abgesonderter Raum sein, in dem sie hinreichend Bewegung, mäßig Sonne und den nötigen Schutz haben, nämlich ein Schutzhäuschen, oder eine besondere Abteilung im Hühnerhof von

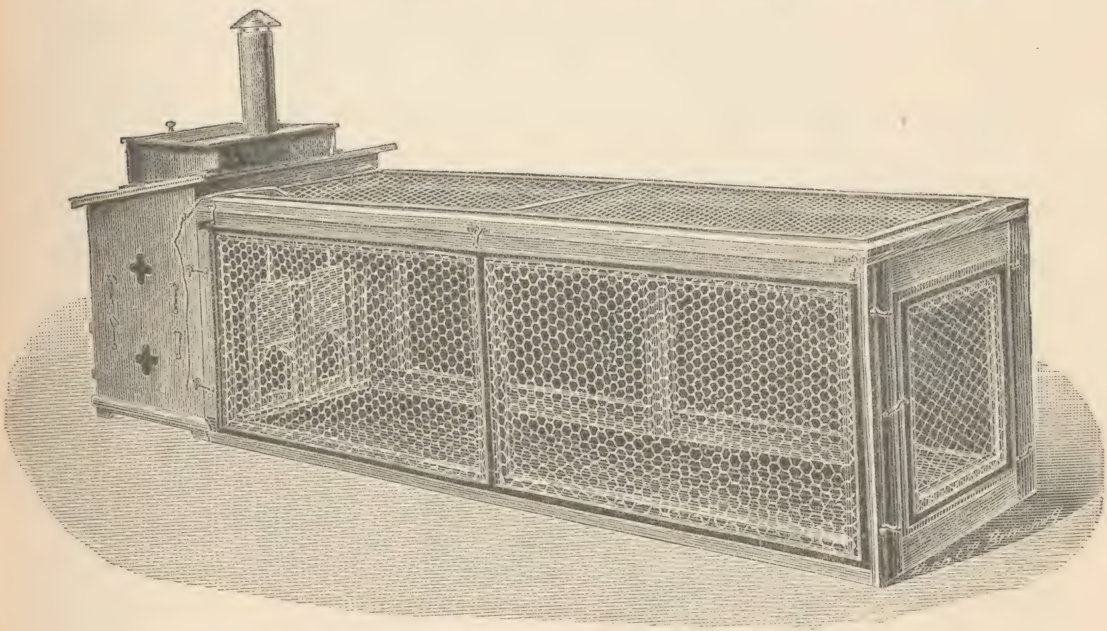


Fig. 37. Aufzuchtkäfig für Junggeflügel. (Von F. Sartorius in Göttingen.)

mindestens Zimmergröße; oder wenn dies nicht zu Gebot steht, eine Kammer des Hauses mit obigen Eigenschaften, in der die Glucke ihre Brut ungestört besorgen und später die Jungen führen kann. Die Mutter kommt wieder in den Hof, wenn sie nicht mehr führt; die Jungen erst, wenn sie $2^1/_2$ Monate alt und schon genügend erstarkt sind. Im Alter von zwei Monaten sind sie von der Glucke emancipiert, sie gehen ihren eigenen Weg und die jungen Hühner fangen an zu krähen. — Bei Rassehühnern ist es gut, wenn man die jungen **Hähne** absondert, zu einem Trupp vereinigt und in Gesellschaft aufwachsen läßt, ebenso auch die **Hühner** abgesondert durchwintert. Dadurch gewöhnen sich die jungen Hühner so aneinander, daß man später keine oder nur wenige Kämpfe zu befürchten hat; auch vergeuden sie bei solcher Aufzucht ihre Kräfte nicht vorzeitig durch geschlechtliche Liebe. Man

erzieht also auf diese Weise friedfertige Zuchthühner. — Die Glucke läßt man mit den Küchlein fressen und giebt kein besonderes Futter; nur anfangs, so lange lauter Eier gefüttert werden, welche zu kostspielig sind, kann sie der Sparsame mit geschnittenem Brot und Gerste nähren; der von der Brut herabgestimmten Henne thut dieser Zusatz sehr gut, und wenn sie einmal wieder gut bei Leibe ist, so konsumiert sie auch nur unbedeutende Portionen. Aber zu schützen sind die Futtertröge durch mehrere starke Drähte, welche man oben in die Länge und Breite befestigt, und dadurch abteilt, so daß die Henne zwar fressen, aber nicht scharren kann. Unterläßt man dieses, so folgt sie ihrem Instinkt, der sie lehrt, nach Insekten zu scharren, und sie zerstreut und verdirbt in diesem Falle das vorgesetzte Futter auf unerträgliche Weise. Was

die Unkosten

anbelangt, so ist das Erziehen junger Hühner für den Städter, der alles hiezu Gehörige im Wege des Handels beziehen muß, nicht so vorteilhaft, als wenn er solche auf dem Geflügelmarkt kauft. Eine 3 Monate alte, gesunde Henne kostet gegenwärtig etwa 2 Mark 50 Pfennig, während ein Stück Geflügel, das man fast 3 Monate mit nahrhaften Stoffen zu füttern hat, auf mindestens 3 Mark zu stehen kommt, wobei man noch obendrein die Aussicht hat, unter 8 Küchlein 4 Hähne großzuziehen, mit welchen nichts zu machen ist, als sie baldmöglichst in die Küche zu liefern, was übrigens schon mit 1½ Monaten Alter geschehen kann. Ein selbsterzogener junger Hahn würde demnach 1 Mark kosten; schätzt man den Fleischwert eines solchen zu 60 Pfennige, so hätte man die übrigen 40 Pfennige Futterkosten auf die Hennen einzuteilen. Nur bei Rassehühnern, welche keine Marktware sind, die man also notgedrungen selbst erziehen muß, oder aus Liebhaberei selbst erziehen will, wird man nicht so genau rechnen dürfen.

Junge Landhennen, besonders Italienerhennen, kauft man auf dem Lande am zweckmäßigsten gegen Ende des Monats Mai, im Alter von 2½ oder noch besser von 3 Monaten, wenn sie gut halbwüchsig sind. Man erkennt sie an dem äußerst schwachen Ansatz von Kamm und Glocken, indem ersterer bei den jungen Hähnen von gleichem Alter schon sehr stark entwickelt ist. Auch sind die Hähnchen, als bloße Küchenware, bedeutend wohlfeiler. Beim Einkauf der jungen Hennen sieht man auf gute Körperverhältnisse und gesunde Füße, starke Läufe, lebhaftes Auge und reiche Befiederung, namentlich am Hinterkörper. In diesem jugendlichen Alter sind die Füße noch ziemlich weichhäutig, die Augen graulich; im höhern Alter werden die Schuppen der Füße hornartig.

Bei den Dunenjungen findet

die Entwicklung des Gefieders

folgendermaßen statt: Mit 8 Tagen sind die Schwingfederchen schon ganz, das Schwänzchen nur kurz gewachsen; mit 14 Tagen Alter ist das Schwänzchen etwa 2,5 cm lang, die Flügel bedecken die ganze Seite des Körpers vollständig; mit 3 Wochen zeigen sich Schulter- und Rückenfedern, Brustseiten- und Schenkelfedern; mit 4 Wochen ist der Oberkörper mit Federn bedeckt, die Brust in der Mitte noch etwas frei; im Schwanze brechen von der Mitte aus neue und stärkere Federn hervor; zu gleicher Zeit fängt eine Ergänzungsmauser mit der elften Feder im Flügel an, da die kleinen Flügelfedern für die bald zunehmenden Proportionen des Körpers nicht ausreichen. Trotz diesem steten Federwechsel haben sie im Herbst nochmals eine Mauser durchzumachen. Man unterscheidet also: das erste Kinderkleid, die Ergänzungsmauser und endlich die Hauptmauser.

Der allgemeine Federwechsel der im Frühjahr ausgebrüteten Hühner beginnt im Juli und dauert etwa 6 Wochen; zugleich mit dem Schluß der Mauser hat auch die Entwicklung von Kamm und Glocken stattgefunden, welche dann die Fortpflanzungsfähigkeit beurkunden, was bei den Landhühnern gewöhnlich in einem Alter von etwa 6 Monaten der Fall ist. Recht gute Hühner fangen noch im Spätjahr an zu legen; die meisten jedoch bei gelindem Winter gegen die Mitte des Januar. Strenge Kälte oder nachlässige Fütterung verzögern das frühe Legen bedeutend. Die ersten Eier sind kleiner als die spätern, und werden nicht zum Brüten genommen.

Im ganzen sind bei der Aufzucht junger Land- und Italienerhühner folgende Hauptregeln zu beachten: Wärme ist die Grundlage ihres Gedeihens, deshalb dürfen der Glucke nicht zu viel Eier unterlegt werden, damit sie die schnell wachsenden Jungen jederzeit gut zu erwärmen im stande ist; man überschreite dabei die Zahl neun nicht. Nahrhaftes Futter bedingt die Erhaltung des Lebens und gedeihliches Wachstum; verbindet man damit ein sicheres, trockenes und heiteres Lokal, so wird man nie Verluste zu bedauern haben, indem die Aufzucht alsdann ohne Schwierigkeit von statten geht.

Wir haben nun das junge Huhn von seinem ersten Keime bis zu seiner Volljährigkeit begleitet, und wenden uns jetzt den

Bruthennen

zu. Der Trieb zum Brüten zeigt sich bei den verschiedenen Hühnern auch zu verschiedenen Zeiten des Jahres, vom März an jeden Monat bis zum Oktober; bei manchen Hühnern sogar mehreremale im Jahre, wenn sie keine Gelegenheit bekommen, diesen Trieb zu befriedigen. Die Brütelustige fängt an zu glucksen, geht mit gemessenen Schritten und aufgesträubtem Gefieder umher und setzt sich auf die Eier im Nest. Die beste Brütezeit sind die Monate März und April bis zum Anfange des Mai; später aber sollte man nicht mehr brüten lassen, weil sonst die Mauser und die Entwicklung der Jungen in die rauhe Jahreszeit fallen, was nicht gut ist. Beharrt die Henne mehrere Tage in ihrer Brütelust, so giebt man ihr 9 Eier in einen Korb, bringt sie an einen ruhigen, sichern und trockenen Platz, wo sie nachher auch die Küchlein führen kann, und stellt Wasser und Gerste in ihre Nähe. Es ist dabei nicht nötig, sie zum Futter von den Eiern abzuheben, wenn sie auch mehrere Tage nicht fressen sollte; sie kann es leicht so lange aushalten und geht, wenn der Hunger zu stark wird, ohne Nötigung ans Futter. — Man nimmt zum Ausbrüten wohlgeformte Eier, weder die zu großen, noch die zu kleinen; sie müssen durch einen Hahn befruchtet sein, wobei zu bemerken, daß eine Henne nach der letzten Befruchtung noch 7 Tage lang befruchtete Eier legt; sie sollen nicht über 20 Tage alt sein; auch müssen sie, gegen die Sonne gehalten, durchsichtig sein und dürfen auf dem Wasser nicht schwimmen. Zur Prüfung (zum „Schieren") der Eier bedient man sich neuerdings eigener Apparate, sogenannter „Eierprüfer" (Fig. 38), durch welche die Eier besser erhellt werden, als es durch einfaches Tages- oder Lampenlicht möglich ist. Solche Eierprüfer sind in guter Qualität von F. Sartorius, Präzisionsmechaniker in Göttingen, zu beziehen; derselbe äußert sich über deren Gebrauch wie folgt: „Der abgebildete Eierprüfer enthält eine Sammellinse, die das Licht einer Petroleumlampe bedeutend verstärkt, seitlich durch das zu prüfende Ei sendet, so daß dieses besser durchleuchtet wird, als durch einfaches Licht. Durch Auf- und Niederstellung des Tischchens, auf welches das Ei gelegt wird, ist es möglich, das kleinste und das größte Ei regelrecht zu durchleuchten. Um zu wissen, ob sich die Eier zum Brüten eignen und nicht zu alt sind, hat man dieselben vermittelst des Eierprüfers zu prüfen. Ein frisches Ei darf keinen Schatten in sich zeigen und muß an seinem stumpfen Ende eine kaum sichtbare

Luftblase sehen lassen. Nach der Größe dieser Luftblase läßt sich annähernd das Alter des Eies bestimmen. — Durch wiederholte Eierprüfung eignet man sich die zur Beurteilung nötige Kenntnis leicht an. — Es ist ferner zu empfehlen, nur solche Eier auszuwählen, bei denen die Luftschicht sich am stumpfen Ende des Eies befindet und durch eine zur Längsaxe des Eies senkrecht stehende Haut von dem

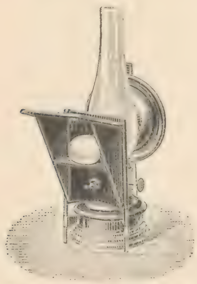


Fig. 38. Eierprüfer.

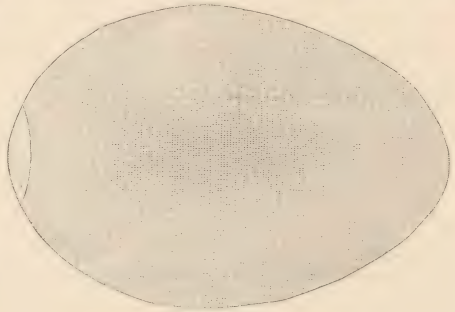


Fig. 39.

übrigen Ei-Inhalt getrennt ist. Kein Brutei darf einer unter dem Gefrierpunkte liegenden Temperatur ausgesetzt werden, da es sonst aufhört, für Brutzwecke brauchbar zu sein. — Je frischer das Ei, desto kleiner die Luftblase.

„Wer von der künstlichen Brut mit Vorteil Gebrauch machen will, wird gut thun, sich mit den Erscheinungen bekannt zu machen, welche ein, einen entwicklungsfähigen Keim enthaltendes Ei während des Ausbrütens darbietet. Die Abbildungen 39, 40, 41 dienen dazu, zu zeigen, worauf es hierbei hauptsächlich ankommt. Fig. 39 stellt das Bild dar, welches ein frisches Ei bei der Untersuchung mittels des Eierprüfers darbietet. Hierbei ist zu bemerken, daß die Luftschicht der Bruteier bedeutend größer sein kann, als auf der vorstehenden Figur, da bei einem achttägigen Ei der flüssige Inhalt desselben schon etwas eingetrocknet ist.

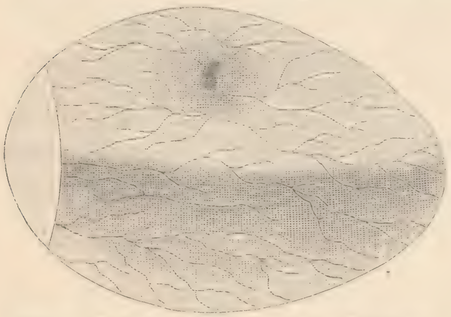


Fig. 40. Befruchtetes Ei nach 5tägiger Bebrütung.

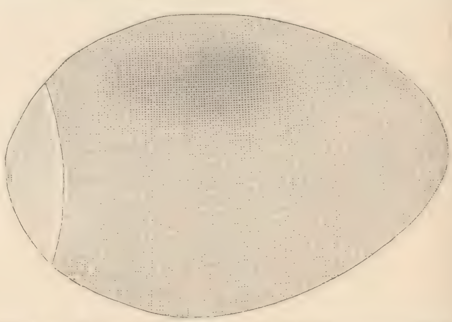


Fig. 41. Ei mit falschem Keim, zur Bebrütung untauglich.

„Fig. 40 stellt das Bild dar, welches ein befruchtetes, einen entwicklungsfähigen Keim enthaltendes Hühnerei nach 5tägiger Bebrütung bei der Untersuchung mittels des Eierprüfers darbietet. Der lange Schatten ist ein wesentliches Erkennungszeichen. Der dunkle Punkt oberhalb desselben, welcher sich bisweilen im Ei hin und her bewegt und dadurch mehr oder weniger hervortritt, wird sich ebenfalls in den meisten Fällen zeigen. Was die Blutadern anbetrifft, so sind diese bei einigen Eiern nach fünftägiger Bebrütung schon recht kräftig, während sie bei vielen Eiern weniger ausgebildet sind.

„Nach dem 5. oder 6. Tage der Bebrütung hat man die bebrüteten Eier darauf zu untersuchen, ob dieselben einen entwicklungsfähigen Keim enthalten oder

nicht. Alle Eier, welche keinen entwicklungsfähigen Keim enthalten, sind von der weiteren Bebrütung auszuschließen.

„Zeigt daher ein Ei nach 5- oder 6tägiger Bebrütung dasselbe Bild, wie bei Fig. 39, so ist das Ei sicher unbefruchtet; es ist von der weiteren Bebrütung auszuschließen und kann noch sehr gut für Haushaltungszwecke verwendet werden.

„Fig. 41 stellt das Bild dar, welches ein, einen sogenannten falschen Keim enthaltendes Brutei nach fünftägiger Bebrütung bei der Untersuchung mittels des Eierprüfers zeigt. Ein solches Ei ist zur ferneren Brut untauglich, es ist auch, weil sein Inhalt getrübt ist, für die Küche nicht verwendbar, dagegen kann es, nachdem es hart gekocht und sein Inhalt klein gehackt ist, als Hühnerfutter verbraucht werden."

Eier, welche vor 4 bis 14 Tagen gelegt wurden, sind für gemeinsame Bebrütung die geeignetsten; mit 22 Tagen beginnt der Nachlaß der Keimkraft, welche mit 4 Wochen erloschen sein soll. — Um kräftige Nachzucht zu erzielen, wähle man Eier von zweijährigen Hühnern und gleichalterigem Hahn. Beim Brutgeschäft ist eine Truthenne von großer Nützlichkeit; sie ist eine richtige lebende Brutmaschine. Einer Trute kann man 20 Hühnereier unterlegen, doch sind sie für Zwerghühnchen entschieden zu plump und zertreten nicht selten ein Junges. — Die allgemeine Annahme, daß die mehr rundlichen Eier Hennen, die etwas längern und größern Eier Hähne enthielten, habe ich nicht bestätigt gefunden, obwohl ich mehrmals Proben anstellte und so geformte Eier von den Gelegen einer Henne ausbrüten ließ. Einmal hatte ich sogar das Mißgeschick, unter 14 Jungen einer Brut nur 3 Hennen zu bekommen. — Das aber scheint etwas für sich zu haben, daß man die Eier einer und derselben Henne nach der Größe sortiert, indem nach der Annahme vieler Züchter die größern Eier männliche, die kleinern weibliche Keime enthalten sollen.

Die Eier werden mit Bleistift bezeichnet, damit man ein etwa neu zugelegtes als solches erkennen und beseitigen kann; auch ist es gut, das Datum des Brutanfangs aufzuschreiben; nötig ist solches, wenn man mehrere Hennen brüten läßt. Das Nest ist am einfachsten ein Weidenkorb von 30 bis 35 cm Durchmesser und 12 cm Tiefe, mit frischem Heu oder Stroh ausgefüttert. Den Korb stellt man an einen dunkeln und recht ruhigen Platz, womöglich in einer Entfernung von 25 cm mit einem Schirm versehen. — Hat man die Wahl unter mehreren Bruthennen, so wählt man eine schon erprobte Henne, welche nicht scheu und stürmisch ist. — Wenn eine Henne fest brütet, und man will sie vom allgemeinen Stall in eine Kammer versetzen, ereignet es sich zuweilen, daß das Tier vor seiner neuen Umgebung scheut, die Eier verläßt und unruhig umherirrt. Dies ist unangenehm und muß vermieden werden. Man stülpt deshalb auf den Brutkorb einen andern Korb, wie einen Hut auf, sodaß die Henne weder heraus kann noch etwas sieht, und trägt sie dann vorsichtig an den für sie bestimmten Platz, wo man sie ohne Erschütterung leise niedersetzt. Nach einigen Stunden kann man den Korb behutsam wieder abnehmen und sie wird dann ruhig sitzen bleiben. — Indessen ist das Aufstülpen eines Korbes auch da zu empfehlen, wo keine Gelegenheit geboten ist, die Bruthennen abzusondern, sondern diese in dem allgemeinen Hühnerstall gelassen werden müssen; sie haben dann von dem übrigen Geflügel keine Störungen zu erleiden. Nur wenn ihre Fütterung stattfindet, nimmt man den Aufsatzkorb weg. — Nach 10 Tagen kann man die Eier wieder gegen das Licht halten; die dunkeln sind gut, die hellen schlecht; diese wirft man in den Hühnerhof und zertritt sie, wo sie dann aufgefressen werden.

Nicht alle Hennen sind tauglich zum Brüten; ich hatte unter anderen eine, welche mehrere der ausgeschlüpften Küchlein sogleich tötete und auffraß. Glücklicherweise konnte ich noch den Rest einer andern gleichzeitig brütenden Glucke zuteilen. Andre üble Gewohnheiten, z. B. das allzu lange Wegbleiben von den Eiern, wodurch die Keimkraft derselben gefährdet wird, kommen vor; man darf

übrigens nicht zu ängstlich dabei sein, denn das Erkalten von einigen Stunden, ja selbst von einigen Tagen (siehe auch Fußnote) tötet die Keimkraft nicht, und man muß sie deshalb nicht gleich verloren geben*). Manche brüten gut, haben aber keine Neigung zum Führen der Küchlein und verlassen sie schon nach 10 Tagen, um wieder zu legen, wodurch man in große Not kommt und die mühsame Erziehung selbst übernehmen muß, wenn keine andre Pflegmutter vorhanden ist. In einem solchen Falle muß man die Küchlein so warm als möglich halten, sie nach dem Fressen nicht lange allein laufen lassen, sondern bald möglichst wieder in einen Korb setzen und warm zudecken, bis sie erstarkt sind und solcher Pflege nimmer bedürfen.

Wenn die Jungen ausgeschlüpft und abgetrocknet sind, nimmt man den Korb, worin sie ausgebrütet wurden, weg, und legt dafür ein Tuch auf den platten Boden, denn die Jungen hätten ja doch nicht die Kraft, wieder in den Korb zu hüpfen, wenn sie denselben verlassen haben und von der Mutter dahin gelockt werden. Von nun an treiben sie ihr Wesen auf ebenem Boden und bedürfen keines Nestes mehr, da die Glucke ihre neun Jungen überall bedecken und erwärmen kann. Bewundernswert ist der Mut der Henne während des Führens ihrer Küchlein; das sonst so furchtsame Tier fällt Katzen, kleine Hunde und Kinder wie wütend an, und fliegt selbst erwachsenen Personen nach dem Gesicht, um sie zu vertreiben und ihre Jungen zu schützen. Ja man erzählt, daß sie ihrem Todfeind, dem Hühnerhabicht, mutig standhielt, und diesen blutdürstigen Würger durch Zetergeschrei und todesverachtenden Ansprung verblüffte und zum Weichen brachte, während der sonst so mutige Hahn mit den übrigen Hühnern unter jämmerlichem Angstgeschrei in die nächsten besten Verstecke flüchtete. — Unter fortwährendem Glucksen ist sie unablässig bemüht, etwas Genießbares zu entdecken, mit Enthaltsamkeit verzichtet sie auf jeden guten Bissen, nimmt das Gefundene in den Schnabel und läßt es alsdann den herbeigelockten Kleinen auf die Erde fallen.

Sollte zu geeigneter Zeit sich keine Bruthenne zeigen, so giebt es mancherlei Mittel, um die Hühner zum Brüten zu reizen: 1) indem man reichlich Hanfsamen füttert; 2) giebt man in Wein oder Most getauchtes Brot, ehe man sie auf die Eier setzt; und 3) rupft man einen kahlen Fleck unten am Ende des Brustkorbes gegen den Bauch und peitscht diesen mit Nesseln, daß sie sich nach der Kühle der Eier sehnen.

Zeigen sich im umgekehrten Falle in den warmen Monaten zu viele brütelustige Glucken, welchen man die Brütelust vertreiben will, weil dies einen Ausfall im Eierlegen giebt, da manche Henne so hartnäckig wird, daß sie 1 1/2 Monate nicht mehr legt, so taucht man sie mit dem ganzen Hinterkörper tüchtig in ein Gefäß mit kaltem Wasser, damit das Gefieder durchnäßt wird und läßt sie laufen. Hilft dies nicht, nachdem es mehreremale angewendet wurde, dann sperrt man das Tier in ein Souterrain, oder in eine Waschküche, oder in einen Keller, 2 bis 3 Tage nur mit Wasser versehen, welches ihm die Bruthitze benimmt. Ein dreitägiger Aufenthalt im Keller schadet der Henne nicht das mindeste, wenn sie gleich nur Wasser ohne

*) Dauer der Keimkraft. Prof. Dareste hat der Pariser Akademie der Wissenschaften folgende Versuche und Erfahrungen mitgeteilt: Bei drei Tage lang bebrüteten Eiern, bis 16° R. abgekühlt, zeigte der Inhalt am 1. Tage folgende Veränderungen: die Blutströmung war langsamer und der Herzschlag 10 mal in der Minute; am 2. Tage hatte die Blutströmung aufgehört, und das Herz schlug 6 mal in der Minute; im warmen Wasser trat die Blutströmung wieder ein; am 3. und 4. Tag ebenso. Am 5., 6. und 7. Tage schlug das Herz noch 3 mal in der Minute. Am 8. Tage völliger Stillstand, das Herz schlug aber wieder bei Erwärmung durch Wasser. Am 9. Tag war der Tod eingetreten. Unser Versuch zeigt, daß bei warmem Wetter der Keim eines angebrüteten Eies etwa 7 Tage ohne Bebrütung leben kann, ehe er abgestorben ist. Freilich wächst der Keim während dieser Zeit nicht weiter fort, und bleibt um soviel in der Entwicklung zurück.

Futter bekommt, denn sie kann eine Woche ohne alle Nahrungsmittel sein, wie ich selbst an einem Huhn erfahren habe. Dieses wurde eine Woche lang vermißt und endlich am siebenten Tag, zwischen Balken eingeklemmt, wo es weder vor- noch rückwärts konnte, aufgefunden. Es war aber noch munter, sprang zuerst nach Wasser, dann erst nach Futter und begann nach 4 Wochen wieder zu legen. — Nach einem grausamen Experiment des berühmten italienischen Naturforschers Dr. Redi 1795 kann ein Huhn 9 Tage ohne Wasser mit Futter, — mit Wasser ohne Futter 20 Tage und darüber sein Leben fristen.

Die Mauser der alten Hühner

beginnt im Juli, bei andern erst im August und September, und zieht sich bei manchen bis in den Oktober, selbst bis weit in den November hinein, wobei bisweilen ältere Hühner ganz kahl werden und die Schwanzfedern beinahe alle verlieren. Es ist auch nicht sehr selten, daß sich das Gefieder nach der Mauser etwas verändert, besonders nimmt mit dem Alter die weiße Farbe überhand; die graue Farbe (bei Gesperberten) wird heller; bei weißen Hühnern zeigen sich zuweilen einzelne schwarze oder braune Federn. Am gleichartigsten kommen die gelben und braunen Hühner aus der Mauser. — Gut legende Hühner fahren manchmal auch noch während der Mauser mit Legen fort. Es begreift sich leicht, daß man während dieser wichtigen Periode den Hühnern mit möglichst nahrhaftem Futter zuspricht, um die Tiere gesund und legekräftig zu erhalten.

Der Nutzen der Hühner

besteht — außer dem wohlschmeckenden und gesunden Fleisch — hauptsächlich in der Produktion ihrer Eier. Diese stehen als wohlschmeckender, nährender Stoff unübertroffen da, gehören zu unsern wichtigsten Nahrungsmitteln und sind für unsre Küchen eine unentbehrliche Ware. Die Kochkunst ist unerschöpflich in der Verwendung und Zubereitung derselben, vom einfachen, weichgesottenen Ei an bis zu den kompliziertesten Eierspeisen. — Wie viel Eier von einem Huhn zu erhalten sind, wurde schon mehrmals erwähnt, es sind deren bei einem schlechtlegenden 60, bei einer guten Henne bis zu 150 Stück im Jahr. — Bei den Hühnern ist das Legen nicht wie bei den Tauben an bestimmte Zeiten gebunden; sie legen zu verschiedenen Stunden des Tages, von der Frühe bis nachmittags 5 Uhr; selten noch später. Nach durchschnittlicher Berechnung braucht ein gutes Huhn vom Absetzen des letzten Eies bis zum Wiederlegen eine Zeit von 34 bis 38 Stunden. Diese Angabe ist aber, wohlgemerkt, nur eine Schätzung, deren Feststellung noch genauer Nachweise durch Halten einzelner Hühner, die man beim Legen genau kontrolliert, bedarf. — Die mittleren Maße betragen 58 und 45 mm. — Gute Hühner fangen, wenn es nicht streng kalt ist und der Stall gegen Kälte genügenden Schutz bietet, bald nach dem kürzesten Tag (21. Dez.) zu legen an, wobei aber gewöhnlich von einem Ei bis zum nächsten Ei ziemlich große Pausen stattfinden, bis allmählich mit dem Zunehmen des Tages und der Wärme das Legen häufiger wird. April und Mai sind die besten Legemonate; dann nimmt das Legen wieder ab, wie der Tag abnimmt, und versiegt endlich in den Monaten Oktober, November, Dezember teilweise oder auch ganz.

Die Gewichtsverhältnisse der Eier

bei dem verschiedenen Hausgeflügel werden nicht ohne Interesse für den Leser sein.

30 Kreuztaubeneier = 500 gr,
26 Feldtaubeneier = 500 gr,
18 Zwerghühnereier = 500 gr,
11 Landhühnereier = 500 gr (9—10 große, 11—13 kleinere),

9 Cochinchinahühnereier = 500 gr,
8 Enteneier = 500 gr (etwas schwach),
3 Gänseier = 500 gr (stark),
1 Straußenei (das größte uns bekannte Ei) = 1500 gr (3 Pfund und darüber).

Um die Hühnereier weich und hart zu sieden, bedarf es verschiedener Zeit, wobei Verfasser bemerkt, daß das Wasser beim Einlegen des Eies nach der folgenden Berechnung stets strudelnd sein muß. — 2 ½ Minuten in siedendem Wasser giebt ein weiches Ei, nämlich das Weiße beinahe fest gesotten, der Dotter noch unberührt. — 3 ½ Minuten giebt ein weiches Ei, das Weiße ist festgesotten, der Dotter noch unberührt. — 5 ½ Minuten gesotten ist das Ei wachsweich, das Weiße ist festgesotten, der Dotter äußerlich fest, mitten noch weich. — 7 Minuten im strudelnden Wasser giebt ein hartgesottenes Ei. — Bei hartgesottenen Taubeneiern bleibt das Weiße durchsichtig. — Gleich nach dem Sieden werden die gesottenen Eier in kaltes Wasser geworfen, damit die Hitze nicht mehr nachwirkt. Auch lassen sie sich dann leichter schälen. — Ein rohes Ei wiegt ½ gr mehr als ein gekochtes; das Eiweiß 58 %, das Eigelb 32 %, die Schale 10 % vom Gewicht des Eies. (Schweizer Blätter 1886, Nr. 40.)

Ueber die Verdaulichkeit der Eier belehrt uns Dr. Beaumont wie folgt: Hart gekocht werden sie (im normalen Magen) verdaut in 3 Stunden 30 Minuten; — gebacken (sogenannte Ochsenaugen) in 2 St. 15 Min.; — roh, aber nicht gerührt in 2 St.; — roh, und mit einer Prise Salz gut gerührt 1 St. 20 Min., normale Verdauungskraft vorausgesetzt. (Schweizer Blätter 1886, Nr. 5.)

Nach einer Analyse Prof. Pagés sind

die Nährstoffe der Eier auf 100 Teile:

Wasser	65
Fett	10
Stickstoff	23
Salze	2
	100 Teile.

Die Nährstoffe der Milch auf 100 Teile:

Wasser	86
Fett	4
Stickstoff	4
Milchzucker	4
Salze	2
	100 Teile.

Das Ei ist demnach viel nahrhafter als die Milch. (Siehe Schwalbe — Wiener Mitteilungen — 1886, Nr. 1, S. 9, von Dr. Hector George.)

Aufbewahrung der Eier.

Da die Eier in der häuslichen Oekonomie eine so mannigfaltige Verwendung finden, so sucht man sie auch so lange als möglich zu erhalten, um sie immer frisch und gut vorrätig zu haben. Die Hühnereier haben nämlich die schätzenswerte Eigenschaft, daß sie sich viele Monate lang als Nahrungsmittel (doch nicht zum Ausbrüten) aufbewahren lassen. Enteneier bleiben nicht so lange brauchbar. Die ersten Bedingungen sind zunächst die, daß die Eier nicht angebrütet, also frisch gelegt, und nicht durch nachlässigen Transport auf Wägen oder Eisenbahnen zusammen-

gerüttelt seien. Die Eier, welche schlottern, wenn man sie schüttelt, oder eine zersprungene Schale haben, sind unbedingt auszuschließen. Auch müssen sie die Wasserprobe aushalten, d. h. die frischen Eier müssen im Wasser niedersinken, während angebrütete oder faule Eier sich vom Grund erheben. — Vor allem muß der Zutritt der äußern Luft zu den Eiern so viel wie möglich verhindert werden, und das geschieht am besten durch Eintauchen in zerlassenes Unschlitt, in Leinöl, in Wasserglas, in Collodium, durch Einlegen in Sägmehl, Häcksel, Spreu, Kleie, Asche, Sand, durch Uebergießen mit ziemlich dünnem Kalkbrei. Trockenes Sägmehl, Kleie, Spreu, Holzasche und Kalkbrei sind billige und praktische Materialien; die Kleie kann nach dem Gebrauch wieder benützt werden. Den Vorzug vor allen andern Materialien verdienen aber unbedingt frische Spreuer (Spreu) von der gewöhnlichen Frucht oder auch Hirsenspreu. Die Spreu ist ein sehr schlechter Wärmeleiter, reinlich, leicht zu beschaffen und erhält die Eier ein vollständiges Jahr brauchbar und frisch, wenn nur der Platz trocken und kühl ist, damit die Spreu nicht übelriechend wird, welcher Geruch sich den darin befindlichen Eiern mitteilen würde. Ein Ei wurde von uns bei dem Leeren einer Kiste in der Spreu vergessen und blieb so vom 3. Februar 1872 bis 18. Mai 1873 liegen (ich bemerke hier, daß jedes Ei aus dem Stall genommen sofort durch Bleistift mit dem Datum bezeichnet wurde); es war stark eingetrocknet, die Luftblase hatte sich bis zu $^1/_3$ des ganzen Inhalts vergrößert, das Weiße hatte sich verringert, das Gelbe verdickt, aber das Ei war noch vollkommen frisch erhalten, ganz geruchlos und konnte ohne allen Anstoß in der Küche verwendet werden. Es hatte 1 Jahr 3 Monate und 15 Tage in seinem Versteck gelegen. — Allgemein werden die Eier jetzt mit Wasserglas übergossen. Nachdem die Eier in das betreffende Gefäß eingelegt sind, nimmt man 6 Liter erwärmtes Wasser, gießt $^1/_2$ Liter Wasserglas darunter und mischt es gut zusammen. Diese Mischung gießt man über die eingelegten Eier, sodaß sie 2 bis 3 Finger hoch davon bedeckt sind und stellt das Gefäß an kühlem Platz bis zum Gebrauche auf. 1 Liter Wasserglas, für 12 Liter erwärmten Wassers hinreichend, kostet 25 Pfennige. Durch die fortwährende Feuchtigkeit des Wasserglases trocknen die Eier nicht so ein, wie bei Kalkeinmachung. Das Einmachen und Ausnehmen ist bedeutend angenehmer, bequemer und reinlicher, als bei Kalk. Zu Gefäßen eignen sich Gölten, Standen, Tonnen, Kisten; weniger irdene Töpfe oder Blechgeschirre, in welchen die Eier längs des Randes leicht verderben und nur die in der Mitte liegenden sich konservieren sollen. Die Einlage der Eier kommt auf eine 5 cm hohe Schicht des gewählten Materials; sie werden mit dem spitzen Teil nach unten gestellt oder in das Material gedrückt, damit das Bläschen obenauf bleibe, welches immer beim stumpfen Teile sich befindet; ist die erste Schicht mit Eiern bedeckt, die sich aber nicht berühren sollen, so überlegt man die Eier mit dem Material, bis wieder eine 2,5 cm hohe Schicht aufliegt; dann kommt die zweite Reihe Eier, und so fährt man fort, bis das Gefäß so weit gefüllt ist, daß die letzte Schicht des konservierenden Materials oben abschließt, dann wird ein Bretterdeckel leicht aufgenagelt, oder noch besser aufgeschraubt. Die Aufbewahrung geschieht an einem kühlen, trockenen Platz, in einem Magazin oder in gutem trockenem Keller, denn feuchte und modrige Keller passen nicht zu solchem Zweck. — Eintauchen mit einem Schaumlöffel in siedendes Wasser, sodaß das Eiweiß gerinnt und sich fest an die Schale setzt, soll das Ei ebenfalls konservieren. Verfasser schenkt dieser Methode keinen Glauben.

Die Eier, welche für den Winter aufbewahrt werden, sammelt man im Mai, Juni, Juli und August, ehe sie zu teuer sind, und nimmt die zuerst eingelegten, wie sich von selbst versteht, auch zuerst in Gebrauch, daher auf den Behältern die Monate verzeichnet sein müssen.

Vorsicht bei Verwendung älterer Eier ist sehr anzuempfehlen, weil hie und da ein Ei faul und übelriechend wird. Wenn solche ältere Eier, denen nicht mehr recht zu trauen ist, zur Verwendung kommen, so schlägt man die Eier je einzeln ein und bringt dann den gut erfundenen Inhalt zu den andern guten Dottern. Wenn alles zusammen in ein Geschirr kommt, so riskiert man, daß ein fauler Dotter den ganzen Inhalt verdirbt.

Hat man das Mißgeschick, daß die Eier erfrieren und dadurch zerspringen, so legt man sie in kaltes Wasser, worin sie langsam auftauen und zum Gebrauch wieder tauglich werden.

Die Keimkraft der Eier zu bewahren, legt man sie in Sand, Holzasche oder Kleie, die Spitze stets nach unten, bedeckt sie gut damit, schließt mit einem Deckel ab und stellt sie an einen kühlen und trockenen Platz. So bewahrt halten sie nahezu 4 Wochen. — Oder man nimmt den Darm eines Tieres, der dick genug ist, die Eier in sich zu fassen, und nachdem man ihn sorgfältig gereinigt und vom Fett befreit hat, trocknet man ihn möglichst vollständig in getrocknetem Kalk, Bolus oder einer andern erdigen Masse. Man legt das Ei in den Darm, indem man ihn dicht über den beiden Enden des Eies zubindet; zwei, drei und mehr Eier können wie eine Perlenschnur in demselben Darm aufgereiht werden. Einige Zeit wird er aufgehängt, bis er ganz trocken ist; dann wird er mit seinem Inhalt in ein Gefäß mit Hafer, Spreu, Holzasche oder Kleienmehl gethan und mit diesem bestreut, bis das Gefäß ganz voll ist, damit man die Büchse umkehren kann, was bisweilen geschehen muß; man bewahrt sie an einem kühlen, trockenen Platze auf, bis es Gelegenheit zum Ausbrüten giebt. Auf diese Weise aufbewahrt, soll sich die Keimkraft etwa 6 Wochen erhalten, was aber noch zu bestätigen wäre. — Bei dem Versenden der Bruteier muß man größte Vorsicht anwenden, und jedes einzelne Ei in Watte oder Werg einwickeln, dann noch mit weichem Papier umgeben, und die so eingewickelten Eier in Häcksel, Sägmehl oder Asche legen, bis das Kistchen fest gefüllt ist, dann den Deckel aufschrauben (nicht aufnageln) und auf demselben das Glaszeichen anbringen. So ist wenigstens Aussicht vorhanden, daß die Bruteier keimfähig bleiben. Oder: man füllt eine Schachtel halb mit dieser Spreu, drückt die Eier, mit der Spitze nach unten, so hinein, daß sie einander nicht berühren, füllt oben gut auf, sodaß die Eier festsitzen, und macht den Deckel darüber. Diese Schachtel verpackt man mit der gleichen Spreuausfüllung in eine zweite Schachtel, und wenn es weit geht, diesen doppelten Schachteleinsatz ebenso noch in eine dritte größere Schachtel, jede Schachtel in der andern durch Sägspäne oder Holzwolle festgehalten. Das Ganze wird mit Werg oder Stroh umwunden und schließlich in Wachstuch oder Leinwand verpackt. So lassen sich gute frische Eier sehr weit ohne Gefahr verschicken.

Zum Verpacken der Konsum-Eier macht man nicht so viel Umstände. Diese versendet man in Körben, Fässern, meistens in leichten Bretterkisten und packt sie fest in weiches Stroh, Heu, Seegras, Moos, Hobelspäne, mit sorgfältiger Entfernung aller faulen Eier vor dem Verpacken. — Das Eiweiß wird zu technischen Zwecken (namentlich zu Albuminpapier) besonders in Fässern versendet.

Außer den Eiern ist es auch das Fleisch der Hühner, welches von den Jungen und Masthühnern zart, saftig und wohlschmeckend ist, von dem ältern Geflügel aber kräftige und gutschmeckende Fleischbrühe giebt, besonders für Schwache und Kranke. Zu diesem Zweck kann man die Hühner vorher mästen, was am leichtesten auf folgende Art binnen 8 Tagen erreicht wird: Man setzt sie in einen engen Stall, weicht Semmel oder Weißbrot in guter Milch samt Rahm ein, läßt die Hühner so viel davon fressen, als sie mögen, und nach 8 Tagen sind sie so fett, daß man sie für die Küche gebrauchen kann. Durch diese Fütterung wird das

Fleisch sehr gut. — In Geflügelstopfanstalten bedient man sich der Stopfmaschinen. Die Röhre eines Trichters wird dem Huhn durch den Schnabel in den Schlund geleitet, während durch einen ziemlich einfachen Mechanismus der Stopfer nur auf einen Bügel zu treten braucht, um den Futterbrei in dem Trichter durch einen passenden stöpselartigen Einsatz dem Tier in den Kropf, wie in eine Wursthaut zu treiben, was außerordentlich schnell geht. Der Futterbrei besteht aus Kleienmehl, erweichtem Brot und geriebenen Kartoffeln, alles mit Milch angeweicht. — Zum Stopfen aus freier Hand nimmt man Nudeln aus schwarzem Mehl, Butter und Milch zu einem Teig geknetet; daraus macht man Nudeln, noch einmal so lang als eine Haselnuß, aber etwas dünner. Vor dem Einstopfen taucht man sie in Milch. Das Stopfen findet morgens, mittags und abends statt, aber nicht früher als bis der Kropf leer ist. Das Tier muß während des Stopfens in engem Gewahrsam sein und sehr reinlich gehalten werden, was man durch Einstreuen von Sägmehl oder Sand und fleißiges Reinigen des Käfigs erreicht. Es giebt besonders angefertigte Mastkäfige mit Abteilungen, worin nur ein Huhn Platz hat, unten mit einem Gitter versehen, damit der Koth durchfällt; vorn vor dem Käfig ist ein Freßtrog angebracht. — Junges Geflügel unter 4 Monaten wird nicht gemästet.

Die Hähne und Hühner werden 3 bis 4 Monate nach ihrer Geburt zu Kapaunen und Poularden gemacht, wodurch sie zwar nicht mehr zur Zucht taugen, desto mehr aber zur Mast; denn sie nehmen an Fleisch und Fett zu und liefern ein zartes, saftiges und wohlschmeckendes Fleisch, welches allgemein als eine Delikatesse verspeist wird. Der echte Kapaun, dem bei der Operation auch Kamm und Bartlappen abgeschnitten werden, erhält eine bleiche Farbe im Gesicht, an den Resten des Kamms und den Lappen, seine Gestalt streckt sich in die Länge, die Federn am Halskragen, auf dem Rücken, an den Lenden und dem Schwanze werden viel länger und vollständiger als beim Hahn. Halskragen und Rückenfedern hängen mähnenartig herab, der Schwanz wird in gestreckter, fast horizontaler Lage getragen. Er kräht nicht so oft als der Hahn, und mit heiserer, zitternder, gleichsam gläserner Stimme; oder er bleibt wohl auch, wenn er bei der Operation lange gequält wurde und infolge dessen eine Zeit lang kränkelt, auf Lebenszeit stumm. Er ist in hohem Grade feige und mutlos, kämpft mit ausgewachsenen Hähnen gar nicht, mit jungen nicht gern, und ergreift selbst vor kräftigen Hennen nach schwachen Wehrversuchen bald die Flucht. Der Geschlechtstrieb ist bei den Kapaunen gänzlich vernichtet. — Die Operation kann zu jeder Jahreszeit vorgenommen werden (den Winter ausgenommen, wenn man nicht Gelegenheit hat, die kapaunten Tiere in einem warmen Stall unterzubringen), und zwar am besten des Morgens, ehe sie gefressen haben. Da eine genaue Kenntnis der Lage der betreffenden Teile dazu gehört, so wird das Kapaunen gewöhnlich von Tier- oder Wundärzten, oder sonst eingeübten Personen gegen eine kleine Gebühr verrichtet. Ich muß jedoch hier bemerken, daß das Kapaunen bei uns sehr in Abgang kommt, weil man findet, daß die fettgemachten jungen Hühner eben so gut schmecken, als die kapaunten. In der Neuzeit hat sich auch mit Recht die Ansicht Bahn gebrochen, daß das Kapaunen ein roher Akt ist, dessen Abschaffung den Vereinen gegen Tierquälerei hiemit dringend empfohlen sein möge.

Die Hühnerfedern stehen den Gänsefedern bedeutend nach, können aber zur Füllung geringer Polster, Betten und dergleichen verwendet werden. Wenn man das getötete Huhn warm rupft und die Federn nachher gut trocknet, bleiben sie ziemlich elastisch. Die Sichelfedern des Hahns verwendet man zum Schmuck der Hüte für Militärs und für Damen. Die Kragen- und Sattelfedern liefern ausgezeichnete Staubwedel.

Der Dünger ist sehr gut, er treibt vorzüglich und hat nicht die hitzige Eigenschaft des Taubenmistes, wodurch letzterer manchen Gewächsen schadet, was beim

Hühnerdünger viel weniger der Fall ist. Man wirft ihn nur oberflächlich auf die Pflanzenwurzeln, wo er gut düngt.

Das künstliche Ausbrüten ist vorn besprochen. Für Geflügelhalter mit kleinem Hühnerstand ist es nicht zu empfehlen, da diese ihren Bedarf an Bruthennen leicht decken können. Etwas andres ist es, wenn die Brut und Erziehung junger Hühner für industriellen Großbetrieb ausgebeutet wird, wozu dann besondere Einrichtungen nötig sind, die sich der Unternehmer von dem Mechaniker, der die Brutapparate liefert, genau erklären lassen muß. Mit bloßen oberflächlichen Beschreibungen ist hier nicht gedient. Solche Maschinen erfordern die größte Pünktlichkeit und Sorgfalt, wenn ein wirklich lohnender Erfolg erzielt werden soll. — In heißen Ländern, wo die Hühner viel weniger gern brüten, und wo die hohe Lufttemperatur nur einen geringen Grad von künstlicher Wärme erfordert — was wohl hauptsächlich schon die alten Aegypter auf die Herstellung künstlicher Brutöfen gebracht haben mag — sind solche Brutöfen sehr häufig zu treffen. Dies sind Kammern aus Lehm, die mittels großer, aus Ziegelsteinen zusammengesetzter und in die Erde hinein gebauter Oefen täglich 3 bis 4 Stunden lang stark geheizt werden. Die meist bloß nach dem Gefühl abgeschätzte Temperatur vermindert man nötigenfalls durch Oeffnung von Luftzügen. Die Eier liegen am Boden auf Stroh, werden alle 6 Stunden umgewendet, nach 10 Tagen untersucht, und die gut befundenen in eine höhere, wärmere Abteilung desselben Gemachs gelegt. Das ganze Verfahren wird übrigens von den Beteiligten geheim gehalten; das Aeußere der Oefen kann jeder besehen, auch erlaubt man Freunden das Innere zu beschauen; die Kunst aber, wie das Feuer geleitet wird, und wie der gehörige Wärmegrad erhalten werden muß, behalten sie für sich. Ein Brütofen heißt in Aegypten: Mammal, der Aufseher dabei: Bermeer. Die Zahl der ausgebrüteten Eier soll sich bei der Thätigkeit von 386 Brütöfen jährlich auf etwa 92 Millionen belaufen.

Zu bloßen Versuchen nimmt man einen blechernen Cylinder von 30 cm Durchmesser und eben solcher Höhe. In diesen kommt ein kleiner Cylinder von 25 cm Durchmesser und derselben Höhe, zum Einhängen in den größeren gerichtet, auf eine Weise, daß die Wände der beiden Cylinder einander nicht berühren. Der große Cylinder wird mit warmem Wasser gefüllt, der kleine mit Spreu, worauf die Eier zu liegen kommen, oben auf kommt wieder Spreu. Unter den Wassercylinder setzt man eine Oellampe, um das Wasser in die richtige Wärme zu bringen, weshalb man einen Thermometer einhängt. Diese ist in den ersten Tagen 29 Grad Reaumur, den zweiten 30, den dritten 31 Grad, bei welchen es dann sein Verbleiben hat, da dieses die richtige Brutwärme einer Henne ist. Täglich werden die Eier etwas gewendet. Das Erwärmen der erzielten Küchlein geschieht am besten durch eine Tasche, von Hammelsfell zusammengenäht, die Haare nach innen gekehrt und die offene Seite etwas aufgesperrt, damit die Küchlein leicht aus- und einschlüpfen, nach innen allmählich verengt, damit sie sich nach ihrer Größe gut einbetten können.

In der Neuzeit sind mancherlei Brutapparate hergestellt und empfohlen worden. Ob sie aber zweckmäßig und praktisch funktionieren, muß man sich bei zuverlässigen Sachverständigen Rates erholen. Diese Apparate sind kostspielig und deshalb nicht ohne weiteres auf allgemeine Empfehlungen hin anzukaufen.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, will Verfasser noch einen Vorteil angeben, um bei den oben und unten gleich oval geformten Eiern den sogenannten stumpfen Teil, unter dem das Luftbläschen sitzt, sicher zu erkennen: Man fühlt mit der Zungenspitze an den Enden, und wird an dem richtigen Teil, wo das Luftbläschen liegt, eine sehr merkliche Wärme verspüren.

Hühnerstall.

Auf einen guten Hühnerstall muß man sein Hauptaugenmerk richten, weil die Hühner nur dann gut gedeihen können, wenn sie trocken und warm schlafen*), und auch im Winter gegen Frost geschützt sind. Ein solcher kann ohne große Auslagen gebaut werden, wenn man die nachstehenden Winke beachtet. Auch hier habe ich hauptsächlich den kleinen Züchter im Auge, der sich mit einem oder einigen Dutzend Hühnern begnügen muß. Hat man hinsichtlich des Platzes eine Auswahl, so nehme man Rücksicht auf die Morgensonne, vermeide aber jedenfalls einen Platz, welcher der Mittagshitze ausgesetzt ist, weil diese im Sommer der Entwicklung des Ungeziefers günstig ist. Zuerst will ich die Größe eines Stalles für 12 Landhühner beschreiben. Höhe des Stallbodens über dem Erdniveau 25 cm, innere Höhe des Stalles 160 cm, Tiefe 130 cm. Hinten an der Wand ist in einer Höhe von 46 cm über dem Boden ein Brett von 50 cm Breite angebracht, welches den Zweck hat, die unter demselben angebrachten Legkörbe vor dem Hineinfallen des Hühnermistes zu schützen. Die Legkörbe haben 40 cm Durchmesser. Die erste Sitzlatte ist über diesem Schutzbrett 25 cm angebracht und 40 cm von der Hinterwand entfernt. Die zweite Sitzlatte ist wieder 25 cm höher als die erste und 35 cm nach vorn gerückt. Die Sitzlatten sind 10 cm breit und müssen abnehmbar sein; deshalb werden sie in einen Ausschnitt gelegt. — Die Thür ist 110 cm hoch; über der Thür ein Fenster, so groß als es nur angebracht werden kann; mitten in der Thür ein zweites Fensterchen von 40 cm Höhe und 30 cm Breite. Dieses Fenster hat den Zweck, im Winter den Stall besser zu erhellen, wenn man genötigt ist, die Hühner wegen starken Frostes eingesperrt zu halten. Unten an der Thür ist ein kleines Thürchen von 25 cm Höhe und 20 cm Breite, welches man bei Tag offen läßt, um den Hühnern den Aus- und Eingang offen zu halten; bei Nacht wird es zugeriegelt.

Ein Stall für 18 Landhühner hat folgende Größe. Die Breite ist 85 cm, die Tiefe 145 cm, die Höhe 175 cm. Die innere Einrichtung ist dieselbe, wie schon angegeben, nur daß noch eine dritte Sitzlatte angebracht wird, welche 20 cm höher als die zweite und 35 cm nach vorn gerückt ist, d. h. die Sitzlatten sind leiterartig auseinander und schräg übereinander gestellt. Die Thür ist 130 cm hoch, sonst wie oben, mit Fenster und kleinem Thürchen versehen. Jeder Stall ist doppelt oder dreifach, d. h. zwei oder drei gleiche Abteilungen neben einander, denn während der eine für die Hühner bestimmt ist, hat man im andern einige Fächer angebracht, um Futter und sonstige Requisiten aufbewahren zu können; um aber zur Not auch den andern Stall für die Hühner benützen zu können, läßt man in die Scheidewand unten ein kleines verschließbares Durchgangsthürchen anbringen. In sehr strengen Wintern, wo Stallfütterung nötig wird, ist die zweite Stallabteilung sehr zweckdienlich, weil dann die Hühner etwas mehr Raum zum Herumlaufen bekommen, und während des Reinigens in die andre Abteilung getrieben werden können. Das Dach macht man aus Brettern, etwas flach, mit geringer Erhöhung nach hinten (etwa 25 cm) zum Wasserablauf nach vorn, genügendem Vorsprung gegen das Anschlagen des Regens, und überzieht es mit Dachpappe. Vorn

*) Enten und Gänse passen nicht in Hühnerställe, weil sie sehr wässerig misten und solche feucht und ungesund machen.

wird ein kleines Abzugsrinnchen angebracht. Macht man einen solchen Stall von Brettern, so müssen die Fugen mit Latten vernagelt werden, damit keine Luft eindringen kann. Die Fenster über der Thür müssen geöffnet werden können, damit man im Sommer durch Ausheben derselben lüften kann; auch werden alle Fenster vergittert. Die Latten (Sitzstäbe) sollen ohne scharfe Ecken sein.

Die Nester betreffend, so gehören diese auf den Boden. Ein Nestkasten ist besser als ein Korb, weil sich das Ungeziefer leichter im Geflecht verbergen kann. Zum Belag wählt man Heu oder Stroh. Es ist der Henne angenehm, wenn eine Decke über und eine Wand vor dem Neste ist, denn sie sitzt lieber im Dunkeln zum Legen und Brüten. Von Zeit zu Zeit räuchert man den Stall mit Wachholderbeeren aus, was zur Luftverbesserung dient. Wer Luxushühner unterhält, sollte auch für Feuerung (Grude-Ofen mit Abzugsrohr) sorgen, damit in strengen Wintern der Stall nicht zu kalt werde.

Ueberwinterung.

Einen Stall mit solcher Einrichtung kann Verfasser als billig und zweckmäßig anempfehlen, weil sich derselbe schon seit Jahren bewährt hat und Landhühner auch ziemlich strenge Winter darin aushalten. Die Größe des Stalles ist absichtlich so gewählt; nicht kleiner, um den Eintritt einer Person und etwaige Reinigungen nicht zu erschweren, aber auch nicht größer, damit sich die Hühner im Winter durch eigene Wärme die Luft temperieren können. Aus eben diesem Grunde darf der Hühnerstand im Winter nicht vermindert werden, damit sie durch Wärmegeben sich gegenseitig Dienste leisten. Auf den breiten Sitzlatten haben sie einen warmen Platz und die Füße sind so gut mit dem Gefieder bedeckt, daß keine Zehe erfriert oder sonst krüppelhaft wird. — Ich habe einen Stall mit 3 Abteilungen, jede zu 18 Landhühnern; zwei sind mit Hühnern besetzt und die dritte dient zu Futterrequisiten. — Im Winter lasse ich sie mit 5 Grad R. unter Null noch aus dem Stall, weil sie solche Kälte ertragen; ist die Kälte jedoch strenger, so müssen sie im Stall bleiben und werden darin gefüttert. Deshalb sind die Fenster in der Thür unentbehrlich, damit sie beim Fressen genügend sehen. Wenn man während ihres Eingesperrtseins im Winter, so auch beim freien Lauf, Körnerfutter verwendet, so ist dies insofern zweckmäßiger, als es nicht dem Gefrieren unterworfen ist, wie das feucht angemachte Futter. Füttert man aber das Weichfutter, so wird es mit warmem Wasser, und nur sehr schwach, angefeuchtet, um es vor dem Einfrieren zu bewahren, und bestreut es nachher auch noch stark mit Kleie. Ueberhaupt bringt man die Freßgeschirre baldmöglichst wieder in ein temperiertes Lokal, damit sie nicht einfrieren. Auch in strengen Wintertagen läßt die Kälte meist über Mittag etwas nach, und man versäume nicht, diese Zeit zu benützen, um die Hühner wenigstens eine Stunde in die Luft zu lassen; nachher werden sie wieder eingetrieben, damit sie nicht zu sehr frieren. — Hühner mit großen fleischigen Kämmen haben mehr von der Kälte zu leiden, als solche mit kleinen Kämmen. Die Schopfhühner sind durch ihre Befiederung am Kopf vollkommen gegen die Kälte geschützt. — Sobald ein Huhn durch den Einfluß der Kälte schwach auf den Beinen wird und zuweilen niedersinkt, so bringt man es an einen frostfreien, aber nicht warmen Platz, und reibt die Füße mit Terpentinöl ein, worauf es sich bald wieder erholen wird. Sind aber die Füße so erfroren, daß das Huhn beharrlich nicht mehr darauf stehen kann, so ist es der Küche zuzuweisen.

Alle Morgen muß gereinigt werden, damit kein Kot auf den kommenden Tag liegen bleibt; nach der Reinigung wird der Boden mit Sägspänen, Sand oder Rasenerde an den feuchten Stellen bestreut, damit er schneller trocknet und die nach-

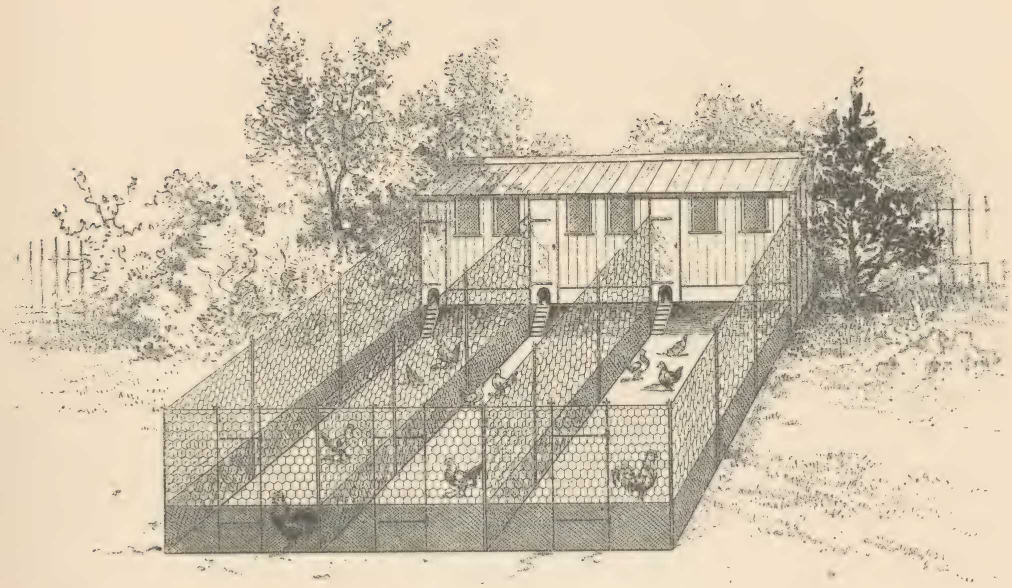


Fig. 41. Dreiteiliger Hühnerstall mit Laufraum.

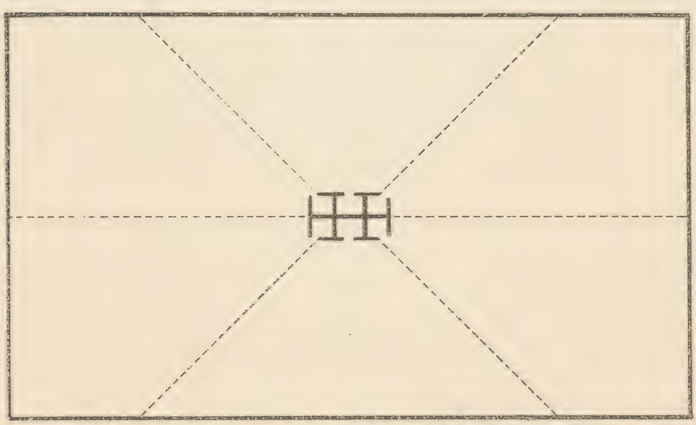


Fig. 42. Grundriß zu einem sechsteiligen Hühnerhaus mit Laufraum.

folgenden Exkremente leichter weggebracht werden können. Zum Reinigen gehört eine Scharre und eine Kehrichtschaufel, die den Kot aufnimmt, um in ein in der Nähe stehendes Kehrichtfaß zu wandern. Abnehmbar müssen die Sitzlatten sein, damit sie leicht gereinigt werden können, wenn ein Ausweißen mit Kalkwasser wegen des Ungeziefers nötig wird. Unentbehrlich für die Hühner ist ein Wetterdach, oder bei starker Hühnerzucht deren mehrere. Es besteht aus 4 Pfosten von 125 cm Höhe, leicht in die Erde gesetzt, oder auch ganz frei. Diese sind in der Breite 85 cm, in der Länge 220 bis 230 cm auseinander entfernt, werden unten durch Bretter verbunden, welche einen Kasten bilden, obenauf kommt ein

Bretterdach mit genügendem Vorsprung, damit kein Regen unten in den Kasten eindringen kann. Der Dachvorsprung soll seitwärts je 55 cm, nach vorn 30 cm betragen. Das Dach ist zum Wasserablauf nur so viel geneigt, als gerade nötig ist, weshalb das hintere Paar Pfosten einige Centimeter höher sein muß, als die vorderen; es wird mit Dachpappe überzogen, damit kein Wasser eindringt. Kann das Wetterdach gegen Westen an ein Gebäude gelehnt werden, so ist dies gut, wo nicht, so muß die Wetterseite mit Brettern abgeschlossen werden, um nach dieser schlimmen Seite gegen Regen, Schnee und Wind zu schützen. Der Kasten unter dem Wetterdach wird mit Wassersand, feiner Rasenerde und Holzasche gefüllt, damit die Hühner darin paddeln und sich des Ungeziefers entledigen können. So hat ein Wetterdach für die Hühner einem doppelten Zweck zu entsprechen; der erste ist Schutz gegen die Unbilden übler Witterung, der andre ebenso wichtige ist: ihnen Gelegenheit zu geben, auf leichteste Art ihre Milben und Läuse töten zu können, indem sie solche durch Einstäuben des Gefieders, womit sie sehr geschickt umzugehen wissen, erkälten und betäuben, und dann samt dem Staub wieder ausschütteln. Man ersieht hieraus, daß ein oder einige Wetterdächer beinahe so unentbehrlich als der Stall selbst sind. Bei tagelangem Regenwetter oder bei tiefem Schnee haben die Hühner oft lange Zeit keine andre Zuflucht, als das Wetterdach. Auch kann das Futtergeschirr bei schlechtem Wetter unter die Dachvorsprünge gestellt werden, damit es trocken bleibe. — Das Hühnerhalten in freien Höfen, wo sich die Tiere nicht in offene Schuppen flüchten können, ist nur ein klägliches, wenn sie keine Schutzdächer haben; daher übersehe man diese wenig kostspielige Vorrichtung nicht, wenn man gesunde, muntere Hühner haben will.

Will man sich ein schönes Hühnerhaus aus Backsteinen und dergl. bauen lassen, so fasse man folgende Regeln zusammen: Trockenheit des Lokals durch günstig gewählten Platz und angebrachte Fenster zum Lüften; genügende Helle des Lokals, damit sich die Hühner zur strengsten Winterzeit, wo man sie eingesperrt lassen muß, frei bewegen können. In größern Hühnerhäusern soll eine Heizvorrichtung sein; wo das Heizen erspart werden soll, dürfen die Lokalitäten nicht groß, sondern müssen darauf berechnet sein, daß sich die Hühner selbst erwärmen. Endlich muß die Einrichtung so sein, daß jederzeit die Reinigung leicht vorgenommen werden kann.

Wenn die Hühner genötigt sind, auf engem Raum im Hofe zu leben, so ist es entschieden das Beste, wenn ihr Platz gepflastert ist, damit man die Futterüberbleibsel und die zusammengehäuften Exkremente wegkehren kann. Bei Regenwetter erweichen sich diese, und es giebt zuletzt eine stinkende Kloake, in welcher sich die Hühner herumtreiben müssen und sich besudeln. Etwas anderes ist es bei großem Lauf, wo sich ihre Exkremente auf weite Räume verteilen. Der Platz, wo das Futtergeschirr steht, sollte übrigens jederzeit mit Steinen belegt sein, weil sich da die Futterüberbleibsel und Exkremente anhäufen, welche notwendig weggescheuert werden müssen. Ein Bestreuen des Hofes mit Kies oder Sand ist kostspielig und hält nicht lange an, sondern muß von Zeit zu Zeit erneuert werden. In Gegenden, wo diese beiden Materialien billig zu bekommen sind, ist es aber sehr zweckdienlich, sie zu benützen. Das beste und naturgemäßeste ist freilich jederzeit der Lauf auf einer geräumigen Baumwiese.

Zur Vergleichung

des Wertes der verschiedenen Futterstoffe,

welche als Hühnerfutter zur Anwendung kommen, möge die tabellarische Uebersicht auf der nächsten Seite einigen Aufschluß erteilen.

Das — bedeutet, daß die Quantität nicht genau ermittelt werden konnte.

100 Gewichtsteile	Wasser.	Fleischbildende Substanz (Kleber ꝛc.)	Fett oder Oel.	Wärmegebende Nahrung (Stärke).	Hülle oder Faser.	Knochenbildende Substanzen ꝛc.
	Gewichtsteile.					
Weizen	12	12	3	70	1	2
Kleienmehl	14	18	5	53	—	5
Hafer samt Hülse	$9^1/_2$	15	6	47	20	2
Hafermehl	9	18	6	63	2	2
Gerste	11	11	2	60	14	2
Malzkeime	6	30	—	—	—	8
Mais	10	11	8	66	5	1
Reis	—	7	—	80	—	eine Spur
Hirse	12	11	—	70	4	2
Buchweizen	—	11	—	—	—	—
Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen	15	25	2	48	8	2
Kartoffeln	75	2	eine Spur	19	3	$^3/_4$
Milch	$84^3/_4$	$4^1/_4$	3	5	—	3

Die Nahrungsmittel der erwachsenen Hühner

sind ungemein vielfältig, denn sie gehören zu den Allesfressern und verzehren alle Arten Insekten, Käfer, Fliegen, Larven, Maden, Raupen, Puppen, Würmer, Schnecken, besonders die kleinen Garten- und Weinbergschnecken samt den Gehäusen, alle Arten von Getreidekörnern, die dem Menschen zur Nahrung dienen, besonders Mais; von den wickenartigen Körnern, welche selbst für einen Hühnermagen etwas schwer verdaulich scheinen, fressen sie Erbsen noch am liebsten, Linsen und Saatwicken nur ungern, Vogelwicken lassen sie aber in den meisten Fällen ganz liegen; gekocht fressen sie alle genannten Körner lieber, dann selbst auch Bohnen; ferner fressen sie vielerlei Sämereien, alle Salat- und viele Kohlarten, Kräuter, Lauch, Schnittlauch, Zwiebelröhrchen, Boragen, Spinat, Wegerich, Hühnerdarm (Stellaria media), Schafgarben, Gras, Klee, Knospen, Blätter, Blüten, z. B. Hollunder-, Syringen- und Boragenblüten außerordentlich gern. Ferner: Knollen, z. B. rohe und (lieber) gekochte Kartoffeln, die Knollen von Topinambur; fleischige Wurzeln, gelbe Rüben in Stückchen geschnitten, oder gerieben und anderm Futter beigemischt, wo sie solche noch viel lieber, als bloß zerstückelt fressen, oder auch weich gekocht; Speisezwiebeln und Knoblauch. Es ist nicht möglich, die vielen Gewächse, Kräuter und Sämereien zu benennen, deren sie sich als Nahrungsstoffe bedienen. Noch begieriger sind sie nach animalischer Nahrung, z. B. nach Fleischabfällen, selbst übelriechenden, nach Fettstoffen, süßer und saurer Milch, frischem Käsequark, reifem Käse; ferner nach Brot und sämtlichen genießbaren Küchenabgängen.

Es handelt sich nun darum, unter diesem Vielerlei das herauszufinden, was nährstoffreich, wohlfeil und für den Städter leicht herbeizuschaffen ist. In den meisten Werken über Hühnerzucht ist Gerste als billiges Futtermaterial in den Vordergrund gestellt; wenn man aber die ziemlich hohen Gerstenpreise kennt, kann man diesen Futterstoff nicht wohl als billigste Hauptnahrung anraten, und wenn man ferner obendrein noch rät, die Gerste zu quellen, damit sie leichter verdaut werde, so ist dieser Rat deshalb unpraktisch, weil die zermalmende Verdauungskraft eines Hühnermagens mit seinem erweichenden Vormagen und Kropf keiner Vor-

arbeit bei diesem leicht verdaulichen Korn durch Kochen bedarf, wodurch ohnehin noch etwas Nährstoff in das Wasser entweicht.

Zahlen mögen sprechen. Ich unterhielt seiner Zeit 25 englische Zwerghühner und 14 Landhühner, im ganzen 39 Stück. Diese verzehrten, wenn mit lauter Gerste gefüttert, täglich 2 Kilogr. Der Gerstenpreis betrug damals 10 Mark pr. 50 Kilo; somit kosten diese Hühner 40 Pfg. für Gerste, dazu 5 Pfg. für gelbe Rüben oder Grünes, macht täglich 45 Pfg. oder 162 Mark jährlich*).

Der Verbrauch an weichem Futter für obige Hühnerzahl war täglich 3 Kilo Kartoffeln = 12 Pfg., 750 Gramm Kleienmehl = 9 Pfg., 250 Gramm Mohnmehl = 3 Pfg., 200 Gramm Gerste = 3 Pfg., Grünes oder gelbe Rüben = 3 Pfg.; somit kosteten diese Hühner mit diesem Futter täglich 30 Pfg. oder 108 Mark jährlich.

Der Ertrag ist bei 21 Zwerghühnern (weil 4 Hähne bei dieser Berechnung abgehen) jährlich 2100 Eier mit einem Geldwert á 5 Pfg. = 105 Mark. Bei 14 Landhühnern jährlich 1400 Eier mit einem Geldwert — 3 Eier zu 20 Pfg. berechnet = 93 Mark, zusammen 198 Mark. Bei der Gerstenfütterung verbliebe demnach ein Gewinn von 36 Mark, bei der weichen Fütterung ein solcher von 90 Mark. Die Sache stellt sich jedoch günstiger heraus, denn erstens bekomme ich mehr Eier, als oben berechnet, da ich auf lauter gut legende, selbsterzogene Hühner halte, welche ich nicht leicht über 4 Jahre Alter kommen lasse, und die deshalb durchschnittlich mehr legen, als oben angenommen; zweitens haben die Eier im Winter höhern Wert, als vorn angegeben, wo ein frisches Ei in hiesiger Stadt 8 Pfg. kostet, und somit stellt sich auch bei der Fütterung mit Gerste der Nutzen noch höher. Bei der weichen Fütterung ist aber jederzeit der Nutzen erheblicher, als bei der Gerstenfütterung.

Die oben gemachte Kostenberechnung, welche sich auf Land- und Zwerghühner im Durchschnitt erstreckt, würde auch für 46 Zwerghühner oder 30 Landhühner, getrennt gehalten, ausreichen, wobei sich der Ertrag bei reiner Zwerghühnerkette um einige Mark höher beliefe, als bei Landhühnern, indem ich die feinschmeckenden nahrhaften Eier der ersteren höher taxiere, als die der letzteren. Es würde demnach der Unterhalt von 15 Zwerghühnern, wobei 1 Hahn, ca. 45 Mark betragen, der Wert von 1400 Eiern aber einer Summe von 70 Mark entsprechen. Der Unterhalt von 10 Landhühnern, wobei 1 Hahn, würde gleichfalls 45 Mark, der Nutzen mit 900 Eiern aber 60 Mark betragen, woraus zu ersehen ist, daß Auslagen und Einnahmen sich selbst im ungünstigsten Falle das Gleichgewicht halten werden, die Liebhaberei aber umsonst befriedigt wird. Somit kann jedermann, der die nötigen Lokalitäten und Neigung hiezu besitzt, ohne Schaden befürchten zu müssen, sich Hühner halten, wobei ich aber ausdrücklich hinzufüge, daß man sich die guten Hühner selbst aufziehen soll, wie vorn angegeben, und daß man auch die guten Hühner nicht über 4 Jahre halten und dann im Spätjahr abschaffen und in die Küche liefern muß. Eine gut entwickelte Henne hat am Eierstock nur etwa 600 Embryonen, legt im Geburtsjahre die Erstlinge, vom August bis Oktober etwa 10 bis 20 Eier; im folgenden Jahre etwa 120, im weitern Verlauf zweier Jahre je etwa bis 150 Eier, dann folgt eine Abnahme von 20—50 Eier pro Jahrgang, bis der Eierstock erschöpft ist. Doch ist es möglich, daß sich nachträglich noch mehr Embryonen am Eierstock entwickeln, als oben angegeben, da man Hühner beob-

*) Für die Neuzeit ist diese Rechnung nicht mehr ganz zutreffend, da sich die Futterpreise zum Teil geändert haben. Doch mögen sie zu annähernder Schätzung stehen bleiben. — Kartoffeln kosten gegenwärtig (Dezember 1894) 50 Ko. = 2,75 M.; — feine Kleie oder Mehl Nr. 6 per 50 Ko. = 6 M.; Leinkuchen gemahlen 50 Ko. = 16 M.; — Gerste 50 Ko. = 10 M.

achtet haben will, die noch im 8. Jahre ca. 90 Eier legten*). Es liegt aber sehr im Interesse der Hühnerhalter, diese angenommenen 600 Eier in 4 Jahren zu erhalten und nicht in 8 Jahren. Dazu gehört nahrhafte Fütterung und ein gesunder, reinlicher und warmer Stall. Auf die Markthühner, die man sich anfangs einstellen muß, — gewöhnlich ausgemerzte ältere oder sonst fehlerhafte Ware, — bezieht sich natürlich obige Berechnung nicht, weil bei diesen die Eierproduktion nur eine geringe ist.

Die reine Gerstenfütterung ist indessen angenehm und mühelos, man giebt solche in 4 Portionen täglich, morgens beim Auslassen aus dem Stall, vormittags um 10 Uhr, nachmittags um 2 Uhr und abends 1 Stunde vor Auffitzen. Im Sommer setzt man grüne Salatabfälle zu, so viel nur immer zu bekommen sind, und im Winter, wo es an Grünem fehlt, geriebene oder sehr klein zerschnittene gelbe Rüben mit etwas Kleie vermengt. Weichfuttter wird täglich 3mal gegeben. S. unten.

Das weiche Futter ist zwar umständlicher, bekommt aber den Hühnern insofern besser, als sie am gefüllten Trog ihr Nahrungsbedürfnis stets nach Belieben befriedigen können, daher auch keines der Tiere zu kurz kommt und sie sehr reichlich dabei legen. Ich will nun die einfachen Geräte und Manipulationen beschreiben, welche dabei nötig sind, die aber auch so beschaffen sein müssen, wie hier angegeben, wenn man nicht zu viele Zeit verschwenden will. Man braucht einen gewöhnlichen, eisernen Topf, der unten abgerundet ist und etwa 4½ Kilo Wasser hält; diesen Topf stellt man in ein Kistchen, damit er beim Gebrauch fest steht und nicht umfallen kann; ferner bedarf man einer hölzernen Keule zum Stampfen, 60 cm lang, unten von der Stärke einer Mannsfaust, oben aber dünner, damit sie leicht umspannt werden kann. Die Kartoffeln, die man zum Stoßen verwendet, müssen den Tag vorher gekocht sein, damit sie nicht kleben. Noch zweckmäßiger als das Stoßen ist das Zerdrücken der Kartoffeln mittels einer Kartoffelpresse; oder auch das Zerreiben auf einem starken großlöcherigen Reibeisen. Zu der ersten Portion braucht man 1¼ Kilo Kartoffeln, welche im Topfe zerstoßen werden, dazu kommen 350 Gramm Kleie, 100 Gramm Mohnmehl, 600 Gramm Wasser, alles wohl durcheinander geknetet, worauf das Futter vorgesetzt werden kann. Die zweite Portion enthält die gleichen Gewichtsteile; die dritte Portion ist kleiner und enthält nur 500 Gramm Kartoffeln, 100 Gramm Kleienmehl, 65 Gramm Mohnmehl und das nötige Wasser. Die Zeit des Fütterns richtet sich nach der Tageslänge, z. B. im tiefen Winter ist sie morgens ½9 Uhr, mittags ½12 Uhr, abends 3 Uhr; im hohen Sommer morgens 7 Uhr, mittags 12 Uhr, abends 6 Uhr. Zur Winterzeit, wo die Hühner nur etwa 8 Stunden in Thätigkeit sind, auch wenig legen, giebt man etwas kleinere Portionen mit weniger Wasser; dagegen füttert man im Sommer etwas größere Portionen, als die oben angegebenen, welche nur das Mittel des Verbrauchs anzeigen sollen. Man bricht Winters etwa im ganzen ½ Kilo ab, das im Sommer zugesetzt wird. Von den 200 Gramm Gerste giebt man morgens nach dem Auslassen 100 Gramm, abends vor Auffitzen wieder 100 Gramm, so daß die erste und letzte Fütterung aus Körnern besteht. Giebt es in der Küche genießbare Abfälle, sie mögen heißen wie sie wollen, so setzt man diese in der Zwischenzeit vor.

Aus den gemachten Berechnungen ersieht man, daß bei dem jetzigen Stand der Futterpreise die Gerste etwas teurer, als das weiche Futter ist, daß Gerste aber müheloser zu füttern, und deshalb für Familien, welche nicht viel Umstände machen können, den Vorzug verdienen würde. Ich halte aber die weiche Fütterung, wie sie oben angegeben, für die den Hühnern angenehmere, weil sie mehr Abwechslung

*) Dieser Umstand wäre von unsern Hühnerzüchtern, welche sich auf Anatomie verstehen, wohl ins Auge zu fassen und, falls er sich bestätigt, baldmöglichst in Fachschriften zu veröffentlichen, wodurch den Hühnerfreunden ein längeres Halten ihres Geflügels — wenigstens der Lieblingstiere — in Aussicht gestellt würde.

bietet, und kann versichern, daß sie sehr gut dabei legen; überdies ist sie, wie gesagt, etwas billiger. Man hat demnach die Auswahl.

Grünfutter muß den Hühnern zu jeder Fütterung noch beigefügt werden, weil es viel zu ihrer Gesundheit beiträgt; Salatabfälle, Kohl, besonders Winter- oder Krauskohl, Gras, Klee, Wasserlinsen u. s. w. schaffe man genügend herbei; die größern Gewächse, z. B. Kohl u. s. w., hängt man an einer Schnur auf, damit die Hühner davon abrupfen können, die andern zerkleinert man mit dem Messer oder der Schere zu bequemerem Verschlucken. Sollte ein Städter in der fatalen Lage sein, kein wohlfeiles Grünes herbeischaffen zu können, so muß er dieses durch das saftige, erfrischende Fleisch von Rüben zu ersetzen suchen, wozu sich gelbe Rüben, weiße Rüben, Runkelrüben, zur Not auch rohe Kartoffeln eignen. Am besten sind jedoch gelbe Rüben. Diese Rüben werden auf einem Reibeisen zerrieben und mit etwas Kleie bestreut; sie werden dann von den Hühnern gerne verzehrt. Zwiebeln klein zerschnitten und mit Kleienmehl bestreut, sind ebenfalls ein gesundes Futter, das sie zur Abwechslung gerne fressen, wenn sie einmal daran gewöhnt sind.

In Haushaltungen, wo es genügend Brot- und Küchenabfälle giebt, um die Fütterung damit bestreiten zu können, erweicht man diese in Wasser, drückt sie aus und vermengt sie mit einer Portion Kleienmehl. Sind die Brotabfälle nur unbedeutend, so giebt man sie als Vesper. Gedörrtes Brot, im Mörser zu Gries zerstoßen, wird von sämtlichem Haus- und Hofgeflügel sehr gern gefressen.

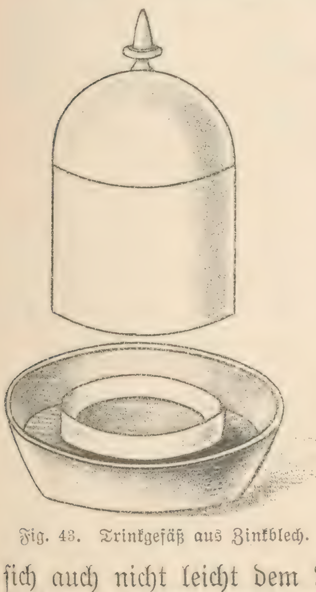
Nicht zu übersehen sind die Fleischabfälle, welche man den Hühnern sorgfältig zukommen läßt; die Eingeweide ausgenommener Tiere, gekocht und zerschnitten, mit deren Fleischbrühe man ihr Futter anmacht; besonders aber die Knochen des kleinen Schlachtviehs, der Schweine, der Kälber, des Geflügels, der Fische, kurz alle, welche sich zerkleinern lassen. Dies macht man auf folgende Art: Auf einem Block zertrümmert man die knorpligen und schwammigen Teile der Knochen mit dem breiten Rücken des Beils, bis alles zersplittert ist; dann hackt man mit dem scharfen Teile desselben den Knochenbrei in kleine Stückchen und wirft sie den Hühnern vor. Man wird eine Freude haben, zu sehen, mit welcher Gier sie über diese Leckerbissen herfallen und dieselben mit freudigem Gackern in die Ecken schleppen, um dieselben ungestört und in Ruhe zu genießen. So gern sie indessen auch Fleisch genießen, so wollen sie doch auch wieder Abwechslung, und sind deshalb nicht mit lauter Fleisch zu erhalten. Ich bekam für billiges Geld etwa 15 Kilo frisches Pferdefleisch, und gedachte es binnen weniger Tage zu verfüttern; den ersten Tag fielen die Hühner begierig darüber her, den zweiten Tag fraßen sie schon mit großem Bedacht, und den dritten Tag rührten sie kein Fleisch mehr an, weder roh noch gekocht, ließen es beharrlich liegen, und ich verwendete den Rest zu einem Würmersatz, um es nicht wegwerfen zu müssen.

Die sogen. Preßgrieben, bei Fleischern und Seifensiedern erhältlich, sind ebenfalls gut zu verwenden. Auch das Fleischmehl, welches ein Nebenprodukt bei der Fleischextraktfabrikation ist, kann in kleinen Portionen unter das Futter gemischt werden. — Selbst der alte Satyriker Martial hat die Eier, Hühner und Kapaunen in den Bereich seiner Epigramme gezogen und auch ein Rezept hinterlassen, die Hühner fein zu mästen: „Nimm Pillen von verzuckertem Mehl, damit stopfe die geduldige Henne; im finstern Raum wird sie mast, ein leckerer Braten für den Gaum!" Die Zuckerpillen des Martial entsprechen unsern Ansichten über Billigkeit nicht.

Beim Einkauf der Gerste sehe man auf volle, schwere, frische Fruchtkörner, und kaufe nie leichte oder alte erstickte Ausschußgerste, welche nicht gut nährt. Die Kartoffeln seien mehlreich, überhaupt die besten Speisekartoffeln, welche man erhalten kann, niemals aber geringe, kleine, wässerige Ware ohne Nahrungsstoff. Die

Kartoffeln können im rohen Zustande teilweise die saftige grüne Fütterung ersetzen, welche dem Städter oft nicht zu Gebot steht. Das Kleienmehl, bei uns verkäuflich als eine Mehlsorte Nr. 6, bezieht man in allen Mehlhandlungen; das gute kennzeichnet sich durch angenehmen Geruch. Das Mohnmehl bezieht man bei den Oelmüllern; es sind die Kuchen der ausgepreßten Mohnkörner, welche aber zu diesem Gebrauch vorher zu Mehl gemahlen werden müssen. Es ist sehr fettstoffhaltig und eine nahrhafte Beimischung; wo dieses nicht angeschafft werden kann, muß der Ausfall durch Kleienmehl ersetzt werden. Die Salatabfälle kann man bei Gemüsehändlern um billige Preise erstehen. Rüben, welche man verwenden will, seien immer von bester Qualität und vollkommen gewachsen. — Beeren zu füttern, wo solche billig zu erhalten sind, versäume man nicht, denn sie sind den Hühnern ein äußerst angenehmes und gesundes Futter; es sind dies Stachel-, Johannis-, Brom-, Him-, Erdbeeren; Preisel-, Heidel-, Moos-, Wachholderbeeren; Vogel-, Maul-, rote und schwarze Holunderbeeren; ferner Dirlizen (Cornus mascula), Kirschen, Pflaumen und noch viele andre Beeren und Früchte. Würmer und Schnecken, in Gärten beim Schoren oder Graben gesammelt, werfe man ebenfalls vor; sie fressen solche zur Abwechslung recht gern; kommt man aber zu oft und mit zu vielen, namentlich mit den großen spannenlangen Regenwürmern, so lassen sie solche liegen. Auch Maikäfer können in solchen Jahren, wo es deren eine große Menge giebt, gesammelt und vorgeworfen werden; sie werden begierig verzehrt, sowie überhaupt alle Insekten, die man ihnen zukommen läßt; aber wie gesagt, immer mit Abwechslung, denn weder Regenwürmer noch Maikäfer fressen sie als fortdauerndes Hauptfutter. Sie haben es bald s a t t!

Grober Wassersand oder sehr kleine Kieseln, sei es auch nur ein Kistchen voll, müssen stets aufgestellt sein, damit sie solche zum Behuf der Verdauung verschlucken können.


Fig. 43. Trinkgefäß aus Zinkblech.

Zur Bildung der Eierschalen giebt man den Hühnern in einem weitern Kistchen zerstoßenen Mörtel und a l l e Eierschalen, deren man habhaft werden kann; man zerbröckelt oder stößt sie sehr fein, damit sie bequem geschluckt werden können; hierzu kann ich versichern, daß die Hühner dann nicht die guten Eier anpicken lernen, sondern daß sie gutschalige Eier stets respektieren. Freiliegende Eier mit zerbrochener oder dünnhäutiger Schale werden aber jederzeit angegriffen und aufgefressen.

Frisches Wasser trinkt das Huhn oft und gern; mit sichtlichem Behagen schöpft es mit seinem Unterschnabel das Wasser, hält ihn in die Höhe und läßt dasselbe den Schlund hinablaufen. Unser Textbild zeigt ein praktisches aus Zinkblech angefertigtes Trinkgefäß. Daß die Hühner nicht im Wasser, sondern im Staub und Sand baden, dürfte zur Genüge bekannt sein. Sie scheuen im allgemeinen sehr das Naßwerden, setzen sich auch nicht leicht dem Regen aus, vor dem sie sich gerne unter ein Wetterdach flüchten. Hühner, welche mir in den Hausgarten flogen, näßte ich tüchtig mit einer Wasserspritze durch, was eine empfindliche Strafe für sie und sehr geeignet ist, sie fernerhin vom unerlaubten Gartenbesuch abzuhalten.

Am sichersten geht der Liebhaber, wenn er die Liebhaberei nicht zur Leidenschaft anwachsen läßt, sondern nur gerade so viele Hühner unterhält, als erforderlich sind, um seine häusliche Oekonomie mit Eiern zu versehen.

Was die sogenannten Würmerhecken anbelangt, so sind solche für die kleine

Hühnerzucht ohne viel Bedeutung, jedoch ist das Madenfutter eine Abwechslung für die Hühner. Macht man einen Ansatz von geringen Stoffen, so können sich nicht viel Maden darin nähren; nimmt man stickstoffhaltige Substanzen, wie Fleischabfälle oder Kadaver, so sind solche in kleinen Räumen unerträglich für die Geruchsnerven. Zudem können alle nahrhaften Substanzen, welche zur Madenbildung dienen, den Hühnern direkt verfüttert werden, ohne erst mit Maden besetzt zu sein. — Wer jedoch Lust hat, eine Würmerhecke anzulegen, möge darüber belehrt werden. An einer beliebigen Stelle des Hühnerhofs gräbt man ein Loch, in welches man einen Topf oder eine kleine Tonne so einsetzt, daß der Rand mit dem Boden eine Ebene bildet. Ueber den Topf kommt ein 30 cm hohes Wetterdach, was unumgänglich nötig ist, damit bei Regenwetter die Maden nicht ertränkt werden. Den Topf füllt man unten halb mit Hühnermist, darauf etwa 1/2 Kilo Ochsenleber, oben drauf wieder Hühnermist. Der Topf wird gefüllt bis zum Rand, und oben bedeckt man ihn mit einem Draht- oder Holzgitter, damit die Hühner den Ansatz nicht verscharren können. Sobald sich Maden darin ausgebildet haben, was in der warmen Jahreszeit bald geschieht, kommen sie teilweise aus ihrer schmierigen Geburtsstätte heraus, um sich im Boden zu verpuppen, und auf diesen Wanderungen werden sie eine Beute der gierig lauernden Hühner, die übrigens auch manches geflügelte Insekt erhaschen, welches herbeigeflogen kommt, um seine Eier in dem duftenden Topf abzusetzen. — Alle Wochen füllt man, um den abgegangenen Nährstoff zu ergänzen, einige Schoppen Ochsenblut nach, welches billig zu beziehen ist.

Eine andre Art besteht darin, die Würmerhecke in der Höhe anzubringen. Man nimmt aus einer kleinen Tonne den Boden heraus (bei einem Topf schlägt man ihn durch) und bringt dafür ein Gitter an mit einem Geflecht, dessen offene Zwischenräume etwa Bleistiftdicke haben, und stellt dieselbe auf ein von Schragen getragenes Brett, welches einen Ausschnitt hat, auf den man die Tonne mit dem Drahtboden stellt; man macht dann ein Wetterdach darüber und füllt das Gefäß, wie oben angegeben, worauf sich in der sommerlichen Jahreszeit bald Maden ausbilden, die dann nicht nur oben, sondern auch unten zu dem Drahtgeflecht herauskriechen, herabfallen und den Hühnern zur Beute werden.

Man stellt den Topf übrigens nicht zu sehr in eine Ecke, sondern eher etwas frei, damit sich die Maden auf ihren Wanderungen nicht zu rasch verbergen und dadurch den Hühnern entwischen können. — Die geschwänzten Maden, welche man Rattenschwänze nennt, und die von der einer Bienendrohne gleichenden Abtrittsfliege, Eristalis tenax, herrühren, kann der, welcher sich nicht ekelt und auf Madenfutter einen Wert legt, mit einem Seiher in den Sommermonaten in großen Quantitäten aus den Kloaken fischen, mit frischem Wasser mehrmals abspülen, damit sie vom Unflat gereinigt werden, und dann den Hühnern vorwerfen, welche sie mit großer Gier verzehren und sich die Kröpfe damit vollstopfen. In leicht zugänglichen Kloaken kann man oft 2 1/2 bis 3 Kilo Maden ausfischen. Doch jetzt hievon genug.

Es dürfte hier ebenfalls der Platz sein, einige Bemerkungen über manche „Hühnerbücher“ anzubringen, in welchen allen Ernstes versichert wird, daß ein „rationeller“ Betrieb der Hühnerzucht 100 Proz. einbringe. Eine solche Behauptung ist der reinste Humbug, und steht mit den Erfahrungen der Praxis in schroffem Gegensatz!!

Das eigentliche Feld, wo die Hühnerzucht hingehört und profitabel wird, sind die landwirtschaftlichen oder bäuerlichen Gewerbe; hier führen die Hühner ein naturgemäßes Leben und erfordern für Nahrung nur wenig Kosten. Von den Bauernhöfen kommen in Wirklichkeit die Massen Eier, welche der internationale Handel in immer größerer Anzahl aufweist. Der Eierhandel schafft oft das einzige

Bargeld, welches die Bäuerin für ihren Hausstand in die Hände bekommt, während der Mann von den Hühnern nicht viel wissen will. Wo dieser Kleinbetrieb ein allgemeiner ist, wie in Oberitalien, Nordfrankreich, in einigen Gegenden Englands, Deutschlands, in Ungarn, Bosnien, Bulgarien, da können noch Millionen Mark für Eier, Zucht- und Schlachthühner erworben werden. Einen gewaltigen Aufschwung hat in der Neuzeit auch der Eierhandel in Südrußland genommen. Im Jahre 1881 wurden ca. 7 Millionen Eier, im Jahre 1891 aber die enorme Zahl von über 800 Millionen Eier ausgeführt, welche größernteils nach England und Frankreich über Hamburg gingen. Wenn aber erst die Mehrzahl der Bauern Südrußlands, die Bewohner Podoliens, Bessarabiens, Chersons, Charkows, Saratows, Tauriens und anderer Provinzen für Eier- und Geflügelhandel erwärmt und durch Eisenbahnen mit Mittel- und Westeuropa in Verbindung gebracht sind, so dürfen unsre Hausfrauen hoffen, daß Eier, das Wichtigste unsrer Nahrungsmittel, nicht allzu teuer und unsre hohen Fleischpreise in etwas ausgeglichen werden.

Verfasser warnt aber bei dieser Gelegenheit ernsthaft vor jedem leichtweg gefaßten Entschluß, den Betrieb einer Geflügelzucht für Eier und Mastgeflügel in größerem Maßstabe einzurichten, wenn die Vorbedingung gleichzeitigen Landwirtschaftsbetriebs nicht vorhanden ist! Eine solche Anstalt rentiert nicht, wegen der Kostspieligkeit ihrer Einrichtung und weil man alles Futter kaufen und die nötige Bedienung teuer bezahlen muß. Dieser Betrieb ist nicht einfach, wie sich der Unerfahrene vorstellt, sondern erfordert außerordentliche Kenntnisse in der landwirtschaftlichen Oekonomie, sowie auch im kaufmännischen Betrieb, verbunden mit unermüdlicher Thätigkeit. Zu etwa 5000 Stück lebendigem Geflügel gehören außer den weitläufigen Stallungen, welche in lauter kleine Fächer für 25 bis höchstens 50 Hühner geteilt sein müssen,

1) der landwirtschaftliche Betrieb für billige Futterstoffe;
2) eine Stopfanstalt;
3) eine Pferdeschlächterei zum Bezug billigen Fleisches;
4) der kaufmännische Vertrieb für Eierhandel, denn mit der eigenen Produktion des Eierertrags läßt sich kein Großhandel betreiben, sondern dieser muß durch Zufuhr von außen verstärkt werden;
5) der kaufmännische Vertrieb für Jung- und Mastgeflügel, sowie für Bruteier von Rassehühnern;
6) Die richtige Verwertung der großen und kleinen Federn des Schlachtgeflügels, sowie der Schlachtabfälle, teils als Futterstoffe, teils zur Vermengung mit dem eigentlichen Dünger; auch die richtige Ausbeutung des letzteren selbst;
7) die Aufsicht über das Betriebsmaterial, und zuletzt die schwierigste:
8) Ueberwachung des Dienstpersonals.

Schon ein einzelner Teil dieser Geschäftszweige erfordert die angespannte Thätigkeit einer tüchtigen Arbeitskraft. Alles zusammengenommen erfordert eine außergewöhnliche Thätigkeit, die nicht jedermanns Sache ist. Ein kleines Vermögen von 20- bis 40000 Mark ist im Handumwenden verloren, wenn man den Geschäftsboden verloren hat und inmitten von einigen tausend hungrigen Hühnern und einem unverschämten Dienstpersonal steht, welches bezahlt sein will. — Deshalb sei jeder besonnene ernsthafte Mann auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche das Errichten einer Geflügelanstalt in sich birgt.

Nur mit einem Grundkapital von mindestens 180000 Mk., und mit einem Vorstand an der Spitze, der mit den nötigen kaufmännischen und ökonomischen Kenntnissen auch die nötige Arbeitskraft und Energie verbindet, kann ein solches Unternehmen reüssiren. Ueber Einrichtung einer solchen Anstalt geben wir keinerlei

Anleitung; was alles hiezu erforderlich ist, das muß sich jeder Unternehmer selbst zurechtlegen; die Besichtigung schon bestehender, gut rentierender Züchtereien wird hiebei die besten Dienste leisten. Der Platz hiezu aber dürfte nicht unter einem Hektar betragen und sollte nicht zu entfernt von einer Eisenbahn liegen.

Deshalb jedem Spekulanten, der ein solches Unternehmen plant, den ernsten wohlgemeinten Rat: Ueberlegung und Vorsicht! Auch selbst dann — wenn die nötigen Kapitalien zu Gebot stehen — beginne man nicht mit einer übergroßen Anzahl Hühner, sondern beschränke die Einleitung auf etwa ein halbes Tausend Hühner, um in der Praxis sicherer zu werden, und beherzige dabei den goldenen Spruch: „Dies diem docet! = ein Tag belehrt den andern!" Die Vergrößerung des Anwesens kann dann allmählich erfolgen und man sammelt bei weiterem Vorschreiten nützliche Erfahrungen.

Der Eierhandel

in Deutschland ist viel bedeutender, als man sich gewöhnlich denkt, denn er beschränkt sich nicht auf Deckung des eigenen Bedarfs, sondern exportiert stark in die Schweiz, nach Frankreich, Belgien. Häufig handelt es sich hier auch um direkten Export, von den Produktionsplätzen ab, durch Vermittlung von Kommissionären. Als Hauptplätze des Eierhandels gelten: Hamburg, Leipzig, Berlin, Lübeck, in der Neuzeit auch Stuttgart u. a.

Auf dem Nahrungsmittelmarkte spielen die Hühnereier mit ihrem hohen Nährwerte eine sehr wichtige Rolle. Bei dem mäßigen Preise werden Eier in allen Gesellschaftsschichten das ganze Jahr hindurch in großer Zahl konsumiert. Während nun einige Länder für den eigenen Bedarf produzieren, ja denselben weitaus nicht decken können, haben andre großen Ueberschuß und betreiben daher die Eierproduktion zu Handelszwecken. So — wie vorerwähnt — Nord-Italien, Oesterreich-Ungarn, Bosnien, Galizien, Russisch-Polen, weiterhin Süd-Rußland, besonders Podolien und Wolhynien u. a. Hier sind es besonders die Landwirte, die aus der Hühnerzucht ein Geschäft machen, denn diese Bauern haben meist größere Strecken Landes in ihrem Besitze, wovon sie einen Teil brach liegen lassen; andernteils ist auch der Boden mitunter wenig ertragsfähig, so daß der Erlös aus der Bodenbearbeitung nur ein sehr geringer ist. Hier nun muß der Eierhandel Geld ins Haus bringen. Die Bäuerin schafft sich eine größere Anzahl Hühner an, die sie meist frei umherlaufen läßt, diese suchen sich ihr Futter im Freien und bedürfen nur im Winter einigen Zusatz. Die erzielten Eier werden zu Markt gebracht und von Zwischenhändlern zum Export aufgekauft. Das sind die ersten Quellen, welche den Strom des Eierhandels allmählich füllen. Es bestehen auch — außer diesen Kleinhändlern — in großem Maßstabe angelegte Züchtereien, die aber, um sie in Betrieb zu bringen, ein größeres Kapital und vielen Fleiß erfordern, worauf wir hier wiederholt aufmerksam machen und vor unbedachten Unternehmungen mit kleinem Kapital warnen!

Wenn man die oben (annähernd) genannten ausgedehnten Ländergebiete in Betracht zieht, in denen die Eierproduktion floriert, so erklärt sich die ungeheure Menge von Eiern, die von dort aus in den Handel kommen.

Aus den russischen Provinzen (Gouvernements) wird nur exportiert, nach England wird nur importiert.

Die für die Ausfuhr bestimmten Eier werden in frischestem Zustande in leichte Strohkisten verpackt und dann auf schnellstem Wege ihrem Bestimmungsorte zugeführt. Diesem Eiertransport wird sowohl von den Beteiligten, wie auch von den Bahnverwaltungen die größtmögliche Beschleunigung zugewendet, um die Ware frisch auf den Platz zu bringen. So braucht z. B. eine Ladung Eier von

Brody*) bis Leipzig nicht mehr als 3—4 Tage zur Beförderung. Auf diese Weise kommen die Eier noch ziemlich frisch zum Konsum. Auch wird ein großer Teil der Eier in den Produktionsländern konserviert, d. h. einige Zeit in „Kalkmilch" gelegt, bis sie mit einer dünnen Kruste überzogen sind. Das sind die sogenannten „Kalkeier". In neuerer Zeit konserviert man auch in verdünntem Wasserglas. Die Zeit zum Einlegen der Eier ist vom Mai bis in den August. Dazu nimmt man nur frische gesunde Eier. Diese konservierten Eier kommen im Spätjahr und Winter zum Verkauf und haben etwas höheren Preis. Großer Schnee und strenge Kälte sind dem Eierexport hinderlich.

Unser Vaterland vermag seinen Bedarf an Eiern weitaus nicht zu decken, infolge dessen macht sich eine starke Einfuhr (teilweise nur Durchfuhr) notwendig. Die Gesamteinfuhr während der ersten 3 Monate dieses Jahres betrug: Januar 57213, Februar 30681, März 85118, zusammen 173012 Doppelzentner. An den diesjährigen Einfuhren partizipieren unter anderen:

Frankreich,	Januar,	Februar,	März	zus.	197	D.-Ztr.
Italien,	"	"	"	"	9202	"
Niederlande,	"	"	"	"	2126	"
Oesterreich-Ungarn,	"	"	"	"	101 462	"
Rumänien,	"	"	"	"	1073	"
Rußland,	"	"	"	"	58 343	"
Schweiz,	"	"	"	"	290	"

Wie aus vorstehenden Einfuhrausweisen zu ersehen, hatte Oesterreich-Ungarn an dem deutschen Eierhandel im ersten Vierteljahr den Löwenanteil. Im allgemeinen wird Rußland für späterhin noch eine stärkere Eierproduktion zugeschrieben.

Unsre heimischen, sogen. Landeier sind für den großen Konsum von geringerer Bedeutung. Die Hauptsaison für das Eiergeschäft ist Mitte Februar bis Ostern; dann von Ostern bis Pfingsten für die Salatzeit, bei schönem Wetter ungefähr bis Mitte Juli. Dann ist das Geschäft schleppend bis Oktober, wenn es kalt wird. Charakteristisch für das Eiergeschäft ist, daß eigentliche Marktlager nicht in Frage kommen, große Vorräte verderben nur das Geschäft, denn Eier müssen immer schnell und frisch verkauft werden. Mit Beginn der kälteren Witterung ist der Konsum auf die im Sommer konservierten „Kalkeier" angewiesen. Daß die „Landeier" meistens von feinerem Wohlgeschmack sind, erklärt sich durch die längere Transportdauer der vom Auslande eingeführten Eier. Auch die Verpackung und das Lagern hat Einfluß auf den Geschmack der Eier, da die Schale doch nicht dicht genug ist, um den Zutritt übler Dünste vollständig zu verhindern. Gehandelt werden die importierten Eier in Kisten zu 24 Schock (à 60) 1440 Stück. (Nach dem Leipz. Tagbl.) — Die Einrichtung einer Geflügelzüchterei zum Zweck des Eierhandels im großen ist zufolge der starken ausländischen Konkurrenz in unserm Vaterlande eine sehr gewagte und unsichere Spekulation. Vor allem andern sind bei uns Grund und Boden zu teuer und die Arbeitslöhne für die nötigen Wärter und Wärterinnen viel zu hoch. — So sehr wir dem Hühnerfreund das Halten einer kleinen Anzahl Hühner empfehlen, worunter Verfasser je nach bestehenden Verhältnissen 6 bis 25 Stück versteht, welche wenig Aufwand erfordern, sogar teilweise aus den Abfällen der Haushaltung ernährt werden können, jederzeit aber die Mühewaltung des mehrmaligen Fütterns, Reinhaltung des Stalles und Laufplatzes durch eine Person des Haushaltes ermöglichen, — ebensosehr müssen wir unbedachte Spekulanten, welche ohne nötige Kenntnisse und Erfahrungen die Ein-

*) Brody, erste Handelsstadt Galiziens an der russischen Grenze, ca. zwölf Meilen nordöstlich von Lemberg. Großer Tauschplatz zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland.

richtung einer Geflügelzüchterei im Großen anstreben, zur Vorsicht mahnen. Sobald die Zahl der Hühner einige Hundert oder gar einige Tausend überschreitet, treten ganz andere Faktoren auf, welche den Standpunkt vollständig ändern.

Italien, Ungarn, Galizien, die Länder der Donauniederungen liefern für den Händler sehr billige Eier, das Hundert von Mark 3,50 bis 4,50, im Mittel 4 Mark. Bei diesem Preis kann aber in Deutschland ein Züchter auf Eier nicht bestehen. Viele solcher leichtfertig unternommenen Anstalten sind schon bankerott geworden. Deshalb ist eine Geflügelzüchterei nur mit größter Vorsicht, mit einer Grundlage von tüchtigen Kenntnissen, bedeutendem Kapital und unermüdlicher Arbeitskraft anzufassen, was Verfasser nicht oft genug wiederholen kann!

Etwas anderes ist der Handel mit Eiern. Hier sind nur kaufmännische Routine und Fleiß vonnöten, denn Eier sind stets ein gangbarer Artikel. Grundbedingungen sind guter Einkauf und reichlicher „Ausverkauf", und der Unternehmer kann bestehen. — Weniger Risiko haben auch die Züchter, welche sich nur mit Aufzucht der Kücken oder des Junggeflügels zu Mastzwecken befassen, wie es die Züchtereien um Hamburg, die Ramelsloher und Genossen, betreiben. Auch damit ist ein Verdienst ohne großes Wagnis zu erzielen. Doch gehören zu einer solchen Züchterei gute Brutmaschinen, zu deren Beschaffung wir auf die renommierte Firma F. Sartorius in Göttingen verweisen. — Ebenso der Handel mit Eiern von Rassehühnern kann einigen Verdienst abwerfen, wenn der Verkäufer gut durchgezüchtete Rassetiere unterhält und sich dadurch — sowie durch Lieferung guter Bruteier ein Renommee und lohnenden Absatz sichert.

Bücher, welche des Nachlesens wert sind, um größeren Unternehmern einige theoretische Kenntnisse beizubringen, sind: Wegeners Hühnerbuch; Dürigen: Die Geflügelzucht; und vor allem Baldamus: Die Federviehzucht.

Das Alter der Hühner zu bestimmen,

d. h. die An- und Abschaffung der Hühner zu regeln, erfordert bei dem Züchter ein besonderes Verfahren, um mit Sicherheit die wirklich ältesten Hühner ausmerzen zu können und keine Mißgriffe dabei zu begehen. Es ist diese Aussonderung viel wichtiger und schwieriger, als man so leichthin annimmt; denn die ältern Hühner, welche im Legen nachlassen, sind in der Regel schöner im Gefieder, als gute Legerinnen, welche (noch vom Hahn stark betreten) gewöhnlich ein sehr abgenütztes Gefieder aufweisen und durch ihre Unansehnlichkeit gerade die Meinung erzeugen, als seien sie zum Abschaffen die richtigen. Es ist aber leicht, sich vor Schaden zu wahren, wenn man die Methode befolgt, die ich selbst schon viele Jahre befolge.

Man kauft seinen Bedarf an Hühnern auf einmal gegen Mitte des Monat Mai, halbwüchsige Junge samt 1 Hahn, etwa 15 Stück, in folgenden Farben: wildfarbig, schwarz, weiß, gefleckt, gelb. Dieser Kauf findet in einer der gewählten Farben (beispielsweise) im Jahre 1895 statt, im darauf folgenden Jahre, 1896, kommen die Hühner ins Legen, und sind nun 4 Jahre im vollen Wert, nämlich bis zum Jahre 1899, wo man sie dann nach Abfluß der Legezeit, etwa vom September an, allmählich in die Küche abliefert. — Um aber seinen Hühnerstand aufrecht zu erhalten, werden am Schlusse des Monat Mai 1899 wiederum 15 halbwüchsige Junge (wobei 1 Hahn) angeschafft, und zwar in einer Farbe, die von der alten verschieden ist. Obgleich diese Jungen bis zum September ausgewachsen sind, so kann durch die Farbenverschiedenheit doch kein Irrtum vorkommen. Bei dieser Methode hat man den Hühnerwechsel nur alle 4 Jahre nötig. Man merke sich übrigens das: wer einen Hühnerstand von 12 Stück für sein Hauswesen angemessen findet, thut wohl daran, sich mit 15 Stück zu versehen, denn es gehen im Laufe von 4 Jahren immer mehrere Hühner ein.

Man kann aber auch das Alter der Hühner durch Fußringe feststellen, wie solches — sehr praktisch — in der Neuzeit eingeführt ist. — Im 1. Herbst sind die Hühner 5—6 Monat alt und brauchen keinen Ring. — Im 2. Herbst sind dieselben 1½ Jahre alt und bekommen einen Ring an das rechte Bein. Im 3. Herbst sind die gleichen Hühner 2½ Jahre alt, nun versetzt man den Ring vom rechten Bein an das linke, so daß jetzt nur das linke Bein bezeichnet ist. — Im 4. Herbst sind die gleichen Hühner 3½ Jahre alt; jetzt setzt man auch an das rechte Bein einen Ring, so daß das Huhn nun an beiden Beinen einen Ring trägt. — Im 5. Herbst sind diese Hühner 4½ Jahr alt, und nun legt man an das rechte Bein noch einen zweiten Ring, so daß es deren drei trägt. — Es ist jetzt Zeit, sie in die Küche abzuliefern, da sie von nun an im Legen nachlassen. Will man aber noch weiter mit denselben fortfahren, so kommt im 6. Herbst, wo sie 5½ Jahre alt sind, auch an das linke Bein ein zweiter Ring, so daß sie dann derselben vier tragen. — Die Fußringe sind von vielen Fabrikanten angeboten und für billige Preise zu beziehen. Bei manchen Vereinen besteht die feste Bestimmung, ohne gestempelte Fußringe — welche das Alter der ausgestellten Tiere genau bestimmen — keine Prämien an Aussteller zu vergeben.

Wir setzen einige Firmen bei, von welchen Fußringe angeboten sind: Karl Irion, Rottweil a. N., Aluminium-Fußringe, welche sehr leicht sind und nicht oxydieren, für Kanarien, Tauben und Hühner. — Friedr. Eichlam in Hildburghausen, Celluloid-Geflügel-Fußringe, leicht und oxydieren nicht. — Ernst Hauptmeyer in Hannover, Aluminium-Fußringe. — A. Hentschel, Berlin, Skalitzerstraße 80, Fußringe für Hühner, Tauben und Kanarien. — Emil Lange, Lüdenscheidt, Geflügelringe in Aluminium und Neusilber, für Tauben in 3, für Hühner in 8 Größen, verschließbar und offen, sowie für Enten und Gänse. Die Ringe sind mit Jahreszahl, Nummer und einigen Buchstaben versehen. — Joh. Rödiger in Leipzig, Neuschönefeld, Clarastr. 31, Junggeflügelringe in Celluloid gefärbt, und Aluminium für Hühner und Tauben.

Das Betragen der Hühner

ist vorn zwar schon mehrfach besprochen, soll aber hier in einem kurzen Ueberblick nochmals zusammengefaßt werden. Der Hahn ist ein stolzer, mutiger und wachsamer Vogel, welcher seine Stimme bei mancherlei Veranlassungen hören läßt: die ihm zugeteilten Hühner bewacht er mit eifersüchtiger Sorgfalt gegen seinesgleichen, fällt einen Eindringling sogleich mit wütender Kampfbegier an, um ihn zu vertreiben, wenn er auch weitaus der schwächere Teil ist, und ruht nicht eher, als bis er siegreich die Walstatt behauptet oder selbst besiegt wurde. Diese Eigenschaft hat schon im Altertum die Idee zu den Hahnenkämpfen gelegt, welche Tierquälerei aber hier nicht weiter beschrieben werden soll. Auf dem Hof ist der Hahn mäßig, frißt viel weniger als die Hennen und läßt denselben jeden guten Bissen zukommen, welche er auch bei Auffindung eines solchen mit einem hastigen: „duck duck duck duck" herbeilockt. Wenn er einer Henne besonders schön thun oder sie begrüßen will, so trippelt er im Halbkreise mit einem auf dem Boden aufstreifenden gespreizten Flügel und sonderbarem Liebestanz um sie herum, und giebt ihr seine Zuneigung zu erkennen. Sieht er ein Raubtier oder sonst etwas Verdächtiges, so läßt er ein gedehntes, warnendes „grrrruü" hören, wenn die Gefahr entfernt oder nicht so dringend ist; scheint ihm der Fall gefährlicher, so warnt er mit einem hastigen „güühgückgückgück", worauf die Hühner aufmerken oder sich bei dringendem Warnen zu verbergen suchen. Manchmal begleitet er das Gackern einer Henne mit denselben, nur etwas kräftigern Tönen, gleichsam um seine Freude über das gelegte Ei ebenfalls durch Gackern kund zu geben. Sein Krähen lautet hell und kräftig:

„gickeri güü!" Man hört es zu allen Zeiten, vor und nach Mitternacht, morgens und unter Tags; auch bei Wetterveränderung. Hahnenschrei heißt im Neuen Testament die Zeit zwischen der Mitternacht und der Morgenröte, welche die Römer die dritte Nachtwache zu nennen pflegten. — Der Hahn ist schon mit 6—7 Monaten zur Fortpflanzung tauglich, seine volle Ausbildung und Schönheit des Gefieders findet aber erst nach der zweiten Mauser statt. Gewöhnlich läßt man einen Hahn vier Jahre laufen. Will man mehrere Hähne auf kleinem Raume nebeneinander laufen lassen, so müssen solche von frühester Jugend unter Aufsicht des Haupthahns aufwachsen, worauf er sie gewöhnlich später duldet; oder es müssen gleich mehrere miteinander auferzogen werden. — Einen herrsch- und raufsüchtigen Bantamhahn sperrte ich etwa 6 Wochen in einen geräumigen Käfig ein, fütterte ihn da und stellte ihn zur Beschau auf den Geflügelhof; nach dieser Zeit ließ ich ihn wieder laufen, und er wurde in Frieden aufgenommen und war selbst auch viel verträglicher geworden.

Die Henne zeigt ein geschäftiges Betragen, häufig ist sie mit dem Aufsuchen ihrer Nahrungsmittel beschäftigt, welche sie durch Aufscharren des Bodens zu erhalten sucht; so oft sie frische Stellen aufgescharrt hat, liest sie an Körnern und Insekten auf, was sich vorfindet. Um sie zu beschäftigen, habe ich oft ganze Hände voll Gerstengries auf ihre Paddelstelle (aus Sand und Asche) geworfen, und bald war kein Griesteilchen mehr zu finden. Wenn sie einen Leckerbissen erhalten hat, läuft sie damit singend fort, was ungefähr wie „gräag gräag grägrägräag" lautet, letzteres manchmal wie trillernd. Ueberhaupt hört man dieses singende Trillern öfter, wodurch sie ihre gute Laune und Zufriedenheit anzeigen. Eine große Freude zeigt sie nach dem Legen, und bekundet solche meistens durch ihr Gackern, welches „gack gack gack gack gaah-ag" lautet, wobei das gaah etwa vier Töne höher gesteigert wird und mit ag wieder fällt. Meistens wird die Henne beim Gackern auch noch vom Haushahn sekundiert, welcher mit kräftiger Stimme ebenfalls „gack gack gack gaah-ag" ruft, die drei ersten Töne in gleichen Noten, die zwei letzten gedehnt und eine Quinte höher. — Eine gute Leghenne hat lebhafte Augen, reichen Federhals, breite Brust, federreichen Hinterkörper (Quaste und Bürzel) und einen blutroten Kamm. Allzu fette Hennen legen nicht gut, deshalb sagt der Landmann von ihnen: „Sie verschmelzen ihre Eier." Auch treten bei sämtlichen Hühnern zeitweise Pausen im Legen ein, die aber gewönlich nur so lange dauern, bis das nächste Gelege am Eierstock seine gehörige Entwicklung hat, worauf das Legen wieder beginnt. Eine ziemlich allgemeine Pause tritt im Juni ein; der Landmann sagt deshalb: „Wenn der Holder blühen thut, legt die Henne gar nicht gut." Es ist dies eben eine solche Zeit, wo sich die geschwächte Legekraft regeneriert und auch am meisten Brütelust vorhanden ist. Sie ist aber, wie bemerkt, nur periodisch, und gute Hühner fangen bald wieder an zu legen.

Zuweilen findet man auch Hermaphroditen (Zwitter, Doppelgeschlecht), die der gemeine Mann bei uns Zwickdarm nennt; es sind Hühner, welche schon im ersten Jahr mit etwas schwacher Stimme krähen und dabei nicht legen; der Kamm ist gemeiniglich stark entwickelt. Sie taugen nichts auf den Hühnerhof und werden einfach in die Küche geliefert.

Wenn ein Huhn die Eier verschleppt, d. h. irgendwo ablegt, wo sie der Eigentümer nicht findet, so schiebt man demselben etwas Salz in den Legedarm, was ihm einen solchen Reiz verursacht, daß es sogleich nach dem verborgenen Ort eilt, um das Ei, das es zu verlieren glaubt, dort abzusetzen. So wird das Nest entdeckt, indem man der Henne nachgeht.

Hat ein Huhn das Laster, Eier anzupicken und zu fressen, so giebt man sich durch sorgfältiges Nachsehen Mühe, die Thäterin zu entdecken. Oder man

nimmt eine Henne nach der andern, füttert sie in einer hellen Kammer, stellt einen Nestkorb mit einigen Eiern belegt dazu, läßt jede Henne einige Tage dabei, wechselt dann mit einer andern Henne, und setzt diesen Wechsel so lange fort, bis die Missethäterin entdeckt ist, welche dann in die Küche geliefert wird. Hunde, alle Rabenarten, einschließlich der Dohlen und Elstern, gehen, wenn sie auf einem Geflügelhof freien Lauf haben, ebenfalls gern an die Eier, um sie zu fressen oder aufzupicken; was diese übrig lassen, fressen vollends die Hühner. Solche Eierdiebe müssen natürlich entfernt werden.

Die Krankheiten der Hühner

sowie des übrigen Hofgeflügels kommen teils von unreinlichen, lausigen, nicht genug Schutz bietenden Stallungen, teils auch von verdorbenem Futter, oder aber sonst von unrichtiger Behandlung her. Unreinlichkeit im Stalle ist die Wurzel der meisten Krankheiten, eine Brutstätte für Milben und anderes Ungeziefer der verschiedensten Arten, und macht den Stall zu einem Zuchthaus für die gequälten Hühner.

Das kranke Tier sitzt mißmutig und traurig mit aufgesträubtem Gefieder umher, frißt wenig oder nicht und magert sichtlich ab. Wir beginnen mit diesen Verderben und Tod bringenden Krankheiten, welche durch Milliarden von blutsaugenden Milben erzeugt werden, die leider gar viele Hühnerställe in ein Spital umwandeln.

Kalkbeine, Fußkrätze, Aussatz an den Beinen, Knollsucht, Elefantentiasis. Krätzmilben, welche sich unter die Hornhaut der Hühnerbeine eingraben und daselbst in unschätzbarer Menge vermehren, sind die Ursache dieser ekelerregenden Fußkrankheit. Die Fußschilder bekommen Borken und Knollen, werden durch krankhaft ausgeschiedene Säfte gelockert, aufgetrieben und verdickt, wie wenn Mörtel an die Beine getrocknet wäre, und bekommen zuletzt ein unförmliches widriges Aussehen. Wenn nicht beizeiten geholfen wird, breiten sich die Milben weiter aus, kommen an den Kamm und die Glocken und verursachen zuletzt das Absterben des kranken Vogels. — Man macht eine Mischung von 3 Teilen Petroleum und 1 Teil Baumöl (oder besser: Benzin), mischt sie tüchtig zusammen, und reibt die kranken Stellen lang und gründlich, von den Knien (Fersen) bis auf die Klauen hinaus, an den höckerigen Stellen am längsten und sperrt das Huhn von den andern ab. Den 2. Tag die gleiche Prozedur, dann je um den andern Tag; im ganzen wird etwa 5 bis 6mal eingerieben. Die lockern Schilder löst man ab. Diese Milbenräude ist ansteckend, deshalb sei man auch auf die andern Hühner aufmerksam. — Die Hornmilben sind jedenfalls nahe verwandt mit den Krätzmilben, Sarcoptes mutans. — Reinigung des Hühnerstalles ist geboten, weil solche Schmarotzer wandern und ein Huhn nach dem andern anstecken.

Weißer Kamm, Kammgrind, Grind, Favusgrind entsteht ebenfalls durch winzige — dem Menschenauge nicht sichtbare Milben, Dermatophagus gallinarum. Diese Milbenseuche am Kamm der Hühner ist noch gefährlicher als der Fußgrind, denn wenn nicht geholfen wird, tritt durch Abzehrung der Tod — wenn auch langsam — ein. — Kamm-, Kehl- und Ohrlappen zeigen weißliche Flecken, welche sich allmählich vergrößern und in einen dünnen weißlichen Ueberzug zusammenfließen. Dieser Ausschlag geht auch auf Kopf und Hals über, woselbst dann die Federn trocken und brüchig werden oder ganz ausfallen, während die Haut kahl und borkig wird und sich als ein weißer Schorf abblättert. Man wendet gegen dieses Uebel das gleiche Mittel an, wie bei den Kalkbeinen angegeben, sperrt das kranke Tier ab und giebt besseres Futter — weil diese Krankheit zehrt — z. B.: Gerste, Brot, Fleisch und Grünes.

Aber nicht allein Milben, sondern auch Pilzbildungen, die man mit dem Mikroskop zu suchen hat, sind gefährliche Krankheitserreger, ähnlich wie der Favuspilz, welcher Grind bei Menschen erzeugt. — Mittel gegen diese Schmarotzer: 3 Teile Erdöl, 1 Teil Benzoëtinktur; — oder gepulverter Kampfer; — später Insektenpulver; — gründlich und sicher soll eine warme 2prozentige Lysollösung kurieren, womit man kranke Stellen des Geflügels einreibt. (Siehe Schlesw.-Holsteinsche Bl. f. Geflügelzucht 1895, Nr. 9, 101.) Am besten bezieht man solche Mischungen und Salben vom geprüften Chemiker aus der Apotheke. — Häufigere Reinigung des Hühnerstalles ist dringend geboten!

Vogelmilben, Hühnermilben, Hühnerläuse, Dermanyssas avium. Tausende von Hühnern büßen in den von diesen Milben angesteckten Ställen das Leben ein. Geflügelhalter, welche ihre Hühner auf solche Weise verkommen lassen, sind Tierquäler. Bei gutem Willen und Fleiß ist dagegen sicher zu helfen. Diese Milben sind größer als Horn- und Krätzmilben, und — obgleich immer noch sehr klein, doch dem bloßen Auge sichtbar; wenn sie blutgefüllt sind, ist ihre Farbe rotbraun, wie bei den Wanzen; auch ihr Geruch ist fast so widrig wie bei diesen. Die Vogelmilben sind durch millionenfache Vermehrung die gefährlichsten Schmarotzer bei den Hühnern, sie saugen ihr Blut nicht nur äußerlich auf den nackten Hautstellen, sondern kriechen in die Nasenhöhlen und Ohrengänge samt Nebenräumen, veranlassen dadurch krankhafte Störungen und nicht selten den Tod. Am Tage verbergen sie sich — gleich den Wanzen — in den Ritzen, Spalten, Löchern der Hühnerställe und Käfige, besonders in Nähe der Sitzstangen, im Gemäuer, hinter Brettern, im Geflecht der Legekörbe u. s. w., überfallen aber bei Nacht die Hühner, wo diese auch sich aufhalten mögen, und betreiben nun ihr Vampyrgeschäft bis in den Morgen hinein.

Alle Plätze des Hühnerstalles, wo man diese Milben spürt, die sich in rotbraunen Klümpchen und Klumpen in großen Mengen anhäufen, müssen sorgfältig und tüchtig mit Erdöl durchpinselt werden. Dies wiederholt man noch 2mal, je 8 Tage auseinander, dann wird — wieder nach 8 Tagen — der Stall mit Kalkwasser gründlich ausgestrichen. Dieses ist das sicherste und billigste Mittel zur Desinfektion des Hühnerstalles und hilft für mehrere Monate. — Ein Sandhaufen unter dem Wetterdach giebt den Hühnern Gelegenheit, sich der im Gefieder zurückbleibenden Milben selbst zu entledigen.

Federläuse, Federmilben, Federlinge, Philopterus microthorax. Diese sind weniger gefahrbringend, als ihre vorgenannten Vettern, weil sich die Vögel derselben selbst erwehren können, und weil sie nur auf das Gefieder des Vogels beschränkt sind, sich auch nicht in so enormer Vielzahl vermehren. Es sind plattgedrückte Läuse, und leicht für das Menschenauge wahrnehmbar, denn sie sind so groß wie eine kleine Kopflaus. (Siehe nebenstehende, stark vergrößerte Abbildung.) — Die beste Hilfe, solche Federlinge zu vertreiben, ist die, daß man gepulverten Kampfer ins Gefieder — unter Flügel, in die Nacken- und Bürzelfedern streut; auch in die Schöpfe der Haubenhühner nisten sich diese Federlinge gern ein, was der Geflügelfreund nicht übersehen darf. Im Sandbad unter dem Wetterdach töten die Hühner auch diese Zerstörer ihres Gefieders.



Fig. 44. Federlaus.

Luftröhrenwürmer, lat. Syngamus trachealis, engl. Gapes, sind kleine weißliche Schmarotzerwürmer, welche sich in die Schleimhaut der Luftröhre zu 2 bis 12 Stück einbohren, diese entzünden und anschwellen machen, wodurch Schleim abgesondert wird, welchen die Tiere durch Niesen, Husten und Schleudern zu entfernen suchen.

Zuletzt tritt Erstickung ein, wenn man nicht hilft. Diese Schmarotzer sind schwer zu entdecken, finden sich meist nur bei Junghühnern, denen sie auch gefährlich sind; dem größern Geflügel schaden sie nur, wenn sie in sehr großer Anzahl vorhanden sind. Man stopft den Patienten zwei fein durchschnittene Knoblauchzehen ein, und stopft ebensoviel Butter nach. Dem Knoblauch wohnt eine besondere Heilkraft inne; auch vertreibt derselbe Eingeweidewürmer.

Bandwurm, Taenia (Bothriocephalus) avium, sowie der Fadenbandwurm, Taenia filum, deren Dasein man in den Abgängen des damit behafteten Geflügels findet. Man stopft den Patienten einige kleine Wurzelstückchen des gemeinen Farrenkrautes, Aspidium filix mas (in jeder Apotheke erhältlich) ein, welches ein vortreffliches Mittel wider Bandwürmer, auch bei Menschen, ist. Ein kräftiger Absud von Granatwurzel thut die gleichen Dienste. Man schüttet dem Patienten mittels eines Kölbchens etwa den Inhalt zweier Eßlöffel voll ein.

Der Pips, Katarrh, Schnupfen, Luftröhrenentzündung, Diphteritis. Dies Uebel, welches je nach dem Grad seines stärkern Auftretens verschiedene Namen führt, ist eine Entzündung der Schleimhäute des Gaumens und der Atmungsorgane, wobei auch die Schlingorgane notleiden. Die krankhaften Stellen sind schmerzhaft und angeschwollen, die Farbe des Rachens ist blaß, aus den Nasenlöchern dringt Schleim, weil sich Ausschwitzungen an den leidenden Teilen bilden, öfters sind auch die Augendeckel wässerig aufgeschwollen. Dieser Krankheit ist im ersten Stadium abzuhelfen, wenn sich der Pfleger den Schleimwaschungen mit Geduld und ohne Ekel unterziehen kann. Man stopft dem Patienten 25 bis 40 Gramm in längliche Würfel geschnittene Butter, Speck oder Schmalz ein, darauf eine mehrfach durchschnittene Zehe Knoblauch, und wiederholt dies täglich 2-, in schlimmen Fällen 3mal. Während der Kur unterhält man das Tier an einem trockenen warmen Platz. Das Futter ist altbackenes, in Milch erweichtes Weißbrot, etwas Gerste und viel Grünes.

Ist die Krankheit weiter vorgeschritten, was man an dem stärkeren rotzigen, gelblichen Schleimfluß, dem aufgedunsenen Kopf und Augendeckeln und der Appetitlosigkeit bemerkt, so wäscht man den Schleim sorgfältig mit einem weichen Schwämmchen vom Kopf und aus dem Rachen ab, stopft Speck — in Jalappenpulver getaucht — ein, und läßt vorerst den Knoblauch weg, welcher erst eine Stunde später nachgestopft wird. Ist der Schleimfluß zäh, eiterartig, so giebt man dem Huhn einen Kaffeelöffel voll Baumöl ein. Eine halbe Stunde später 2 Eßlöffel voll reines Wasser. Im vorgeschrittenen Krankheitsstadium kann man Ricinus- statt Baum- oder Mohnöl einschütten. Viel klein zerschnittenes Grünzeug unterstützt diese Kur wesentlich. Zum Abwaschen der Schleimteile um Gesicht, Naslöcher und aus dem Schnabel benützt man ein weiches Schwämmchen und laues Wasser, in das man einige Tropfen Creolin-Pearson träufelt, wodurch das Wasser ein milchweißes Aussehen erhält. Statt Creolin thut's auch Tanninlösung. Zu diesen Waschungen ist vonseiten des Pflegers viele Geduld nötig; auch ist sehr zu raten, jedesmal nach der Waschung die Hände abzuseifen. Es ist jedoch Aussicht vorhanden, die erkrankten Hühner zu retten.

Allen Tierfreunden aber lege ich ans Herz, das Abschinden des weißen Zungenhäutchens mit allen Kräften zu verhüten, welches leider noch sehr allgemein als Heilmittel wider den Pips verbreitet und eine rein nutzlose Quälerei ist. Ein bei mir dienendes Landmädchen, welches sich viel darauf zu gute that, den Pfipfes (so heißt die Krankheit in Schwaben) nehmen zu können, war immer mit diesem Zungenschälen bei der Hand, und ich ließ sie gewähren, so lange ich selbst nichts Besseres wußte. Das Zeichen des Pfipfes war nach ihrer Meinung eine „weiße Zunge“.

Nachdem ich jedoch bei einer Visitation der Hühnerzungen fand, daß alle weiß waren (besonders die untere Zungenhaut), auch bei den notorisch gesunden Hühnern, teilte ich dies der Hühnerdoktorin mit, welche erschrocken ausrief: „Herr Jeses, jetzt haben ja alle den Pfipfes, den will ich gleich lösen!" Dagegen legte ich nun ein ernstes Veto ein, wurde von da an nachdenklicher und aufmerksamer und habe bis zur vollen Gewißheit die Ueberzeugung erlangt, daß das Ablösen der Zungenhaut dem Huhn den Pips so wenig kuriert, als einem Menschen durch Abziehen der Zungenhaut der Katarrh vertrieben werden kann. Darum fort mit solchen gedankenlosen Qualkuren!

Durchfall, Diarrhöe, Ruhr, Dysenterie, Cholera. Häufige, wässerige, übelriechende Abgänge, welche dem Huhn die Federn des Afters besudeln und dieselben verkleben, wobei in den Abgängen zuletzt sogar Blutstreifen bemerklich werden, sind Anzeichen des Durchfalls. Man stopfe dem Huhn 6 weiße Pfefferkörner ein, darauf einige Stückchen Speck, je von Mandelgröße, und eine Viertelstunde darauf 10 gr weiße arabische Gummikörner, denen man einen Löffel voll reines Wasser nachgießt. Läßt der Durchfall nach, so giebt man nur noch arabischen Gummi mit Wasser; wo nicht, so setzt man wieder Pfefferkörner bei. Als Futter giebt man halbgekochten Reis, altbackenes Brot in Milch erweicht, und später Fleisch, aber vorerst kein Grünes.

Ist der Durchfall epidemisch, so sondert man die kranken Tiere ab, und unterwirft sie sämtlich obiger Behandlung. Starke Sonnenhitze ohne Schutz, stinkendes Wasser, verdorbenes vielleicht schädliches Grünzeug sind die Ursachen dieser Durchfälle.

Nun gilt es aber, die Rekonvaleszenten von dem schmierigen Aftergefieder wieder zu befreien. Vorerst wäscht man die verklebten Afterfedern mit warmem Wasser reinlich ab, trocknet sie mit Hilfe eines Tuches so gut es nur immer geht, dann kämmt man die Federn mit einem weiten Kamm gut auseinander, damit sie vollends rasch abtrocknen, und läßt die Tiere an warmem Platz — womöglich in der Sonne — frei auslaufen, womit die Kur ein Ende haben sollte. Wenn sich aber die Afterfedern nicht ordnen lassen, sondern aufs neue beschmutzt werden, so werden solche mit einer Schere soweit um den After beschnitten, als der Pfleger es für nötig erachtet, und dann wieder ausgekämmt.

Vorfall des Legedarms. Es ist dies ein fataler Umstand, der schwer legenden Hühnern zuweilen begegnet. Der Legedarm tritt in den After und aus diesem heraus, entzündet sich und führt den Tod herbei, wenn dem kranken Huhn nicht geholfen wird. Man erwärmt süße Milch gut lauwarm (auf 30 Gr. R.), taucht ein zartes Schwämmchen oder leinenes Fleckchen darein, und bäht den vorstehenden Legedarm so lange damit, bis dem Huhn die Kraft wiederkehrt, denselben einzuziehen; auch helfe man durch sanftes Einschieben nach. Wer keine Milch hat, nehme warmen Kamillenthee, oder auch nur warmes Wasser. Man vermeide aber Essig, Salz, Seife oder sonst reizende kalte Mittel, welche dem armen Tier nur nutzlose Schmerzen verursachen. Man suche nachher auch durch kräftige Fleischfütterung dem Huhn aufzuhelfen.

Legen schalloser Eier. Schwerlegen großer Eier. Die Legerin schleicht aufgeblähten Gefieders umher, läßt die Flügel hängen, wird zuletzt matt und hinfällig, und verendet gewöhnlich ohne Hilfe. Bringt das Huhn seine Schwergeburt — ein schalloses oder allzu großes Ei — zu Tage, so wird es sofort wieder munter. — Man schüttet als Hilfeleistung einen Löffel voll Mohn- oder Baumöl ein, oder klistiert mit kleiner Spritze solches Oel in den Legedarm. Dasselbe Experiment kann man auch mit den geölten Fasern einer Feder versuchen. Darnach wickelt

man das Huhn bis an den Kopf ein und setzt es auf eine Wärme-(Bett-)flasche, welche auf 32 bis 34 Gr. R. erwärmt ist. Gewöhnlich hilft dieses Verfahren, ohne jedoch die Hühner gänzlich zu kurieren, weil sich das Uebel gern wiederholt. Den Legerinnen schalloser Eier giebt man phosphorsauern Kalk, d. h. gestoßene Eierschalen, soviel sie nur immer fressen mögen. Eine Legerin von übergroßen Eiern — die man am Leben zu erhalten wünscht — entfernt man vom Hahn, giebt zum Futter sehr viel Grünes, auch alle 2 Tage einen Kaffeelöffel voll Ricinusöl als mildes Purgiermittel.

Lähmung der Füße, Rheumatismus, Krampf, Gicht sind nicht selten beim jungen Geflügel, und kommen meist von Erkältungen, besonders vom Naßwerden her. Schwäche in den Beinen, Niedersinken auf den Bauch, Zusammenziehen der Klauen, kennzeichnen dieses Uebel. Einstopfen von 1 bis 6 weißen Pfefferkörnern, deren Zahl sich nach dem Alter und der Größe des Huhns richtet. Auch wasche man die Füße in lauwarmem, mit Branntwein gemischtem Wasser, und gebe den Patienten unter das Futter viel gestoßene Eierschalen (phosphorsauren Kalk). Das Futter für diese Schwächlinge bestehe in Zusatz von hartgekochten Eiern, Fleisch und Hirse.

Fußsohlen- und Zehengeschwulst. Man bestreiche die Geschwulst zwischen und unter den Zehen mit einer Mischung von 3 Teilen Petroleum und 1 Teil Baumöl.

Harter Kropf oder Hängekropf. Er entsteht durch Ueberfressen von Körnerfutter jeglicher Art. Wenn dann das Tier trinkt, so schwellen naturgemäß die Körner auf und dehnen den Kropf dermaßen auf, daß seine Funktionen gestört und die Ausgangsöffnung in den Magen versperrt ist. Man giebt dem Patienten 1 oder höchstens 2 Löffel voll lauwarmen Wassers ein, knetet die Körner im harten Kropf sanft und geduldig nach unten, wodurch ein Teil in den Magen geleitet und verdaut wird. An den Exkrementen bemerkt man dies. Man fährt nun weiter mit Einschütten von warmem Wasser und Kneten des Kropfes fort und wiederholt dies einige Stunden ohne die Geduld zu verlieren, bis dem Patienten dadurch geholfen und der überfüllte Kropf wieder entleert ist.

Luftkropf. Der Kropf ist weich und aufgetrieben, man fühlt einen wässerigen Inhalt. Man schüttet dem Patienten einen, höchstens zwei Eßlöffel in warmem Wasser aufgelöstes Glaubersalz ein, eine halbe Stunde später einen Löffel voll Ricinusöl. Man kann auch das Tier bei den Beinen halten, den Kopf nach unten hängend, und sucht nun die Flüssigkeit im Kropf nach dem Schnabel zu kneten und zu drängen, worauf sich der Kropf auch meist entleert. Darnach wird der Patient ohne Futter — nur mit Trinkwasser versehen — einen Tag eingesperrt. In das Trinkwasser kann man ein wenig Salicylsäure oder Alaun (1 zu 300) mischen, und giebt nachher eine Zeit lang nur altbackenes, mit Wasser aufgeweichtes Brot zu fressen. Luftblasen unter der Haut sticht man auf, wenn obige Mittel nicht helfen.

Zu Operationen, wie Aufschneiden und Zunähen des Kropfes, rate ich einem Laien niemals, denn solche — von ungeübten Händen ausgeführt — gehören in den Bereich der Tierquälerei.

Beinbrüche an Füßen oder Flügeln. Ein gebrochener Lauf wird zwischen zwei etwas ausgehöhlte Hölzer (zur Not auch zwischen Pappendeckel) gebracht, worin das Fußrohr paßt, mit dickem Wollgarn oder dünner Schnur mäßig fest umwickelt, mit Leim oder arabischem Gummi getränkt und das Tier solange an eine finstere Stelle gebracht, bis der Klebestoff gut trocken ist. Die Heilung dauert 18 Tage; während dieser Zeit kommt der Patient in einen Verschlag oder in eine

Kammer, wo er ohne alle Störung seine Kur durchmachen kann. Futter nebst frischem Wasser wird täglich auf eine Weise gegeben, welche das Tier nicht beunruhigt. Nach 18 Tagen hält man den Fuß in lauwarmes Wasser, damit sich der zusammengeklebte Verband lösen lasse, die Schnur wird behutsam abgewickelt, die Schindeln werden abgenommen und der Vogel wieder in seine gewöhnlichen Verhältnisse gebracht. — Gebrochener Schnabel, oder nahe am Leib gebrochene Flügelknochen lassen sich nur äußerst schwer behandeln, sind meist tödlich oder hinterlassen schwere Verkrüppelungen; daher ist es nicht zu tadeln, wenn das Tier der Köchin überliefert wird. — Die äußern Gelenke der Flügelknochen heilen von selbst an, wenn der Patient einige Zeit in ruhige Verhältnisse gebracht wird; die Folgen sind aber gewöhnlich Hängeflügel. — Bei andern Verletzungen, welche nicht tödlich sind, schneidet man die Federn kurz um die Wunde ab, damit sich diese nicht verkleben, reinigt sie mit Hilfe eines weichen Schwämmchens, streicht mit einer Feder den Saft des Schmalblätterigen Wegerichs, Plantago media, (auch Spitzwegerich genannt) darauf, oder Collodium, oder auch gar nichts, und überläßt das Tier an ruhiger Stätte bei gutem Futter getrost der Heilkraft seiner Natur.

Man vermeide aber sorgfältig alle Salbadereien mit Oel, welches dem Vogel die Federn besudelt, dieselben feucht hält und Kälte verursacht, deshalb dem Tiere unleidlich ist und mehr schadet als nützt.

Das Rupfen und Federnfressen sind zwar keine Krankheiten, aber unleidliche Unarten; in kleinen Höfen oft so stark betrieben, daß dem Hühnerhalter der ganze Geflügelstand entleiden kann. Sie rupfen einander oft so stark, daß Kopf, Kehle, Nacken und Hals kahl werden, echte Nackthalshühner. Wie manche Hühner die Manie haben, unverdauliche Gegenstände, wie Federn, Moos, Heu, Papier und ähnliches zu verschlingen, so artet dieselbe zeitweise in der Langeweile dahin aus, daß sie Federn, und noch lieber: blutige Federn fressen, wie zuweilen die Kanarienvögel und Papageien auch thun, so daß oft ganze Platten des Körpers kahl gerupft sind.

Um diesem Unfug, durch welchen die Hühner sehr entstellt werden, ein Ende zu machen, schafft man die Rupferinnen einfach in die Küche. Wenn man solche Hühner schonen will, so bringt man sie auf einen geräumigen weiten Hühnerhof, wo sie freien Auslauf haben und die Unart möglicherweise wieder vergessen. — Bei Papageien, welche sich selbst rupfen, werden die Federn mit bitterer Aloëtinktur bestrichen, vielleicht möchte das Mittel auch bei Hühnern helfen. Sicherer aber als Aloëtinktur hilft bei Papageien das Verabreichen von Grünzeug, indem man so vielerlei Sorten von Löwenzahnköpfen, Hühnerdarm, Kreuzkraut, Obst, Beeren, insbesondere ganze Zweigbüschel von allen möglichen Strauchgewächsen und Bäumen vorlegt, daß sie vollauf zu nagen und zu arbeiten haben, und zuletzt einen Ekel vor dem Federfressen bekommen. Dann sind sie für immer kuriert. Das gleiche Mittel dürfte möglicherweise auch bei Hühnern und Kanarien helfen.

* * *

Schädliche Pflanzen und Stoffe für die Haus-Hühner sind und sollen sein: Kaffeebohnen, Kaffeesatz, bittere Mandeln, Maiblumen (?), Buchs, Taxus, Petersilie (?).

Das innerliche Anwenden von Terpentinöl, Salmiak, Creolin, Schnupftabak, Wein, Branntwein, unterlasse man in allen Fällen, weil nie ein guter Erfolg davon

zu hoffen ist. Auch Salz ist der Hühnernatur zuwider und darf nicht — wie bei den Tauben — als Heilmittel verwendet werden. — Dagegen sind gesunde und heilsame Zugaben: Knoblauch, zerkleinerte Zwiebeln, Zwiebelröhrchen, Schnittlauch, Hühnerdarmkräuter, die verschiedenen Wegerichpflanzen, Boragen und besonders Kopfsalat und Kresse. Dem fügen wir noch bei: alle eßbaren Wald- und Gartenbeeren.

Bei allen Krankheiten aber unterstütze man die Kur mit gutem Futter, frischem Wasser, trockenem Wassersand zum Paddeln, insbesondere Reinhaltung des Stalles, Sonnenwärme und frischer Luft, welche zusammen gewöhnlich bessere Dienste leisten, als die Anwendung der Arzneimittel selbst. Und nie vergesse der wirkliche Geflügelfreund im Sommer gegen die Milbenplage auf der Hut zu sein und rechtzeitig abzuhelfen. Meistens sind es nicht Seuchen, welche das Geflügel hinwegraffen, sondern diese kleinen Blutsauger, welche ihr unheimliches Wesen zum größten Nachteil unseres Geflügels im Finstern treiben!!

Interessant und wichtig ist eine Erörterung des Herrn Sanitätstierarztes G. Braun in Insterburg über die Behandlung der Geflügel-Diphtherie mit Heilserum*), welche der Verfasser jedem Interessenten zu aufmerksamstem Nachlesen empfiehlt. Siehe Allgem. Deutsche Geflügel-Ztg. Leipzig, 19. Dez. 1894, Nr. 51, S. 409.

Familie Fasan.

Edelfasan, Phasianus, *Linné* 1748.

Euplocomus, *Temm.* 1815; — Thaumalea, *Wagler* 1827; — Nycthemerus, *Sws.* 1834.

Läufe, Zehen und Nasenklappen nackt; der Schnabel ist mittellang, mehr als die Hälfte der Kopflänge erreichend, ziemlich niedrig, mit nicht starkem doch scharfem Haken; die Nasenlöcher ritzförmig, seitwärts nahe der Stirn, oben mit einer gewölbten Haut bedeckt; die Wangen und Augenkreise sind nackt, mit Wärzchen bedeckt; ein schmales Befiederungsband verbindet die beiden Schneppen über und unter dem Nasenloch und begrenzt die nackte Wange; Füße etwas hoch und ziemlich stark, glatt, beim Männchen hinten ein wenig unter der Mitte des Fußrohrs mit einem kleinen, kegelförmigen Sporn; der Lauf nackt, vorn zweizeilig beschildet, hinten getäfelt, seitlich genetzt; die 3 Vorderzehen bis zum ersten Gelenk durch zwei Spannhäute verbunden; die kleine Hinterzehe etwas höher gestellt; die Krallen stark, scharfkantig; die Flügel kurz, stumpf, muldenförmig gewölbt, die 5. oder 6. Schwinge die längste; der Schwanz lang, keilförmig, sehr abgestuft, aus 18 Federn bestehend, von denen die mittelsten gewölbt, beim Silberfasan dachförmig zusammengeklappt sind.

Es sind sehr schöne mittelgroße Vögel; die Männchen durch einen reichen Farbenschmuck und besondere Kopfzierden vor den einfach und düster gefärbten Weibchen ausgezeichnet. Die Mauser ist einfach. Sie bewohnen die warmen Länder, sind dort Standvögel, halten sich in Wäldern und buschreichen Gegenden auf, wo sie meist unter dem Schutze der Pflanzen auf dem Boden leben, und sich gewöhnlich

---

*) Erzeugt durch künstliche Züchtung der Bazillen (Spaltpilze), welche die Krankheitserreger vieler gefährlicher Seuchen sind.

nur des Nachts auf Bäume begeben, um daselbst zu schlafen. Sie laufen schnell, scharren viel im lockeren Erdreich, fliegen schwerfällig und nicht gern weit, sind an ungestörten Plätzen von Natur aus nicht sehr scheu, werden es aber durch Verfolgung, und sind nur bis zu gewissem Grade zu zähmen, aber ziemlich leicht zur Fortpflanzung zu bringen.

Ihre Nahrung besteht aus Körnern, Sämereien, Beeren, grünen Kräutern, Insekten und Würmern. Die Männchen leben in Vielweiberei und haben eine besondere Balzstimme. Für die Gesamtfamilie (Phasianidae) zählt Dr. Reichenow etwa 90 Arten in 14 Gruppen; für die engere Familie (Phasianinae) 56 Arten in 7 Gruppen, wozu auch unser Hausgeflügel gehört. Wir beschreiben hier nur die drei bekanntesten Fasanen-Arten, deren Pflege auch für die selteneren Arten maßgebend ist.

Der Kupferfasan, Phasianus colchicus, *Linné*.

Edelfasan, Fasan, Phasan, Fasanenvogel, Brauner, Böhmischer Fasan. — Phasianus, alte Autoren; — Ph. vulgaris, *Ray*; Ph. colchicus, *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.*; *Br.* 1793; *Naum.* 1833; *Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Ph. marginatus, *M. & W.;* — Ph. torquatus, Var., *Temm.* 1815; — Ph. pallidus, Var., *Br.* 1855.

Kennzeichen. Männchen: Kopf und Hals dunkelblau mit grünem Schimmer; Körper rotbraun; die Rücken- und Schulterfedern sind in der Mitte schwarzgefleckt, und in diesen Flecken ein pfeil- und hufeisenförmiges weißes Zeichen; die flachen Schwanzfedern haben viele abgestutzte schwarze Querbänder. Weibchen: Kopf und Oberleib schwarzbraun, mit rotgrauen und weißgrauen Federrändern; Vorder- und Seitenhals hellbraun und schwarz bandiert. Unterleib rötlich, aschgrau gewässert. Füße graublau.

Länge 79 cm, wovon der Schwanz 52 cm wegnimmt, die äußerste Schwanzfeder aber so kurz, daß sie kaum 15 cm mißt; Flügelbreite 79 cm, Schnabellänge 3 cm, Höhe des Laufs 6,6 cm. — Ganze Länge des Weibchens samt dem Schnabel 61,2 cm. — Das Männchen kommt in der Größe einem mittelmäßigen Haushahn, das Weibchen einer kleinen Haushenne gleich. Gewicht des Hahns wechselt von $2^1/_2$ bis über 3 Pfund. Die Henne ist kleiner und leichter.

Beschreibung. Das alte Männchen ist ein ausgezeichnet schöner Vogel; alle kleineren Federn haben einen prächtigen Metallschimmer von Goldfarbe, Kupferrot und Rotviolett; die dunklern Federn schimmern blaugrün und purpurn; die Federn des Halses sind wie mit der Schere beschnitten, schuppenartig; an den Seiten des Hinterkopfes stehen Federbüschel, welche wie kurze Hörner aufgerichtet werden können. Der Oberkopf ist grünschwarz; die Ohren schwarz; das Genick goldgrün; zwei Drittel des Halses blauschwarz; der übrige Teil des Halses samt Brustseiten rostrot, mit scharfen samtschwarzen Säumen; Schultern und Rücken sind kupferrot, mit schwarzen Bogen- und weißgelben Pfeilflecken; die Bürzelfedern sind kupferrot; die 18 spitzig zulaufenden, stufenweise abnehmenden, ein Dach bildenden Schwanzfedern sind gelbbraun, mit schwarzen Tüpfeln, Spritzern und Querbändern; Unterbrust nebst untern Schwanzdeckfedern sind braunschwarz; die Schenkelfedern sind dunkelbraun, gelbbraun gemischt; die Afterfedern hellbraun. Die Flügeldeckfedern sind braun, mit kupferroten Seitenstreifen, schwärzlich und gelbweiß gefleckt und gezackt; die Schwingen bräunlich, gelblichweiß und schwärzlich gefleckt und gebändert.

Das Weibchen ist viel einfacher gefärbt und hat an den Füßen keinen Sporn. Der Kopf ist hellbraun, braun und schwarz gefleckt; die Kehle bräunlichweiß; der Hals hellbraun, rötlichbraun gefleckt, mit schwarzen Mondflecken; der Rücken rost-

braun, schwarz gefleckt, mit weißlichen Schaftstrichen; die Schwingen sind braungrau, mit grauweißen Querflecken; Brust und Seiten sind blaßrotbräunlich, mit schwarzen, nierenförmigen Flecken und schwarzgrauen Punkten; der Schwanz ist hellbraun, mit schwarzen Querbändern und dunklern und hellern Spritzern. Die kahle Stelle ums Auge ist kleiner und fleischrötlich. — Sehr alte Hennen, die aber nicht mehr legen, bekommen ein Gewand wie das der Hähne, doch sind sie an dem blassen Rot des Augenflecks, an den kleinen Sporen und an den kurzen Ohrenfedern immer noch zu erkennen. — Die unvermauserten Jungen sehen der Mutter ziemlich ähnlich; man kann die Männchen durch den stärker angezeigten Sporn, die größern Augenflecke und eine etwas rotbraunere Färbung von den Weibchen unterscheiden, was aber einen genauen Beobachter erfordert. — Im Dunenkleid sind alle oberen Teile gelblich, rostfarben und bräunlich gemischt, mit 3 braunschwarzen Längsstreifen; die Stirne ist dunkelrostgelb; hinter dem Ohr steht ein schwarzes Fleckchen; der Unterleib ist weißgelb. Das Schnäbelchen ist rötlich-, die Füßchen gelblichweiß.

Der Schnabel ist stark, vor der Stirn läuft er schmal in diese, und hier liegen auf beiden Seiten die ovalen harten Deckel, welche an ihrer untern Kante einen Ritz für die Nasenlöcher offen lassen; er ist beim Männchen hell bräunlichgelb, beim Weibchen braungrau; das Auge ist erst hellbraun, dann gelbbraun, im Alter lebhaft rostgelb; die kahle Stelle ums Auge nimmt beim alten Männchen fast das ganze Gesicht ein, ist hochrot, im Frühjahr am feurigsten; beim Weibchen und dem jungen Vogel hat diese Hautstelle einen geringeren Umfang und ist viel heller rot gefärbt, nur fleischrötlich; die Füße sind mißfarbig, graubräunlich oder graulich hornfarben, in der Jugend bleifarbig mit gelben Sohlen.

Der Gemeine Fasan ändert in Tiergärten ziemlich häufig nach zwei Hauptrichtungen ab. Die erste Abänderung ist der Halsbandfasan, Ph. c. torquatus, *Gmelin;* in Ost-Sibirien, an der Mündung des Ussuri in den Amur ist der Halsbandfasan gemein. Das Männchen hat einen regelmäßigen weißen, breiten Ring um den Hals; ist zugleich auch sonst etwas heller, wegen des mehr vorherrschenden, einen Teil der dunklern Zeichnung verdrängenden Rot. Die Eier dieser Rasse haben eine mehr aschgraue Grundfarbe, welche zuweilen auch schmutzigweiß marmoriert ist. — Die zweite Abänderung ist der in allen Kleidern blässere Isabellfasan, Ph. c. subalbidus, *Naum.* Das Männchen wie gewöhnlich, jedoch oben der lichte Grund überall weit heller von einer eigentümlichen, sehr hübschen Isabellfarbe, fast ohne Glanz, die Zeichnung bloß schwärzlich; unten der Grund hell schmutzig ockergelb. Die Weibchen und Jungen gleichfalls heller, der Grund ins Weißliche fallend. Beide Abänderungen sind erblich, wenn man gleiche Paare zusammengiebt, bei Vermischungen mit gewöhnlich Gefärbten fällt die Mehrzahl nach der Färbung der Mutter aus. Die Edelfasanen paaren sich ziemlich leicht mit Verwandten und ihre Jungen sollen fortpflanzungsfähig sein, was aber noch festzustellen ist.

In zoologischen Gärten und auf den Höfen einzelner Liebhaber findet man noch andere nahestehende Arten, von denen wir folgende erwähnen: Der Buntfasan, Ph. versicolor, *Gray.* Der Sömmeringfasan, Ph. Sömmeringii, *Gray.* Der Königsfasan, Ph. Revesii oder veneratus, *Gray.*

Auf den Hühnerhöfen erhält man folgende Bastarde: 1) den Puterfasan, Ph. c. gallopavonis, Bastard vom Fasanhahn und der Truthenne; 2) Siberfasanbastard, Ph. c. Nycthemeri, vom Silberfasanhahn und der Fasanenhenne; 3) Goldfasanbastard, Ph. c. picti, vom Goldfasan und der Fasanenhenne; 4) Haushuhnfasan, Ph. c. galli, vom Fasanhahn und dem Haushuhn. — Diese Bastarde kann man erziehen, wenn die Eltern jung miteinander aufwachsen und nachher paarweise zusammengegeben werden. Die Fortpflanzungsfähigkeit solcher Hybriden ist noch nicht festgestellt.

Außer den angeführten Bastarden findet man auch Ausartungen: 1) Weißbunte, welche an ihrem Gefieder mehr oder weniger weiße Federn haben, oft in sehr regelmäßiger, schöner Verteilung. 2) Reinweiße oder Kackerlacken. Diese seltene Spielart sieht sehr schön aus, besonders stechen am Männchen die hochroten Augenkreise prächtig ab. 3) Blasse, d. h. weißlich mit sehr matter Zeichnung; sie sind aber sehr selten.

Sein ursprüngliches Vaterland ist in Asien vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis zur jenseitigen Grenze von China, südlich bis Tangut und Persien; nordwärts so weit, als im Winter offener Boden bleibt und die Gewässer nicht frieren. Er ist häufig in der Mongolei, der südlichen Kirgisei, am Aralsee, besonders am Fuße des Kaukasus an den bewaldeten Flußufern, so namentlich am Flusse Phasis, der ihm zu seinem Namen verhalf. Nach Griechenland wurde er frühzeitig eingeführt, und zwar der Sage nach durch die Argonauten, welche auf ihrem abenteuerlichen Raubzuge nach Kolchis (jetzt Mingrelien) am Kaukasus, wo sie „das goldene Vlies" holten, auch diesen Vogel mitbrachten. Von dort kam er zu den Römern nach Italien und verbreitete sich allmählich über den europäischen Kontinent und manche Inseln, wo er sich nun eingebürgert hat; in rauhen Gegenden wird er unter menschlicher Fürsorge in Parken gezüchtet, teilweise aber, namentlich in den milderen Staaten Europas, ist er wild, so am Rhein, in Ungarn, Oesterreich, Schlesien und Böhmen. In den Auwäldern der Umgegend bei Wien lebt er sehr zahlreich. — Er ist ein Waldvogel, liebt als solcher die milden Laubwaldungen, wenn sie mit einzelnen Nadelholzpartien vermischt sind, grasreiche Plätze, dichtes Unterholz mit viel beerentragendem Gesträuch haben, von irgend einem Gewässer durchzogen sind, und an fruchtbare Aecker und Wiesen grenzen, auf denen sie gerne Aesung suchen. Er hält sich stets auf dem Boden auf, wo er im Gebüsch und im Gras in der größten Stille herumschleicht und von einem Busch zum andern Nahrung sucht; besonders sucht er das dornige Pfriemenkraut Genista spinosa, *L.*, der Sicherheit wegen auf. Selten fliegt er bei Tag auf einen Baum, seine Nachtruhe hält er aber immer auf den starken Aesten eines solchen. Wo es keine Bäume giebt, d. h. in Strauchwildnissen, übernachten sie auf irgend einem Busche oder einem niedergetretenen Pflanzenbüschel. Im Herbste, wenn das Laub fällt, hat er Trieb zum Umherstreichen, ohne daß er übrigens deshalb ein wirklicher Strichvogel wäre.

Zur Zeit der Fortpflanzung, gegen Ende März, versammelt der Hahn seine Hühner um sich, deren etwa sechs bis neun sein mögen, indem er sich denselben durch Krähen (Balzen) anzeigt. Während dieser Zeit ist er sehr streitsüchtig und bekämpft seine Nebenbuhler mit solcher Heftigkeit, daß nicht selten die Walstatt mit Blut genetzt, mit Federn bedeckt wird. Die Stellungen und Gebärden hierbei gleichen denen der Haushähne. Diese Balzzeit dauert den ganzen April und Mai hindurch, und man hört besonders in den Morgenstunden das Krähen der Hähne. Um das Brütegeschäft selbst bekümmert sich das Männchen nicht. Die Fasanenhenne sucht für ihr Nest ein ruhiges Plätzchen, oft sehr verborgen im geschlossenen Dickicht, oft freier unter niedern Sträuchern, zwischen Pflanzengestrüpp, im Gras, im Klee, im Getreide oder auf Aeckern, welche dicht mit Gewächsen besetzt sind, und macht in eine kleine Vertiefung des Bodens ein Geniste von Pflanzenstengeln, Halmen, Reiserchen, Moos oder Laub. Es ist immer gut versteckt und enthält 8 bis 15 Eier, welche nicht ganz so groß wie Hühnereier sind. Diese Zahl kann man bei zahmen Hennen bis auf 25 steigern, wenn man die Eier bis auf eins oder zwei wegnimmt. Sie legt einen Tag, auch zwei Tage hintereinander, und setzt dann wieder einen Tag aus, nämlich in Zwischenräumen von 38 bis 48 Stunden, wie die Haushühner. Diese Eier messen durchschnittlich 48 + 37 mm; sie sind etwas kurz, selten etwas

gestreckt; ihre Farbe ist graulich olivengrün, heller oder dunkler, etwas mehr ins Bräunliche oder Grünliche ziehend, mit ziemlich lebhaftem Glanze. Die Schale ist mäßig stark, feinkörnig mit kaum sichtbaren Poren. Ihre gesättigt graugrünliche Grundfarbe unterscheidet sie von allen verwandten Arten. Die Eier der Ringfasanen unterscheiden sich durch eine mehr in das Aschgraue gehende Grundfarbe, die zuweilen auch schmutzigweiß marmoriert ist. Sind die Eier mit kleinen dunkeln Pünktchen besprengt, so ist dies ein Beweis, daß Ungeziefer vorhanden ist, welches seine Exkremente auf die Schale absetzt; es ist dann der Bruthenne durch Einstreuen von persischem Insektenpulver zu helfen, oder auch durch behutsames Bestreichen des Nackens, der Kehle, der Unterflügel, des Bürzels und des Unterschwanzes mit Petroleum. — Man hat die Eier hauptsächlich im Mai zu suchen. — Die Brütezeit ist etwas länger als bei unsern Haushühnern, nämlich 25 Tage, und einen Tag werden noch die ausgeschlüpften Jungen bebrütet. Diese sind sehr zart und gegen die Nässe ungemein empfindlich; daher nimmt sie die Mutter noch längere Zeit bei Nacht unter die Flügel, um sie warm zu halten. Das erste Futter der Jungen besteht nur aus zarten kleinen Insekten und besonders aus Ameiseneiern, weshalb die Alte sie zu Ameisenhaufen führt, diese aufscharrt und die Puppen vorlegt, welche sie dann auch begierig fressen und selbst aufnehmen lernen. Wenn sie kaum eine Woche alt sind, keimen die Flügel- und Schwanzfedern hervor, und haben sie erst Wachtelgröße erreicht, so sind sie größtenteils mit Federn überkleidet und im stande, kurze Strecken zu flattern. Bald fliegen sie mit der Mutter des Abends auf die Aeste eines Baumes, und diese Nachtlager sind dann auch sicherer, als die auf dem Boden abgehaltenen. Ueberrascht man sie in ihrem stillen Treiben, so macht ein leiser Warnungston der Mutter, daß sie sich augenblicklich durch plattes Niederdrücken verbergen und so lange mäuschenstill verhalten, bis sich die Gefahr entfernt hat. Bis in den Spätsommer hinein hält eine solche Familie, welche in der Jägersprache ein Gesperre heißt, treulich zusammen.

Der Fasanenhahn ist ein schönes Geschöpf, besonders im Frühjahr, wo er seine Federohren aufrichtet, seine Brust sehr erhoben trägt, den Schwanz („das Spiel"), welchen er möglichst vor Beschädigungen zu wahren sucht, weit über die Horizontallinie erhebt, und in gravitätischer Stellung einherschreitet. Sie sind aber im allgemeinen wilde, ungestüme und dabei doch sehr furchtsame Tiere, welche bei einer schnellen Gefahr alle Fassung verlieren, und sich nicht anders zu helfen wissen, als sich flach auf den Boden niederzudrücken und den Kopf zu verbergen. In gewöhnlichen Nahrungsgeschäften begriffen, schleicht er dagegen gebückt und niedrig umher, wie seine Weibchen; seine Federohren richtet er nur bei etwas Verdächtigem auf, sonst trägt er sie immer glatt anliegend, so daß selbst mancher Jäger von dieser Federzierde nichts weiß; im ruhigen Gehen trägt er den langen Schwanz horizontal; herabhängend aber, wenn er aufgebäumt hat. Sie laufen außerordentlich schnell in weiten Schritten, machen ihre Wanderungen größtenteils zu Fuß, suchen sich auch immer durch Laufen zu retten, und fliegen nur im äußersten Notfall auf, und dann selten hoch und weit, sondern stürzen sich bald da wieder nieder, wo sie verborgen weiterlaufen können. Ihr Flug ist geräuschvoll, scheinbar schwerfällig und schnurrend, wenn sie aber einmal im Zuge sind, ziemlich schnell, geradeaus, beim Herabsenken oft in Absätzen ohne Flügelbewegung fortschießend, wie bei den Rebhühnern. — Der Kupferfasan läßt seine Stimme nicht oft hören, doch aber noch häufiger, als die Henne; beim Hahn klingt sie „kock" oder „kuck", bei der Henne höher „kak, kak". Wenn sich der Hahn des Abends zur Nachtruhe auf einen Baum schwingt, ruft er jedesmal mit lauter Stimme „kukukuku kuck", und dieser weittönende Ruf wird dem lauschenden Wilddieb oft sein Verräter. Beim Weibchen hört man dagegen beim Aufbäumen einen nicht weit vernehmbaren zischenden Laut: „tschi".

Die Jungen piepen, in der Aufregung lassen sie ein leise knarrendes „grrrr“ hören, dem ein hohes, beinahe pfeifendes „rick“ folgt.

Während der Balzzeit ist der Hahn aufgeregt und mutig, kommt dann auf offene Plätze in stolzer Haltung, schwingt und klappt mit den Flügeln, rutscht einige Fuß in sonderbarer Stellung fort, hält den Schweif etwas in die Höhe, richtet die Brust empor und wirft den Hals zurück; dann stößt er einen durchdringenden schnarrenden Laut aus, der ungefähr wie „gaaàack“ klingt, und ein einsilbiges Krähen genannt werden kann. Mit diesem Krähen lockt er seine Hühner im Frühjahr zur Begattung, deren man etwa 2 bis 3 Stück im gefangenen, 6 bis 7 Stück im wilden Stande auf 1 Hahn rechnet. Wenn er einer Henne den Hof macht, breitet er die Flügel aus, zieht den Hals ein und tänzelt um dieselbe mit einigen ungelenkigen Sprüngen, worauf er sie begattet. Nachher kräht er wieder und läuft seines Weges. Diese Liebesbewerbungen finden meistens in den Morgenstunden statt, seltener gegen Abend. — Mit andern Hennen seiner Familie, selbst mit entfernter stehenden Arten, paart sich jeder Fasanenhahn ohne viel Umstände, wodurch oft sehr hübsche Hybriden fallen, die auch — nicht allzuselten — weiter fortzüchten sollen. Besonders schöne Bastarde fallen mit dem Buntfasan, Phasianus versicolor, *Vieill.* 1816, aus, die am Ende doch aber wieder verschwinden. — In einem kleinen Raum darf man nicht zwei Hähne zusammen halten; sie bekämpfen sich bis aufs Blut und zerschinden ihr schönes Gefieder. Eher noch geht es mit drei Hähnen, weil einer die Kämpfe unterbricht und so gleichsam den Friedensrichter macht. Die Hennen unter sich sind verträglich. — Junge Hähne krähen übungsweise auch zu allen Zeiten, nicht bloß in der Balzzeit. — Für eine Zähmung haben die Fasanen wenig Anlage, und es hält schwer, sie an eine häusliche Lebensart zu gewöhnen. Sie sind — anstatt erträgliche Hausgenossen — vielmehr beständige unruhige Gefangene, welche den fortwährenden Drang haben, wieder zu entfliehen, und beiweitem nicht so zähmungsfähig sind, wie unsere (Kamm-) Haushühner.

Ihre Nahrung richtet sich nach den Jahreszeiten und besteht in Getreidekörnern, Sämereien, besonders in Eicheln, Bucheln, Schlehen, Hagebutten, Waldbeeren, Obst, aus allen Arten von Insekten, besonders aus Ameiseneiern, Regenwürmern, Maden, kleinen Schnecken und grünen Kräutern. Vogel- oder Ebereschbeeren fressen sie mit großer Vorliebe, auch die Beeren des kleinen Kellerhalses und vom Fasanenstrauch (Lycium). Die Zahl der Arten von Sämereien, welche dies Geflügel frißt, ist zu groß, um alle namentlich anführen zu können; doch mag noch die Jerusalemsartischocke und Topinambur, Erdäpfel (Helianthus tuberosus), erwähnt werden, welche im Verein mit Buchweizen ihre liebste und gesundeste Winternahrung in den Parken abgeben. — Auf dem Hof sind sie leicht zu erhalten, wie die Haushühner; sie verlangen aber stets nahrhafteres Futter. Man füttert sie mit Weizen, Gerste, Hanf, Heidekorn, Erbsen, geschroteten Eicheln, Bucheln, Waldbeeren, welchen man etwas Grünes beifügt, als Schafgarben, Krauskohl, Kopfkohl, Salat, geschnittene gelbe Rüben, auch gekochte Kartoffeln. Wo man Gelegenheit hat, Maikäfer oder andere Insekten zu sammeln, wirft man auch diese vor, und Ameiseneier nebst zerkleinerten Fleischstoffen bilden stets eine sehr erwünschte Delikatesse.

Die Fasanenhennen lassen sich nicht beliebig setzen, deshalb läßt man die Eier derselben gern durch andere Hühner ausbrüten. Einer Zwerghenne giebt man 6 Eier, einer gewöhnlichen Landhenne 10 Eier, einer Kupferfasanhenne 10 Eier, einer Truthenne 20 Eier zum Ausbrüten. Die schweren Hühner, z. B. die Kochinchinesen, Malayen und andre Riesenhühner benutzt man gar nicht hiezu, weil sie durch ihr heftiges und plumpes Scharren die jungen Fasänchen lebensgefährlich verletzen. Aber auch bei einer Truthenne darf man wohl begründetes Bedenken haben, die Zucht solcher zarten Jungen ihren plumpen Füßen anzuvertrauen, denn so oft sie

auf ein Küchlein tritt, wird es dem Tode nahe gebracht. Die Brütezeit ist 25 (24 bis 26) Tage. — Wenn die Eier 8 Tage bebrütet sind, werden sie gegen ein Licht gehalten; die dunkeln mit durchscheinenden Adern sind gut, die hellen nicht, und diese werden ausgeschossen. Giebt es sehr viele Ausschußeier, so legt man, falls mehrere Hühner mit gleicher Brutzeit sitzen, die guten Eier zusammen und gewinnt dadurch Hühner, denen frische Bruten zurecht gemacht werden können. — Eine wichtige Aufgabe für den richtigen Betrieb einer solchen künstlich geleiteten Fasanenzucht ist die Beschaffung von Reserve-Bruthühnern, um für alle Fälle des Unterlegens von Eiern und der Führung der Jungen gesichert zu sein. Auch Brutmaschinen thun gute Dienste. — Hat man mehrere Fasanenarten, deren Eier man nur einer Henne unterlegen will, so unterlegt man den ersten Tag die Silberfasaneier mit 26 Tage Brütezeit, den andern Tag die Kupferfasaneier mit 25 Tage Brütezeit, den vierten Tag die Goldfasaneier mit 23 Tage Brütezeit. Sie schlüpfen alle zu gleicher Zeit aus, und können auch miteinander aufgezogen werden*). Wenn Fälle vorkommen, wo dem auszuschlüpfenden Jungen wegen allzuharter Schale, die es nicht durchbrechen kann, geholfen werden muß, so hat das immer am stumpfen Ende zu geschehen, wo man zuerst Luft macht, und abwartet, ob das Junge sich nicht durch diese Hilfe selbst herausarbeiten kann. Ist dies nicht der Fall, so schält man das reife trockene Junge vorsichtig heraus, indem man den angepickten Schalendeckel von der linken nach der rechten Seite vollends lockert und ablöst. — Nachdem sämtliche Junge gehörig abgetrocknet sind, bringt man sie samt der Mutter in einen geräumigen Kasten, welcher vorn einen Gitterschieber und vor diesem einen hölzernen Schieber ohne Oeffnung hat. Der Gitterschieber hat so weite Sprossen, daß die Jungen aus und ein laufen, die Mutter aber nur den Kopf durchstecken und den Futtertrog nebst Wassergeschirr noch erreichen kann, welche deshalb nahe dem Gitter aufgestellt sind. Den ersten Tag fressen die Jungen nur wenig oder auch nichts, denn Mutterwärme ist vorerst noch das einzige dringliche Bedürfnis; den andern Tag jedoch werden sie hungrig und verlangen nach Futter. Hat man eine Henne, welche das Kunstfutter nicht annehmen will, so rückt man das Futtergeschirr so weit weg, daß sie es nicht zu erreichen vermag, und füttert sie mit Gerste und Weizen. Mit dem vorn an dem Kasten angebrachten hölzernen Schieber, welcher keine Oeffnung hat, wird bei Nacht der Sicherheit wegen abgeschlossen. In das Behältnis legt man Heu, damit alles warm sitzt, und vertauscht es so oft mit frischem, als es beschmutzt ist.

Das künstliche Futter für junge Fasanen ist anfangs zerriebenes gekochtes (Hammels-, Kalbs-, Rinder- oder Ochsen-) Herz, etwas zerriebenes hartgekochtes Ei und zerriebenes altbackenes Milchbrot, von letzterem die Hälfte der Mischung, gut

*) Nicht allzuselten verlegen auch wilde Fasanhennen ihre Eier in Ermangelung eines rechtzeitig angelegten Nestplätzchens, und zwar zumeist in das Nest eines benachbarten Rebhuhns. Dr. Paul Leverkühn berichtet über mehrere derartige Fälle. So fand ein Förster 1885 ein Nest mit 16 Rebhuhn- und 3 Fasaneiern. — Eine andere Fasanhenne brütete auf 9 eigenen und 11 Rebhuhneiern, welche man einer Haushenne zum Ausbrüten übergab. Vier Fasänchen und 6 Rebhühner kamen glücklich aus. — Wieder fand man eine Fasanhenne im Feld, welche 10 Stück halbwüchsige Rebhühner sorglich führte. Dies läßt sich nur so erklären, daß die Fasanhenne ihre Eier in ein Rebhuhnnest legte und regelmäßig bebrütete; als dann die jungen Rebhühner — welche vier Tage früher als die Fasänchen — nämlich mit 21 Tagen ausschlüpften, ging die Fasanmutter mit den unruhigen Stiefkinderchen auf und davon, und ließ ihre eigenen Eier im Stich. — Dr. Leverkühn hat eine gründliche Arbeit über dieses Thema zusammengetragen und auch durch eigene Wahrnehmungen bereichert, die man mit größtem Interesse liest und überrascht ist, wie sich dieser Stoff zu einem Einblick in die Eigentümlichkeiten der Vogelwelt eignet und die Aufmerksamkeit des Ornithologen in Anspruch nimmt. Der Titel dieses, mit außerordentlichem Fleiß und Verständnis verfaßten Werkchens ist: „Fremde Eier im Nest.“ Von Paul Leverkühn 1891.

untereinander gemengt. Ist man in der Lage, auch noch Ameiseneier (vor allem ihre Lieblingsspeise) und Mehlwürmer zu geben, so gedeihen sie bei diesem Futter vortrefflich und wachsen schnell empor. Nach 4 Tagen setzt man obigem Futter leicht gekochte oder auch nur aufgequellte Hirse oder Gerstengries zu. Täglich einigemal in süßer Milch eingeweichtes altbackenes Weißbrot, welches mit einer Portion Gerstengries vermischt ist, wird als nahrhafte Leckerei von den jungen Fasänchen sehr gerne gefressen und kann schon vom dritten Tag an als Nebenfutter gegeben werden. Feingeschnittenes Grünes von Schafgarben oder von Salatarten, auch Syringen- und Holunderblüte giebt man vom ersten Tage an neben dem andern Futter. Im vorigen Jahrhundert wurde fein geschnittene Petersilie unter das Futter gemischt, welche aber in der Neuzeit nicht mehr verwendet wird. Schafgarbe, Achillea millefolium, *L.*, ein gemeines Kraut, hat indessen vor allem Grünen den Vorzug. Wassersand, den sie als Beihilfe zu besserer Verdauung verschlingen, muß ebenfalls umhergestreut werden. Mit 14 Tagen Alter quellt man die Hirse nicht mehr auf, giebt jetzt auch Buchweizen, Mohn, Hanfsamen und zuletzt Weizen und Gerste, beide aufgequellt, bis die Jungen gut befiedert sind, dann ist das Aufquellen nicht mehr nötig. Die erwähnten nahrhaften Futterstoffe: Fleisch, etwas Käsequark, Hirse, Weißbrot, Ameiseneier sollten übrigens ihre Hauptnahrung bleiben, bis sie sich vermausert haben; je länger, desto besser, denn im wilden Zustande haben sie eine so reich besetzte Tafel mit nahrhaften Insekten, würzigen Beeren, Sämereien und Grünem, daß die besten Leckerbissen, welche der Mensch reicht, dieselben kaum zu ersetzen, nie aber zu übertreffen vermögen. Erst nach der Mauser, d. h. wenn sie das Dunenkleid mit dem ersten Gefieder vertauscht haben, nach 4 bis 5 Monaten ihres Alters, sollte man das oben angegebene Körnerfutter als Hauptnahrung einführen. Larven von Fliegen, kleine Regenwürmer und kleine Gehäusschneckchen sind für junge Fasänchen sehr gesund, werden gerne gefressen und sollten daher der Fütterung beigesellt werden. — Es ist sehr zu empfehlen, die Jungen durch einen Pfiff oder einen merkbaren Ruf an die Futtergabe zu gewöhnen und sie durch Darreichung von Leckerbissen, etwa Ameiseneiern oder Mehlwürmern, und durch Schmeichelworte zutraulich zu machen, denn es hält sonst schwer, diese scheuen ungemütlichen Tiere an sich zu gewöhnen. Bei freiem Lauf und Flug pflegen sie aber bald wieder zu verwildern.

Auf dem Lande, wo keine Gelegenheit ist, immer frisches Fleisch herbeizuschaffen, muß die Fütterung für die jungen Fasanen anders eingerichtet werden. Man bereitet einen Eierkuchen folgendermaßen: 3 Eier werden in einen Topf geschlagen und tüchtig untereinander gerührt, daß sich das Gelbe und Weiße wohl vermischt; während dieser Zeit bringt man 1/4 Liter süße Milch zum Sieden, und in diese werden die Eier unter stetem Rühren hineingethan und kochen nun noch längere Zeit. Endlich wird dieser Brei vom Feuer abgehoben, doch noch längere Zeit fortgerührt, bis die größte Hitze vorüber ist. Nun schlägt man alles in ein leinenes Tuch und beschwert es bis zur völligen Erkaltung, worauf es ganz das Ansehen eines Schweizerkäses bekommt. — Dieser Eierkuchen wird nun fein gehackt, mit zerschnittener Schafgarbe reichlich vermengt, auch womöglich Ameiseneier beigegeben und so 16 bis 20 Tage lang gefüttert; bald fügt man auch zerriebenes Weißbrot, auch solches in Milch erweicht, etwas Käsequark und Körnerfutter zu, wie es schon angegeben. Der Eierkuchen muß täglich frisch gemacht werden, damit er in keine Sauergärung übergehe, auch kann man demselben, wenn die Fasänchen einige Wochen alt sind, noch einen Löffel voll weißes Mehl beirühren, damit er ausgiebiger werde. Ueberhaupt kann man nun statt des umständlichen Eierkuchens den einfachen Pfannkuchen verwenden, den man klein schneidet; damit fährt man so lange fort, bis die Körnernahrung die Hauptsache bildet. — Wer Gelegenheit hat, die Jungen in einem hellen

trockenen Verschlag, in einer Kammer, oder einer Volière mit frischer Luft, wohin kein Raubzeug kommt, nur mit der Mutter allein unterzubringen, hat weniger Verlust an Jungen zu befürchten. Man läßt sie in solchen Behältern, bis sie einen Monat alt sind, und bringt sie dann erst an den für sie bestimmten freien Platz.

Um in der Fasanenzucht glücklich zu sein, hat man, kurz zusammengefaßt, folgendes zu beachten: Bestes, nahrhaftestes Futter, welches dem kräftigen Wildfutter möglichst entspricht; trockenes warmes Unterkommen, teils durch die Mutter, teils durch gut gewähltes Lokal; Schutz vor Raubzeug und sonstigen feindseligen Einflüssen. Den Boden ihres Aufenthaltes belegt man mit frischem Waldmoos und sorgt für reichliche frische Luft, wenn sie etwa in einer Kammer des Hauses untergebracht wurden. Die Fenster werden vergittert. Mit einem Alter von 4 bis 5 Wochen bringt man sie ins Freie, weil ein längerer Aufenthalt in derartigem Lokal schädlich ist. Sie sind ungemein weichlich, gegen Nässe und Kälte äußerst empfindlich; nach jeder Erkältung tritt Durchfall ein, und die Patienten können dann nur durch sorgfältigste Pflege dem Untergang entrissen werden. Die durch aufgesträubtes Gefieder dick aussehenden und matt umherschleichenden Jungen müssen von der gesunden Schar weggefangen werden, worauf man sie in ein warmes Nest setzt, mit wollenen Lappen bedeckt, und täglich einigemal mit zerriebenem Herz, Ameiseneiern, gequellter Hirse, klein geschnittenen Schafgarben und frischem Wasser füttert, bis sie sich wieder erholt haben. — Wenn die Fasanenjungen erstarkt sind, braucht es solcher mühevoller Umstände nicht mehr, man hält sie wie die Haushühner, was auch schon oben erwähnt ist. Will man sie auf dem gemeinsamen freien Hühnerhof laufen lassen, so beschneidet man die Schwingen der Flügel, wenn sie eben fliegen lernen wollen. Solche Auferzogene legen viel von ihrer Wildheit ab, zeigen aber immerhin noch ein unruhiges mißtrauisches Wesen. Im Winter müssen sie vor starkem Frost geschützt werden. Sie paddeln sehr gern im Sande und in trockener staubiger Erde, an Stellen, wo die Sonne recht warm hinscheint, und müssen deshalb durch Anbringung eines Sandhaufens, unten mit Brettern eingefaßt und oben mit Wetterdach gegen Regen geschützt, Gelegenheit dazu erhalten, weil sie sich das Ungeziefer damit vertreiben.

In Fasanerien, wo die zahme Fasanenzucht betrieben wird, werden die Eier von eigens dazu aufgestellten und geübten Leuten aufgesucht; nicht aber mit Hunden, welche die Hühner viel zu sehr ängstigen. Ein Ei läßt man immer im Nest zurück, um die Henne zu veranlassen, weitere Eier hineinzulegen, welche man nach und nach abholt, sie lieber durch Haushühner, als durch Truthennen ausbrüten läßt, und die Jungen auf oben beschriebene Weise erzieht. — In halbwilden Fasanerien überläßt man das Brutgeschäft den Fasanenhennen selbst, ohne weitere Beihilfe; leistet aber gehörigen Schutz gegen ihre Feinde. Im Winter sorgt man für deren Fütterung, und gewöhnt sie deshalb, ihr Futter täglich zu einer gewissen Zeit unter niedrigen, ringsum bis zu einer gewissen Höhe offenen, oben aber bedeckten Hütten zu holen, welches sie auch so gerne thun, daß sie ihren Futterspender schon erwarten, ehe er ihnen noch ein Zeichen mit einer Pfeife giebt. — Der Fasanengarten oder die Fasanerie ist ein Wäldchen, das in einer fruchtbaren Ebene liegen muß, auch nicht ohne ein kleines Gewässer sein darf, und mit einer dichten Umzäunung versehen ist. Hier sind Gebäude für die Wärter, Futterhütten (Poschhütten), freie Futterplätze und Lauschhütten angebracht; die Fasanen sind zwar frei, aber doch unter einer beständigen Aufsicht. Die Sorgfalt wird öfters so weit ausgedehnt, daß man sie im Herbst einfängt, den Winter über in eigene Gebäude (Fasanenzwinger) sperrt und erst im Frühjahr wieder in Freiheit setzt. — Diese Unternehmungen sind aber kostspielig, und eignen sich deshalb auch nur für Herrschaften oder reiche Privatleute. — Auch möge als Kuriosum noch des wunderlichen

Fasanenrauchs gedacht werden, den man in früheren Zeiten durch Verbrennen von mancherlei Ingredienzien erzeugte, um die Fasanen in ihrem Revier zusammenzuhalten, fremde Fasanen herbeizulocken und ihre Feinde zu vertreiben. Diesen Rauch erzeugte man durch Anzünden von Haferstroh als Grundlage, darauf gestreut: Kampfer, Anis, Hanfspreu, Fenchel, Fichtenharz, Stroh von Feldkümmel und wildem Rosmarin. Aberglaube spielte auch eine Rolle dabei, denn diese Dinge mußten unbeschrieen in der achten Abendstunde, wenn Vollmond im Kalender war, verbrannt werden. Probatum est! — Heutzutage glaubt kein Mensch mehr, selbst nicht einmal ein alter Fasanenwärter an die Nützlichkeit einer solchen Luftverpestung.

Der Fasan ist leicht zu schießen und zu fangen, gehört aber — seiner Kostbarkeit wegen — zur hohen Jagd. Man schießt ihn mit Schrot vor dem Hühnerhunde im Herausfliegen, wo er im langen Grase, in Kohl- und Kartoffelstücken u. dergl. schwerfällig auffliegt, deshalb auch von wenig geübten Schützen leicht erlegt werden kann. Eine weniger weidmännische Jagdart ist die, daß man sich abends dahin begiebt, wo man weiß, daß Fasanen aufbäumen, was man bald bemerkt, da sich die Hähne während des Auffliegens mit dem schon angeführten lauten „kukukukuk" bemerklich machen, während die Hennen nur leise piepen. Das Männchen kann man an der bedeutenderen Größe und aufrechteren Haltung auch in der Dunkelheit unterscheiden; wenn man nun des Hahns sicher ist, zielt man etwas tief, damit man ihn nicht überschieße. Die Hennen werden jederzeit geschont. Mit einem gut dressierten kurzsuchenden Hühnerhunde kann man auch die Waldschläge absuchen; wenn derselbe nun einen Fasan trifft, so fliegt dieser geräuschvoll empor und ist leicht herabzuschießen. — Wenn es der Mühe lohnt, kann man die Gehölze abtreiben lassen, wo sie dann von den davor aufgestellten Schützen im Fluge geschossen werden. — Weiß man die Stellen, wo sie nach gutem Futter auf Felder oder in Gärten kommen, so stellt man sich auf den Anstand. — Bei der Futterhütte fängt man sie in Bügelnetzen; sonst noch in Laufdohnen; in Schlaggarnen, nach Art der Nachtigallgärnchen, aber verhältnismäßig größer; mit dem Tiras, in Stecknetzen, in Garnsäcken, und noch auf verschiedene Arten. — Das Fasanenwildbret wird höher geschätzt, als das manchen andern Geflügels, obgleich der Geschmack hierin sehr verschieden ist; jedenfalls ist es eine Delikatesse. Das Gewicht eines Fasanen beträgt etwa 1½ Kilo.

Der Fasan hat viele Feinde, denn sein wohlschmeckendes Fleisch ist für alle gleich anziehend; eine gewisse geistige und körperliche Unbeholfenheit samt seinen geringen Rettungsmitteln leistet diesen nur allzuvielen Vorschub. Obenan steht der Fuchs, der Eiern, Jungen und den Alten nachstellt; den letzteren steht er ordentlich vor wie ein Hühnerhund, vergewissert sich der Stelle, wo ein Fasan verborgen liegt, der unglücklicherweise auch noch eine starke Ausdünstung hat, und erhascht ihn dann mit einem sichern Sprunge. Auch Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel, Igel und Ratten fangen teils Alte, teils zerstören sie deren Bruten. Unter den Raubvögeln ist der Hühnerhabicht ihr ärgster Feind, und wo er einmal einen aufs Korn genommen hat, ist er unwiederbringlich verloren; nur durch stilles Niederdrücken wird er bisweilen übersehen oder durch Verkriechen ins dichteste Dorngestrüpp, wohin ihm der Habicht nicht folgen kann, vor dessen Klauen gerettet. Nicht minder verfolgt sie der Taubenfalk, die Rohr-, Korn- und Wiesenweihe, Gabelweihe, der Bussard, der Sperber, welche je nach ihren Kräften Alte oder Junge rauben. Raben, Krähen, Elstern und selbst Holzheher stehlen sehr häufig die kleinen Jungen oder Eier. — Die Ungunst übler Witterung, heftige Gewitterregen, Ueberschwemmungen, Hagel, lange anhaltendes kühles Regenwetter und starke Winterfröste werden ihnen oft verderblich und töten ihrer gar viele. — Man sieht hieraus, daß dies Geflügel bei

uns der Fürsorge des Menschen gar sehr bedarf, um nicht gänzlich vertilgt zu werden. — Für die Raubvögel und Rabenarten errichtet man deshalb eine Krähenhütte mit einem Uhu, damit sie sich um denselben versammeln und geschossen werden können. — Krankheiten der Fasane siehe weiter unten. — Sie erreichen ein Alter bis zu 15 Jahren. — In der Jägersprache heißt der Schwanz: das Spiel; die Flügel: Schilder; wenn die männlichen Jungen die ersten bunten Federn bekommen: sie schildern. Wenn man den Fasan (wie überhaupt auch andere Vögel) mit einer starken Kielfeder ins Genick sticht, daß er stirbt, so nennt man dies: Abfedern. Dies sogenannte Abfedern tötet aber nicht immer zuverlässig, ist grausam und deshalb nicht zu empfehlen.

Ausführliche Anleitung zur Fasanenzucht findet man in der „praktischen Anleitung zur Fasanenzucht von A. Schönberger, Prag 1822"; ferner im „Handbuch für Jäger von D. aus dem Winkell, I. S. 203—227", und „A. Waidmann, der Fasan, Zucht und Pflege, Fang und Jagd desselben, Ratibor 1870". Als neuestes, sehr gründliches Werk ist zu empfehlen: „Wittmann, der Edelfasan, seine Naturgeschichte, Aufzucht und Hege, Jagd 2c. Wien 1891."

Der Goldfasan, Phasianus pictus, *Linné.*

Goldhuhn, bei den Chinesen: Kinki. — Ph. ruber, *Albin;* — Phas. pictus, *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.* 1793; — Ph. aureus, *Briss.* 1760; — Thaumalea picta, *Wagl.;* — Chrysolophus pictus, *Gray* 1844.

Dieser Prachtvogel unterscheidet sich durch geringere Größe, einen schön nach hinten gebogenen Federbusch, sehr langen Schwanz, und einen sehr hübschen Federkragen um den Hals, dessen Federn im Nacken wurzeln, nach vorn und unten breiter werden, und unten wie mit einer Schere gestutzt sind. Diese Verschiedenheiten veranlaßten Prof. Wagler, für solche Arten eine eigene Gruppe zu bilden: Kragenfasan, Thaumalea, *W.* 1827, wozu auch der — fast noch schönere Diamantfasan, Thaumalea Amherstiae, *Leadbeater*, gehört, welcher der Lady Amherst zu Ehren auch Amherstfasan genannt wurde.

Kennzeichen. Männchen: Am Hinterkopf ein goldgelber Federbusch; Brust schön rot; hintere Schwungfedern blau, jede Feder auf Hals und Oberrücken mit breiten schwarzen Querbinden. Weibchen: Ueberaus bescheidene Färbung; braun und dunkelbraun gefleckt; auf dem braunen Rücken weißlich punktiert. Schnabel und Füße gelblich.

Er ist dem ganzen Körper nach kleiner als der Kupferfasan, hat aber einen längeren Schwanz. Er hat eine Länge von beinahe 90 cm, wovon jedoch der Schwanz gegen zwei Dritteile mißt.

Beschreibung. Dieser Fasan ist mit den lebhaftesten metallschillernden Farben geschmückt, und einer unserer schönsten Vögel. Die Federn am Vorderkopf sind sehr lang, seidenhaarig und glänzend gelb, und bilden einen nach hinten übergebogenen beweglichen spitzigen Busch; die Federn des Hinterhalses sind breit und flach, sie bilden eine Art Halskragen, von Farbe tief goldorange, breit und scharf schwarzblau in die Quere gebändert. Diese Kragenfedern können beim Balzen von dem verliebten Vogel beliebig nach einer oder der andern Seite fächerartig ausgebreitet und wieder zusammengelegt werden. Die Wangen sind mit rostfarbenen, winzig kleinen, samtartigen Federn dünn bekleidet; die kurzen breiten Nacken- und Unterhalsfedern grün mit Goldschiller und schwarzen Säumen; Rücken- und Schwanzdeckfedern glänzend gelb, letztere karmoisinrot gerändert; über der Basis jedes Flügels ist ein breiter, tiefblauer, violett schillernder Fleck; die mittleren Flügelfedern sind rotbraun und dunkel gefleckt; die Schwungfedern erster Ordnung auf dunkelm Grunde mit rötlichen Flecken; die Schwanzfedern sind ockergelb und schwarz, schräg geflammt und gestreift; die zwei mittleren, zugleich längsten,

zeigen unregelmäßig verteilte runde Flecken; das Gefieder an der Basis des Schwanzes ist schön scharlachfarben. Der ganze Unterkörper ist glänzend scharlachrot. Der Schnabel und die Füße sind gelblich; die Augen goldglänzend und sind nur von einer schmalen Fleischhaut umgeben. An dem Lauf sitzt ein mäßig großer Sporn. — Das Weibchen ist dem Hahne gegenüber äußerst bescheiden gefärbt; der Hauptfarbe nach dunkel rostbraun mit schwarzbräunlichen Querflecken; die Flügel mit schwärzlichen Querstreifen; der Schwanz hat ähnliche Färbung wie die Flügel und ist bedeutend kürzer als beim Männchen. — Im Dunenkleid herrscht oben eine roströtlichbraune Färbung vor, die untern Teile sind gelblich, auf dem Kropf licht rötlichbraun überlaufen; das Schnäbelchen ist gelblich, vorn auf der Spitze mit einem kleinen harten Korn, welches zum Durchbrechen der Schale dient und bei späterem Wachstum des Schnabels in dessen Hornhaut übergeht; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind fleischfarbig.

Die jungen Goldfasanhähne bekommen ihr Prachtkleid erst im zweiten Jahr, sind aber in den ersten 6 Wochen schon deutlich an den weißgelben Augenwimpern zu erkennen; nach der ersten Herbstmauser haben sie einen deutlichen rötlichen Ueberflug. Die jungen Hennen sehen gleich im ersten Sommer der unansehnlich gefärbten Mutter ähnlich.

Eine Rassebildung, den Dunkeln Goldfasan, Phasianus p. obscurus, *Schl.* 1865, findet man in neuerer Zeit in manchen Tiergärten; sie unterscheidet sich durch viel kürzeren Schwanz und durch eine dunklere Färbung in allen Kleidern.

Das Vaterland des Goldfasans ist Ostindien und China, wo er sich durch die mongolischen Steppen noch einzeln bis zum Flusse Amur findet. Er bewohnt ähnliche Waldungen, wie der gemeine Fasan. Bei den Chinesen heißt er Kinki (Goldblumenvogel). Er ist durchaus nicht empfindlicher als der Kupferfasan, wie man gewöhnlich annimmt, trotzt einer ziemlichen Winterkälte, kann aber in Wildgärten nicht gehalten werden, da er sich vor dem Raubzeug noch weniger zu schützen vermag, als sein Verwandter, und seine brillante Färbung ihn noch mehr verrät. Bei uns ist er domestiziert und wird auf geschlossenen Hühnerhöfen oder in großen Volièren gehalten.

In der Paarungszeit, welche bei uns im April beginnt, sind die Hähne sehr streitsüchtig und betragen sich bei ihren Kämpfen wie die Haushähne. Sie lassen in dieser Zeit auch ihre zischende Lockstimme hören. Auch der junge Hahn balzt lebhaft, wenn er auch noch nicht in Pracht ist, und kann im Notfalle auch zur Fortpflanzung verwendet werden. Will der Hahn seine Liebesgefühle kundgeben, so läßt er 3- bis 4mal einen kurzen abgebrochenen Ruf vernehmen, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Wetzen einer Sichel hat und mit keiner andern Vogelstimme zu verwechseln ist. Gewöhnlich im Mai beginnen die Hühner zu legen; ihr Satz besteht in 10, 15 bis 20 Eiern, welche sie in 23 Tagen ausbrüten; sie zeigen sich dabei als ebenso sorgsame Mütter wie die Kupferfasanhennen. — Die Eier sind verhältnismäßig kleiner, etwa 4,4 cm lang und 3,5 cm breit. Die Schale ist mäßig stark, mit gleichmäßigem glattem Schmelze, in Korn und Poren gleichen sie den verwandten Arten, sind nur etwas feiner. Ihre Grundfarbe ist gelblich, meist in das Grünliche, seltener in das Bräunliche spielend. Sie sind jederzeit kleiner als die des Silberfasans und nie so grün wie die des Edelfasans. — Mit den Kupferfasanhennen paaren sie sich; die Bastarde stehen ziemlich in der Mitte, sind aber nicht sonderlich interessant, da die echten Arten schöner sind.

Die jungen Goldfasanen sind so leicht zu erziehen, wie die Haushühner, jedenfalls weniger empfindlich, als junge Kupferfasanen, wenn man sie genau so hält, wie es beim Kupferfasan angegeben ist. Junge Goldfasanen, welche ich nebst Kupferfasanen aus Eiern erzog, waren immer lebhafter und auch weit zutraulicher als

letztere, und gediehen recht gut, trotzdem ich keine andere Gelegenheit zur Aufzucht hatte, als sie in einer hellen Bodenkammer zu erziehen. — Man nehme als Grundsatz bei der Erziehung: Gutes Futter, trockene Wärme, Schutz vor Raubzeug, zur Brut und Aufzucht womöglich die Goldfasanhenne selbst, wo das nicht sein kann, eine Zwerghenne oder eine Landhenne, da alle größeren Pflegemütter den kleinen, zart gebauten Jungen durch plumpes Treten lebensgefährlich werden. Eine Zwerghenne erhält sieben, eine Landhenne elf, die Goldfasanhenne neun Eier. Die Sorgfalt für dieselben muß aber, trotzdem daß sie als Dunenjunge eine dauerhafte Natur zeigen, während der Mauser verdoppelt werden, da sie zu dieser Zeit empfindlich sind.

Man hält diesen überaus prächtigen Vogel wohl mit Recht für den Phönix der Alten. In Lebensweise, Betragen und Nahrung stimmt er mit dem Kupferfasan überein, ist aber weniger wild, und kann sogar zahm werden, wenn er von Jugend auf immer Menschen in seiner Nähe sieht, die ihn beim Füttern mit Schmeichelworten anreden, oder ihn wenigstens nicht beleidigen. Man giebt ihm auch, wie diesem, zuweilen Ameiseneier, Mehlwürmer, kleine Gehäusschneckchen und Waldbeeren, welche er außerordentlich gern frißt.

Das Fleisch ist von zarterem Geschmack, als das vom Kupferfasan. Die Federn der Haube und des steifen Kragens werden in England gern von Anglern zur Anfertigung künstlicher Fliegen benutzt. — Sie erreichen ein Alter bis zu zwölf Jahren.

Der Silberfasan, Phasianus nycthemerus, *Linné*.

Ph. sinensis albus, *Albin; Edw.;* — Ph. nycthemerus, *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.;* Euplocomus nycthemerus, *Temm.* 1815; — Gennaeus nycthemerus, *Wagl.* 1832; — Nycth. argentatus, *Sws.* 1837.

Auch dieser schöne Fasan unterscheidet sich vom Kupferfasan durch den langen, aus feinen Federn bestehenden, nach hinten hängenden Kopfbusch; durch den langen, dachartig zusammengeklappten Schwanz, dessen mittlere Federn sich aber nicht seitlich herausbiegen, sondern leicht gebogen herabhängen. Um den Hals kein auszeichnender Federkragen. Dies genügte dem englischen Zoologen Swainson, diesen Fasan zum Typus einer besonderen Gruppe zu machen: Nycthemerus, *Sw.* 1834. — Die Hennen der Fasanen zeigen diese Unterschiede nur wenig und gleichen sich — bei nur oberflächlicher Betrachtung — ziemlich in ihrer einfachen Kleidung, wie wir es auch bei den Weibchen der sehr verschiedenen Entenarten finden.

Kennzeichen. Oberseite beim Männchen weiß, mit vielen feinen schwarzen Strichen, Punktreihen und Wellenlinien; beim Weibchen erdbraun oder gelbrotbraun; Unterleib weiß, braun gemischt; Schnabel gelblich, Füße rot.

Seine Länge beträgt 82 cm; er ist größer und kräftiger, als der Gold- und Kupferfasan, und kommt im Körper einem starken Haushuhn gleich.

Beschreibung. Nur zwei Hauptpfarben zieren das Männchen, ein blendendes Weiß und ein tiefes blauschillerndes Schwarz, welches durch die hochrote kahle Stelle um die Augen äußerst vorteilhaft gehoben wird. Den Scheitel ziert ein Büschel langer schwarzer Federn, welche über den obern Teil des Nackens hinabfallen; an den Seiten des Kopfes, des Halses, auf Rücken und Flügeln, sowie an dem obern Teil des Schwanzes ist das Gefieder blendend weiß gefärbt, aber mit größter Regelmäßigkeit von sehr vielen feinen schwarzen Strichen durchkreuzt, welche schief über die Federn hinziehen. Der untere Teil des Körpers, nämlich Vorderteil des Halses, Brust und Bauch sind tief blauschwarz, mit Metallschiller. Die beiden langen Schwanzfedern sind in ihrer äußern Hälfte vollkommen weiß. Der Schnabel ist gelblichgrün; die Augen sind bräunlich orangefarben, mit einer nackten hochroten breiten Hautstelle, welche während der Begattungszeit nach oben eine Art Kamm bildet und zu beiden Seiten der untern Kinnlade in einer hängenden Falte verläuft; die Füße sind von tief karmoisinroter Färbung, am Lauf ein langer scharfer und

weißer Sporn. — Beim Weibchen ist die Färbung viel einfacher und weniger auffallend. Das Rot an den Wangen ist viel kleiner und schwächer gefärbt; die kleinere Haube ist schwärzlichbraun, nach den Spitzen dunkler; Hals, Brust und Oberkörper sind gelblichbraun (erdfarben); die Bauchfläche schmutzig weiß mit Braun gemischt, schwärzlich in die Quere gebändert und gefleckt. Die Füße sind weniger rot, auch ohne Sporn.

Kennzeichen der Weibchen aller drei — hier beschriebenen — Fasanen. 1) Das Silberfasanweibchen ist das größte, und an dem gelblichbraunen ungefleckten Oberkörper, dem Kopfbüschel und an den roten Füßen zu erkennen. 2) Das Kupferfasanweibchen ist an dem schwarzgefleckten Oberkörper und den licht bräunlichgrauen Füßen zu erkennen. 3) Das Goldfasanweibchen ist das kleinste, und an den wachsgelben Füßen sogleich zu unterscheiden.

Der Silberfasan, dieser mit wenigen, aber scharf abstechenden Farben gezierte, einfach schöne Vogel stammt aus dem südöstlichen Asien und geht bis ins nördliche China bei Tschekiang, wo er häufig zahm gehalten wird, desgleichen auch in Japan. Wild lebt er nur noch in wenigen Gegenden. Bei uns wird er ebenso gehalten, wie der Kupfer- und Goldfasan. Versuche, ihn in den Wildgärten zu halten und fortzupflanzen, sind schon gelungen, er bedarf hier aber zu vieler Fürsorge und ist deshalb noch kostspieliger als der Kupferfasan, den er übrigens im Wildgarten nicht in seiner Nähe duldet.

Gegen Ende April beginnt seine Paarungszeit. Jeder Hahn bekommt dann an den roten kahlen Hautstellen um die Augen Kamm und Glocken, wie ein Haushahn, und den blauschwarzen Busch auf dem Scheitel richtet er stolz in die Höhe. Im Frühling, während der Paarungszeit, läßt er ein langgedehntes klangvolles Pfeifen vernehmen; außerdem ein gackerndes dumpfes „radara dukdukduk". Obwohl er sich während dieser Zeit in einem sehr aufgeregten Zustande befindet, ist er doch dem Weibchen gegenüber nicht so liebestoll, wie andere Wildhühner. Der Silberfasan ist übrigens ein mutiger und rauflustiger Vogel, liegt mit seinesgleichen beständig im Streit und sucht auch andern Tieren seine Herrschaft fühlbar zu machen; er kämpft selbst mit dem Haushahn, und vertreibt im Walde, wenn er freien Lauf hat, jedes andere Wildhuhn. — Gegen den Menschen benimmt er sich dreister und zahmer als andere seiner Familie.

Das Weibchen legt im Juni und Juli 8 bis 14, selten mehr Eier und brütet dieselben in 26 Tagen aus. Die Länge derselben ist 5,2 cm, die Breite 3,8 cm. Sie sind an der Basis stumpf, nach der Höhe meist stark zugespitzt; die Schale ist ziemlich stark, die feinen Poren sind nicht tief und oft noch mit roher Kalkmasse gefüllt, welche auch häufig die Schmelzschichte deckt. Ihre Grundfarbe ist gelblich, in das Grünliche, Bräunliche und lebhaft Braune ziehend. So grün wie die Eier des Kupferfasans werden sie nie. Von den Eiern des Goldfasans unterscheidet sie ansehnlichere Größe und andere Grundfarbe, von den verschiedenen Hühnereiern die Beschaffenheit der Poren.

Die Fütterung der Alten, die Brut und Aufzucht der Jungen hat ebenso zu geschehen, wie beim Kupferfasan angegeben ist. Man nimmt aber dem Silberfasan die Eier unmittelbar nach dem Legen weg, da er häufig die Unart hat, solche zu fressen. Die Dunenjungen sind sehr empfindlich und verlangen die sorgfältigste Wartung, noch sorgfältiger als die andern Arten, wenn aber älter, sind sie die dauerhaftesten. Ihre Schönheit erlangen die Hähne erst im zweiten Jahre. Silber- und Goldfasanen züchten nicht miteinander, nur zuweilen betritt der Silberfasan eine Kupferfasanhenne, wenn sie jung miteinander aufwuchsen. Ihr Alter bringen sie auf 15—20 Jahre.

Liebhaber dieser feinen Prachthühner wenden sich am besten an die großen Tierhandlungen Charles Jamrach in London, oder Hagenbeck in Hamburg, verlangen zunächst einen Preiscourant, ehe sie bestellen, ersuchen auch um Angabe der zeitweiligen Fütterung und werden dann wohl zufrieden gestellt. — Die prachtvollen Verwandten: der Diamantfasan, Phas. Amherstiae, *Leadbeater* 1831; der Glanzfasan, Ph. impeyanus, *Lath.* 1790; der Königsfasan, Ph. Revesii, *Gray* 1840, können hier nicht weiter besprochen werden. Aber ihre Haltung auf dem Hühnerhof stimmt mit der des Kupferfasans überein. Vor Kälte sind sie alle zu schützen; wer das nicht einrichten kann, unterlasse lieber das Halten solcher kostspieligen Vögel. — Bei diesem heiklen Geflügel, das so häufig von Freunden feiner Geflügelzucht in großen Volièren oder auf dem Hühnerhof unterhalten wird, ist es angezeigt, die Krankheiten desselben, sowie ihre Heilmittel — wenn auch nur kurz — zu besprechen.

Krankheiten der Fasanen.

1) Der Pips ist ein katarrhalisches Leiden. Man stopft mehrfach durchschnittenen aber noch zusammenhängenden Knoblauch ein, auf diesen vier längliche Butterstückchen, Speck (oder im Notfall Unschlitt) je von der Größe eines halben Mannsfingers; wenn die Krankheit heftig, täglich zweimal. Das Futter bestehe aus altbackenem Brot in süßer Milch erweicht nebst klein zerschnittenem Fleisch. Man quäle das Tier aber keineswegs mit dem unsinnigen schmerzhaften Abziehen der Zungenhaut, oder gar mit dem nutzlosen Ausdrücken der Fettdrüse auf dem Steiß, welche mit dem Pips nicht das mindeste gemein hat.

2) Während der Mauser gebe man sehr gutes Futter und windstillen, warmen und trockenen Aufenthalt. Wo diese Erfordernisse fehlen, stockt die Mauser, sie fressen nicht mehr und gehen zuletzt ein. Man führe den Patienten ab vermittelst 30 Gramm zerschnittenen Speck oder Butter, welche man einstopft. Jalapenwurzel, welche aus Mexiko zu uns gebracht wird, führt ebenfalls ab. Sie stammt von der Jalapentrichterwinde (Ipomaea jalapa & purga) her. Man giebt davon etwa $^1/_2$ Gramm in eine Brotpille geknetet. Wann der Appetit wiederkehrt, so reiche man Gerste, halb gekochten Reis, Hirse, Heidekorn, Ameiseneier, Fleisch und Vogelbeeren.

3) Geschwollene Stellen am Kopf, oben in der Luftröhre, teilweise auch im Hals, kommen häufig von Erkältung und von ungesundem Futter her. Mit dieser Krankheit, welche durch Bazillen verursacht wird, ist ein Schleimausfluß verbunden, der sich als weißliche Ablagerung in den Augenwinkeln, im Munde und an den Nasenöffnungen zeigt. Eiterbeulen am Kopfe sind eine stärkere Entwicklung dieser Krankheit, auch zeigen sich öfters dabei Geschwülste an den Füßen, besonders an den Zehenballen, welche sich nach eingetretener Besserung wieder verlieren. Man nimmt ein Schwämmchen und wäscht (mit schonender Behandlung der leidenden und schmerzhaften Stellen) die schleimige Ablagerung von den Augen, den Nasenlöchern und aus dem Munde, und behandelt das kranke Tier genau so, wie es in Nr. 1 angegeben. Man lese auch die Krankheiten bei den Hühnern nach.

4) Durchfall. Durch Einstopfen von Speck und andern ähnlichen Fettstoffen verschafft man den kranken Eingeweiden die nötige Linderung und schließliche Abführung der scharfen Stoffe; nachher Erwärmung des Magens durch etwa ein halbes Dutzend weiße ganze Pfefferkörner, und endlich Kräftigung durch gutes Futter, wobei Fleischkost dem Patienten die ersprießlichsten Dienste leistet.

5) Beinbruch. Genau zu behandeln, wie bei den Krankheiten der Haushühner angegeben ist.

6) In allen Fällen, wo der Patient nicht genügend oder gar nicht mehr frißt, also abzehren würde, wird derselbe gestopft, um ihn beim Leben zu erhalten.

Die als sehr gute Nahrungsmittel anzunehmenden Stopfmaterialien sind: Mageres Fleisch, Herz, Ameiseneier, Käsequark, altbackenes Weißbrot in Milch erweicht, dazwischen auch etwas Speck und klein zerschnittene Schafgarben, Achillea nobilis. Ist eine Zeit, wo reife Waldbeeren zu haben sind, so sind alle recht, welche zu Markt kommen, Heidel-, Preisel-, Erd-, Brom- und Himbeeren, auch Johannis-, Stachel-, Holunderbeeren und selbst Weintrauben, wo letztere nicht zu kostspielig sind. Die würzigen, erfrischenden, gesunden Waldbeeren nebst Ameiseneiern werden auch gewöhnlich freiwillig angenommen, und wenn dies nur annähernd genügend erscheint, so bedarf es keines Zwangsfutters, weil durch solche Kost jede Kur sehr wesentlich unterstützt, befördert und Gesundheit herbeigeführt wird. Frisches Wasser darf bei keiner Fütterung fehlen, und wird dem zu stopfenden Vogel mittels eines Schwämmchens oder Fläschchens in den Schnabel geträufelt.

7) Bei der Abzehrung gebraucht man die bei Nr. 6 angegebenen Mittel.

8) Fortpflanzungstrieb, auch Heimweh nach mehr Freiheit. Der betreffende Vogel härmt sich durch rastloses Umherjagen ab. Das Einfachste ist, den Hahn mit einigen Hühnern seiner Art zu versehen. Wo das nicht sein kann, giebt man einige Haushühner zur Gesellschaft. Kupfer- und Goldfasanen sind unter sich verträglich, paaren sich auch zuweilen und erzeugen Bastarde; nicht so die Silberfasanen, welches Raufbolde sind. Diesen hilft man mit hellbraunen muntern Haushühnern. Ueberhaupt verschaffe man größern Freilauf, denn alle Fasanen sind unruhige Vögel, welche die Häuslichkeit des Menschen nicht lieben.

9) Federläuse und Vogelmilben vertreibt man durch Einstreuen von persischem Insektenpulver in das Gefieder. Die Stallungen sind zu behandeln und zu desinfizieren, wie bei den Hühnern angegeben.

Unumgänglich nötig ist es, den Fasanen ein Staubbad aus Sand und trockener, zerbröckelter Rasenerde zu schaffen. Ein auf 4 Pfosten angebrachtes 1¼ Meter hohes Wetterdach, welches überall weit vorspringen muß, wird unten von einem Pfosten zum andern mit Brettern eingeschlossen, und in den dadurch hergestellten Raum kommt Sand, Bröckelerde und ein Teil Asche, worin sie sich paddeln und so die Milben und Federläuse auf natürliche Art vertreiben. Die von Milben angesteckte Voliere wird öfters mit Petroleum ausgepinselt, bis sie wieder rein ist.

Familie Pfau. Pavo, *Linné* 1735.

Polyplectrum, *Temminck* 1815; — Diplectrum, *Vieillot* 1816; — Euphania, *Reichenbach* 1853; — Chalcurus, *Bonaparte* 1854.

Die Pfauen sind mit einem äußerst prachtvollen Gefieder ausgestattet, besonders zeichnet sich der Pfauenhahn durch die außerordentlich langen und mit prachtvollen Augenzeichnungen geschmückten Schwanzfedern aus, wie sie in solcher Schönheit und Fülle kein anderer Vogel aufzuweisen hat. Diese langen Federn sind jedoch nicht die eigentlichen Schwanzfedern, sondern die Schwanzdeckfedern, welche über alles Maß hinaus verlängert sind. Die eigentlichen Schwanzfedern sind nur von bescheidener Länge und dienen dazu, die verlängerten Schmuckfedern in die Höhe zu richten und in der Kreisform zu unterstützen. — Läufe vorn mit zwei vertikalen Schilderreihen, hinten fein und seitlich noch feiner genetzt; die vierte bis siebente Schwinge am längsten; auf dem Kopf ein aufrechter Busch von ca. 20 auf Stielen sitzenden — schön gefärbten Federkrönchen; 18 nach innen gekrümmte Schwanzfedern,

auf denen die sehr verlängerten Schwanzdeckfedern (ca. 40) liegen. Die zwei mittelsten und längsten Schwanzfedern haben ungefähr 1,30 cm in der Länge; die Seitenfedern werden immer kürzer. Die Schwanzfedern erneuern sich alle Jahre durch die Mauser; beim Federbusch bemerkt man eine Mauser nicht. — Die Schwanzfedern können vermittelst starker Muskeln zu einem großen kreisförmigen Rad ausgespannt werden, so daß der stolze Vogel wie in eine wunderbar schöne Blumenlaube gehüllt erscheint. Und in der That, die schönsten Gartenblumen müssen diesen Pfauenblumen an metallischem Glanz nachstehen.

Der Pfau, Pavo cristatus, *Linné* 1758.

Pavo Auctorum; — *Linné* citiert; — Pavo cristatus *L.* 1758—66; *Gmelin; Bechstein; Keys. & Blasius* 1840, und sämtliche neuere Autoren; — Phasianus pavo, *Brisson* 1760. Gemeiner Pfau, Blauer Pfau, Junovogel.

Kennzeichen. Auf dem Kopf ein Büschel dünnschaftiger und an der Spitze ästiger Federn. Kräftiger Körperbau; ziemlich langhalsig; kleinköpfig; langschwänzig.

Länge von der Schnabelspitze zum Schwanzende, d. h. bis zum Ende der längsten Bürzelfedern 1 m 65 cm, wovon aber die langen Bürzelfedern 1 m wegnehmen; der eigentliche Schwanz mißt nur 50,5 cm; Schnabel 2,8 cm, Lauf 6,2 cm.

Beschreibung. Der Federbusch auf dem kleinen Kopfe besteht aus 24 Federchen, deren Schäfte völlig nackt sind, oben aber dreieckige, goldgrüne Spitzen haben; sie sind 7 cm lang und gleichen Blümchen auf einem dünnen Stiel. Indes findet man zuweilen bis gegen 30 solcher Blumenfedern, besonders bei den Weibchen; der Vogel trägt sie meist aufgerichtet, doch kann er sie nach Gefallen niederlegen. Beim Hahn ist Kopf und Hals und der obere Teil der Brust mit einem schön blauen Gefieder bedeckt, welches einen violetten und goldgrünen Glanz von sich wirft, gleich schönen Edelsteinen; an den Seiten des Kropfes läuft über und unter den Augen ein zusammenfließender, weißer Streif, unter welchem ein kahler, schwarzer Fleck sichtbar wird; der Rücken und Steiß sind goldgrün, purpurglänzend; dabei liegen die Federn auf diesen Teilen dachziegelartig übereinander. Der untere Teil der Brust, die Seiten, der Bauch und der After sind schwarz mit grünem Glanze; die Schulterfedern und kleinern Deckfedern der Flügel hell- und rostbraun mit schwarzen Querlinien und goldgrünem Schimmer; die vordern Schwungfedern sind gelbrot; die übrigen schwärzlich, rötlich und grüngefleckt. Der 18fedrige Schwanz ist graubraun und seine untern Deckfedern schwarzgrau, flaumartig und bilden einen Flaumbüschel. Die Schwanzdeckfedern sind der Hauptschmuck des Vogels, indem er dieselben erheben und gleich einem Rade fächerförmig ausspannen kann. Diese Federn liegen wie Dachziegel schichtenweise übereinander; die Federn der letzten Schicht sind die längsten und die beiden mittelsten Federn werden bisweilen $1^1/_4$ m lang. Bei allen ist der Schaft weiß, und zur Seite weitläufig mit sehr langen, weichen, schwarzgrünen, purpurrot und goldglänzenden Fasern besetzt, an den Spitzen befinden sich die Fahnen und auf denselben die schönen Pfauenaugen oder Pfauenspiegel. Die Mitte jedes derselben besteht in einem nierenförmigen Fleck von der Größe einer großen Bohne von tiefblauer Farbe mit violettem Schimmer; diesen Fleck umgeben 3 Einfassungen, wovon die nächste bläulichgrün, goldglänzend, und die äußerste grünlich goldfarben ist; einigen Seitenfedern fehlt der Augenspiegel. Wenn der Pfau seine Schweiffedern niederlegt, so bilden sie einen dichten Busch, worunter sich der eigentliche Schwanz verbirgt.

Der Schnabel ist weißgrau, die Iris gelb, die kräftigen Beine sind graubraun und haben einen 18 mm langen Sporn.

Die Pfauenhenne ist leicht zu unterscheiden, sie ist kleiner, ihr Federbusch ist kürzer, die Schwanzdeckfedern sind viel kleiner als beim Hahn; dem ganzen Gefieder fehlt der schöne und glänzende Farbenschmuck. Hals und Brust sind blaugrün, der Leib ist bräunlich aschfarben; Schnabel und Beine sind grau. Ganz alte, nicht mehr legefähige Hennen werden hahnenfedrig, mit Ausnahme des schönen Schweifs.

Der Weiße Pfau ist eine Varietät des gemeinen Pfaus. Er ist rein weiß, auf den Schwanzfedern sieht man aber ganz deutlich die Ringe der Spiegel in verschiedenen Schattierungen. Er ist sehr zart und schwer zu erziehen, pflanzt sich aber in seiner weißen Bekleidung fort. Auch gefleckte Pfauen kommen vor, welche je nach der schönen Verteilung der Flecken Wert haben; man erzielt sie aus der Begattung des weißen und farbigen Pfaus, obwohl sie zuweilen auch von rein weißen oder rein farbigen zufällig fallen.

Nahestehende Arten sind:

Der Javanische Pfau, Aehrenträger, Pavo muticus, *L.* 1766; — P. japonicus, *Briss.*; — P. Aldrovandi, *Wils.* 1810; — P. javanicus, *Horsfield* 1821; — P. spicifer, *Vieill.* 1825. In England domestiziert. Er ist schlanker und hochbeiniger, und kennzeichnet sich sogleich durch die bedeutend längere Federkrone auf dem Kopfe, an welcher die Schäfte befiedert und ährenartig gestaltet sind. Ihre Zahl beträgt nur 10 oder 12 (beim gemeinen Pfau sind es deren 24). Die Federn am Hals sind nicht zerschlissen, sondern schuppenförmig gebildet, wie diejenigen des Rückens. Oberkopf und Hals sind smaragdgrün; die Federn des Unterhalses blaugrün und goldgesäumt; die Brustfedern metallgrün mit Goldglanz; Bauchfedern bräunlichgrau; Flügeldecken dunkelgrün; Schwingen lederfarben, auf der Außenfahne schwarz marmoriert; vordere Schwingen schwarz und grünglänzend; die langen Schwanzfedern denen des gewöhnlichen Pfaues ähnlich, aber noch prachtvoller. — Das Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, hat aber nicht die langen Schwanzfedern. Das Auge ist graubraun; das nackte Augenfeld blaugrau; die Wange ockergelb; Schnabel schwarz; Fuß grau. Heimat: Java und Sumatra.

Der Schwarzflügelige Pfau, Pavoni gripennis, *Sclater* 1859, hat glänzend blaugrüne Deckfedern und eine intensivere prachtvollere Färbung. Das Weibchen hat ein lichtgraues Gefieder; es ist heller, als das gemeine Pfauweibchen. Die Jungen sind vollständig weiß, und nur an der bräunlichen Färbung der Schwingen vom weißen Pfau zu unterscheiden, und erst im 3. Jahr bekommt das Männchen sein schönes dunkles Kleid. Man wollte aus dieser dunkeln Rasse eine besondere Art aufstellen, aber die bedeutenden Forscher Prof. Darwin und Prof. Newton erklären diese Pfauen für zufällig entstandene örtliche Varietät, deren Farbenänderung nicht fest ist, sondern wieder verschwindet, wie sie kam.

Der Pfau hat keinen eigentlichen Kropf; in dem erweiterten Schlund aber, der die Speisen zuerst aufnimmt, hat man kurz vor der Magenöffnung einen drüsigen Knoten voll kleiner Kanäle wahrgenommen, welche eine Menge schleimiger Substanzen von sich geben. Der Magen ist von außen mit sehr vielen bewegenden Fibern versehen. — Der Bürzel oder Steiß ist sehr groß und stark, wegen der vielen Muskeln, die zur Aufrichtung und Ausbreitung des Schwanzes nötig sind. Die Mauser findet vom Juli an statt, wobei aber die Straußfedern auf dem Kopfe so vereinzelt ausfallen, daß man es kaum bemerkt. Während dieser Zeit lieben sie Ruhe und ziehen sich deshalb an verborgene Plätze zurück. Nahrhaftes gutes Futter ist hiebei sehr ersprießlich.

Der Pfau lebt wild in Ostindien und Ceylon, wo er noch in ungeheuren Herden gefunden und von da nach England gebracht wird. Oberst Williams berichtet: „In der Nähe der Wege der Dschungle-Distrikte habe ich solche Menge

von Pfauen gesehen, daß ich im höchsten Grade davon überrascht war. Ganze Wälder waren mit ihrem schönen Gefieder bedeckt, dem die aufgehende Sonne noch ein prächtigeres Ansehen verlieh. Ich kann ohne alle Uebertreibung versichern, daß an der Stelle, wo ich beinahe eine Stunde lang stand, nicht weniger als 1200 bis 1500 Pfauhühner von allen Größen im Bereiche meiner Augen sich befanden." — In der Krym kommt er verwildert vor. — Er wurde zuerst durch den König Salomo nach Syrien (Bibel, Könige 1, 10. 22), später durch Alexander den Großen nach Griechenland gebracht, von wo er allmählich über Europa verbreitet wurde.

Auf einen Hahn rechnet man 3—4 Hennen; die Paarung fällt auf den März, das Eierlegen auf Ende April oder Anfang Mai, und zwar soll die Pfauhenne einen Tag um den andern legen. In den Dschungeln ihrer Heimat machen sie ihr Nest in dichtes Gestrüpp; bei uns scharrt das Weibchen an abgelegenem Ort nur eine flache Grube, belegt sie mit etwas Stroh und Reisig und legt 5—6 Eier hinein. Steigert man die Henne durch Wegnehmen derselben, so treibt sie es bis zu 15 Stück. Die Länge derselben beträgt 7,8 cm, die Breite 5,3 cm. Ihre Schale ist ziemlich stark und schwer, ausgeblasen wiegen sie 5—6 g; ihre Form ist nach der Basis zu allmählich abgerundet, nach der Höhe stark zugespitzt. Die Schmelzschicht ist ziemlich stark, die sichtbaren Poren stehen meist in gebogenen Furchen. Ihre Farbe ist graugelblich, entweder einfarbig oder mit blassen bräunlichen oder braunen, einzelnen oder dichten Flecken, bei manchen nur die Poren füllend, bei andern als gefärbte Schmelzmasse gleichmäßig, am stärksten in den Poren die ganze Oberfläche überziehend, auch noch als Fleckenkranz an der Basis oder Höhe erscheinend. Sie nähern sich denen des Truthahns, unterscheiden sich aber leicht durch ihre Form und durch die bedeutendere Schwere der Schale, auch sind sie meist größer und mehr zugespitzt. Die Brütezeit ist, wie beim Truthuhn, 28 Tage.

Da die Pfauhenne scheu und vorsichtig ist, so verläßt sie die Eier leicht bei Störungen, wenn sie genötigt ist, an Plätzen zu brüten, die ihr keine genügende Sicherheit bieten. Uebrigens fehlt es ihr nicht an Liebe zu ihrer Brut, wenn sie dieselbe ungestört durchmachen kann. Auch führt sie ihre Jungen meistens sehr lange und schützt sie gut. Wenn man nun eine tüchtige Pfaumutter hat, ist durchaus kein Grund vorhanden, ihr das Brütegeschäft zu entziehen. Die meisten Pfauzüchter ziehen aber vor, die gesammelten Eier einer Truthenne zu unterlegen, welcher man 9—12 Eier giebt, und halten diese Brüterin für sicherer. Auch Frau Baronin Ulm-Erbach, eine vielerfahrene Züchterin, erteilt den Rat, den ersten Satz einer Truthenne anzuvertrauen, welche die Jungen in 28 Tagen ausbringt. Den zweiten Satz mit 4—5 Eiern, welche die Pfauhenne einige Wochen später legt, überläßt man ihr nun selbst, und sie brütet oft mit solcher Ausdauer, daß sie darüber das Fressen vergißt. Sie brütet aber nur an dem Platze, den sie selbst gewählt hat, und läßt sich — so wenig als eine Fasanhenne — beliebig setzen. Dieser gewählte Platz muß aber gehörig gesichert werden. Wenn die Pfaumutter selbst führt, so muß man sie sorgfältig alle Abend in einen Hühnerstall treiben und unter einen Korb stecken, damit sie ihre Jungen unter die Flügel nimmt und erwärmt, sonst fliegt sie in die Höhe und läßt ihre Jungen auf dem Boden übernachten, wobei aber manches zu Grunde geht. Einer gewöhnlichen Landhenne giebt man 4 Eier und einer Zwerghenne nur 2 Eier. Da die Landhühner aber nur 21 Tage brüten, so müssen die Eier durch die Pfaumutter 8 Tage vorbebrütet und dann erst der Pflegmutter, welches erprobte Brüterinnen sein sollen, unterlegt werden. Ich gebe absichtlich so wenig Eier an, da der gute Erfolg nicht vom Ausbrüten, sondern weit mehr von einer guten Erwärmung der Jungen abhängt, welche mangelhaft ist, wenn die Henne mit Jungen überladen ist. — Läßt man eine Pfau-

henne selbst brüten, so sorgt man für ruhigen Platz, wo sie namentlich vom Pfauhahn nicht gestört wird, der gern die Bruten aufsucht und die Eier zertritt, oder die kleinen Jungen mißhandelt; auch bringt man die erzielten Jungen erst mit einem Alter von zwei Monaten auf den allgemeinen Geflügelhof. Mit Sorgfalt hat man darauf zu sehen, daß die Pfauhenne nicht unbemerkt abends die Jungen verläßt oder an einem Platze aufsitzt, wohin ihr dieselben nicht folgen können; ist dieses wirklich der Fall, so beraubt man sie der Gelegenheit, aufzubäumen. Erstens beseitigt man wo möglich die hohen Sitzplätze, zweitens beschneidet man die Schwingen, damit sie auf dem Boden zu bleiben gezwungen ist. — Bezüglich der Fütterung und des Erziehens der gelbwolligen Jungen verweise ich auf die Brutgeschäfte, wie sie beim Truthuhn angegeben sind. Man setzt den Jungen aber mehr Fleischnahrung und besonders Ameiseneier zu, als man bei Trutjungen nötig hat. Die Pfaujungen sind sehr zärtlich und müssen warm gehalten werden, da ihnen Erkältungen leicht tödlich werden. Sie werden bald flugfähig, denn die Flügelfederchen sind schon am 3. Tage da, mit 8 Tagen schon etwas gewachsen, und mit 3—4 Wochen können sie der Mutter auf erhöhte Schlafstellen folgen, was man zugeben kann, wenn ihre Sicherheit nicht gefährdet wird. In der 5. Woche fängt der Federbusch an zu wachsen und in einem Alter von 3 Monaten kennt man den Hahn an einem gelben Fleck an der Spitze der Flügel, auch sind seine Federn heller und glänzender; jedoch sind Männchen und Weibchen bis ins 2. Jahr im Gefieder nur wenig voneinander verschieden, und erst im 3. Jahr erhält der Hahn seine Schönheit, den großen glänzenden Schweif, und ist fortpflanzungsfähig. Einen Ausnahmefall erzählt Forstverwalter Gadamer, nach welchem sich ein 2jähriges Paar begattete, von denen die Henne 4 fruchtbare Eier legte. Der Hahn hatte noch keine Spur von seinem schönen Schwanze. Die Geburt der Tiere fiel in das Jahr 1852, das Eierlegen fand im Jahr 1854 statt. Siehe Naumannia, 5. Bd. S. 94. — Wenn die Pfauen trinken wollen, stecken sie den Schnabel ins Wasser, machen fünf oder sechs rasche Bewegungen mit dem Unterschnabel, richten dann den Kopf in einer wagrechten Stellung auf und lassen so das Wasser in den Schlund hinabrinnen.

Der Pfau ist einer unserer schönsten Vögel, und es sieht prächtig aus, wenn er den mit den schönsten Farben geschmückten Schweif wie ein Rad ausbreitet, in die Höhe stellt, und mit stolzem Anstande und hängenden Flügeln im Hofe herumspaziert; noch herrlicher ist es, wenn der Schimmer dieser Farben durch die darauf scheinende Sonne erhöht wird. Man bemerkt an den Pfauen deutlich, wie sehr sie bemüht sind, ihren Schweif zu schonen; auch ist ihnen eine eigentümliche Reinlichkeit eigen, denn nicht selten sieht man sie ihren Kot, wie die Katzen, verscharren. Auf dem Hühnerhof suchen sie sich die Herrschaft über das Geflügel zu erringen und lassen dasselbe nicht eher auf die gemeinschaftlichen Futterplätze, bis sie sich gesättigt haben. Gegen die Truthühner, als ihre nahen Verwandten, zeigen sie indessen eine gewisse Höflichkeit, vielleicht respektieren sie auch deren überlegene Kraft. Der Person, welche sie füttert, werden sie sehr anhänglich und auffallend zugethan. So schön das Gefieder ist, so kreischend und wenig angenehm ist ihre Stimme, sie klingt ziemlich hoch und weithin gellend: „pao, pao, pao!“ Außerdem hört man noch knirschende und kreischende Töne von ihnen.

Um den Schweif zu schonen, sitzt der Pfau auch gern auf erhabenen Gegenständen und fliegt auf Dächer, Kamine, Mauern oder Bäume; selbst im strengen Winter übernachtet er im Freien, da er nur ungern in Ställe, am allerwenigsten in kleine, geht und lieber den Winter im Freien durchmacht. Selbst halbwüchsige Pfauen trotzen dem Winter lieber im Freien als in geschützten Ställen; sie erfrieren aber nicht selten die Füße. Dies kann man hindern, wenn man die Schwingen

abschneidet und sie in den Stall eintreibt. Vom Marder hat ein erwachsener Pfau selten etwas zu befürchten, wohl aber vom Fuchs, wenn er nicht hoch genug aufgebäumt hat. Auf kleinen Höfen, wo man das Umherfliegen vermeiden will, beschneidet man die Schwingen und setzt eine Stange mit Kreuzhölzern ein, auf denen er dann auch in die Höhe steigen und aufbäumen kann. Sein Stall muß geräumig, mit breiten Sitzlatten versehen und seiner Größe angemessen sein, sodaß er im stande ist, seinen Schweif zu schonen. In dem Ziergarten ist der Pfau ein schrecklicher Verwüster und er muß daher demselben fern gehalten werden.

Die Fütterung ist wie bei den Haushühnern; besonders frißt der Pfau frische Kresse gern. Dagegen sollen Holunderbeeren den Pfauen sehr schädlich sein, was kaum zu begreifen ist, da Holderbeeren für die meisten Vögel als Delikatesse gelten. Brennesselblätter sind aber den jungen Pfauen tödlich. Auch süße Milch soll nachteilig sein, was mir ebenfalls nicht recht einleuchtet; da ich aber keine Gelegenheit hatte, Pfauen zu unterhalten, so will ich die Feststellung dieser Angabe Pfauzüchtern empfehlen und bitten, das Resultat in irgend einer bekannten Fachschrift zu veröffentlichen. — Der Pfau kann ein Alter von 25 Jahren erreichen.

Die Pfaueneier sollen schwer verdaulich und deshalb ungesund zum Essen sein; das Fleisch der Jungen giebt einen guten Braten, das der Alten ist trocken und zähe. Ein Pfauenbraten ist auf den Tafeln großer Herren ein bloßes Schaugericht, das zu dieser Absicht in dem ganzen Schmucke der Federn aufgetragen wird. — Die alten Römer haben sie besonders bei ihren Schwelgereien in Menge aufgetischt; Vitellius und Heliogabal haben große Pasteten auftragen lassen, die mit Flamingozungen, Fasanen- und Pfauenhirn gefüllt waren, und es hatten diese unschmackhaften Gerichte keinen andern Sinn, als die ungeheure Verschwendung dieser Prahlhänse zu beurkunden.

Familie **Truthuhn**. Gallopavo, *Auctorum*.

Ceuchramus, *Möhring* 1752.

Für Gallopavo findet man in älteren Werken noch andere Schreibweise: Gallo-pavus, *Gesner, Aldrovand, Frisch.*

Ehe wir die Abteilung der Hühner schließen, möge noch einer — in der Neuzeit sehr in den Vordergrund getretenen prächtigen Hühnerart Erwähnung gethan werden, welche in den meisten bekannten Werken eine Gruppe der Phasianidae bildet, aber auch sehr an die Tetraonidae erinnert. Es ist das stattliche Wilde Truthuhn, das durch die seit etwa 15 Jahren (1880) versuchte und nach vorliegenden Berichten auch gelungene — Einbürgerung in unseren Mittelwaldungen (gemischte Waldungen) die Augen der ganzen deutschen Jägerwelt auf sich gezogen hat. Die Grundlage zu dieser Beschreibung bilden die Artikel des Herrn Major Alexander v. Homeyer (in Hugos Jagd-Zeitung, Wien 1888, S. 240 ff.).

Beim männlichen Truthuhn sind die Läufe mit nicht sehr langen, aber scharfspitzigen starken Sporen bewaffnet, beim Weibchen nur eine warzenartige Andeutung; vorn und hinten getäfelt, seitlich fein genetzt; die mittlere Vorderzehe kräftig, zum Scharren eingerichtet; 28 Schwingen, wovon die 3. die längste; der Schwanz mit 18 breiten Federn, wenig gerundet; Kopf und obere Hälfte des Halses

nackt, warzig; diese Warzen nach oben kleiner, runder, nach unten allmählich wulstiger, auf der Gurgel schlaff herabhängend; diese warzigen Teile weiß, himmelblau und blutrot gefärbt, zwischen den Warzen einzelne schwarze Härchen. Ein starker Hühnerschnabel, oben gebogen; von der Basis hängt ein Fleischzapfen herab, welcher sich im Ruhestand und beim Fressen verkleinert und deshalb nicht im mindesten stört, in der Aufregung des Balzens aber als hochroter Fleischklunker weit über den Schnabel hinabhängt. Der Kopf ist — verhältnismäßig zum starken Körper — klein; mitten auf der Brust ein Büschel roßhaarartiger schwarzer Borsten, je nach Alter ½—1 Schuh lang, der aus einer warzenartigen Erhöhung entspringt. Dieser Haarbüschel entwickelt sich beim Männchen schon vom 9. Monat an. Das Weibchen hat nur die Warze ohne merkliche Borsten. Sie brauchen zur Ausbildung des Körpers, nach Audubon, 3 Jahre. In höherem Alter werden auch die Weibchen dem Männchen ähnlich, d. h. hahnenfedrig. — Das Gefieder strahlt in prachtvollstem metallischem Glanz, ist knapp anliegend, fast derb, die Federn mit großen Konturen, der Schwanz aufrichtbar wie beim Pfau; der Kopf ist fein, der Hals dünn und lang, zum Durchschlüpfen des dichten Waldgestrüpps eingerichtet; der Schwanz ziemlich lang, die Beine hoch, wenig geknickt, der Gang elastisch.

Die Heimat des Wildlings ist Nord-Amerika in großer Ausdehnung, vom Norden der gesamten Vereinigten Staaten bis in die Landenge und auf die Antillen, aber nicht darüber hinaus (z. B. in Brasilien nur eingeführt); westwärts bis zu den Felsenbergen (Rocky Mountains) und dem Rio Grande; vermutlich bis Kalifornien. In Kanada waren sie ehedem sehr häufig, sind aber jetzt nahezu vertilgt, wie (mit Prof. Oken zu reden) „die Büffel und Indianer". — Die Portugiesen führten sie zuerst nach ihren Besitzungen am Kongo (Afrika). — Von den Holländern wurde das Truthuhn nach Ost-Indien gebracht, namentlich nach der Insel Ceylon, in deren herrlichen Waldungen es ebensogut wild fortkam, wie in seiner Urheimat. Von diesen Spekulanten wurde es auch später wieder als „Kalekutisches Huhn" (abgekürzt: Kalkun) nach Europa eingeführt. — Die ersten Nachrichten über dieses prächtige Waldhuhn kamen schon 1521 (also gleich nach der ersten Eroberung Mexikos durch Kortez 18. Nov. 1519) nach Spanien; 1524 nach England; etwa um dieselbe Zeit nach Frankreich; einige Jahre später nach Deutschland. Noch ein halbes Jahrhundert später war der Braten des Puters schon „ein feines Gericht, das die Tafeln der Fürsten zierte". „Unter den mannigfaltigen Geschenken, welche Amerika der Alten Welt gemacht hat, sagt Oken, ist der Puter keines der geringsten." Die Spanier führten es unter dem Namen: Pavos das Indias, Indisches Huhn, ein; meinten aber nicht Ost-, sondern West-Indien. Daher die nicht entsprechenden Benennungen: Meleager, Turkey, Kalekutischer Hahn u. a. Hier beschrieben: 1 Art (samt Rasse).

Das Wilde Truthuhn, Gallopavo sylvestris**), *Linné*.

Taf. 12, Fig. 1. 2.

Waldputer, Bronceputer, Wilder Puter, Kuter, Dindon, Turkey, Bronce-Turkey, Mammoth, Kalekutischer Hahn, Mexikanischer Puter (Var.). — Gallopavo, *Gesn.; Belon; Aldr.; Jonst.; Will. et Ray;* — Meleagris*), *Belon; Aldr.; Will. et Ray;* — Gallopavo sylvestris**), *Ray; Albin; Briss.;* — Gallop. indicus, *Frisch;* — *L.* 1758—66 sämtliche citiert; — Meleagris*) gallopavo, *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.; Rchw.* 1882; — Gallop. americanus, *Briss.* 1760; — *Bartram* 1791; *Oken* 1837; — Mel. fera, *Vieill.* 1807; — Gallop. primus, *Less.* 1831; — Gallop. mexicanus (= Mel. mexicana), mit Neigung zu weißen Federrändern, Var., *Gould* 1857.

*) Diese Benennung gehört dem Perlhuhn, welches den Alten sehr bekannt war, während sie vom Amerikanischen Truthuhn nichts wissen konnten. Von Aristoteles ist das Perlhuhn auch sehr deutlich beschrieben; er nannte es Meleagris, wie auch später (nach ihm) Varro, Plinius, Columella u. a. Trotzdem hat der gelehrte Pater Aldrovand seine Zeit-

genossen mit vielen weitläufigen Argumenten gequält, um zu beweisen, daß die Truthühner die Meleagridæ der Alten seien, was schon damals niemand glaubte. Deshalb wäre vorzuschlagen, den Namen Meleagris hier zu streichen. — **) Für die Ueberschrift wurde Linnés Citat gewählt.

Der Wilde Truthahn ist einer der schönsten Vögel, die wir kennen. Pfauähnlich, und von unsern Altmeistern sehr bezeichnend, „Gallopavo, Hahnenpfau" benannt, schlägt er sein Rad so stolz wie ein Pfau, doch sind die Schwanzschmuckfedern des Pfauhahnen um ein namhaftes länger. Unvergleichlich ist der feurige Metallglanz des dunklen Gefieders, schimmernd in dunkel kupferbrauner und feurig kupferroter Farbe, mit glühenden Reflexen von goldrotem, grünem, rot- und blauviolettem Schiller, sodaß es schwer hält, die Grundfarben zu bestimmen.

Kennzeichen. Kopf und die obere Hälfte des Halses nackt, warzig; beim Männchen auf dem Kopf ein Büschel gewundener, pferdehaarähnlicher, dünner Federschäfte. Größe einer Großtrappe.

Beschreibung. Die Pracht dieses metallschimmernden Vogels spottet jeder Beschreibung. Kopf und oberer Teil des Halses weiß, himmelblau mit violetter Neigung und hochroten Warzen und Karunkeln; ein Fleischzapfen über dem Schnabel rot; Oberseite dunkelkupferbraun, mit wechselndem rotem, grünem, violettem Metallglanz, der fast die Augen blendet, nach dem Hinterkörper dunkler; auf dem Bürzel wieder bronzefarbiger; jede einzelne Feder mit einem samtschwarzen Band eingefaßt, welche Bänder an den großen Federn auch breiter werden. Sämtliche Schwungfedern (1. und 2. Ordnung) des zusammengelegten Flügels sind breit schwarzbraun und weiß, scharf gebändert; die Schwingen 2. Ordnung nach der Außenfahne rostbraun gerändert; die Schlußschwingen sind braun, ihre Bänderung nur angedeutet; die 4 Federchen des Afterflügels scharf und fein schwarzweiß gebändert; die Federn des Unterkörpers samt den Schenkelfedern sind kastanienrotbraun, ohne Metallglanz; die Schwanzfedern dunkelkastanienbraun, mit Querbändern und Spritzern von dunklerer Farbe, am Ende mit einem schwarzen Band, das durch ein schmäleres bräunlichrostfarbenes Band abgeschlossen wird. Der Schnabel ist rötlichgelb, nach der Spitze hornfarben; die Iris dunkelbraun; die Füße lackrot. — Das kleinere Weibchen hat ähnliche Färbung, aber in weniger brillanter Anlage. Ihm fehlen auch die Sporen und der Haarbüschel auf der Brust; die Karunkel auf dem Schnabel ist um vieles kleiner, ebenso auch die kahlwarzige Stelle an Kopf und Hals; die Größe und das Gewicht sind viel geringer. — Die Dunenjungen sind auf lichtbräunlichem Grunde mit vielen dunklen Zeichnungen, besonders in die Quere, geziert, auch ist die Bänderung an den kleinen Schwingen bald deutlich zu ersehen. Sie werden bald flugfähig (schon etwas mit 14 Tagen), weil sich die kleinen Schwingen — wie bei den meisten Hühnerjungen — auffallend rasch entwickeln.

Der Wilde Truthahn ist einer unserer stattlichsten Vögel, was sich auch im Gewicht ausdrückt, einer Trappe oder einem Schwan im Körpermaße vergleichbar. Länge des Männchens 100—120 cm, (Audubon sagt: bis 4 Schuh); Breite 150 cm, Flügellänge 46, Schwanzlänge 40 cm. Länge des viel kleineren Weibchens 85 cm, Breite 120 cm, Flügel 40, Schwanz 30 cm. Das Gewicht (nach Audubon) sehr verschieden. Beim Männchen von 15—20 Pfund, es giebt aber auch welche bis zu 30 Pfund; und gutgefütterte bemooste Häupter bringen es bis zu 40 Pfund; dann ist auch der Bartbüschel auf der Brust fast einen Schuh lang. Das Gewicht der viel kleineren Henne beträgt 9 Pfund, kann sich aber im Verlauf jahrelanger Ausbildung um 5—6 Pfund steigern. Im vierten Jahr zeigt sich auch bei ihr ein kleines Borstenbüschelchen auf der Brust.

Das Mexikanische Truthuhn, Gallopavo mexicanus, Meleagris mexicana, *Gould*, ist eine südliche Rasse des Bronzeputers. Seine Heimat ist das west-

liche Texas, Neu-Mexiko, Arizona und das Hochplateau Mexikos, südwärts bis Orizaba. Diese Rasse ist ebenfalls sehr schön, hat auch den feinen Metallglanz auf dem dunkeln Oberkörper; ist aber etwas kleiner, und unterscheidet sich merklich durch den weißen Endsaum des Schwanzes und durch weißgesäumte obere und untere Schwanzdeckfedern. Der Haarbüschel auf der Brust ist kürzer und starrer. Man hält diese Rasse allgemein für die Stammform unsres Dorf- oder Haus-Puters, weil die erste Einführung hauptsächlich von Mexiko aus geschah, wo dieses Huhn schon damals domestiziert lebte, und weil unser Haus-Puter ebenfalls die charakteristischen weißen Säume an den Deckfedern des Schwanzes und an den großen Schwanzfedern aufweist. Dieser weißgeschuppte Mexiko-Puter kann als sehr schöner Vogel gelten, wenn man den prächtigen Bronzeputer nicht damit vergleichen kann. Die Mexiko-Rasse neigt auch sehr zum Abändern in hellere Farben, während der Nordamerikanische Wildputer dunkle Farbe hält. Der Mexiko-Puter hat auch nicht die wilde Natur dieses Puters, eignet sich deshalb auch weniger zum Aussetzen in Wälder, als der dauerhaftere Wildputer, dessen Akklimatisierung hauptsächlich angestrebt wird. Dieser eigentliche Wildputer, auch Bronce- oder Bronze-Puter benannt, darf jedoch nicht verwechselt werden mit der kupferroten Varietät des Dorfputers, welche ebenfalls unter dem Namen Bronzeputer im Handel verwertet wird, zum Aussetzen in Waldungen aber nichts taugen soll.

In den letzten Jahren ist es einigen opferwilligen Großgrundbesitzern gelungen, das Trutwild in freier Wildbahn so einzubürgern, daß dasselbe in den betreffenden Jagdschußlisten bereits eine große Rolle spielt. Laut Wiener Jagd-Zeitung 1889 wurden auf den Graf Breunnerschen Jagden auf Grafenegg bei Tulln an der Donau (Nieder-Oesterreich) im Jahr 1888 rund 140 „Wilde Bronzeputer“ erlegt, bei einem Revierbestand von circa 580 Stück. Ausgesetzt wurden diese aus Nordamerika importierten echten „Bronzeputer“ (nicht Mexikaner) im Jahr 1880. Das bezeichnet einen sehr schönen Erfolg. — Fürst Metternich that desgleichen auf seinen schönen Waldgütern bei Kojetein in Mähren; Baron Washington in Steiermark und Freiherr Friedr. v. Homeyer auf Ranzin in Pommern. — Diese Herren bestellten direkt teils aus Amerika, teils aus den Züchtereien Englands, oder aus Hamburg von Hagenbeck. Aus Amerika kamen echte „Bronzeputer“; aus den Züchtereien Englands der echte „Mexiko-Puter“, welchen man in England „Nordfolk-Turkey“ nennt. Unter „Dindon sauvage“ (gleich Wilder Puter) versteht der Franzose diese Art. Der riesengroße „Cambrigde-Puter“ (26—35 Pfund schwer) steht in Haltung und Färbung zwischen Bronze- und Mexiko-Puter. — Sie wurden in den hierzu geeigneten Parken ausgesetzt und der Erfolg war günstig, die Tiere vermehrten sich und widerstanden der rauhen Witterung des Winters. — Die Interessenten finden ausführlichere Belehrung in der „Wiener Jagd-Ztg.“ 1888, S. 240 und 268, von Herrn Major Alexander v. Homeyer; — ebenda 1889, S. 51, 86, 488 (einen längeren wichtigen Artikel von Herrn v. Homeyer-Murchin); — ebenda 1890, S. 524, 693, weiteres hierher gehöriges.

In den Leina-Waldungen bei S.-Altenburg sind seit einigen Jahren ebenfalls Wildputer mit großem Erfolge eingebürgert worden. Darüber berichtet Herr Dr. Koepert (Altenburg) im Journ. f. Ornithologie 1895, S. 105 ff., wie folgt: „Im Walde angekommen, wurde die Gesellschaft durch Herrn Oberförster Wagner aus Schönbach nebst mehreren Forstbeamten empfangen, unter deren Führung eine Streife durch den Wald veranstaltet wurde. Zwar kamen die Truten hierbei nicht in Sicht, jedoch wurden Spuren derselben in Gestalt von Schwung- und Deckfedern und Losung gefunden. Dann ging es nach der sogen. „Kammer“,

einem Brettergebäude, das der Einbürgerung dieses schönen Federwildes gedient hatte. Ich will nun versuchen, eine kurze Schilderung dieses interessanten Akklimationsversuches, gestützt auf die an Ort und Stelle gemachten Angaben des Herrn Oberförster Wagner, zu entwerfen. Diese „Kammer" ist gegen Wind und Wetter, sowie gegen Raubzeug geschützt und liegt da, wo strenge Waldesruhe herrscht und keine Störung durch Besucher zu fürchten ist. Innen ist sie mit Aesten zum Aufbäumen versehen. An dieser Hütte ist ein mit Drahtgitter und Holzlatten umzäunter, gedeckter Auslauf angebracht, der es den Hühnern ermöglicht, sich mit der Umgebung vertraut zu machen. Der Auslauf ist etwa 1,5 m hoch, 2 m breit, 25 m lang und innen mit Strauchwerk bepflanzt. An der Ostseite der Bretterhütte befindet sich ein gedeckter Schütt- oder Futterplatz von 3 m Länge, 2 m Tiefe und 70 cm Höhe. Dieser steht durch eine Schieberöffnung mit der Kammer in Verbindung und war, so lange die Vögel eingekammert waren, mit einer Verlattung verschlossen, welche am Tage der Freilassung möglichst geräuschlos, ohne Hammer und Zange zu gebrauchen, entfernt wurde. Das Aufschütten des Futters, das in einem Gemenge von Weizen, Hirse und Gerste besteht, hat stets nach Eintritt der Dunkelheit oder vor Tagesanbruch zu geschehen, da auf diese Weise die Hühner am wenigsten beunruhigt werden. Im ersten Jahre des Aussetzens muß diese Fütterung noch fortgesetzt werden.

Die aus Grafenegg in Niederösterreich bezogenen wilden Truthühner (*Gallopavo americanus*), von den nordamerikanischen Truthühnern abstammend, gelangten im Januar 1891 ins Revier und blieben bis März — etwa 8 Wochen eingekammert. Es empfiehlt sich sehr, die Freilassung bei etwas schneebedecktem Boden vorzunehmen, da sich die Hühner dann nicht gleich zu weit entfernen und ihre Spur auch leichter verfolgt werden kann. Beiläufig sei erwähnt, daß die mexikanischen Truthühner, oder Kojetainer, welche wegen ihrer roten Farbe auch Bronzeputer genannt werden, sich nicht zum Aussetzen in unsre Wälder eignen, während die nordamerikanische Art nicht unter dem Einflusse der Witterung zu leiden hat, vielmehr Kälte und Hitze, Nässe und Dürre ertragen kann. Dies nordamerikanische Trutwild übertrifft auch das mexikanische bedeutend an Größe; seine Grundfarbe ist dunkel, die Brust dunkel metallblau, die Flügel hellgelb und weiß gebändert. Doch kehren wir nun zu unsrem aus einem Hahne und zwei Hennen bestehenden Gesperre zurück, das im März in Freiheit gesetzt wurde. „Ich hatte die Freude," schrieb mir s. Z. Herr Oberförster Wagner, „die Erfahrung zu machen, daß dieselben nach dem Freilassen standorts blieben und nicht, wie es unter ungünstigen Verhältnissen ihre Neigung sein soll, wiederum auswanderten. Meine Freude wuchs aber noch, als ich den Hahn das erste Mal in der Morgendämmerung balzen hörte, ein Zeichen, daß die Hühner heimisch waren. Und mit welcher gewaltigen Stimme kollerte er, als Einziger wirklich „Hahn im Korbe". Vielleicht liegt es daran, daß bei der Ruhe des Waldes in den frühesten Morgenstunden der Ton lautschallender wirkt, indes mir ist dieser nun schon oft gehörte Balzton prägnanter und majestätischer erschienen, als der des zahmen Truthahnes." Leider wurde die eine der beiden Hennen vom Fuchse geschlagen, während von dem Gelege der andern Henne fünf Junge ausliefen, von denen nur ein Stück übrig blieb. Wahrscheinlich sind die andern an der Jagdgrenze geräubert worden. Es überwinterten demnach 3 Hühner: ein Hahn, eine alte und eine junge Henne. Den Winter über wurden sie an einem frei im Walde gelegenen Platze mit Weizen, Mais, Gerste und Hirse gefüttert und fanden sich bei sonstigem Futtermangel regelmäßig zu einer bestimmten Tageszeit daselbst ein. Im allgemeinen lebt das wilde Truthuhn von Insekten, die es, so lange sie zu finden sind, selbst bei schneebedecktem Boden aus der Erde scharrt. Bei eintretendem Insektenmangel verzehrt es auch Beerenobst,

Schlehen, Hagebutten, Bucheckern, sowie Baumknospen. Auch in an den Wald angrenzende Getreidefelder gehen diese Hühner gern und richten dort ziemlichen Schaden an, da sie mit ihren gewaltigen Tritten das Getreide gänzlich niedertreten, wie dies in diesem Jahre Herr Oberförster Wagner an einem Haferfelde beobachtet hatte. — Im Frühjahre 1892 wurden aus Grafenegg wieder 3 Hühner verschrieben, von welchen aber die beiden Hennen kurz nach ihrer Ankunft eingingen. Da die vorjährige junge Henne noch nicht geschlechtsreif war, was erst im zweiten Lebensjahre eintritt, so erzielte nur die alte Henne Nachzucht und zwar nur 2 Junge im Juni. Ob sie mehr gehabt und diese umgekommen sind, ließ sich nicht feststellen. Eine Eigentümlichkeit der wilden Truten ist es, daß die Hähne, sobald die Hennen auf den Eiern sitzen bleiben — die Brütezeit währt 4 Wochen —, sich vom Gesperre abschlagen, ihre eigenen Wege gehen und erst im Winter das Gesperre wieder aufsuchen. Mit 6 Stück, worunter zwei geschlechtsreife Hennen, gings in das Frühjahr 1893.

Je länger nun das Trutwild angesiedelt war, desto weiter breitete es sich in der Leinawaldung aus. Mit Beginn des Sommers wanderten die Hühner nach dem benachbarten Milchwitzer Revier, das ihnen infolge seiner lockeren Bodenbeschaffenheit reichlichere und bequemer zu erlangende Kerfnahrung bot. Der günstige, wärmere Sommer dieses Jahres war der Vermehrung sehr günstig, so daß der zuständige Verwalter des Milchwitzer Reviers die alte Henne mit mindestens 11 Jungen beobachten konnte. Andre Leute wollten eine Henne mit 7 bis 9 Jungen gesehen haben. Ein interessantes Vorkommnis bezüglich des Brutgeschäftes hatte Herr Oberförster Wagner auf seinem Reviere beobachtet. Mitte August — also gegen die übliche Brutzeit sehr verspätet — ließ er auf einem seiner Felder Hafer hauen. Hierbei traf einer der Häuer eine alte Truthenne, welche kurz vor der Sense hoch ging. Bei näherem Hinsehen bemerkte letzterer, daß dieselbe auf einem Gelege von 9 Eiern gesessen und erst hoch geworden war, als der nächste Sensenstrich ihr und dem Gelege verderblich werden mußte. Um die alte Henne wieder auf das Gelege zu bringen, stellte der Arbeiter sofort seine Arbeit ein, worauf die Henne wieder zu den Eiern zurückkehrte. Bei einer am folgenden Tage vorgenommenen Besichtigung fand nun Herr Oberförster Wagner die Henne nicht mehr auf dem Gelege, von dem inzwischen 7 Stück ausgelaufen. Ein Ei war angebrütet und schlecht, eins lag zu weit ab und war daher nicht bebrütet worden. Merkwürdig ist hierbei, daß die Henne, obgleich der Hahn nach der Ende April stattfindenden Balzzeit vom Gesperre abschlägt, doch noch eine verspätete Brut gemacht hat. Der Bestand belief sich alsdann Ende des Jahres 1893 auf 15 bis 25 Stück und hat sich im Laufe dieses Sommers weiter vermehrt, bis auf mindestens 40 Stück, so daß dieser mit so großer Umsicht, Verständnis und Ausdauer ins Werk gesetzte Einbürgerungsversuch als *vollständig gelungen* bezeichnet werden kann.

Die anfangs gehegte Befürchtung, daß das Trutwild sich als zu zahm erweisen, und daher die Jagd auf dasselbe zu wenig Reiz haben würde, hat sich nicht bestätigt. Zwar waren die Tiere, so lange sie gefüttert wurden, nicht besonders menschenscheu; seitdem aber einmal, um sie von einem Acker zu verscheuchen, blind auf sie geschossen wurde, sind sie viel scheuer und versuchen zuerst laufend zu entfliehen. Gelingt ihnen das nicht oder werden sie überrascht, so fliegen sie gar nicht ungeschickt schräg in die Höhe, und zwar ohne viel Flügelschläge zu thun, nach Art der Bussarde schwebend. Abends bäumen sie wie unsre Waldhühner auf. Ihre Sinne sind, wie nicht anders zu erwarten, viel schärfer als die unsres Dorfputers; sie sichern äußerst scharf. Das Revier, in dem man das Trutwild einbringen will, muß mindestens 500 ha Flächeninhalt haben; am günstigsten ist es, wenn gemischte Bestände vorhanden sind. Der Preis des Trutwildes ist kein zu hoher, das aus

drei Stück bestehende hier ausgesetzte Gesperre kostete ab Grafenegg 50 Gulden, wozu noch Transport und Verpackungskosten in gleicher Höhe kommen."

Auch im Schaumburger Walde werden Bronzeputer gezüchtet.

Das Wilde Truthuhn ist — wie aus obigem zu ersehen — ungleich schöner und größer, als seine in Europa erzogene, verweichlichte und degenerierte Nachkommenschaft. Besser noch ist die zahme Zucht in Amerika erhalten, aber im ganzen ebenfalls dem wilden Bronzeputer nachstehend. Doch erzieht man daselbst durch Auffrischung des Blutes mit Wildlingen schöne Puter, welche der Urrasse sehr gleichen und deren Fleisch von feinstem Wohlgeschmack ist. — „Im wilden Zustande ist dieser Vogel eine Zierde der großen Waldungen am Wabash, Ohio und Mississippi, und er ist auch in allen jenen Gegenden zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen Max v. Neuwied noch häufig gewesen, als noch nicht zu viele Jagdliebhaber und Jäger existierten. Sie balzen auf den Bäumen vor Sonnenaufgang wie die Auerhähne, aber mit dem bekannten wunderlichen Kollern; nachher fliegen sie auf den Boden, um sich mit den erschienenen Hennen zu paaren, und mit aufgeblähtem Gefieder und aufstreichenden Flügeln herumzustolzieren, wobei auch nicht selten ein Nebenbuhler erscheint, der mit Mut angegriffen wird, bis Flucht oder Tod den Kampf entscheidet. Am Missouri geht er westlich nicht über den White River oder Mönni-Schott-Passahä der Mandan-Indianer hinauf, und am obern Mississippi fand man ihn im Jahre 1834 noch an der Rivière des Moines. In den Waldungen am Wabash, besonders in dem hohen Holze der Inseln desselben, waren diese schönen Vögel 1833 noch sehr zahlreich und lebten in starken Gesellschaften von 6—20 Individuen. Einzelne Jäger, welche in jenen Wäldern als sogenannte Back-Woodmen wohnten, versorgten gewöhnlich wöchentlich ein paarmal das große Dorf New-Harmony mit diesen Vögeln. Sie ritten die Straßen entlang und hatten an ihren Pferden bis zu 20 jener prachtvollen Vögel aufgehängt, welche sie das Stück zu 25 Cents ($^1/_4$ Dollar) verkauften. Ein starker, wohlzubereiteter Hahn giebt ein vortreffliches Gericht, welches man auf verschiedene Art herzurichten verstand. Die alten Hähne sind übrigens weit seltener und schüchterner, als die Hühner; sie leben in Polygamie wie der Auerhahn. Ehemals sind in jenen Gegenden die wilden Truthühner so häufig gewesen, daß es einem Paar Schützen nicht viel Mühe machte, 100 Stück derselben zu erlegen. Als der Württemberger Rapp mit seiner Gesellschaft von Separatisten sich am Wabash niederließ und das Dorf Harmony gründete, befreite man zuerst ein Stück Land von seinen Waldungen. Damals trieb man eine der Flußinseln zuvor ab, und es wurden bei dieser Gelegenheit 75 Stück Rotwild (Cervus virginianus) und mehr als 100 wilde Truthühner erlegt. — Jetzt sind diese interessanten Vögel schon sehr schüchtern und vorsichtig geworden und es fällt schwer, sie zu beschleichen, da sie beständig beschossen werden. Ehemals waren sie dagegen sehr zutraulich. Denn auch die echten Wildlinge sind ursprünglich wenig scheu, fast dreist, obwohl sie von vielen Gefahren in der Wildnis umgeben sind, die ihnen durch Luchse, Füchse, Wölfe, große Raubvögel, besonders aber durch europäische Jäger drohen. Der eingeborene Indianer umgiebt diese zutraulichen Waldvögel mit einem Nimbus, der ihm nicht erlaubt, die Turkeys zu töten, sodaß er auf diese Jagd verzichtet. — Bemerken sie etwas Fremdartiges, so laufen sie sogleich sehr schnell im dichten Unterholze fort. Sie fliegen alsdann auch vom Boden in dichte hohe Baumkronen auf, wo nur ein sehr geübtes Auge sie aufzufinden vermag. Ihr Flug ist für einen solchen schweren Vogel ein leichter zu nennen. Fliegen sie von einem hohen Baume zu dem andern oder über den hohen Wald in gewisser Höhe hin, so haben sie einen schönen schnellen Flug, den Hals lang ausgestreckt, dabei gerad und stetig. Alsdann fußt dieser stolze

Vogel gewöhnlich auf einem hohen Äste der Krone und wendet den Kopf nach allen Richtungen, um sich zu sichern.

Die Nahrung des Wilden Truthuhns besteht in Amerika aus Waldmast, Eicheln, den verschiedenen Walnußarten, Kastanien, den Früchten des Papawbaums (Asimina), allerhand Beeren, unter andern denen der Symphoria, Rosa; ferner aus Insekten, Raupen und Puppen, Käfern, Wanzen; jungen Zweigen, Blättern und Sprossen, Grashalmen u. s. w., die man in ihrem Magen mit kleinen Kieselsteinen gemischt findet. Der Kropf ist gewöhnlich von allen diesen Dingen hart aufgetrieben. Besonders gern scharren sie im trockenen Laube des Waldbodens mit ihren starken Füßen, und diese aufgekratzten Stellen geben dem Jäger Nachricht von der frischen Nachbarschaft der beliebten Vögel. Sie ziehen nach dieser Nahrung gesellschaftlich in den Waldungen umher, und „oft haben wir ganze Flüge von ihnen den Wabash oder den breiten Ohio überfliegen gesehen," wobei, wie Audubon erzählt, manchmal schwache oder junge Vögel in den Fluß fallen sollen. „Ich*) habe sie rasch und kräftig hinüberstreichen, aber nie einen solchen Vogel in den Fluß fallen gesehen," berichtet Max Prinz zu Neuwied. Zu ihrem Neste scharrt die Henne eine kleine seichte Erdvertiefung und legt bis circa 15 Eier hinein, die denen unsres Truthuhns ähnlich sind, nämlich auf schmutzig graugelblichweißem Grund mit einzelnen gelb- oder rötlich-grauen Flecken und Fleckchen. Die Maße der Eier einer Wildhenne sind dem Verfasser nicht bekannt. (Beim Dorfputer messen sie 74 + 52 cm). Das Huhn sitzt sehr fest und wird deshalb leicht eine Beute der Raubtiere.

Im Spätherbst und Winter, wenn es kalt wird, nähern sich die wilden Truthühner den menschlichen Ansiedlungen, besonders den Maispflanzungen morgens und abends, und die Jäger stellen ihnen bei dieser Gelegenheit auf mancherlei Art nach. Im November und Dezember erhielt Prinz zu Wied in New-Harmony sehr viele dieser Vögel, aber im Januar und später nur sehr wenige, teils weil ihrer so viele geschossen waren, teils auch weil die übrigen sehr vorsichtig wurden. Im Januar ist das Gefieder dieses Vogels schon sehr schön und vollständig und der Hahn beginnt an warmen Tagen im Februar schon zu balzen. Schon mit Sonnenaufgang vernimmt man alsdann das laute Kollern der Hähne. Die alten Hähne sind übrigens sehr vorsichtig und schwer zu schießen. Ihre Schwungfedern werden bald abgenutzt von dem Schleifen der Flügel auf der Erde, wenn der Hahn seine kollernden Töne von sich giebt, das Rad mit seinem Schwanze schlägt, wobei ihm der geschwollene blutrote Nasenzapfen weit über den Schnabel herabhängt und auch der ganze Kopf blutrot erscheint. „Oft haben wir auf unsrer Missouriereise bei Anbruch des Tages das Kollern der wilden Truthähne vernommen; auch die Stimme des Huhnes, welche gänzlich die der gezähmten Rasse ist." — Die Stimme des Hahns ist ein lautes rollendes Kollern wie kurrrekurrrekurre, dumpfer beim Balzen, lauter in Aufregung; bei der Henne oder Jungen ein hohes, fast klägliches put put put oder jaub jaub jaub!

Da der wilde Truthahn — wie bemerkt — kein scheuer Vogel ist, so steht, bei der Vortrefflichkeit seines Wildbrets, seine Ausrottung in wenigen Jahren, wenigstens in vielen Gegenden, bevor, wenn nicht Gesetze zu seinem Schutze gegeben werden, woran bei der Kraftlosigkeit jener Regierung wohl nicht zu denken ist. Wo wäre auch eine Regierung, welche selbst bei den kräftigsten Gesetzen alle jene Landstreicher kontrollieren könnte, die jene Wildnisse nach allen Richtungen durchstreifen, und welche weit gefährlicher, unmoralischer und unternehmender sind, als selbst die schlimmsten Indianer. — Um den wilden Truthahn zweckmäßig zu jagen, hält man sich jetzt

*) Max, Prinz von Wied zu Neuwied ist der Verfasser dieser zwar alten, aber belehrenden Nachrichten über das wilde Truthuhn. Koblenz 1838—43. Siehe Cabanis, Journal f. Orn., 6. Bd. S. 428.

auf diese Vögel abgerichtete, starke flüchtige Hunde, die diese Jagd bald lieben lernen. Hat man frische Spuren der Vögel gefunden, so läßt man den Hund suchen, er wird das Volk bald finden, dazwischen fahren, sodaß die Vögel erschreckt auf den hohen benachbarten Bäumen Schutz suchen, wo sie alsdann der Schütze mit geübtem Auge erspäht und mit seiner langen Büchse unfehlbar herabschießt. — Die Indianer gebrauchen die Schwungfedern dieser Vögel zur Befiederung ihrer Pfeile und tragen sie als Ehrenzeichen auf dem Kopfe; die Schwanzfedern dienen als Fächer."

Das Ueberführen der Puter aus der Voliere in unsre Wälder bedarf nicht der Vorsicht, wie beim Fasan; es muß durch den Futtermeister geschehen und so, daß die Puter ein kleines Koniferendickicht vor sich haben, worin gleichzeitig die Futterhütte ist. Die Futterverhältnisse bei ganz kleinen verwaisten Putern sind ebenfalls wie beim Fasan, d. h. Ameiseneier, Mehlwürmer, Heuschrecken. — Das Zusatz-Futter für Puter auf der Futterhütte ist Hirse, geschälter Hafer, Winterweizen, Mais, und darf nicht gespart werden, wenn sie gedeihen sollen. Im Walde selbst fressen sie Eichel- und Buchmast, die aber nicht alle Jahre gedeiht; sämtliche Waldbeeren, Knospen, feine Triebe von Waldgewächsen, zarte Nadeln, vieles Grünzeug, besonders gern Brennesseln; Insekten aller Art; Raupen, Puppen, Würmer. — Auf dem Hof füttert man sie wie den Dorfputter mit Gerste, Mais, geschältem Hafer, Kohl, gelben Rüben, Salat, gesottenen Kartoffeln, Zwiebelröhrchen. Die Jungen erhalten erweichte altbackene Semmel stark mit Eiern und Fleisch, feingehackten jungen Nesselblättern oder Schafgarbe vermischt. Später dazu Hirse und Gerste, bis sie das Futter der Alten bekommen. Man lasse die Jungen baldmöglichst ins Freie laufen, sorge aber für ein trockenes Unterkommen bei nassem Wetter, wohin sich die Alten mit den Jungen jederzeit zurückziehen können. Das ist für die Aufzucht wichtig! frisches Wasser ist unentbehrlich; ebenso ein Haufen Wassersand mit etwas Kies vermischt. — Petersilie, der Same des roten Fingerhuts und bittere Mandeln sollen Gift für sie sein.

Die Jagd auf Bronzeputer ist nicht so interessant, wie viele glauben. Die Vögel sind schwer zum Fliegen zu bringen, sie bäumen wenig auf, sind außerordentlich scheu und gleich bei der ersten Störung suchen sie ihr Heil in schnellster Flucht. So kommen die Tiere, gern Farnkraut-, Nessel- und Grasdickichte haltend, beim Schützen laufend angestürmt, werden also meistens laufend geschossen, nur selten einer fliegend. Vor dem Hunde bäumen sie aber gern auf.

Das Zahme Truthuhn, Gallopavo rusticulus.

Taf. 12, Fig. 3. 4.

Dorfputer, Gemeines Truthuhn, Kalekutischer Hahn, Welscher Hahn und Henne, Kauter, Kuder, schlichtweg: Putter, die Henne: Piepe.

Der Dorfputer ist ohne Vergleich ein eigenartiger, schöner und stattlicher Vogel auf dem Hühnerhof. Aber einen Vergleich mit seinen Stammeltern kann er nicht aushalten. Dieser goldglühenden, metallglänzenden Feuerpracht gegenüber sinkt er in seinem Dorfkleide zu einem unscheinbaren Aschenbrödel zusammen. Aber auch nur dem Bronzeputer gegenüber. Denn was stattliche Figur und Federschmuck dem andern Geflügel gegenüber betrifft, so steht er keinem nach, besonders wenn er balzt, in welcher Extase er den Auerhahn an Tollheit übertrifft.

Was die Kennzeichen und allgemeine Beschreibung betrifft, so verweisen wir den Leser auf die des Wilden Truthuhns, sowie auf die guten Abbildungen.

Die gewöhnlichen Färbungen des Dorfputers sind: Das schwarze Truthuhn; gut vermausert und mit dem prächtigen Goldglanz gleicht es noch am meisten

den Stammeltern. — Das kupferbraune oder kupferrote Truthuhn (im Handel unter dem Namen Bronzehuhn verwertet). — Das gelbliche (isabellfarbige) Truthuhn. — Das weiße Truthuhn (mit sehr regelmäßigen schwarzen Querbändern). — Das aschgraue Truthuhn. — Das schiefergraue Truthuhn. — Das gefleckte Truthuhn. — Das Truthuhn mit Federschopf, selten. Die Zeichnungsfarben bestehen in einem bestimmten Typus, nämlich aus breiten wellenförmigen Querlinien nach dem Ende der Federn, denen ebenso wieder ein breites helles Querband folgt, das wieder mit schmalem Saum abschließt.

Der Dorfputer ist ein stattlicher Vogel; besonders wenn er zur Zeit der Begattung mit seinen Schwanzfedern ein Rad schlägt, sie bedächtig bald auf die eine, bald auf die andre Seite wendet, mit gravitätischen Schritten einherschreitet und mit den hängenden Flügeln auf dem Boden rauscht. Dabei wirft er den Kopf zurück, der verlängerte Nasenzapfen hängt wie eine Trottel neben dem Schnabel herab, und die Fleischwarzen des Halses und Kopfes schwellen scharlachrot an. Auch vermutet er in jedermann, der sich bei ihm aufhält oder gar seine Stimme nachahmt, einen Feind. Seine kollernde Stimme, welche „kurrekurrekurrurrurrurr" klingt, läßt er fleißig dazu hören. Knaben treiben oft ihren Mutwillen mit dem zornpolternden Vogel, indem sie vor ihn hinstehen und ihm unter Vorhalten eines roten Tuches ihr: „Kurr kurr kurr bin röter als du!" zuschreien, bis er sie zuletzt vor Wut aufs grimmigste verfolgt und durch sein eigenes Kollern möglichst zu überschreien sucht. Der Anblick roter Gegenstände versetzt ihn überhaupt in solche Wut, daß er sich selbst auf erwachsene Menschen stürzt, nach ihnen hackt und mit den Flügeln schlägt. Das Weibchen ist weit sanfter und breitet selten den Schwanz zu einem Rad aus. Die sonstigen Töne, welche man noch hört, sind ein lautes „put put!" (daher ihr Name Puter), und ein melancholisches, hohes „jüb, jüb!" (daher Piepe).

In unsrem Vaterlande ist die Züchtung der Truthühner im Großen wegen unsres veränderlichen Klimas eine kostspielige und dabei unsichere, da die Jungen zu viel Aufsicht und Nachhilfe brauchen. Auf wohl betriebenen Meiereien und gut eingerichteten Bauernhöfen kann man sie aber neben anderm Geflügel halten und weiter züchten, ohne daß der Unternehmer zu Schaden kommt. Dabei sind Truthühner — wenn man halbwegs Glück mit der Aufzucht hat — eine stets verkäufliche Ware und finden immer willigen Absatz. — In England sind die Grafschaften Norfolk und Cambridge berühmt wegen ihrer seit langem betriebenen Puterzucht. Die Norfolkputer sind schwarz, haben ein zartes weißes Fleisch, sind eine beliebte Marktware, bekannt als Norfolk-Turkey, oder auch als Norfolk Blacks. Die Zucht von Cambridge ist bronzegrau, größer, grobknochiger, und bekannt unter dem Namen Cambridge-Bronze. Diese sind schwerer. — In Nordamerika, dem Stammland der Puter, wird die Puterzucht wieder aufs neue betrieben und zwar zunächst auf die Feder. Die kupferfarbigen Bronzeputer werden durch Zuführung „wilden Blutes" in einer Größe und Farbenpracht gezüchtet, welche sie den Wildhühnern ebenbürtig macht. Nach diesen ist auch zur Zeit große Nachfrage, aber die Händler halten die Quellen geheim, wo sie die schöne Ware herbeziehen. Sie kommen in den Handel unter dem Namen „Bronze-Turkey".

Ihre Nahrung besteht aus Gerste, Hafer, Weizen, Sämereien, Welschkorn, Kräutern, Kohl, Kohlrüben, gelben und weißen Rüben, sehr gerne aus Runkelrüben, welche sie begierig fressen, wenn sie in Würfeln geschnitten oder zerrieben sind, gesottenen Erdäpfeln mit Weizenkleie oder Gerstenschrot vermengt, und Insekten aller Arten; je größer diese sind, desto lieber den Truthühnern. Ich verweise überhaupt auf das bei den Nahrungsmitteln für erwachsene Hühner angeführte weiche Futter, welches alle Hühnerarten gern fressen, und auch für dieselben sehr zweckdienlich

ist. In Amerika gehören Eicheln zu ihrem Lieblingsfutter, vielleicht könnten diese samt Bucheln auch bei uns mit gutem Erfolg angewendet werden. Wo man es richten kann, mit unsern gewöhnlichen Wall- und Welschnüssen zu füttern, sind diese ein gutes Mastfutter*). Grober Sand und frisches Wasser darf ihnen nicht fehlen. — Petersiliesamen, der Samen des roten Fingerhuts und bittere Mandeln sollen ihnen schädlich sein. Die erste Nahrung der Jungen sind Semmeln und klein gehackte Eier; nach einigen Tagen giebt man altbackenes Weißbrot, Eier und junge fein gehackte Nesseln; oder dickgekochten Erbsenbrei mit gehackten Eiern und Schafgarbe vermengt; auch das Grüne der Zwiebeln, sowie diese selbst fein gehackt, Schnittlauch und Rübsaatblätter sind zuträglich. Nach 10 Tagen fügt man süßen oder sauren Quark bei; mit 14 Tagen gequellte Hirse; die Eifütterung läßt man nun eingehen. Weißbrot in Milch erweicht ist immer ein guter Zusatz. Man kann sie überhaupt so füttern, wie die jungen Hühner, besonders kann man sie mit klein geschnittenem Fleisch zu freudigem Gedeihen bringen. Es wird unter anderm auch empfohlen, den Jungen in einem Alter von drei Tagen ein weißes Pfefferkorn einzustopfen, was ihre Verdauung anregen soll. In etwa 6 Wochen, wenn sie erstarkt sind, bekommen sie Körner, erweichtes altbackenes Brot mit Futtermehl angemacht, nebst grünem Futter, bis sie zuletzt mit den Alten fressen können. Das Futter erteilt man in drei Portionen täglich; ein niederes Wassergeschirr, woraus sie bequem trinken können, muß aber den ganzen Tag bei ihnen stehen. Man beschwert das Geschirr mit einem Stein, um das Umfallen zu verhindern.

Ihre Brutgeschäfte beginnen im Frühjahr. Wenn die Henne ungefähr 10 bis 15 Eier gelegt hat, schickt sie sich zum Brüten an, was sie durch ihr „gluck gluck!" anzeigt. Die Eier sind 7,4 cm lang und 5,2 cm breit, die Schale ist sehr stark, glatt mit sichtbaren Poren, welche jedoch weder sehr groß, noch sehr tief sind. Die Farbe ist schmutzig graugelblichweiß, auf der entweder einzelne gelb- oder rötlichgraue größere und kleinere zugerundete Flecken in zwei Steigerungen der Grundfarbe, oder sehr dichte, feine und feinste Fleckchen, fast die ganze Oberfläche deckend, vorkommen. Zuweilen findet sich noch ein dünner kalkiger Ueberzug, welcher die lebhaftere Färbung der Flecken dämpft. Der Glanz ist ziemlich lebhaft, außer bei den letztgenannten. Von den Pfaueneiern unterscheidet sie ein zarteres Korn und eine etwas mindere Größe; die Eier des Auerhuhnes haben dagegen ein feineres Korn und die ausgeblasene Schale ist ansehnlich leichter. — Sie legen zweimal in einem Jahre.

Die Piepe ist so brütelustig, daß man ihr die Eier aller Hühnerarten, selbst der Wasservögel, anvertrauen kann; ja sie ist mitunter so darauf erpicht, daß sie das Fressen versäumt, und man sie von den Eiern wegnehmen und zum Futter tragen muß. Man stellt ihr deshalb das Geschirr lieber gleich nahe vors Nest, damit sie es leicht erreichen kann. Als eine sorgliche Stiefmutter, für alle Eier und Junge schlecht brütenden Geflügels, ist sie von nicht unerheblicher Wichtigkeit auf dem Hühnerhof, eine wahre Brutmaschine. Sie kann 16 Enten- oder 20 Hühnereier übernehmen. Ihre Brütezeit ist 4 Wochen; auch macht sie mehrere Bruten in einem Sommer. Zum Nest giebt man ihr einen großen Weidenkorb, welchen man mit Stroh, Moos oder Heidekraut auslegt; hierauf eine Lage feinen Heues, damit sich das Nest nicht zu sehr aushöhlt; man stäubt diese Unterlage mit Asche und Schwefelblüte gut ein.

*) Wenn sie an unsere Wallnüsse gewöhnt sind, die sie erst mit Mißtrauen annehmen, nachher aber gierig suchen, so fällt es auf, daß sich diese Früchte — so hart auch ihre Schale sein mag — sehr schnell in dem Kropf aufweichen, sodaß man nach einer halben Stunde keine Spur mehr davon findet. Diese rasche Zersetzung von festen holzigen Stoffen im Kropfe von Hühnern und Tauben ist seltsam und vom chemischen Standpunkte bis jetzt unerklärt! Dr. S. Allg. D. Gefl. Ztg. Leipz. 1894, Nr. 34, S. 272.

Läßt man eine Truthenne auf Hühnereiern brüten, so kann man am 6. Tage der Brütung die Eier auf Befruchtung untersuchen. Man hält sie in der hohlen Hand gegen das Licht. Eier, welche hellgelb durchscheinen, sind unbefruchtet („lauter" wie der Fachmann sagt) und werden entfernt. Zu starke Wärme der Truthenne zeitigt die Eier nicht selten einen halben Tag früher. Sonst aber schlüpfen die Kücken am 21. Tage aus, welche die ersten 24 Stunden nichts als Wärme nötig haben. Dann erst füttert man dieselben mit feinem Weißbrot und zerriebenem Hühnerei. — Hat man der Trute aber Enteneier unterlegt, so beträgt die Brutzeit 27—28 Tage und die Pflegemutter führt auch diese Jungen gut, nur muß man dieselben wenigstens 14 Tage lang an kein Wasser lassen, sonst gehen die Entchen nach ihrem Instinkt ins Wasser, was die Pflegemutter konfus macht, sie den Jungen entfremdet und nicht selten zum Verlassen derselben bringt, was diesen — wegen Mangels der nötigen Wärme — schaden würde. Im übrigen reicht man das gleiche Futter, wie bei jungen Hühnern und Enten angegeben.

Hennen, welche zu früh brüten wollen, d. h. ehe sie ausgelegt haben, verhindert man daran, indem man sie vom Nest jagt und das Ei wegnimmt; hilft dieses nichts, so taucht man sie ein paarmal mit dem Bauch in kaltes Wasser und läßt sie wieder laufen. Will aber eine Henne nicht auf der vollständigen Eierzahl bleiben, so soll man auf dem Unterleib einige Federn ausrupfen, bis ein kahles Plätzchen entsteht, die kahle Stelle mit Nesseln peitschen, wodurch sie genötigt wird, auf den kühlenden Eiern Linderung zu suchen, und deckt sie dann mit einem Korbe zu.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, stellt man das vorn beschriebene Futter auf, obgleich es bisweilen 24—36 Stunden ansteht, bis sie fressen; dieses hat aber nichts Uebles zu bedeuten, denn die Wärme unter der Mutter ist ihnen zuträglicher, als Futter, indem sie für angegebene Zeit noch Dotter im Magen haben. Das, was sie genießen, soll übrigens immer frisch sein. — Die Jungen sind in der ersten Zeit unbehilfliche Wollklumpen mit einem großen Kopfe und stieren Augen; nach und nach zeigen sich die eigentlichen Federn; nach etwa 6 Wochen kommen die roten Wärzchen am Kopfe und Halse zum Vorschein; im 3. Monat werden sie daselbst kahl, und es entsteht auch die schlaffe Haut am Kinn, und sie wachsen nun zusehends schnell heran. Die männlichen Jungen bekommen den Haarbüschel unterhalb des Halses und verlieren ihre piepende Stimme. Diese Entwicklungsperiode nennt man: die Rotsucht, das Knospentreiben oder das Blühen. Während dieser Zeit muß man sie warm und gut im Futter halten. Nachher fängt ihre Selbständigkeit an, sie schlagen ein Rad, kämpfen miteinander, schlafen auf Stangen u. s. w. Mit 12 Monaten sind sie ausgewachsen und zur Zucht tauglich; auf einen Hahn rechnet man 6—8 Hühner. Man benützt sie nur 4 Jahre zur Zucht, weil sie später öfters bösartig werden. Bei guter Behandlung können sie aber ein Alter von 16 Jahren erreichen. — Wie die meisten Hühnervögel halten sich auch die Puter am liebsten auf dem Boden auf, wo sie ihren Nahrungsgeschäften nachgehen, denn sie bedürfen sehr viel Futter, was auch der große Kropf anzeigt, den sie häufig nur mit Gras anfüllen, wie es auch unsre Gänse thun. Abends bäumen sie auf, d. h. sie suchen erhöhte Sitzlatten zum Uebernachten. Unter sich sind Ketten, welche miteinander aufwuchsen, ziemlich verträglich, dagegen in einem engen Raume eingeschlossen, bekämpfen sie sich unaufhörlich und quälen sich dadurch oft bis zum Tode ab. Das Auge der Puter ist gut entwickelt, denn schon in unglaublicher Entfernung bemerken sie das Heranschweben eines Raubvogels und melden dasselbe dem übrigen Geflügel durch ihr Warnegeschrei. Dabei zeigen sich die Hähne sehr mutig und zögern nicht, einen Raubvogel anzugreifen, wenn er sich zu nähern wagt, obwohl ihre Waffen denen des Räubers nicht ebenbürtig sind. Auf dem Hofe eines Ritterguts, wo Pfauen, Puter, Hühner und Enten unterhalten wurden, stieß

bei Gelegenheit der Fütterung plötzlich ein Habicht unter die sorglose Schar und ergriff eine Taube, flog eine kurze Strecke mit derselben fort und setzte sich nieder, um dieselbe besser mit den Krallen zu fassen. In demselben Moment stürmte ein Truthahn wütend auf ihn ein und versetzte ihm mit seinem Fußsporn einen solchen kräftigen Schlag auf den Flügelknochen, daß der Habicht flugunfähig wurde und abgefaßt werden konnte. Der heldenhafte Puter kam ohne jedwede Verletzung davon, was den Klauen eines Habichts gegenüber viel sagen will. Den gleichen Mut gegen Raubvögel zeigen übrigens auch die Pfauhähne. Im freien Felde sind die Puter ruhig und gesellig, auch für Aus- und Heimtreiben gelehrig.

Die Truthühner gehören zu unsrem schmackhaftesten Geflügel, und die jungen Hähne sind gewöhnlich das Hauptessen bei einer Gasterei. Ihr Fleisch ist besonders weiß und zart. Zum Weichkochen bedarf ein großer Hahn 4, eine Henne 3 und ein Junges 1½ Stunden Zeit. Um sie recht fett zu machen, stellt man sie einen Monat in die Mast, was in ihrem gewöhnlichen Stalle geschieht, und füttert sie reichlich mit weichgekochtem Welschkorn, Gerste und gesottenen Kartoffeln. Grober Flußsand und Wasser zur leichten Verdauung darf hierbei nicht fehlen. Um ein zarteres Fleisch zu erzielen, wurden sie früher kastriert, welche Operation jedoch in der Neuzeit wenig mehr angewendet wird, da Feinschmecker das Fleisch unkastrierter junger Hühner delikater finden, als das der Kapaunen. Will man sie aber doch in diesen Zustand versetzen, so muß die Operation von geübten Tierärzten vorgenommen werden. Die Putereier geben uns eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung.

Wo die Jungen freien Lauf haben, muß man sie von dem Herumlaufen in den Brennesseln — die sie gern abfressen — abhalten, weil der Nesselbrand ihre Beinchen entzündet und lähmt. Das Waschen mit verdünntem warmem Branntwein ist wieder stärkend. Wie alle andern jungen Hühner müssen auch diese — was nicht genug zu wiederholen — trocken und warm gehalten werden, da das Gegenteil ihr Untergang ist.

Familie **Perlhuhn**. Numida, *Linné* 1766.

Meleagris, *Möhring* 1752; — Numidia, *Flemming* 1822; — Guttera, *Wagler* 1822; — Acryllium, *Gray* 1840.

Die Perlhühner kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurze Flügel, mittellangen Schwanz, der meistens senkrecht herabhängt, sehr verlängerte Oberschwanzdeckfedern, reiches Gefieder; gewöhnlich sporenlose, kurzzehige Füße; kräftigen, an der Basis hohen Schnabel, mehr oder weniger nackten Kopf, der mit Federbusch, Krause, Helm und Hautlappen in verschiedener Weise geziert ist; Läufe vorn mit 2 vertikalen Schilderreihen, hinten und seitlich genetzt; Färbung und Zeichnung bei den verschiedenen Arten sehr übereinstimmend; auf dunklem Grund dicht mit runden weißen Fleckchen besetzt*). Wir kennen etwa 12 Arten, unter denen das Gemeine Perlhuhn schon von uralter Zeit her domestiziert ist; sämtliche Arten entstammen Afrika. Hier beschrieben 7 Arten.

*) Diese gaben zu folgender Fabel Veranlassung: „Die Schwestern des griechischen Helden Meleager beweinten den Tod ihres königlichen Bruders so heftig und lange, daß sie den Unwillen der Götter erregten, und zur Strafe in Perlhühner verwandelt wurden, welche noch heute die Thränen auf ihrem Gefieder zeigen und durch ihr Klagegeschrei die Menschenohren quälen."

Das Gemeine Perlhuhn, Numida meleagris, *Linné* 1758.

Taf. 12, Fig. 5. 6.

Guineahuhn, schlichtweg: Perlhuhn. — Gallina guinensis, *Aldrovand* 1603; — Gallina africana, *Marcgrave* 1648; — Numida meleagris, *Linné* 1758—66; *Gmelin; Bechstein; Keyserling & Blasius; Reichenow* 1882; — Meleagris numidica, *Brisson* 1760; — Numida cristata, *Brehm* 1882. — Englisch: Guinea Fowls.

Kennzeichen. Gefieder bläulichgrau mit weißen, dunkel begrenzten Perlflecken.

Länge 53, Flugbreite 72, Schwanz 14,4, Schnabel 3, Lauf 7,2 cm.

Beschreibung. Wir verweisen den Leser auf die gute Abbildung. Der Hals ist schlanker und länger als bei unserm Haushuhn, der Kopf nackt, und nur am obern Augenlide mit einigen langen schwarzen haarähnlichen Federn besetzt; auf demselben steht ein schwieliger Knoten wie ein kleines Horn, nach hinten gerichtet, von bräunlicher Farbe. Am Oberhalse stehen dünne schwarze Wollfedern; der untere Teil des Halses ist violettgrau ohne Flecken. Auf der grauen Grundfarbe des Gefieders befinden sich regelmäßige Reihen weißer Flecken, den Perlen gleichend, wodurch der Vogel seinen Namen erhalten hat.

Der Schnabel ist stark, an der Basis hoch, hornfarbig, bald ins Rötliche, bald ins Gelbliche oder Weißliche. Die Glocken gehen nicht — wie beim Haushuhn — vom untern Schnabelteile aus, sondern von dem obern, was ihm ein ganz eigentümliches Ansehen giebt; die Füße haben gleiche abweichende Färbung wie der Schnabel; das Auge ist groß und hellbraun.

Das Weibchen ist schwer zu unterscheiden, nur hat es ein kleineres, etwas stumpferes Horn, das gerader steht, auch seine Glocken sind kleiner. — Ein Kennzeichen soll sein, daß die Glocken bei den Hennen bläulich, bei den Hahnen rot sind; auch sein Ruf ist etwas verschieden.

Es giebt rein weiße und scheckige Varietäten.

Außer dem oben beschriebenen Gemeinen Perlhuhn sind noch weitere Arten verzeichnet, welche im Handel vorkommen. Färbung, Körperform und besonders die Haltung sind jedoch im allgemeinen übereinstimmend untereinander, von andern Hühnervögeln aber sind sie sehr charakteristisch ausgezeichnet. Wir beschreiben kurz folgende:

Das Pinselperlhuhn, Numida ptilorhyncha, *Lichtenstein* 1824. — Kopf nackt mit kleinem Helm auf dem Kopf, ein breiter Lappen jederseits am Schnabel, ein Büschel horniger Borsten auf den Naslöchern. Farbe schwarz mit weißen runden Flecken und oberseits mit feinen weißen Punktlinien genetzt, Vorderhals weiß, quergebändert; der ziemlich nackte Teil des Halses vorn sparsam, im Nacken dichter mit spitzen schwarzen Federchen bedeckt. Kleiner als das Gemeine Perlhuhn. Heimat ist Ostafrika.

Das Hornperlhuhn, Numida cornuta, *Hartlaub & Finsch* 1870. — Mit hohem Hornkamm auf dem Kopfe, einem Hautlappen jederseits am Schnabel; Kopf und Hals nackt. Schwarz mit runden weißen Flecken, oberseits mit feinen weißen Punktlinien benetzt. Heimat Südafrika.

Das Helmperlhuhn, Numida mitrata, *Pallas* 1767. — Aehnlich dem vorgenannten, aber der Helm kleiner, und der Lappen jederseits am Schnabel schmäler, länglich und zugespitzt; außerdem längs der Kinnmitte ebenfalls ein Hautlappen; der untere Teil des Halses weiß quergebändert, nicht mit runden Flecken bedeckt wie der übrige Körper, was bei den vorgenannten der Fall ist. Heimat Madagaskar.

Das Haubenperlhuhn, Numida cristata, *Pallas* 1767. — Krause Federn auf dem Kopf, welche eine Haube bilden; Kopfseiten und Oberhals nackt, ein Fleisch-

lappen jederseits am Halse; Gefieder schwarz mit kleinen, runden, bläulichweißen Flecken; Halsring und Kopf schwarz und ungefleckt. Heimat: West- und Südost-Afrika.

Das Pucheran-Perlhuhn, Numida Pucherani, *Finsch & Hartlaub* 1870. — Der vorgenannten Art sehr ähnlich, aber auch der Kopf und Hals wie das übrige Gefieder gefleckt. Heimat: Ostafrika.

Das Geier-Perlhuhn, Numida vulturina, *Hardwick* 1834; Acryllium vulturinum, *Gray* 1840. — Taf. 12, Fig. 7. 8. Auch Königsperlhuhn benannt. Es unterscheidet sich von allen andern durch die schöne Verzierung der Halsfedern, zeigt auch in seiner Weise eine seltene Farbenpracht. Kopf und Hals nackt; über den Hinterkopf ein — aus samtartiger Befiederung gebildetes rotbraunes Band; Federn des Unterhalses wunderbar schön, lang, bandförmig, schwarz, mit weißen Mittelstreifen und himmelblauen Säumen; Brust hellblau; Mitte derselben schwarz; übriges Gefieder schwarz, fein weiß gewellt, mit kleinen weißen runden Flecken bedeckt; Schwingen mit feinen weißen Längslinien, die ersten mit violettem Außensaume. Der Schnabel ist kräftig, kurz, sehr stark gebogen, der Oberschnabel mit deutlichem Haken übergekrümmt, was an einen Geierschnabel erinnert; der Fuß hochläufig und mit einer Spornwarze ausgerüstet. Heimat: Ostafrika.

Die Heimat dieser schönen Hühner sind busch- und grasreiche Gegenden in Afrika, im Osten, Süden und Westen dieses Erdteils, in der Sierra Leona, in Aschanti, Kamerun, Aguapin und auf den Inseln des Grünen Vorgebirges. In Mittelamerika und auf den größeren Westindischen Inseln wurden sie eingeführt und verwilderten dort in manchen Gegenden. Sie bewohnen Waldungen mit weiten freien Plätzen, in denen dichter Unterwuchs den Boden bedeckt, die buschreichen Thäler der Ebenen, welche dazwischen freie Blößen haben; auch die Hochebenen im Gebirge, welche so beschaffen sind. Hier kommen sie in Ketten und Herden bis zu 200 und 300 Stücken vor; sie fliegen — aufgetrieben — niedrig und geradeaus wie unsre Rebhühner, und schlafen nachts auf Bäumen so dicht beisammen, daß man auf einen Schuß ein halbes Dutzend erlegen kann. Wenn sie verfolgt werden, schleichen sie so lange als möglich im Gras und Gebüsch vorwärts und suchen sich lieber durch rasches Laufen zu retten, als durch Fliegen. Vor einem Hunde aber bäumen sie auf und sind dann leicht zu schießen.

Ueber das Freileben der Perlhühner schreibt unser Landsmann Theodor v. Heuglin in seiner Ornithologie Nordost-Afrikas: „Das Perlhuhn*) bevölkert die buschigen Steppen und Wälder Süd-Nubiens, nordwärts bis zum 18. und 19. Grad, Taka, Samhar, die Berge der Beni Amer, Kordofan, Sennaar, Abessinien, Amhara, Godjam, Schoa, kurz: das ganze große Gebiet zwischen dem Weißen Nil (Bahr el Abiad oder eigentlichem Nil) und seinen großen rechtsseitigen Zuflüssen, dem Sobat unter dem 9. Gr. n. Br., dem Blauen Nil (Bahr el Asrak) und seinem letzten Nebenfluß, dem Atbara, welcher unweit Berber in den Nil mündet, samt dem abessinischen Hoch- und Niederlande. Man findet es in Ketten oft bis zu Tausenden beisammen. Doch wurde es in Abessinien nicht höher als bis etwa 8000 Fuß beobachtet.

Das Perlhuhn liebt vor allem buschiges oder mit grasartigen Gewächsen überwuchertes Terrain, sei es in weiten Ebenen, auch solches von steppenartigem Charakter, oder in Tiefebenen, selbst im Marschland, in Schilfmooren, oder auch an Abhängen, in Steinhalden, selbst auf Hochebenen, im Walde, wenn derselbe nur große freie Plätze einschließt, bis auf 8000 Fuß Meereshöhe. Die Nähe von süßem

*) Heuglin schildert hier eigentlich das Pinsel- oder Blaulappige Perlhuhn, welches die angeführten Ländereien Ostafrikas bevölkert; aber da sich die Lebensweise der verschiedenen Arten im wesentlichen sehr gleicht, so kann diese Schilderung für sämtliche gelten.

Wasser aber ist ihm unentbehrlich, gleichviel ob sich solches in Wildbächen, Flüssen, Seen, Lagunen, Sümpfen, Regenwassertümpeln oder Steppenbrunnen findet. Die Nachbarschaft von Mais-, Durrahirse- und Gerstenfeldern ist ihm erwünscht, denn die Perlhühnerketten stellen sich auf solchen häufig als sehr ungern gesehene Gäste (den Bauern zu großem Schaden) ein.

Ist der Morgentau etwas abgetrocknet, so sieht man die einzelnen Gesellschaften, die gewöhnlich 10—30 Stück zählen, leise gackernd und wispernd durch Hoch-, Niedergras und Strauchwerk ziehen. Ziemlich flüchtig und immer laufend gehen sie da ihrer Nahrung nach, ihr weitgedehntes Revier vielfach kreuzend. Der Körper wird dann ziemlich horizontal getragen und der Kopf niedergeduckt, indem die Vögel emsig hin und her picken und nicken. Bei solchem Umhersuchen um Futter verteilt sich die Kette etwas weitläufig. Naht eine Gefahr, so giebt das nächste Mitglied ein Zeichen durch den eigentümlich schnarrenden, fast trompetenden Warneruf, alle Hälse strecken sich in die Höhe und dann geht es in vollstem Laufe ins Buschwerk, Hochgras oder in Felsklüfte. Dabei duckt sich manches Huhn, andre machen weite holpernde Schritte. Auf diese Weise entkommen die Tiere vielmals dem tüchtigsten Jäger, ohne daß er im stande wäre, auch nur einen einzigen Schuß anzubringen.

Je nach Tages- oder Jahreszeit liegen sie zuweilen aber auch so fest im Gestrüpp, daß man ihrer mehrere mit dem Fuße herausstoßen und herabschießen kann, ehe das übrige Volk unter großem Lärm aufgeht und flüchtig wird. Auf der Flucht hält dann das Volk nicht zusammen, sondern zerstreut sich nach allen Seiten. Sobald Ruhe eingetreten, lockt der Leithahn seine Familie wieder zusammen, die sich nach und nach — leise wispernd — um ihren Führer schart. Einmal aufgestört, hält es schwer, die Hühner wieder fest zu bekommen. In Gersten- und Durrahirsefeldern, wo sie nicht nur die ausgefallenen Körner sammeln, sondern sich auch nach den Aehren emporschnellen, sind sie leichter zu berücken, oder man kann sie auch — vorausgesetzt, daß man mit ihrem Wechsel vertraut ist — treiben lassen. In letzterem Fall kann die Jagd für die Schützen eine sehr glückliche werden, weil die Vögel in einer langen geschlossenen Reihe, einer hinter dem andern anlaufen. Da sie regelmäßig zur Tränke kommen, kann man sie auch in Mengen auf dem Anstand erlegen, endlich auch auf den Wechseln, die durch Abstecken mittels Zweigen verlegt und gezwungen gemacht werden, in Fußschlingen oder Prügelfallen einfangen.

Gegen Abend sammeln sich die Völker, oft zu drei, vier und mehreren Ketten, ziehen unter Gackern und Plaudern ihrem Nachtquartiere zu, das sie auf bestimmten hohen Bäumen aufschlagen, und wo sie nach Aufbäumen noch bis in die tiefe Nacht hinein lärmen und kickern. Hier drängt sich auf den starken und horizontalen, oder doch wenig geneigten Aesten ein Huhn dicht an das andre; sie sitzen sehr fest, lassen sich ohne viel Schwierigkeit anpirschen, und ein einziger Schuß unter die dichteste schwarze Masse, welche sich im Hochlicht abhebt, bringt oft ein halbes Dutzend oder mehr zum Fall. Doch haben viele der Verwundeten oft noch die Kraft, sich laufend zu retten oder zu verkriechen.

Die Fortpflanzung fällt in die Regenzeit, dann sondern sich die einzelnen Paare von den Flügen ab. Ihre Nester trafen wir meist unter Buschwerk und im Hochgras. Sie bestehen in einer kleinen, selbst gescharrten oder vorgefundenen Vertiefung im Boden, um welche etwas dürres Laub oder Steppengras liegt. Ich fand darin 5—8 schmutzig braungelblich-weiße, ziemlich glänzende — ungemein hartschalige Eier. Die Zahl der letzteren soll oft bis über 20 betragen. Hahn und Henne entfernen sich niemals weit von der Brut, und suchen durch Gelärme und hastiges Hin- und Herlaufen die Aufmerksamkeit des Menschen vom Neste ab und auf sich selbst zu ziehen, was auch nicht selten gelingt. Wahrscheinlich brüten die Hennen

mehr als einmal im Jahre, denn ich (Heuglin) erhielt im Dezember ganz junge Küchlein, während man die ersten zu Anfang des September antrifft. Diese haben im Dunenkleid ganz das Aussehen junger Fasänchen, können ungemein rasch laufen und wissen sich meisterhaft zu verstecken. Wenn die Jungen flügge werden, sammeln sich die einzelnen Familien in großen Ketten und zuletzt in großen Schwärmen. Im östlichen Sennaar und im abessinischen Tieflande haben wir Flüge dieser Vögel gesehen, welche sicherlich viele hundert und aberhundert Köpfe stark waren, sodaß die ganze Steppe von ihnen wimmelte.

Wo die Perlhühner nicht verfolgt werden, sind sie im allgemeinen wenig schüchtern, beobachten jedoch mit großer Aufmerksamkeit alles, was in ihrer Nähe vorgeht, jedes Geräusch, jeden vorüberstreichenden Vogel. Selbst während der Nachtzeit entgeht ihnen nichts Außergewöhnliches; ist es in der Gegend ihres Nestplatzes nicht geheuer, so lärmen und kichern sie stundenlang.

Während unsres Aufenthaltes im Bogos-Land zeigten gezähmte, welche die Nacht auf einem taubenhausähnlichen Gerüste zubrachten, uns auf diese Weise die Annäherung von Leoparden, Hyänen, Wildkatzen u. a. an, und glückte es mir (Heuglin) auf ihren Angstruf hin, mehrmals solche Nachtraubtiere (einmal einen prächtigen jungen Leopard) mitten auf den Gehöften und selbst auf den Strohdächern der Häuser zu erlegen. Alle genannten Raubtiere machen mit Vorliebe Jagd auf das Perlhuhn und seine Brut; die verschiedenen Marder-(Herpestes-)Arten haben es vorzüglich auf die Eier abgesehen, welche die Alten energisch verteidigen; wie denn der Hahn überhaupt ein sehr mutvoller und streitbarer Kämpe ist.

Die Nahrung der Perlhühner richtet sich ganz nach der Jahreszeit und sie ist sehr manchfaltiger Art; in ihrem Magen fanden wir vorzüglich Getreide, Hülsenfrüchte und andre Sämereien, Beeren, Knospen, junges Laub und Gras; Heuschrecken fressen sie mit Vorliebe, Käfer, Raupen, Würmer, Schnecken, Schmetterlinge, Kamelläuse. Gezähmte nehmen auch gerne Brot, gehacktes Fleisch und Eier.

Der Flug ist in Anbetracht des schweren Körpers rasch, dabei niedrig, geradlinig, geräuschvoll und heftig, hält jedoch nicht lange an. Ihr Wildbret gilt im allgemeinen für s e h r g u t, namentlich ist das der jungen Herbstvögel von weißer Farbe und schmeckt ebenso fein, als saftig und kräftig; dasjenige der Alten ist zäher und trockener. Während der Regenzeit werden die Vögel ziemlich fett.

In Afrika, wo die Perlhühner leicht gezähmt werden, streifen sie über Tag von Dörfern und Gehöften weg, hinaus zu ihren Verwandten, kehren jedoch mit untergehender Sonne zu ihrer sicheren Behausung zurück, wo sie auf Mauern, Dachgiebeln, Zäunen und Bäumen Nachtruhe halten." So weit v. Heuglin, der ein sehr zuverlässiger Beobachter war!

Das Perlhuhn war schon bei den Griechen und Römern bekannt und domestiziert, bei öffentlichen Festschmäusen ein b e l i e b t e s T a f e l h u h n. Columella, der römische Ackerbauschriftsteller, kannte schon 2 Arten dieser Hühner. Nach dem Verfall des römischen Reichs blieb es in Europa eine Zeitlang völlig verschwunden, bis es endlich von den portugiesischen Weltumseglern von neuem eingeführt und der Vergessenheit entrissen wurde und nun seit Jahrhunderten wieder in Europa unter dem andern Geflügel auf dem Hofe unterhalten wird, wo man ihm einen guten reinlichen Stall anweist, der mit breiten Sitzlatten versehen ist, weil es nicht gern auf ebenem Boden schläft. Man setzt sie auch in Fasanerien aus, wo sie sich im Freien fortpflanzen und schießt die Ueberzahl im Herbst vor dem Hühnerhunde, denn überwintern können diese — einem heißen Klima entstammenden Vögel bei uns nicht.

Das Perlhuhn ist ein lebhafter, unruhiger, mit seinesgleichen gesellig lebender Vogel, der aber nichtsdestoweniger über andres Hofgeflügel eine Herrschaft aus-

zuüben sucht, und selbst über das Truthuhn herfällt und es wegbeißt. Es hat einen hurtigen Gang, wobei es den Hals aufrichtet und die Flügel unter dem Schwanze trägt, ohne diese aber zu schleppen. Sein scharfes, durchdringendes und anhaltendes Geschrei, das beim Hahn „tscherrrck tscherrrck“ oder „kerk kerk“, bei der Henne „payad! payad! payad!“ oder „glock acht“ lautet, wird auf die Dauer fast unausstehlich. Den ersten amerikanischen Kolonisten wurde es deshalb so lästig, daß sie beschlossen, keine mehr zu halten.

Ihre Balzzeit ist bei uns zu Ende März oder im April, und im Mai beginnt das Weibchen zu legen, fährt jedoch nicht selten den ganzen Sommer mit Legen fort, wenn man die Eier fortnimmt. Die Eier sind verhältnismäßig klein, 5 + 4 cm, sodaß auch die größern nur einem mäßigen Hühnerei gleichkommen. Die Form ist nach der Basis stumpf zugerundet, nach dem spitzen Teil oft stark zugespitzt, d. h. birnförmig wie viele Sumpfvogeleier. Die Schale ist stark, die dickste unter allen Arten des Hausgeflügels; die Poren sind groß, rund und dicht. Die Farbe ist bräunlich, in das Gelbliche, Weißliche, Rötliche, Grünliche ziehend, während die Poren meist dunklere Steigerung der Grundfarbe haben. Manche sind fast glanzlos, andre stark glänzend. Die Brutzeit ist 25 Tage. — Da die Perlhennen nicht zuverlässig brüten, geht man sicherer, die Eier durch eine Trute mit 18, durch eine Haushenne mit 9 oder durch eine Zwerghenne mit 5 Stück ausbrüten zu lassen.

Die Alten ernährt man mit Gerste, Heidekorn, Hirse, Kanariensamen und vielem Grünzeug. In den Gärten fressen sie alle Insekten, Käfer, Raupen, Würmer u. dgl. Die Jungen füttert man in den ersten 3 Wochen wie die Bankivas, weil sie in dieser Zeit zärtlich sind. Nach 6 Monaten schiebt sich der Helm und die Backenlappen; ist diese Periode vorbei, wo man auf gutes Futter und warmen Aufenthalt bedacht sein muß, dann werden sie zur Zucht tauglich. Sie erreichen ein Alter von ca. 12 Jahren und darüber. Das Fleisch der Jungen ist ein Leckerbissen und giebt dem der Fasanen und Rebhühner nichts nach; das der Alten ist zäh. Die Eier gehören zu den feinsten Speisen, und nimmt man einer Henne die Eier weg, ohne sie brüten zu lassen, so kann sie 50—80 Eier in einem Sommer legen.

Einen Nutzen können aber sonst noch die Perlhühner schaffen, denn sie sind ausgezeichnete Insektenvertilger, vornehmlich der Maikäfer, Heuschrecken und Grillen, wozu man sie in den Wald, aufs Feld, auf Wiesen und selbst in Gärten führt. Wenn sie gut eingewöhnt sind, folgen sie ihrem Führer auf dem Fuße nach. Mit einer Truppe von 50 Stück kann man in einem — von Maikäfern heimgesuchten Baumgute sehr viel leisten, indem man mit Stangen die Bäume und deren Aeste schüttelt. Desgleichen kann man sie auch im Walde verwenden.

Der Graf von Sponeck, welcher unter dem Herzog Karl Eugen*) von Württemberg Oberforstmeister war und vom Herzog den Auftrag hatte, Perlhühner zu züchten, schreibt über das Perlhuhn: „Dasselbe ist fruchtbar im Eierlegen, in einem Sommer 70 bis 80 Stück. Das Perlhuhn will Freiheit im Legen und Brüten haben und bindet sich nicht gern an eine Stelle, kann daher nicht als gutes Zuchthuhn gelten, sondern man läßt lieber die Eier von gewöhnlichen Landhühnern

*) Dieser talentvolle energische Fürst war Gründer der Hohen Karlsschule, welche — nach kleinem Anfang — von 1770 bis zu seinem Tode 24. Okt. 1793 bestand. In diesem berühmten Institut erlangte auch unser weltgefeierter Landsmann Friedr. Schiller als geistig hochbegabter Zögling von seinem 14. Jahre an, 1773 bis Ende 1780, seine akademische Bildung, und nach gut bestandenem Examen wurde er vom Herzog Karl sogleich als Militärarzt angestellt. Er verweilte als solcher fast noch zwei Jahre in Stuttgart, aber sein Dichter-Genius drängte ihn weiter. Am 17. September 1782 verließ Schiller seine Heimat für immer.

„Von hier an zog er in die Welt hinaus,
Die ihm den Lorbeer um die Schläfe wand!“

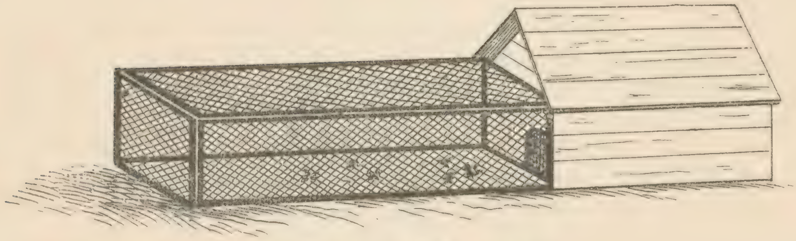
ausbrüten und die Jungen erziehen. Das ist sicherer. Dabei hat das Perlhuhn die Gewohnheit, in entlegene Winkel abzulegen, sodaß man diese oftmals lange nicht findet, dann aber zuweilen 30 bis 40 Stück beisammen. Kälte und Nässe können sie nicht leiden, sondern werden davon leicht fußkrank. Die Fütterung der Alten ist Gerste, Hafer oder Mais (= Welschkorn) und ihre Freßlust ist etwas stark. Die Kücken erzieht man mit dem nämlichen Futter wie die jungen Hühner, und wenn sie drei Wochen alt sind, gebe man Hirse, Weizen und altbackenes Weißbrot, so gewöhnen sie sich allmählich an Gerste, bei welcher Fütterung sie dann bleiben. Die Balzzeit fängt im März an und dauert zwei Monate, wobei ein Hahn mehrere Hennen versieht. Die Legezeit beginnt im Mai und dauert bis in den Oktober hinein. Die Eier sind rötlichbraun punktiert und haben eine feste dicke Schale, die dickste unter allen Arten des Haus- und Feldgeflügels. Die Jungen erscheinen nach vier- bis fünfundzwanzig Tagen. Das Fleisch dieser Hühner ist sehr delikat, sie geben einen köstlichen Braten und sind daher gesuchte Hühner für die Tafel der Großen und Reichen, überhaupt für alle Feinschmecker. Ebenso fein sind auch die Eier, die den allerfeinsten, den Zwerghühner-, Kibitz- und Möven-Eiern an Wohlgeschmack gleichkommen." — Auch in den herzoglichen Meiereien auf der Solitude und in Monrepos wurden Perlhühner gezüchtet, und im Ludwigsburger Forst war eine ausgedehnte Fasanerie eingerichtet, wo Graf von Sponeck in seiner Eigenschaft als Oberforstmeister auch Gelegenheit hatte, Perlhühner mit Fasanen im Freien laufen zu lassen. Darüber erfahren wir von dessen Sohn, Fr. v. Sponeck, folgendes: „Man erzieht die Perlhühner am besten mit Fasanen, besonders da, wo sie zur Jagd dienen sollen, d. h. wo sie zur Zeit der Fasanen- und Hühnerjagd geschossen werden. In Württemberg, wo viel auf die Fasanenzucht verwendet worden, besonders unter dem Herzog Karl Eugen in dem herzoglichen großen Fasanengarten bei Hohenheim und Echterdingen, einige Stunden von Stuttgart, erzog man Perlhühner mit den Fasanen im Freien, und es soll merkwürdig ausgesehen haben, diese Hühner auf Eichen- und Buchenbäumen — in Nähe der Fasanen — sitzend zu finden." Der Graf F. von Sponeck sagt*) weiter von diesen Hühnern: „Es giebt scheckige, blaßblaue und dunkelfarbige mit weißen Punkten; dann auch schneeweiße. Der im Oktober 1816 verstorbene König Friedrich von Württemberg hatte von diesen verschiedenfarbigen Hühnern mehrere in der Menagerie zu Ludwigsburg, und mein Vater auf Schloß Engelberg (bei Schorndorf) hatte alle diese Varietäten, nur keine weißen. An diesem Orte, seinem ehemaligen Wohnsitz in Württemberg, hatte er jährlich 40 bis 50 Stück gezogen, so lange ich bei ihm praktizierte und mich des Geschäfts besonders angenommen hatte. Sie wurden mit Haushühnern und Fasanen zusammen erzogen, brüteten meistens selbst im Freien, und legten viele Eier, weil sie den Lauf in einem großen Grasgarten hatten. Sie gaben im ersten Jahre, gegen den Herbst hin, einen leckern Braten, den die bei uns vorkommenden fremden Gäste nicht erraten konnten, wenn sie gebraten — ohne befiederte angesteckte Köpfe aufgetragen wurden, und waren immer zwischen Fasanen, Kapaunen und Haselhühnern im Ungewissen, bis ihnen gesagt wurde, welche Vögel es eigentlich waren."

„Sie verdienen allerdings auch als nützliche Haustiere da erzogen zu werden, wo sie ins Grüne können, weil sie da mit mehr Sicherheit selbst brüten, mehrere Eier legen und mehr befruchtete Eier liefern, als im eingesperrten Zustande oder in geschlossenen gepflasterten Höfen. Auch giebt es weniger Zweikämpfe, weil sie sich meistens paarweis im Freien — oder auch ein Hahn mit zwei Hennen — verteilen, wie ich oft auf dem Engelberg in dem großen Garten meines Vaters,

*) In Korths Taubenzeitung, Berlin 1858, Seite 388 und 396.

sogar außer demselben, beobachtet habe. — Es befand sich ganz nahe bei dem Schlosse ein Fruchtacker, welcher damals mit Spelz (= Dinkel) bestellt war; aus diesem sah ich bei zufälligem Vorbeigehen vormittags einen Taubenhabicht aufstreichen, und da eine Perlhenne schon mehrere Tage vorher vermißt wurde, so kam mir dieses verdächtig vor. Ich ging hin, suchte und fand die von diesem Raubvogel frisch getötete Henne auf 21 Eiern, von denen 15 gut oder befruchtet und schon stark angebrütet waren. Mittags paßte ich auf, verborgen gestellt, und der Habicht kam, kreisete einmal um den Platz, stürzte dann schnell herab, um seinen Raub zu holen, konnte aber wegen der Größe und Schwere der Perlhenne nicht schnell auffliegen und wurde von mir leicht geschossen. G. v. S—."

Verfasser hat bei der Geschichte des Perlhuhns etwas länger verweilt und vieles zusammengetragen, was hier herein zu ziehen war, um die Liebhaberei für dieses nützliche und nicht schwierig zu erziehende feine Tafelhuhn — das nachgerade selten zu werden beginnt — wieder mehr aufzufrischen!



Schutzkäfig für feine Kücken jeder Art.

Tauben (Columbidae).

Die Tauben bilden eine gut abgeschlossene Ordnung der Vögel und sind keineswegs den Hühnern so nahe zu stellen oder gar beizugesellen, wie dies von älteren Systematikern geschah. Dies ist nicht schwierig aus ihrer allgemeinen und speziellen Naturgeschichte zu ersehen und wird auch durch die Anatomie bestätigt. Zwar zeigen sie in mehrern Bildungsverhältnissen des innern Baues einige Aehnlichkeit mit den Hühnern, weichen aber in vielen andern auch wieder sehr von diesen ab: so namentlich durch die ganz anderen Brüteverhältnisse. Das sind auch die Ansichten aller neueren Naturhistoriker und Systematiker. Nach ihnen bilden nämlich die Girrvögel oder Taubenartigen Vögel, Gyratores, eine selbständige Ordnung, wie die Schwimmvögel, Papageien, Spechte, Hühner u. s. w., ohne direkten Zusammenhang mit einer dieser Abteilungen. Aber ihre Einreihung im System läßt noch immer Zweifel offen und die Absonderung in kleinere Gruppen ist schwierig wegen des Mangels durchgreifender Charaktere.

Allgemeine Beschreibung.

Der Schnabel ist meist etwas schwach, hinten höher als breit, oben vor der Spitze etwas erhöht, an derselben gewölbt, hart und übergekrümmt, an der Wurzel oben weichpolsterig, selbst höckerig (warzig) aufgetrieben, bei manchen Arten (insbesondere bei Hof- oder Rassetauben) durch auffallende Warzen ausgezeichnet; Unterschnabel wurzelwärts etwas breiter als der obere, zuweilen klaffend; das Kinn sehr lang befiedert; die Nasenlöcher fast in der Mitte des Schnabels, ritzartig, oberhalb durch den Nasenhöcker verschließbar; die Stirn gewölbt ansteigend und deutlich vom Schnabel abgesetzt; die Füße sind mittelmäßig, ziemlich dick, etwas weich, mit ganz freien Zehen, die etwas schwächliche Hinterzehe in einer Ebene mit den drei Vorderzehen eingelenkt; die Vorderseite des Laufs samt Zehen mit umfassenden Tafeln, hinten mit netzartigen Schuppen, die Farbe derselben meist rot; die Nägel ziemlich stark, aber nicht scharf; die Schwingen sind hart, die drei ersten ziemlich gleich lang, darunter die zweite die längste; Vorderschwingen zählt man 10, Hinterschwingen 11 bis 15. Der Schwanz ist 12federig, ziemlich breit und lang, bei einigen ausländischen Arten 14 bis 16fedrig; aber bei einigen Rassetauben (Pfautauben) kommt als Ausnahme fast die doppelte Zahl vor. Das kleine Gefieder ist derb, dicht und glatt anliegend; bei unsern heimischen wildfarbigen Tauben ein sanftes Aschblau (livida), Mohnblau sagt Naumann, die vorherrschende Farbe; diese einfache aber noble Färbung ist sehr gehoben durch einen grünen und purpurroten Metallglanz auf Hals- und Brustfedern, und durch zwei Flügelbinden, die quer über den Flügel laufen und meistens in scharfer schwarzer Zeichnung abstechen. — Ganz anders jedoch verhält es sich mit den Tauben warmer und heißer Erdteile, welche sich durch sehr lebhafte, prachtvoll schillernde Farben auszeichnen, die mit den schönsten Farben der Papageien wetteifern können, besonders in Grün. Die Zahl der ausländischen Tauben ist auch außerordentlich groß gegenüber den wenigen Wildtauben, welche unser Europa aufzuweisen hat, denn man zählt bis jetzt annähernd gegen 360 bis gegen 400 Arten, die teils nach Färbung, Form des Schwanzes, Länge des Laufs und abweichender Lebensweise in viele Gruppen eingereiht werden. Wir führen hier — für Leser, welche Interesse dafür haben, aus dieser bedeutenden Artenzahl nur die Gruppen an, welche von neuern Systematikern aufgestellt sind, um die allgemeine Orientierung zu erleichtern:

Sippe: **Fruchttauben, Carpophagidae**, welche nur von Beeren und weichen Früchten leben, die sie meistens auf Bäumen, weniger auf dem Boden suchen; 150 Arten, die allein hieher gehören, sind in 5 Gruppen untergebracht: Zahntaube, Didunculus, *Peale* 1848, nur 1 Art; — Papageitaube, Treron, *Vieilott* 1816, ca. 6 A.; — Flaumfußtaube, Ptilopus, *Strickland* 1841, 41 A.; — Schmucktaube, Alectroenas, *Gray* 1840, 3 A.; — Fruchttaube, Carpophaga, *Selby* 1835, etwa 9 A.; — Sippe: **Lauftauben, Geotrygonidae**; die Mehrzahl dieser Tauben sind starke Vögel bis zu Fasanengröße. Sie nähren sich von Gesäme. Hieher zählt G. R. Gray 30 Arten: Krontaube, Megapelia, *Kaup* 1851, 5 A.; — Fasantaube, Otidiphaps, 2 A.; — Kragentaube, Caloenas, *Gray* 1840, 1 A.; — Erdtaube, Geotrygon, *Gosse* 1850, 6 A.; — Sippe: **Baumtauben, Columbidae**. Sie nähren sich von Sämereien, die sie am Boden zusammenlesen, ca. 170 Arten. — Spiegeltaube, Phaps, *Selby* 1840, kleine Tauben, ca. 8 A.; Turteltaube, Turtur, *Selby* 1835, ca. 15 A.; — Girrtaube, Peristera, *Temminck* 1815, ca. 6 A.; — Zwergtaube, Chamaepelia, *Swainson* 1827, ca. 15 A.; — Holztaube, Columba, *Linné* 1758; Haustaubengröße und darüber. Unter dieser Gruppe befinden sich unsere Wald- und Felsentauben, welch' letztere als die Stammeltern unserer Haus- und Hoftauben angesehen werden müssen und durch ihre Nachkommenschaft die Zahl unserer Haustiere so sehr bereichert haben. Die zahlreichen Arten dieser Gruppe sind über die ganze Erde verbreitet. Man kennt etwa 30 A. — Schweiftaube, Ectopistes, *Swainson* 1828. Die Größe der Tauben in dieser Gruppe ist verschieden, von der eines Zwergtäubchens bis zu Haustaubengröße; ein langer stufiger Schwanz und schlanke, etwas gestreckte Figur kennzeichnet noch außerdem diese Tauben. Unter den Schweiftauben ist besonders die Wandertaube Nordamerikas, Columba migratoria, *Linné* 1758, merkwürdig. Auf dieselbe werden wir noch näher zurückkommen.

Wie große Fortschritte die Ornithologie seit dem letzten Jahrhundert gemacht hat, das sieht man recht deutlich bei den Tauben. Linné zählte in der 10. Ausgabe seines Werkes Systema naturae 1758, für sämtliche Tauben (einschließlich der Haustaube)— 23 Arten; acht Jahre später, in der 12. Ausgabe 1766, — 40 Arten; Gmelin (Linné) 1788, schon 110 Arten; der berühmte Naturhistoriker in Holland, C. J. Temminck in seinem schönen Werk: Histoire naturelle générale des Pigeons avec figures en couleurs peintes, 1808—11 Paris, etwa 169 Arten, welche prachtvoll abgebildet sind; Ch. Lucien Bonaparte hat in seinem »Conspectus generum avium«, 1850—56, Leyden in Holland, die Zahl der Tauben auf 288 Arten erhöht. — Die neueste Zählung stützt sich auf das wichtige Werk des Engländers Dr. G. R. Gray: »Hand-List 1870—73«, das in 3 Bänden erschien und beinahe die Gesamtzahl aller bis jetzt bekannten Vögel des ganzen Erdballs in systematischer Anordnung aufzählt. Dieses Werk nennt uns nahezu 400 Arten, deren Zahl im Verlauf weiterer Forschung noch manche Zusätze erhalten, sicher aber auch wieder einige Abstriche erleiden dürfte.

Die meisten Wildtauben beherbergt wohl Amerika, besonders der mittlere und südliche Teil samt Inseln; ferner Südasien, Australien und Oceanien samt ihren großen und kleineren Inselgruppen, wobei hier bemerkt sei, daß die Tauben überhaupt eine große Vorliebe für ruhiges Inselleben zeigen, und daß man die schönsten und prachtvollsten Arten auf den größern und kleineren Eilanden des Großen oder Stillen Oceans findet, welche man unter den Namen Mikronesien, Polynesien und Melanesien auf unsern Karten eingetragen findet, und wo fast jede Inselgruppe wieder eine besondere prachtvolle Art aufweist. Und nicht minder zutreffend ist es so auf den vielen Inseln, welche zwischen Vorder- und Hinterindien, dann zwischen

Hinterindien und Australien liegen: auf Ceylon, auf den Andamanen, auf Sumatra, Malakka, Borneo, Java, auf den Sundainseln, Celebes, den Philippinen, den Molukken, auf Neu-Guinea u. s. w. Auch in Afrika giebt es mancherlei Taubenarten, von welchen einige in großer Menge vorkommen.

Nur unser Erdteil ist — wie schon bemerkt — recht dürftig bedacht, und die wenigen Arten, die zu verzeichnen sind, kommen in der Neuzeit in manchen Bezirken, wo sie früher nicht selten waren, in so auffallend spärlicher Anzahl vor, daß man sie fast auf den Aussterbeetat setzen zu müssen glaubt. Dies ist nicht allein die Folge des Abschießens und Abfangens in den Vogelmordstaaten Südeuropas, sondern erklärt sich auch daraus, daß die Tauben der unaufhaltsam fortschreitenden Bodenkultur weichen müssen, welche Nist- und Futterplätze von Jahr zu Jahr schmälert*). Hier nützt kein Entgegenkommen gut gemeinter Vogelschutzvereine. Die Bodenkultur dehnt sich in unserem Erdteil unaufhaltsam weiter, immer weiter, und ändert auch allmählich die Verhältnisse in unserer vaterländischen Fauna. Man denke z. B. an die — in den nächsten Jahrzehnten geplante Rheinufer-Korrektion, wobei eine sehr große Anzahl Italiener und Tessiner beschäftigt sein werden. Wie werden diese zweibeinigen Iltisse unter dem Vogelreichtum des Rheinthales hausen, wenn nicht durch strenge Verordnungen der nötige Schutz geschaffen wird**).

Glücklicherweise giebt es aber noch spröde Bodenverhältnisse, welche wirksamer die Anbauung hemmen, als Vereine dies können, und dadurch den bedrohten Existenzen noch lange Zeit einzelne Asyle offen halten. In solchen Bezirken sind dann die Waldtauben noch eine sehr häufige Erscheinung, obwohl die Hohltaube neuzeitlich überall abnimmt, weil es ihr an hohlen Bäumen zum Brüten fehlt. Andrerseits fügen sich auch — wenigstens teilweise — die Tauben wieder den veränderten Verhältnissen, benützen statt der ausgeforsteten durchsichtigen Waldungen lieber große Anlagen, Parke, Alleen, Baumgüter u. a., finden auch mitunter wohlwollenden Schutz, unter dem sie ein gut Teil ihrer angebornen Furchtsamkeit ablegen und sich viel freier und sorgloser in der Nähe der Menschen bewegen, als dies im Walde der Fall ist. Dies können wir wenigstens bei unserer schönen Ringel-

---

*) Verfasser kann hier nicht vorüberkommen, ohne ein Klagelied — über die ganz schreckhafte Abnahme unserer Vögel insgesamt — anzustimmen. Während er dies schreibt, 8. Juni 1894, sind in unserer (Stuttgarter) Umgebung fast keine Singvögel mehr zu finden. Es fehlen vor allem im Luftraum die Stadt- und Dorfschwalben; ferner in den Gärten: Hausrotschwänzchen, Schwarzköpfchen, Müllerchen, Laubvögelchen; in unsern Feldhölzern und Alleen: graue und gelbe Grasmücken, Meisen und viele andere unserer Zugvögel. Unsere Vogelwelt ist beinahe ausgerottet. Nur noch Amseln, von unsern Dachfirsten flötend, und eine Unmasse Spatzen! In meinem Hausgärtchen läßt sich noch ein überwinterter Buchfink hören, das ist alles. Auch die Turmschwalben, sonst in namhafter Menge, sind in sehr verminderter Zahl sichtbar. Wenn diese im Juli abziehen, ist unser Horizont verödet. Aus seinem ganzen langen Leben kann sich Verfasser einer solchen Vogelarmut nicht erinnern. — Sollten wohl die vielen Leuchttürme an unsern Küsten, mit ihren weit ins Meer hinausblitzenden elektrischen Lichtern, ein weiterer Grund zu dieser rapiden Abnahme in der gesamten Vogelwelt sein? Während der ganzen Zugzeit im Früh- und Spätjahr findet man den Boden um die Leuchttürme bedeckt mit Vogelleichen aller Art, so daß man sie zu tausenden auflesen kann, wenn diese strahlenden Blendlaternen in ihrer Zugrichtung liegen! Es wäre trostlos, wenn es hiefür keine Abhilfe gäbe.

**) Der rühmlichst bekannte Schweizer Ornitholog Dr. Girtanner hat sich der hart bedrängten Vogelwelt ritterlich angenommen und unter Zustimmung vieler Vogelschutzvereine eine Eingabe an die Internationale Rheinregulierungs-Kommission in Basel gerichtet, worin um wirksame energische Schutzgesetze für das bedrohte Rheinthal gebeten ist. Er empfahl, „Vogeljäger und Nesträuber unnachsichtlich aus dem Arbeitsverhältnis für immer zu entlassen!“ Und die Kommission der Rheinregulierung ist in sehr dankenswerter Weise darauf eingegangen und hat Dr. Girtanner die Zusicherung gegeben, diesbezügliche Bestimmungen zu treffen!

taube, Columba palumbus, bestätigen, welche sich — gleich der Amsel — furchtlos in größeren Anlagen und Alleen mehrerer Städte Deutschlands ansässig gemacht hat und daselbst brütet. Zäher am Alten hängen die Turtel- und Hohltauben; sie haben infolgedessen auch mehr durch Schmälerung ihrer Brutdistrikte zu leiden. Sie sind dagegen an Plätzen, wo sie noch gutes Unterkommen finden, in ziemlicher Zahl zu finden.

Obwohl sich Verfasser nur die Aufgabe gestellt hat, unser Haus- und Hofgeflügel zu beschreiben, so soll doch — als Unterlage — eine Biologie der Waldtauben beigesetzt werden, denn die Sitten der Waldtauben weichen doch auch wieder von denen unserer Haustauben ab, welche ihrerseits gar sehr mit ihrer Stammrasse, den Felsentauben, übereinstimmen.

Unsere heimischen Wildtauben haben ihren Aufenthalt in Wäldern, in Laub- und Nadelwäldern, auch ebenso gerne in gemischten Wäldern, wie dies auch bei einer großen Anzahl ausländischer Tauben der Fall ist. Einige Arten ziehen der Nahrung wegen die Nadelwälder vor, deren reife Samen sie alle gern verzehren. Die Felsentauben aber — im Aufenthalt von den Waldtauben abweichend — lieben felsiges Geklüft, wie im Krainer, Triester und Istrier Kalksteingebirge des sogenannten Karst (Carso); sie bewohnen auch mit Vorliebe felsige Gestade, in deren Klippen sie einen geschützten Aufenthalt finden und auch sicher nisten können. Diese Felsentauben scheuen Gebüsche und Bäume und setzen sich nicht gern auf letztere, was auch unsere Haustauben mit ihnen gemein haben. Auf Felder, Heiden, selbst auf magere, müssen sie oft sehr weit fliegen, um daselbst Nahrung zu finden. Bei ihrem reißend schnellen Flug kommt aber eine Strecke von 10 Stunden, die sie fast in ebensovielen Minuten zurücklegen, wenig in Betracht.

Ihre nördliche Verbreitung geht so weit, als Wälder noch ordentlich gedeihen, in einzelnen Fällen bis zum 65. Grad. Die Wärme liebende Turteltaube geht aber lange nicht so weit, höchstens bis zum 58. Grad in Südschweden und fehlt schon im Norden unseres Vaterlandes in vielen Wäldern. Im höheren Norden und auf Island giebt es keine Waldtauben. Dagegen trifft man die Felsentaube westwärts noch auf den Kanaren in Menge; nordwestlich an den Strandfelsen der Faröer; ostwärts bis ins mittlere Asien. Südwärts findet man unsere Wildtauben in ganz Europa, als Brutvögel aber nur noch teilweise; dagegen in großer Anzahl während der Wanderschaft, die wohl in Nordafrika abschließt.

Die Tauben sind anmutig gestaltete, wohl proportionierte Vögel, ziemlich breitbrüstig, etwas kleinköpfig, von ziemlich wagrechter Haltung und eng anliegendem knappem Gefieder und kräftigen Flügeln. Sie leben in Einweiberei und bleiben auch das ganze Jahr paarweis beisammen. Die Haustauben weichen in ihren Manieren etwas von unseren Wildtauben ab, wie der aufmerksame Leser im Verlaufe der Beschreibungen ersehen kann, was sich besonders beim Liebeswerben zeigt. Der Haustauber ist immer viel lärmender und tanzlustiger als der Wildtauber, der sich nie soweit vergißt, um seine Sicherheit zu gefährden. Sonst aber hat das Liebesspiel bei Wildtauber und -Täubin viele Aehnlichkeit mit dem der Haustauben, was an anderer Stelle genauer beschrieben ist.

Das Nest ist sehr flach, dünn und locker; wenn es auf Bäumen steht, so kann man von unten meistens die Eier liegen sehen, in Höhlen und auf Felsen machen sie ebenso wenig Umstände. Es besteht aus dürren Reischen, Pflanzenstengeln, auch Stroh, und enthält zwei weiße Eier von schön ovaler Gestalt. Die Brutzeit dauert 16—17 Tage. Der Tauber beteiligt sich am Brüten von etwa 10 Uhr bis nachmittags 4 Uhr, etwa 6 Stunden. Trotzdem haben die Tauben keine Brutflecken. Als Eigentümlichkeit beim Ablegen der Eier sei erwähnt, daß die Täubin das erste Ei abends zwischen 5—7 Uhr legt, den andern Tag setzt sie aus; das zweite

Ei wird am darauffolgenden Tag zwischen 1 und 2 Uhr gelegt. Dieser regelmäßige Verlauf ist merkwürdig und wurde lange übersehen, wenigstens nirgends mitgeteilt. — Die mit wenig Flaum bedeckten, fast nackten Jungen werden von beiden Eltern die ersten 8—9 Tage aus dem Kropfe geätzt, und zwar die ersten 5 Tage mit reinem Milchbrei*); die folgenden 9 Tage wird dieser Milchbrei — in allmählicher Zunahme mit erweichten Körnern vermischt — gefüttert; 9—12 Tage werden die Jungen von ihren Eltern bedeckt und warm gehalten, wie dies vorher bei den Eiern geschah. Die Augen der Jungen sind die ersten 8—9 Tage geschlossen, denn sie bedürfen noch kein Licht, nur Wärme und Futterbrei; die Stoppeln der Schwung- und Schwanzfedern brechen mit 9 Tagen hervor; nach 14 Tagen sind die Jungen halbflügge. Nach 30—35 Tagen sind sie mit Federn gut bedeckt, sehen aus wie ausgewachsen, bleiben auch nicht mehr im Nest und — wenn gesund — sind sie so schwer, zuweilen schwerer als die Alten. Dann erst beginnen sie allein zu fressen, verfolgen aber die Alten noch lange mit Futterbettelei.

Ihr Flug ist ausdauernd, rasch und leicht, mit kräftigem Flügelschlag schießen sie in gerader Linie fort; sie können aber auch rasch abschwenken, was sie öfters vor den Klauen eines Raubvogels rettet. Der Gang ist schrittweise, trippelnd, nicht schnell, aber nett anzusehen, bei jedem Schritt mit einem Kopfnicken verbunden. Ihre Stimme ist eigentümlich; „eine Art natürlicher Bauchrednerei", sagt Gloger. Man hört das bekannte Rucksen oder Girren, ein dumpfes Knurren, das sogenannte Nestheulen, und von den Jungen ein feines Piepen. Sie trinken auf eigene Weise, indem sie den Schnabel ins Wasser stecken, die Naslöcher verschließen und nun das Wasser — ohne abzusetzen — in sich hineinziehen, bis ihr Durst gelöscht ist. Sie baden sich im Wasser und paddeln auch zuweilen im trockenen Sande.

Sie nähren sich von Sämereien und Körnern, besonders von den wickenartigen, glatten und rundlichen, von großen Futterwicken, kleinen Vogelwicken, Erbsen, Linsen, Gerste, Weizen, Hafer (nicht gern wegen der spitzigen Hülsen), Hanf, Hirse, Roggen (sehr ungern), Heidekorn, Reps, Rübsen, Knöterich, Zwiebel und Lauchsamen, sogar von Samen der giftigen Wolfsmilch, von Kiefer-, Tannen- und Fichtensamen, kleinen Eicheln, frischen Buchecker (nicht gern), Heidel- und Wacholderbeeren, kleinen Knollen, Steinbrech-, Vogelmilch- und Ervensamen. Wenn sie Grünes, wie Kohlkraut und andere Gartengewächse im Sommer oder Winter angehen, so zeigt das nicht immer Futtermangel an, sondern giebt nur den Beweis, daß Grünzeug ebenfalls einen Bestandteil ihrer Futterstoffe ausmacht, wenn auch nur einen minimalen. Kleine Gehäusschnecken verschlucken sie, statt Sandes, zur bessern Verdauung; man hörte

---

*) Der oben erwähnte Milchbrei, richtiger Futterbrei, wird von beiden Eltern, Tauber und Täubin, aus dem Kropfe gefüttert. Zu diesem Zweck ist der Schlund bei beiden zu einem wahren Kropf erweitert, dessen Wände sich zur Brutzeit verdicken, netzartige Falten und Zellen auf der Oberfläche bekommen, um unter erhöhter Thätigkeit der erweiterten Blutgefäße einen milchartigen, sehr nahrhaften Stoff abzusondern, womit die Jungen in der ersten Zeit bis zu neun Tagen fast allein, folgende fünf Tage (zuweilen zwei Tage mehr) in allmählicher Zunahme auch noch mit andern Nährstoffen, weichen Körnern vermischt, von ihren Eltern gefüttert werden. Diese Absonderung des milchartigen Stoffes der Tauben steht bei den Vögeln ganz einzig da, trennt aber die Tauben streng von den Hühnern ab. Bei Drosseln und Schwalben ist die Beimischung zum Aetzfutter für ihre Dunenjungen nicht milchartig, sondern ein gummiartiger Stoff. Uebrigens mag die Beimischung eines ähnlichen Nährstoffes für dunenjunge Vögel auch bei andern Arten vorkommen, aber diese Vorkommnisse sind noch zu wenig bekannt und auch schwierig zu beobachten. — Im übrigen zeigen aber die Tauben eine auffallende Gleichgültigkeit gegen Eier und Junge, worin sie abermals von den Hühnern sehr abweichen, denn diese letztern setzen für ihre Dunenjungen nicht selten das eigene Leben ein. Die Bruthennen sind ein rührendes Bild der Mutterliebe, das bei den Tauben nicht zutrifft.

auch schon davon, daß sie Maden und Regenwürmer verschluckt haben; da mußte aber die Futternot schon groß sein. Sehr gern verschlucken sie Klümpchen salzhaltiger Erde, Lehm, Kalksand, Mörtel, des Sandes wegen, so auch Quarzkörner und kleinste Kieselsteinchen. — Unter den ausländischen Tauben, besonders unter den inselbewohnenden, giebt es aber viele Arten (Carpophagidae), welche sich meist nur von weichen Baumfrüchten nähren, und auch den größten Teil ihres Lebens auf Bäumen zubringen.

Unsere heimischen Tauben mausern jährlich nur einmal, von Sommeranfang bis Anfang des Spätjahrs, und diese Mauser nimmt einen ziemlich langsamen Verlauf. Genaueres findet der Leser bei der „Mauser" der Haustauben.

Von Wildtauben, einschließlich der bei uns im Käfig unterhaltenen Lachtauben, sind hier beschrieben 5 Arten, welche zu der Gesamtzahl aller Taubenarten ein überaus kleines Kontingent bilden. Bei dieser Geringzähligkeit unserer heimischen Wildtauben und bei der Schwierigkeit, aus diesen Tauben scharf charakterisierte Gruppen zu bilden, haben wir nur eine einzige

Familie: **Taube**, Columba, *Linné* 1735.

Die Beschreibung der Ordnung gilt auch für die Familie. Die Wildtauben teilen wir in 2 Gruppen: Turteltaube und Holztaube.

1. Gruppe: **Turteltaube**, Turtur, *Selby* 1835.

Peristera, *Boje* 1828; Streptopelia, *Bp.* 1835. — Schwanz gerundet, stufig, etwas länger als bei andern Tauben; im Flügel die 1. und 2. Schwinge am längsten; die Hauptfärbung ist isabellfarben, isabellbraun, gefleckt, und nicht aschblau wie bei unsern andern heimischen Wildtauben; am Hals eine schwarze Binde. Sie sind kleiner als die andern Tauben, schlanker und kurzfüßiger, bewohnen Laub- und Nadelwälder, bewaldete Flußufer, auch große Parke und Anlagen, und wandern bei Nacht. Sie nisten auf Bäumen, brüten, füttern und führen die Jungen gemeinschaftlich. 2 Arten.

Die Turteltaube. Columba turtur, *Linné*.

Wilde Turteltaube, Wilde Lachtaube, Wegtaube, Rheintaube. — Turtur, alte Aut.; — T. auritus, *Ray* 1713; *Gray* 1844; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Col. turtur, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *Glog.; K. & Blas.* 1840; — Peristera turtur, *Boje* 1828; *Br.* 1831; — Turtur communis, *Selby* 1833; *Mev.* 1886; — T. vulgaris, *Eyton* 1886; *A. Br.* 1882.

Kennzeichen. Außer den beiden mittelsten haben alle Schwanzfedern, oder wenigstens jederseits die vier äußersten, stets eine weiße Spitze; der Schwanz stark gerundet; die bräunlichen oder gelbrötlichen Schulterfedern haben dunkelbraune oder schwarze Schaftflecken. Die 2. Schwinge gleich der 1.

Länge 30 cm, wovon der Schwanz 11,4 cm wegnimmt, Flügelbreite 52,5 cm, Schnabellänge 1,8 cm, Höhe des Fußrohrs 2 cm.

Beschreibung. Kopf und Nacken ist mohnblau (die eigentümliche blaugraue Farbe bei den Tauben nennen wir: mohnblau); Kopfseiten sanft rötlichgrau; an den Halsseiten stehen einige Reihen schwarzer Federchen, welche an den Enden silberweiß sind; diese bilden eine Art Ring, was dem Vogel ein sehr schönes Ansehen giebt; der Oberrücken ist aschgrau, schwärzlich gefleckt und rostbraungrau gekantet; der Bürzel aschblau, nach hinten öfters bräunlich überflogen; Hals und

Brust sind sanft purpurrötlich, mit violettem Schimmer; der Unterleib weiß. Die Schulter- und Flügeldeckfedern, nebst kleinen Schwingfedern, sind schwarz, schieferblau überflogen, mit hell roströtlichen Kanten; die übrigen Deckfedern und mittlern Schwingen hell mohnblau; die großen Schwingen schwarzgrau. Die Schwanzfedern sind schieferfarbig mit weißen Enden; die beiden mittelsten schwarzgrau. — Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern bei den Alten feuerfarben, bei den Jungen braungrau; die Augenlider blaß karmoisinrot; die Füße blutrot. — Das Weibchen ist etwas kleiner und nicht ganz so lebhaft gefärbt, besonders die weinrote Farbe auf der Brust weniger schön. — Die Jungen haben ein düster gefärbtes, aschgraues Kleid mit schwarzbraunen Flecken und schmalen, blaß rötlichbraunen Kanten. — Die Mauser fängt bei den Tauben, die man im Zimmer hält, schon im Juni an und zwar mit den mittleren Schwingen.

Sehr nahestehende, früher mit unserer Turteltaube für identisch gehaltene Arten sind: Die Girrtaube, Col. orientalis, *Lath.* 1790; C. rupicola, *Pall.* 1811; C. gelastes, *Temm.* 1820; C. meena, *Sykes* 1832. Sie ist etwas größer, dunkler gefärbt; Oberkopf bräunlicher, Säume der Flügeldecken rotbraun, Unterkörper schön weinfarbig. Heimat: Ostasien. — Die Palmtaube, Col. senegalensis, *L.* 1766; C. aegyptiaca, *Lath.*; C. pygmaea et rufescens, *Rchb.* 1850. Sie ist kleiner, nur 26 cm lang. Kopf und Brust weinrot; schwarz und rotbraun geflecktes Halsband; Rücken rotbraun; vordere Flügeldecken und Unterrücken grau, Bauch weiß; mittlere Schwanzfedern graubraun, äußere halb schwarz, nach außen weiß. In Ostafrika, Westasien, nicht selten in der Türkei und zuweilen in Griechenland.

Die Turteltaube bewohnt Süd- und Mitteleuropa und Westasien bis zum 58. Breitengrade; in Persien ist sie noch gemein; weiterhin nach Osten wird sie durch andere Arten ersetzt. Im Süden Europas ist sie von Spanien bis in die Levante ein häufig vorkommender, stellenweis sogar gemeiner Waldvogel, besonders in den Donauniederungen, in Bosnien, Serbien, in der Türkei und in Griechenland; in letzterem besonders häufig auf den Durchzügen, seltener als Brutvogel. In Nordwestafrika ist sie häufig; die Kanaren bewohnt sie in Menge, während sie Nordostafrika nur auf dem Zuge besucht. Im Norden Europas hat sie zwar ihre Zuglinie schon bis zum 70. Grad ausgedehnt, ohne indes daselbst zu brüten. In Deutschland wird sie nur strichweise, aber schon im Norden Deutschlands selten oder gar nicht mehr getroffen und geht nördlich als Brutvogel überhaupt nicht höher als bis zum südlichen Schweden. Die Rheinthalebene, soweit sie von Wald begrenzt, ist ein bevorzugter Strich. In der Provinz Ostpreußen kommt sie erst anfangs Mai an, ist aber in manchen Gegenden ziemlich häufig; das letztere gilt auch für Vorpommern. Sie bewohnt waldige Gegenden, wie sie die große Ringeltaube aufsucht, besonders gern Fichten- und Kiefernwälder, wenn sie mit Laubholz gemischt sind und wo es viele junge Dickungen und hohes Stangenholz giebt, namentlich wenn sie an Gewässern liegen, welche ein reines Wasser führen und von Feldern, Wiesen und Aeckern begrenzt werden. So beschaffene Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen, gemischt mit Tannen, bewohnt sie ebenfalls gern. Im reinen Hochwalde findet man sie nicht. — Als ein echter Zugvogel kommt sie nicht vor Mitte des April, eher noch später, im ersten Drittel des Mai, und verläßt uns gegen das Ende des August und im September, zuweilen erst im Oktober*).

---

*) Ueber Helgoland ist der Zug der Wildtauben: bei Palumbus „ziemlich viel Zug". Zeigt sich vom März bis Oktober und selbst noch im November auf dem Zug über Helgoland. — Bei Oenas „nur sehr sparsam". — Bei Turtur verschieden. Den 28. Mai und 29. Mai 1886 „ganz auffallend viele. Diese Taube scheut heftigen Wind nicht." Den 23. Mai 1887 „Turteltauben". 29. Mai 1887 „sehr viel Zug", dann wieder abnehmend. Ornis 1886, S. 121, und Orn. 1887, S. 416, Bericht von H. Gätke.

Sie nisten gern in der Nähe eines Wassers, wo viel dichtes und hohes Unterholz wächst. Ihre Nistplätze verraten sie durch das häufige Girren, welches der Tauber fleißig hören läßt, sowie durch das Klappen mit den Flügeln, welche derselbe oberhalb zusammenschlägt, während er einen Kreis um sein Weibchen beschreibt, sich mit hochgehaltenen Flügeln schwebend zu ihm oder auf einen andern bequemen Sitz in seiner Nähe herabläßt und so dem darnach Suchenden eine Anweisung giebt. Gern wählen sie Stangenholz, gebildet von Fichten, Tannen oder Kiefern, doch findet man das Nest auch auf jungen Eichen, Buchen, Birken, seltener auf schlanken Dornbäumchen, selbst zuweilen auf Dornsträuchern. Es sitzt in den dichten Zweigen junger Bäumchen, ist immer mit Vorsicht versteckt, steht 2½ bis 7 m vom Boden entfernt, ist ein Gebilde von dünnen, feinen Reiserchen und Stengeln, und so durchsichtig, daß man unten die Eier durchscheinen, ja zuweilen die ganze brütende Taube sieht, so daß man sich wundern muß, wie ein so leicht gebautes Nest zusammenhält. Es enthält gegen die Mitte des Mai zwei weiße kurzovale Eier, welche von beiden Gatten abwechslungsweise binnen 17 Tagen ausgebrütet werden. Maße märkischer Eier: 29,1 + 22,9 mm. Die Jungen muß man bald ausnehmen, weil sie bei der geringsten Störung vom Neste flattern und sich im dicksten Gebüsche verkriechen. Die Eier der zweiten Brut findet man im Juli. Wenn man die Alten von den Eiern verscheucht, so verlassen sie diese augenblicklich; weniger thun sie es bei den Jungen, an welche sie mehr Anhänglichkeit zeigen.

Diese niedliche, anmutige Taube hat einen leichten, zierlichen Gang, und jedes Schrittchen ist mit einem Kopfnicken begleitet, wobei sie das muntere Köpfchen nach allen Seiten wendet. Ihr Flug ist der schnellste unter allen Tauben, vielleicht einer der gewandtesten unter allen Vögeln; man muß staunen, mit welcher pfeilschnellen Behendigkeit sie durch die Kronen der dichtbelaubtesten Bäume schießt, und dieser schnelle Flug ist es auch, der sie öfters vor den Krallen des nicht minder gewandten Lerchen- und Taubenfalken errettet. Es gewährt ein schönes Schauspiel, diese flüchtigen Tiere, sowohl den Verfolger als die Verfolgte, zu beobachten, und die kraftvollen, schußweißen Stöße des erstern, denen das menschliche Auge beinahe nicht zu folgen vermag, sowie die blitzgeschwinden Ausbiegungen der Taube zu bewundern. Erreicht sie einen Wald, so ist sie gerettet, auf freiem Felde aber gewöhnlich verloren, weil der hungrige Falke immer gieriger auf seine Beute wird, das Täubchen aber zuletzt die Fassung verliert. Die eigentümliche Liebhaberei des Kuckucks für die Gesellschaft der Turteltauben möge hier erwähnt sein.

Der girrende Tauber sitzt gewöhnlich auf der Spitze eines Baumes, bläst den Hals auf, senkt Kopf und Schnabel etwas nach unten und läßt nun mit angenehmer Stimme sein eintöniges: turrturr, turrturr, turrturr in öfterer Wiederholung und verschiedener Modulierung ertönen; die kleinen Intervalle werden durch einen eigenen Kehlton ausgefüllt, der vom Aufatmen hervorgebracht wird, und den man nur in der Nähe vernimmt. An schönen Morgen girrt er oft lange Zeit ohne Unterbrechung und beschließt sein Liebeskonzert gewöhnlich mit dem oben beschriebenen klatschenden Flugspiel. Wo mehrere Paare nahe beisammen wohnen, beleben sie in dieser Zeit den Wald auf angenehmste Weise.

Ihre Hauptnahrung sind die Samen der Nadelbäume, der Fichten und Kiefern, und wo sie in großer Häufigkeit vorkommt, kann sie durch Auflesen der ausgesäten Tannensämereien nachteilig werden, doch frißt sie noch vielerlei Samen schotentragender Unkräuter, selbst Wolfsmilchsamen; auf den Feldern hauptsächlich Hanf, Rübsen, Hirse, Erbsen, Wicken, Linsen, Weizen u. n. a. Im Zimmer giebt man ihr außer dem Angegebenen auch Brot und Semmelgries; am besten ein

Gemisch von kleinerem Gesäme, wie Hanf-, Mohn-, Rübsamen, kleine Vogelwicken und Weizen. Die jung aufgezogenen Turteltäubchen werden sehr zahm und vergnügen ungemein durch ihr sanftes, einnehmendes Betragen. Man füttert sie mit eingequellten Wicken, Linsen, Hirse, Fichten- oder Kiefernsamen, welche Sämereien man in den Mund nimmt, und sie mit Hilfe der Zunge in den geöffneten Schnabel drückt. Sie pflanzen sich mit ihresgleichen, beinahe noch leichter aber mit den Lachtauben fort, und erzeugen mit letztern Bastarde; diese bekommen aber einen andern Ruf und rucksen wie die Lachtauben. Wenn sie Junge zum Aufätzen haben, so gebe man ebenfalls ein Weichfutter, wie das bei der Ringel- und Hohltaube angegeben ist. Sie bringen dann ihre Jungen sicherer auf, als mit reinem Körnerfutter.

Man hält sie gewöhnlich in einem großen Verschlag, oder weist ihnen einfach einen großen Käfig an. Man kann sie auch an den Taubenschlag gewöhnen, doch müssen die Jungen von zahmen Turtel- oder Lachtauben ausgebrütet sein, und es sieht sehr artig aus, solche Tauben aus- und einfliegen zu lassen; im Winter müssen sie aber gegen Kälte geschützt werden, gegen die sie empfindlich sind. Außerdem muß der Liebhaber gefaßt sein, daß die angeborene Vorliebe für den Wald wieder erwacht und die Pfleglinge die Heimkehr vergessen.

Der Fang ist, das Sackgärnchen ausgenommen, wie bei der Hohltaube.

Die Lachtaube. Columba risoria, *Linné.*

Indische Turteltaube, bei uns gemeinhin: Turteltaube, während unsere heimische wilde Turteltaube beinahe unbekannt ist. — Turtur indicus, alte Aut.; — Col. risoria, *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1837 (in Wiegmanns Archiv, 3. Jahrg. 106); *K. & Blas.* 1840; — Turt. torquatus, *Briss.* 1760; — T. risorius, *Selby* 1835; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Meves* 1886; — T. semitorquatus, *Sws.* 1837; — T. vinaceus, *Gray* 1845; — T. ridens, *Br.* 1855; — T. decipiens, *Hartl.* 1862.

Kennzeichen. Hauptfarbe angenehm gelblich fleischfarben, unten heller; graulich überflogene Schwung- und Steuerfedern; mit einem schwarzen Halbringe am Hinterhalse, welcher den Jungen fehlt. Die 2. Schwinge gleich der 1.; die Schnabelfirste von Kopflänge.

Länge 31 cm, Schwanz 13,1 cm, Flugweite 51,4 cm, Flügellänge 17,7 cm, Schnabel 1,8 cm, Lauf 1,8 cm. Merklich kleiner als die Haustaube.

Beschreibung. Hauptfarbe blaß gelblichfleischfarben; der Hinterhals ist mit einem schwarzen Halbringe eingefaßt, dessen Spitzen nach vorn stehen und dem Vogel zur besondern Zierde werden, weil dieses Schwarz noch besonders durch eine weiße Einfassung gehoben ist; der Unterleib ist weißlich; die vorderen Flügeldeckfedern, Schwungfedern und Schwanzfedern sich aschgrau, ins Schwärzliche ziehend; von unten sieht der Schwanz halb weiß, halb schwarz aus. Der Schnabel ist an der Wurzel rötlichweiß, nach der Spitze schwärzlich, der Augenstern rotgelb; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist nur unmerklich kleiner und lichter gefärbt als das Männchen. — Den Jungen fehlt der schwarze Halsring, welcher erst nach der ersten Mauser erscheint.

Es giebt auch eine Abänderung: Die weiße Lachtaube, C. risoria alba, *Temm.* 1813, Fürer in Korth 1858, Nr. 14, 15. Diese hat ein durchaus weißes Gefieder, an dem sich der Halsring durch seinen erhöhten Glanz noch weißer abhebt; der Schnabel ist sehr blaß fleischfarbig, nach der Spitze mit weißem Nagel. Der Augenstern schön rotgelb wie bei der Normalfarbe, die Füße karmoisinrötlich, nur wenig heller als bei jener. Wenn man gleichgefärbte Pärchen zusammen giebt, pflanzen sie sich in dieser Farbe fort.

Kakerlaken giebt es selten; diese haben außer der weißen Gefiederfarbe auch rosenrötliche Augen, weißlichen Schnabel und helle Füße.

Bemerkt sei hier, daß in Afrika und Asien noch mehrere, sehr ähnliche verwandte Arten leben.

Das eigentliche Vaterland dieser niedlichen und allbekannten Taube ist Nordostafrika, Südarabien und Indien. In Afrika bewohnen sie in großer Menge die Steppenwaldungen. Sie ist schon von Mittelnubien an nach Süden hin häufig und wird im Innern Afrikas zur gemeinsten Art. Bei einem Ritt durch die Samhara, sagt Brehm, oder durch irgend eine Steppe des Innern tönt das Lachen und Girren dieser Tauben beinahe von jedem Busch herab und zu gewissen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin, sammeln sie sich in manchen Waldungen zu wirklich ungeheuren Massen. Solche Heere scheinen, wahrscheinlich von Nahrungsmangel getrieben, wochenlang gemeinschaftlich in der Steppe umherzuschweifen, und an manchen Wasserplätzen kommen sie in den Vormittagsstunden und gegen Abend zu Millionen an, wenn auch nicht sämtlich auf einmal, so doch stundenlang in ununterbrochener Folge. Durch diesen Aufenthalt in der Steppe ist auch die ihr eigentümliche Wüstenfarbe (Isabellfarbe) zu erklären. — Von ihrer eigentlichen Heimat wurden sie über ganz Europa, ja über alle Weltteile als beliebte Stubenvögel verbreitet und sind auch in Deutschland allenthalben wohlbekannt. — Auf den borromäischen Inseln im Lago maggiore wurden sie in Freiheit gesetzt und leben nun in unabhängigem Zustande, ganz so, wie es wilde Vögel thun. Dort bauen sie auf Nadelbäume und sind, obgleich sie unter freiem Himmel bleiben, zutraulich und bilden eine reizende Staffage für die üppige Vegetation dieser anmutigen Inseln.

Bei den Landleuten trifft man sie häufig in der Stube, gewöhnlich hinter dem Ofen, wo ihnen ein Plätzchen angewiesen ist. Man läßt sie mit etwas beschnittenen Schwungfedern in der Stube herumlaufen, oder giebt ihnen einen passenden, großen Vogelkäfig; ein solcher Käfig muß mindestens $1^1/_4$ m lang, 90 cm hoch und 60 cm breit sein; die Sprunghölzer haben 2,4 cm Durchmesser; ein Kistchen von 17 cm Länge, 12 cm Breite und 6 cm Höhe dient als Nest. Man hat auch schon den Versuch gemacht, sie in günstig gelegenen Taubenhäusern aus- und einfliegen zu lassen, was sich gar nicht übel ausnimmt. Ein solcher Versuch ist überhaupt nicht so schwierig, als man gewöhnlich glaubt, nur darf man sie nicht direkt aus dem Käfig in ein Taubenhaus fliegen lassen. Die, welche man zu diesem Zwecke bestimmt, müssen in Vogelzimmern aufgewachsen, gewandt und sehr flugfähig sein, auch dürfen es durchaus keine gezähmten Tauben sein, sondern man muß sie so menschenscheu als möglich halten. Man setzt dieselben in den betreffenden Taubenschlag, gewöhnt sie vier Wochen daran und läßt sie dann erst fliegen. Mit ungewandten, überzahmen Tauben kann ein Versuch niemals gut enden, denn diese haben selten genug Scharfsinn, den einmal verlassenen Taubenschlag, auch wenn sie den besten Willen dazu hätten, wieder zu finden, und werden dann in ihrem verlassenen Zustande eine Beute von Menschen und Tieren. Im Taubenschlag giebt man gutes kleines Körnerfutter. Im Winter sind sie gegen starke Fröste zu schützen, und man setzt sie am besten bis zur guten Jahreszeit in ein temperiertes Vogelzimmer. Wenn sie aber gut gefüttert sind und warmes Wasser zum Trinken erhalten, können sie wohl ein paar Grad Kälte ertragen. Bei freiem Flug setzen sie sich gern auf Bäume. In einen geräumigen Zimmerflug, wo verschiedenerlei Vögel gehalten werden, paßt auch ein Pärchen Turteltauben. Sie nisten in die hingesetzten Körbchen, in welche sie einige wenige Strohhalme eintragen, die das Nest vorstellen sollen, und darauf legt die Täubin zwei schöne weiße Eier; das erste Ei legt sie abends zwischen $4^1/_2$ und 7 Uhr, ruht den folgenden Tag aus, an welchem sie

das gelegte Ei noch nicht bebrütet, sondern nur bewacht, und am darauffolgenden Tag zwischen 1—2 Uhr nachmittags legt sie das zweite Ei (ganz wie alle andern Taubenarten, was sehr merkwürdig ist) und fängt mit Brüten an, welches bei dieser kleinen Taube 16½ Tage dauert. Von 9—3 Uhr wird sie vom Tauber abgelöst. Sie brüten mehreremal in einem Jahre. Nicht zu selten lassen diese verliebten Täubchen ihre Eier erkalten; der Embryo ist aber keineswegs so empfindlich, wie man gewöhnlich glaubt. Ein Herr „Dareste" teilte 1878 „der Pariser Akademie der Wissenschaften" interessante Versuche über die Abkühlung angebrüteter Eier und die Wirkung auf den darin enthaltenen Embryo mit. Das völlige Absterben bei etwa 16 Gr. R. Lufttemperatur erfolgt nach 7 Tagen. Nach einer Erkältung von 3—4 Tagen konnte der Embryo durch Erwärmung in warmem Wasser mit Temperatur von 28—30 Gr. R. wieder zur Lebensfähigkeit gebracht werden. Eine Anzahl Eier, welche 24 Stunden lang auf 1—2 Grad abgekühlt waren, wurden weiter bebrütet und kamen fast alle zur vollen Entwicklung. Je höher die Temperatur der Luft, desto länger bleibt das Leben des Embryo erhalten.

Die Jungen gleichen den Eltern bis auf den schwarzen Halsring, welcher noch fehlt, sich aber nach der ersten Mauser einstellt; auch haben sie grauere Flügelfedern mit weißen Rändern; doch kann man die Männchen im Nestgefieder an der etwas lebhaftern Farbe erkennen. Bei diesen Tauben ist der Wille zum Brüten gut, aber die Ausführung oft mangelhaft, denn nicht selten bringen sie nur ein einziges Junges aus, oder lassen eines — durch ungeschicktes Verschleppen aus dem Neste, das sie dann nicht mehr unterschieben können, erkalten. Manchmal aber vertreibt vieles Ungeziefer die Alten aus dem Neste. Das Ungeziefer wird mit Erdöl getötet. Ein Junges, das noch nicht vollständig erstarrt ist, kann man wieder durch warmes Anhauchen aufwärmen. Man nimmt es in die hohle Hand oder legt es in Watte und haucht solange nach dem Leib des erkälteten Jungen, bis es wieder auflebt. Dann setzt man es, in Watte eingedeckt, auf eine Wärmflasche mit ca. 36 Grad Reaumur und deckt das Ganze mit einem Teppich zu. Nach etwa zwei Stunden kann man das durchwärmte Junge wieder ins elterliche Nest einsetzen.

Diese Tauben sind stille, harmlose, verträgliche Geschöpfe. Mit treuer Liebe halten die Pärchen zusammen, und wenn sie nicht gewaltsam getrennt werden, so vermag sie nur der Tod zu scheiden. Des Nachts sitzt der Tauber immer dicht neben seinem Weibchen und vergnügt es mit seinem Gekicher, das wie „hähähähähä" oder „hihihihi" klingt. Besonders aufgeräumt und munter werden sie, wenn sie ein von der Sonne beschienenes Plätzchen finden, wohin sie sich ganz behaglich setzen; man sieht ihnen da ordentlich das wohlthuende Gefühl an, welches die Sonnenwärme bei ihnen erregt. Da sie reinliche Tiere sind, muß man ihre Behälter fleißig mit frischem Wassersand bestreuen, dessen größere Körner sie ohnehin zur Beförderung der Verdauung verschlucken. Wo es an Wassersand fehlt, nimmt man Rasen-, Garten- oder Walderde. Besonders reinlich müssen die weißen Lachtauben gehalten werden, welche sich dann aber auch sehr gut ausnehmen. — Die Turteltaube läßt sich nicht gern in der geschlossenen Hand halten, sondern sie sträubt sich dagegen heftig und verliert viele Federn dabei, denn diese sitzen sehr locker. Es ist daher nicht rätlich, sie wie die andern Tauben zu halten, sondern üblich, sie auf die flache Hand zu setzen und mit der andern flachen Hand leicht zu bedecken. So kann man sie von einem Platz zum andern bringen; während sie bei festem Anfassen ein solches ungestümes Gezappel und Flügelschlagen anwendet, daß man das ganze hübsche Federkleid des Vogels beschädigt.

Wenn der Tauber seine Liebe ausdrücken will, thut er einige Sprünge nach seinem Weibchen, stellt sich mit abwärts gerichtetem und wenig ausgebreitetem Schwanze vor sie hin, richtet den Kopf und den etwas aufgeblasenen Hals gerade

und hoch auf und beginnt nun sein helltönendes Rucksen, bei dem er jedesmal den Kopf wieder abwärts senkt und zwar bei jeder Silbe tiefer. Bei jedem folgenden Ruf wird die gleiche Bewegung ausgeführt. Rucksen sie aber ohne aufgeregt zu sein, so fallen auch jene lebhaften Pantomimen weg und und sie machen dann auch keine Sprünge. Dieser Ruf ist ein helltönendes „kukrrruuh, kukrrruuh", das r scharf und lang betont, und wird, je nach dem Grad der Aufregung, 4- bis 12mal und noch öfter, sogar einige Minuten lang wiederholt, was dann dem Gehör lästig fällt; oder der Tauber steht im Neste und ruft die Täubin mit demselben Lockrufe (nicht mit dem „huu", welches andere Tauben heulen) zu sich. Zwischen den Intervallen hört man meist schnarchendes Aufatmen, welches das Aufrichten des Kopfes begleitet, das man aber nur in der Nähe vernimmt. Wenn sie eine Verwunderung oder Aufregung ausdrücken wollen, so lassen sie ein abgebrochenes, ziemlich hohes „huh" ertönen. Das Weibchen beantwortet das Rucksen des Taubers mit einem feinen, höhern und weniger lauten „kukrruuh!" und manche Turtelweibchen sind so girrlustig, daß sie mit den Taubern in die Wette girren, und nur das Eierlegen giebt die Sicherheit, daß man wirklich eine Täubin besitzt. Dies ist eine Eigentümlichkeit, die bei Täubinnen anderer Arten von mir nicht bemerkt wurde. Auch schnäbeln sie sich wie alle Tauben und es ist reizend, die zärtliche Anhänglichkeit derselben zu beobachten. Bei guter Behandlung und reinlichem milbenfreiem Aufenthalt erreichen sie ein Alter bis zu 18 Jahren und darüber.

Ihre Nahrung besteht aus den kleinen Sämereien, als: Hanfsamen, Lein, Mohn, Hirse, Rübsamen, kleinen Vogelwicken (große Wicken fressen sie nicht oder nicht gern), zerkleinerten Semmeln und Brot. Ein einfaches Futter ist gedörrtes, griesartig zerstoßenes Weißbrot zur Hälfte, die andere Hälfte Hirsenkörner. Als bestes Futter für die Nestjungen kann ich Semmelgries und Hirse, mit wenig Hanf vermischt, empfehlen. Frisches Wasser täglich ist ein unentbehrliches Bedürfnis für sie.

Sie sind mancherlei Krankheiten unterworfen, besonders leicht bekommen sie geschwollene Füße. Ebenso bemerkt man auch, daß die Ausdünstung von kranken Personen einen schädlichen Einfluß auf sie übt, welcher Umstand dem hier und da verbreiteten Aberglauben Nahrung gab, sie heilten Leidende von ihren Uebeln, indem sie Krankheiten an sich zögen. Sonst bekommen die Jungen, wenn sie noch in dem Neste gefüttert werden, auch Geschwüre innerhalb des Kropfs, woran sie häufig sterben. Diese Krankheiten haben gewöhnlich ihren Ursprung darin, daß man ihr Trinkwasser nicht oft genug erneuert oder sie nicht gut füttert.

2. Gruppe: **Holztaube**, Columba, *Linné* 1735.

Palumbus, *Kaup* 1829; — Lithönas, *Rchbch.* 1843; — Palumbönas, *Bp.* 1854. — Nasenhöcker ziemlich entwickelt, die kurzen roten Füße etwas hochläufiger als bei den Turteltauben, der mittellange Schwanz gerade abgestutzt; die Fußwurzel oben etwas befiedert; die Hauptfarbe das bekannte Aschblau (Taubenblau) mit rötlichem und grünlichem Metallschiller am Hals. Diese Gruppe enthält die Stammeltern unserer Haustauben. — 4 Arten.

Die Ringeltaube. Columba palumbus, *Linné.*

Große Wald- und Wildtaube, Große Holztaube, Bloch-, Kohl- und Kuhtaube. — Palumbus torquatus, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Columba torquata, *Frisch* 1734; *Leach* 1816; *Br.* 1831, 1855; — Col. palumbus, *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1833; *Glog; K. & Blas.; A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Pal. excelsus, *Bp.* 1838.

Kennzeichen. Hauptfarbe aschgrau, auf beiden Seiten des Halses die Alten mit einem weißen Fleck, die Jungen ohne denselben. Auf dem Flügel, nahe dem Vorderrand, ein großer weißer Längsfleck.

Länge 41,2 cm, Flügelbreite 74 cm, Schwanzlänge 16,1 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Höhe des Fußrohrs 3,3 cm. Ansehnlich größer, als die Haustaube.

Beschreibung. Der Kopf und Hals ist schön graublau; Halsseiten und Nacken tief meergrün mit Purpurschiller; auf jeder Halsseite steht ein weißer, halbmondförmiger Fleck; Oberrücken und Flügel blaugrau; Bürzel schön mohnblau; der Schwanz ist am Ende tieferschwarz, nach der Wurzel mit einer hellen Querbinde. Die Fittigdeckfedern sind schwarz, die andern weiß, und bilden einen desgleichen großen Längsfleck; die großen Schwingfedern sind schieferschwarz, mit scharfbegrenzten, weißen Säumen; die übrigen Schwingfedern schiefergrau. Der Kropf ist blaugrau, mit einem sanften Purpurschiller überflogen; der übrige Unterleib bläulichweiß. — Der Schnabel ist an der Wurzel hochrot, nach der Spitze schwefelgelb, die Nasenhaut weiß bestäubt; die Iris ist rein blaßgelb; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist mehr grau als blau und ein wenig kleiner, übrigens schwer zu unterscheiden. — Den Jungen fehlt der weiße Halsfleck und der Schiller am Halse; auch ist die ganze Färbung weniger schön. — Bemerkbare Abänderungen findet man in der Kopfform; man findet sie mit hoher, mittelhoher und niedriger Stirn, woraus man aber keine Rassen ableiten kann.

Diese große und stattliche Taube ist eine Spezialität für Europa, denn sie überschreitet dessen Grenzen nirgends weit. Nordwärts in Schweden bis zum 65. Grad und zwar in Nordschweden häufiger als in Südschweden; in England nicht selten, und die im Norden Englands wohnenden bleiben im Süden und auch in Irland sogar im Winter zurück, was das milde Klima begünstigt; in Spanien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz, in Oesterreich-Ungarn, bis ins südliche Rußland ein allgemein bekannter, strichweise sogar häufiger Waldvogel. In Westasien wird sie als Brutvogel schon sehr selten, aber durch eine nahe verwandte Art: die Kasiotische Taube, Col. casiotis, *Bp.* 1850, vertreten. Auf dem Zug besucht sie alle südeuropäischen Staaten zum Ueberwintern; setzt aber auch nach Nordwestafrika hinüber, doch wie es scheint, kommt sie in Aegypten nicht vor. In Griechenland brütet sie nur selten in den einsamsten Gebirgswaldungen, überwintert aber daselbst in großer Menge; ebenso in der Türkei und in Kleinasien. — Sie bewohnt die Waldungen, sowohl Laub- als Nadelwälder, letztere aber lieber als reine Laubwälder, und zieht diesen selbst gemischte Waldungen vor. Zwischen Ebenen und Mittelgebirgen macht sie wenig Unterschied. Die Vorliebe für den Schwarzwald ist durch ihre Vorliebe für Tannensämereien begründet. Ist aber dieser Samen nicht geraten, dann hält sie sich mehr an Laubwaldungen. Sie siedelt sich selbst in kleinen Feldhölzern an, wenn nur hin und wieder einzelne starke Bäume darin stehen, auf denen sie gerne nistet. Ausnahmsweise aber findet man zuweilen ein oder einige brütende Paare in Alleen, Parken, in großen Ziergärten, selbst auf einzelnen Baumgruppen bei Dörfern und Städten, ja inmitten derselben furchtlos ihren Aufenthalt nehmen, und es ist die Annäherung dieses scheuen Waldvogels an bewohnte Plätze ein Analogon zu dem Brüten der Amsel in den Hausgärten. Bisweilen mögen es auch durch Menschenhand auferzogene, aber wieder zur Freiheit gekommene Vögel sein, die nun hier — ziemlich ungescheut — ihr Wesen treiben. Sah Verfasser doch selbst im Jahre 1879, mitten in hiesiger Stadt Stuttgart, eine Ringeltaube in Gesellschaft eines Fluges freilebender Haustauben beinahe ein ganzes Jahr in guter Freundschaft leben, mit denselben auf den Plätzen, welche die Stuttgarter Gemüsehalle umgeben, Futter suchen, und an dieser Halle und dem naheliegenden „Alten Schloß" übernachten. So erfahren wir, daß auch in London, 1888, ca. 10 Paare

in den Gärten und Parken des Westend gebrütet haben. (Siehe auch unten, sowie Liebe's Monatsschr. 1891, 351.)

Sie nisten auf Fichten, Weißtannen, Kiefern, Linden, Erlen, Eichen, Pappeln, Buchen, in einer Höhe von 3—30 m vom Boden, aber auch oft auf Stangenholz, etwa 12 Fuß hoch, auf nicht zu starken Gipfel- oder Nebenzweigen; oder auch am Stamme dicker Bäume versteckt. Das Nest selbst ist eine kunstlose, platte, runde oder ovale, kaum etwas vertiefte Unterlage von Reisern und so leicht gebaut, daß man nicht selten die Eier durchscheinen sieht; trotzdem aber wird es nicht leicht von Stürmen herabgeworfen. Zuweilen benutzt diese Taube auch ein verlassenes Krähennest. Die zwei Eier, welche man bei der ersten Brut von der Mitte des April an zu suchen hat, sind weiß, dünnschalig, mit deutlichen Poren und wenig Glanz; die der zweiten Brut findet man im Juli. Dieselben sind im Vergleich mit dem Vogel nicht groß, etwas größer als die der Feldtaube, meistens länglich, an beiden Seiten fast gleich abgerundet, seltener kurz oval. Die Eier der kurzen Form gleichen etwas denen der Eulen, sind aber zartschaliger, glänzender. Maße märkischer Eier: 39,2 + 28,87 mm. Ihre Eier verlassen sie bei geringen Störungen, nicht selten sogar auch die Jungen, da sie zu furchtsam sind, um wieder zum Nest zurückzukehren. Dagegen hört man, daß sie auf den nordfriesischen Inseln und in Schleswig-Holstein mehr und mehr in die Gärten gezogen sind, wo sie im Gegensatz zu ihrer sonstigen Menschenscheu fast alle Furcht abgelegt haben und auch beim Nest viel weniger ängstlich sind. Von den Besitzern großer Gärten wird auch dieser harmlose Vogel gerne gesehen und geschützt, und er benimmt sich deshalb hier zutraulicher. Gleiches erfährt man aus einigen niederländischen Städten, aus Amsterdam, Rotterdam, Leyden, Leuwarden, wo sie auf den Bäumen belebter Alleen nisten, welche die Kanäle (Grachten) einfassen. — Die Jungen, welche mit erweichten Sämereien, wie alle Taubenarten, aus dem Kropf gefüttert werden, sind anfangs mit blaßgelben zottigen Dunen dicht bekleidet, welche später von den hervorkeimenden Federn verdrängt werden. Die Jungen sitzen in entgegengesetzter Richtung im Neste, d. h. das eine streckt den Kopf dahin, wo das andere den Hinterteil hat, um jede Gefahr sogleich wahrzunehmen. Sie gebärden sich gerade wie unsre jungen Haustauben und piepsen auch so.

Diese schöne Taube ist rasch und flüchtig, scheu und aufmerksam. Sie beobachtet im Wald und im Freien jede sich nahende Gefahr und weiß sich derselben zeitig genug zu entziehen. Sie traut bei uns nicht leicht einem Menschen, dem Kinde so wenig als dem Bauersmann oder Jäger, und man muß es als eine besondere Erscheinung betrachten, daß sie in manchen Gegenden der Niederlande soviel zutraulicher ist, als bei uns. Ihr schrittweiser Gang ist zierlich und geschwind; ihr Flug ist kräftig, schnell und gewandt; beim Abfliegen hört man ein mehrmaliges Klappen, nachher ist er von einem pfeifenden Säuseln: „wich, wich, wich" begleitet. Sie ist nicht so gesellig, als andre Tauben, und nur während der Zugzeit, namentlich im Spätjahr, sieht man kleinere oder größere Truppen beisammen; von andern Taubenarten hält sie sich entfernt, ohne deshalb gerade feindselig zu sein. Zur Paarungszeit ist der Tauber sehr unruhig, fliegt öfters in schiefer Richtung in die Höhe, schlägt die Flügelspitzen nach oben zusammen, daß es weithin klatscht, breitet den Schwanz aus und senkt sich dann mit hochgehaltenen Flügeln zu seiner Täubin herab, die solche Liebesbewerbung mit freundlichem Kopfnicken annimmt, auch wohl selbst den Tauber bei einem Rundflug klatschend begleitet. Die einzelnen Paare halten treu zusammen. Frühmorgens girrt der Tauber sein Morgenlied, worauf sich beide sonnen und putzen; sodann fliegen sie nach den Futterplätzen und kehren gegen 10 Uhr auf ihre Bäume zurück, wo wieder ein wenig geruckst wird; eine Stunde später geht es zur Tränke und dann wird bis

mittags 3 Uhr der Ruhe gepflegt; nun fliegen sie wieder auf die Futterplätze, von 5—7 Uhr verweilen sie auf ihren Bäumen, rucksen wohl auch wieder, und zuletzt, ehe sie sich zur Nachtruhe begeben, fliegen sie noch einmal zur Tränke. Das ungefähr ist die tägliche Beschäftigung aller wilden Tauben, wenn sie anders durch keine gewaltsamen Störungen unterbrochen wird. — Ihre Stimme ist ein beinahe heulendes „huhu, huhu!" und ein girrendes drei- oder viermal wiederholtes Rucksen, das wie „ahu ku kuha" lautet. Zwischen jeder Strophe und dann am Ende vernimmt man ein sonderbares Klappen, dieses ist aber nur in der Nähe hörbar. Der Tauber sitzt dabei fest auf einem Ast und bläst den Hals auf.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Fichten-, Kiefern- und Tannensamen; dann aus Getreidearten, als: Wicken, Erbsen, Linsen, Heidekorn, Buchweizen, Weizen, Hanfsamen, Lein-, Rüb- und Wegrichsamen; ferner aus Heidelbeeren, Eicheln, Bucheckern; aus den Sämereien vieler schotentragender Kräuter, aus Baumknospen und Blütenkätzchen; unter Umständen besteht ihre Nahrung auch aus grünen Pflanzenteilen. In Zeiten der Not füllen sie ihre Kröpfe mit Krauskohl und andrem Grünzeug. (Liebe's Mon. 1892, S. 21.) Sie liest die Sämereien besonders gern auf lichten freien Stellen, an Blößen und Waldrändern auf, fliegt aber auch auf die Felder und Aecker, denn diese Taube will sich frei umsehen, um einer Gefahr schon von weitem zu entfliehen; doch läuft sie der Nahrung wegen zuweilen auch unter ziemlich düsterem Gebüsch oder dichtstehenden Bäumen umher.

Im Zimmer füttert man sie mit Wicken, Erbsen, Weizen, Gerste, Heidekorn, Hanf und andrem. Hafer fressen sie nur ungern. Junge, die noch nicht allein fressen, muß man mit erweichten Sämereien stopfen, am leichtesten, wenn man die Körner in den Mund nimmt und mit der Zunge in den geöffneten Schnabel bringt. Sie werden sehr zahm und können zum Aus- und Einfliegen gebracht werden, bis die Zugzeit im September naht, wo der Freiflug zu unterbrechen ist, damit sie nicht mit ihren freilebenden Kameraden entweichen. Ihre Zähmungsfähigkeit bezeugt Hofjägermeister Alex. Brun auf Seeland, welcher ebenfalls Nestlinge zum Aus- und Einfliegen brachte. (Ornis 1885, S. 121.) Auch mit Haustauben können sie angepaart werden, doch hält es schwer, solche Bastarde aufzubringen. Selbst die auferzogenen Wildlinge können miteinander gepaart und dazu gebracht werden, Junge zu erziehen; es gehen aber gewöhnlich einige Jahre hin, ehe es den Alten glückt, ihre Jungen aufzubringen. Man füttere sie, so lange sie Junge haben, nur mit weichem Futter, nämlich mit altbackenem Semmelgries, klein zerschnittenen Nudeln oder Pfannkuchen, Hirse und füge auch etwas fein zerschnittenen Salat bei. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieser Tauben, daß sie ihre Jungen anfangs nicht mit Sämereien füttern wollen, wodurch dieselben öfters eingehen. Sind die Jungen erst einige Wochen alt, dann nehmen sie auch mit Gesäme vorlieb. Ich hatte einst ein Rheintäubchen mit einer Lachtaube gepaart, welche die seltsame Liebhaberei hatten, ihre Jungen mit Ameiseneiern zu erziehen, und sie auch wirklich aufbrachten. Anders aber ist es mit alt eingefangenen Tauben; diese gehen nicht mehr leicht ans Futter, sondern verharren in starrem Eigensinn, ohne zu fressen und sterben am Heimweh, wenn man nicht hilft. Man muß sie mit Wicken oder Gerste stopfen, aber nicht übermäßig, und nachher, mit Hilfe eines Kölbchens, Wasser einschütten. Diese Tauben sind aber kräftig und sträuben sich sehr gegen das Stopfen, deshalb wickelt man sie in ein Handtuch, daß nur Kopf und Schwanz frei bleibt, wodurch der Widerstand gebrochen wird und das Stopfen ohne Quälerei vorgenommen werden kann. Ihre Schönheit und ihr lauttönendes Rucksen, welches ihre Zufriedenheit bekundet, sowie ihre stattliche Figur machen sie dem Liebhaber angenehm.

Man fängt sie am leichtesten auf ihren Tränkeplätzen mit Fußschlingen;

ebenso auf dem Tränkherd, wo man sie mittags oder gleich nach Sonnenuntergang zu erwarten hat. Uebrigens holt man sich am leichtesten die Jungen aus dem Neste. — Sie gehören als jagdbares Geflügel zur niedern Jagd, wie die andern Wildtauben, müssen aber wegen ihrer Scheue mit großer Vorsicht hinterschlichen werden. Am leichtesten erlegt man sie auf den Ruf, wenn man diesen gut nachzuahmen versteht.

Die Hohltaube. Columba oenas, *Linné.*

Holz-, Blau-, Kohl-, Bloch-, Lochtaube, kleine Waldtaube, nicht aber: Felsentaube. — Oenas, et Vinago, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Columba önas, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; *Br.; Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1849; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves;* — C. cavorum, et arborea, *Br.* 1831. — *Linné* hat Hohl- und Felsentaube nicht getrennt.

Diese Taube ist leicht mit der Felsentaube zu verwechseln, von der sie sich aber außer den angegebenen Artkennzeichen noch durch den Mangel alles Weißen unter den Flügeln und auf dem Rücken, durch rötlichgelben Schnabel und durch schlankeren Körperbau unterscheidet.

Kennzeichen. Hauptfarbe mohnblau, ebenso der Unterrücken, Bürzel und die untern Flügeldeckfedern; auf dem mohnblauen Flügel nur eine Andeutung der schwarzen Flügelbinden, d. h. diese Binde nicht zusammenhängend wie bei der Felsentaube.

Länge 31 cm, wovon der Schwanz 12 cm wegnimmt; Flügelbreite 64,5 cm, Schnabellänge 2 cm, Höhe des Fußrohrs 2,4 cm.

Beschreibung. Der Kopf und Hals ist mohnblau; der Unterhals dunkel schieferblau mit blaugrünem und purpurnem Metallschiller; Schultern und Rücken aschblau; der ganze Hinterrücken schön mohnblau; der Kropf auf grauem Grunde mit einem Purpurschiller; der Unterleib licht mohnblau. Die Deckfedern der Flügel und kleinen Schwingen sind hell aschgrau, jedoch nach dem Rücken mit schwärzlichen Flecken bezeichnet, wodurch einige undeutliche Flügelbinden entstehen; der Schwanz ist schieferblau, am Ende mit einer breiten, schieferschwarzen Binde. — Der Schnabel ist bei alten Vögeln an der Wurzel rötlich, vorn gelblich; der Augenstern dunkelbraun; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist etwas kleiner und matter gefärbt, doch schwer zu unterscheiden. — Die Jungen haben einen braungrauen, vorn gelblichen Schnabel und am Halse fehlt der schöne, grüne Federnschiller.

Die Hohltaube ist ein europäischer Waldvogel, aber in der Neuzeit mit noch engerer Begrenzung, als bei ihren großen Verwandten. Nordwärts kommt sie bis Britannien und ins mittlere Schweden, westwärts ins nördliche Frankreich, ostwärts bis ins mittlere und südliche Rußland, denn schon im Gouvernement Petersburg ist sie selten; dies nach Osten hin noch mehr. Am häufigsten trifft man sie noch in den — zumeist aus Weiden bestehenden — Auwäldern an der untern Donau. In Deutschland ist sie ziemlich selten geworden, fehlt in manchen Gegenden ganz und ist nur noch ziemlich häufig, wo wenig Verkehr ist und auch noch viele hohle Bäume vorkommen, die sie als Brutstätten benützen kann. Aus Gegenden, wo starker Verkehr ist, hat sie sich ganz verzogen. Ihren Aufenthalt nimmt sie in hoch und nieder gelegenen Waldungen, besonders in den gemischten, die viele alte, hohle Bäume aufzuweisen haben, welche ein Haupterfordernis für sie sind. Vorzugsweise liebt sie mit großen Löchern versehene Buchen, Eichen, Weiden, wilde Birn- und Apfelbäume u. dgl., hauptsächlich gern, wenn diese an Felder und Wiesen grenzen, wo sie ihre Nahrung in der Nähe finden kann. Ihre Nachtruhe hält sie in einer Baumhöhle. Als Zugvogel kommt sie bei gelinder Witterung schon im Februar, sonst im März und verläßt uns im September und Oktober und verbringt diese Zeit in den südeuropäischen Wäldern, besonders in Bulgarien, Makedonien,

Griechenland, auch in Kleinasien und Persien, besucht auch — doch nur selten — Nordwestafrika, aber nicht den Osten dieses Erdteils.

Sie nisten nur in Baumhöhlen, gewöhnlich in Waldbäumen, doch auch in Alleen und in einzelnen Feldbäumen, in alten hohlen Apfel- und Birnbäumen, in hohlen Weiden, wovon es ganze Waldungen in den Auen der untern Donau giebt; oft nahe bei Dörfern, wenn nur sonst die Gegend nicht waldarm ist; bald in Mannshöhe, bald in den hohen Gipfeln der Bäume. Ueber den Besitz einer solchen Höhle kommen sie oft in Streit mit Spechten, Dohlen, Blauracken und andern, welche ebenfalls Ansprüche an eine solche Wohnung machen; und obwohl sie kräftige Flügelschläge austeilen und grimmig dazu knurren, müssen sie doch meistens den Platz räumen, weil ihr Schnabel zu schwach ist, um wirksam einzuhauen. Das Nest ist eine kunstlose Unterlage von dürren Reisern oder von Würzelchen, bisweilen von Laubmoos oder auch von dürren Blättern, und enthält gewöhnlich in der ersten Hälfte des April 2 weiße Eier, welche 17 ½ Tage bebrütet werden. Sie gleichen den Eiern der Feldtaube, sind bald länglich eiförmig, bald kurzoval und ziemlich glanzlos. Maße märkischer Eier: 36 + 27 mm. Das Betragen dieser Tauben beim Nest aber ist sehr verschieden von dem der Ringeltaube, denn sie verlassen die Brut nicht, wenn sie auch mehrmals gestört werden, ja sie brüten mitunter so fest, daß man das brütende Weibchen von den Eiern abheben kann. Im Juni findet man die Eier der zweiten Brut; sie wählen aber zu jeder eine andere Höhle, weil die Jungen das Nest verunreinigen, so daß es im gleichen Sommer nicht wieder gebraucht werden kann; doch suchen sie im nächsten Jahre wieder dieselben Löcher zu benutzen. Nach Thienemann sollen sie Anfangs August noch eine dritte Brut machen.

Die Hohltaube ist ein gewandter, zierlicher, reinlicher und schmucker Vogel, liebt die Gesellschaft, daher man im Herbst und Frühjahr auf dem Zug oft Herden von Hunderten im Felde antrifft. Sie ist auch mit andern Vögeln verträglich und friedfertig. Ihr Flug ist reißend schnell; wie ein Pfeil schießt sie durch die dichtesten Bäume, und dem flinksten Falken weiß sie zu entrinnen, wenn sie noch den Wald erreichen kann. Beim Beginn des Fluges hört man ein leichtes Klatschen, dann ein hohles Pfeifen, auch sieht man sie ziemliche Strecken schweben; das Niedersitzen verursacht nur wenig Geräusch. Das gewöhnliche Rucksen des Taubers ist von dem der Ringeltaube verschieden, dem der Feldtaube mehr ähnlich und klingt: „hu-a-uh" oder „hu-ra-kuh", und wird in immer rascher werdender Folge vier- bis zehnmal nacheinander wiederholt. Wenn er aber recht eifrig ruckst, so hört man ihn das „hu-a-huh, hu-a-huh" nur vier- bis fünfmal wiederholen, aber viel gezogener, gedehnter und tiefer. Bei jedem Ruf macht er eine Verbeugung und breitet den Schwanz aus. Außerdem läßt er ein „huh, huh, huh" sehr oft und lange hören und das klingt dann fast, wie wenn der zahme Tauber ins Nest heult. Ein kurzes gedämpftes „huh" lassen sie ebenfalls bei etwas Auffallendem hören. Beim Rucksen sitzt der Tauber fest auf einem Ast, wie die Ringeltaube, und bläst den Hals auf, läuft aber nicht hin und her, wodurch sich diese Art von der rundtanzenden Felsentaube unterscheidet.

Ihre Nahrung besteht in vielerlei Getreidearten, als: Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Buchweizen, Heidekorn, Wicken, Linsen, Erbsen, Hanf, Grassamen, Heidel- und andern Waldbeeren und noch einer Menge andrer Sämereien, besonders gern derer von den Nadelbäumen. Im Spätherbste suchen sie auch Eicheln und Bucheckern und stopfen damit die Kröpfe voll. Nach diesen Sämereien fliegen sie auf Felder, Waldblößen oder an Waldränder.

Im Zimmer gehen die Jungen leicht ans Futter, doch muß man die Alten öfters eine Zeitlang stopfen, ehe sie allein fressen; unter andern zahmen Tauben

gewöhnen sie sich schneller. Man füttert sie am besten mit Wicken und Gerste. Die jung Aufgezogenen lassen sich nur schwer zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, paaren sich aber mit zahmen Tauben von wildblauer Farbe, und erzeugen Bastarde, die aber selten über 12 Tage alt werden. Man hat indessen die Vorsicht zu gebrauchen, sie während der Zugzeit eingesperrt zu halten, weil sie sonst leicht die Rückkehr vergessen. Ich selbst habe es nie soweit gebracht, daß mir Hohltauben aus- und einflogen. Alle, welche ich aufzog und denen ich freien Flug gestattete, kamen nicht wieder in den Schlag zurück. Im Zimmer selbst hält man sie in einem geräumigen Verschlag paarweise und giebt ihnen ein Körbchen, worin sie nisten können, was eben gerade nicht sehr schwer hält. Bevor aber die Jungen ausschlüpfen, etwa nach 10 Tagen Brutzeit, füttert man dem Brutpaar — neben dem gewöhnlichen Körnerfutter — ein Weichfutter, nämlich Semmelgries vermischt mit Maismehl, gemahlener Hirse und zerriebenen Karotten, auch etwas fein zerschnittenen Salat darunter gemengt. Auch diese Tauben füttern ihre Jungen lieber mit weichem Futter, und bringen sie sicherer auf als mit Körnern. Füttert man zuviel Weichfutter, dann giebt es dünnflüssige Schmiße, ein Anzeichen, daß wieder mehr Körnerfutter zu füttern ist. Auch füttere man ein aufgeweichtes Hausbrot allein, ohne Zusatz von Gerste, Wicken oder guter Kleie.

Wo es viele solcher Tauben giebt, fängt man sie auf einem eigens für sie gestellten Herd, worauf man als Lockvögel einige wildblaue Haustauben aufläufert (anbindet). Der Liebhaber holt die Jungen aus dem Nest, oder fängt die Alten vermittelst eines Sackgärnchens, welches er vor ihre Nesthöhle hält und die Taube hineinflattern läßt; ist die Höhlung sehr hoch, so bindet man das Gärnchen an eine lange Stange. Mit starken Leimruten kann man sie beim Neste fangen.

Man hat auch schon versucht, förmliche Hohltaubengehege in geeigneten Waldungen anzulegen, welche nicht ohne günstigen Erfolg geblieben sein sollen. Von kernfaulen Bäumen höhlt man 60—80 cm lange Stücke aus, versieht sie nesterartig mit Boden und Deckel, bohrt ein Flugloch und setzt kurze Sitzstangen davor ein; man legt eine Salzlecke in der Nähe an und trägt Sorge, daß sie auf keinerlei Weise gestört werden. Im ersten Jahr läßt man alle Jungen ausfliegen, damit der Fang in späteren Jahren desto ergiebiger werde. — Prof. Liebe, der verehrte Vorsitzende unsres „Vereins zum Schutze der Vogelwelt", der uns leider! am 5. Juni 1894 durch den Tod entrissen wurde, empfahl als Unterstützung für den Bestand dieser — an Wohnungsnot sehr leidenden Wildtauben dringend die Anbringung von Nistkästen, seien sie nun aus Brettern festgezimmert, oder aus hohlen Stammstücken hergestellt. Als Oertlichkeit empfehlen sich alle Bestände am Rande größerer Wälder; als Zeit des Aufhängens der Anfang des Winters; die Befestigung geschieht 4—5 m hoch mit starkem Draht.

Das Fleisch sämtlicher jungen Wildtauben ist ausgezeichnet zart und schmackhaft; das der alten dagegen sehr zäh.

Die Felsentaube. Columba saxatilis, *Aldrovand.*

Taf. 13. Fig. 1, 2, 3.

Wilde Felsentaube, Blaue Felsentaube, Steintaube, Klippentaube, Grottentaube (C. cavernalis), Ufertaube, Weißbürzelige Wildtaube, Wilde Feldtaube, Wildblaue Feldtaube. — C. saxatilis, *Aldr.* 1603; *Schwenkfeld*; — Col. livia*, *Willughby* 1676, und *Ray* 1713; samt den meisten neuern Ornithologen; — Col. rupicola, et cavernalis, *Charleton* 1677; *Ray* 1713; — Col. agrestis, *Frisch* 1734. — Engl. Rocky pigeon. — Französ. Pigeon de rocher.

*Livia ist ein Verstoß gegen die Grammatik, mit der es bei unsern ältern Schriftstellern überhaupt nicht immer genau genommen wird. Livius, Livia, aber ist ein römischer Name, der für unsre Taube von keinerlei Bedeutung ist. — Pastor Baldamus hat in seinem Taubenbuch 1878, S. 26, auf diesen Lapsus ebenfalls aufmerksam gemacht, und schlägt den Namen: Columba livida, = Bläuliche Taube, vor. Der Name: Felsentaube ist aber bezeichnender.

Kennzeichen. Hauptfarbe aschblau (mohnblau nennt sie Naumann), ein feiner lieblicher Farbenton; Unterrücken und untere Flügeldeckfedern weiß; auf dem Flügel steht ein zusammenhängendes schwarzes, doppeltes Querband, gebildet von den schwarzen Binden am Ende der Schwingen 2. und 3. Ordnung, sowie der großen Deckfedern, die nach dem Rücken hin einander fast berühren. Der Schnabel ist schwarz. Um sie von der ähnlichen Hohltaube unterscheiden zu können, ist auf die Artkennzeichen zu achten.

Länge 32—33,5 cm, Flügelbreite 62—64 cm, Flügellänge 21,5—23 cm, Schwanzlänge 9,5—11 cm, Schnabellänge 1,9 cm, Fußrohr etwa 2,5 cm.

Beschreibung. Der Kopf ist hell schieferblau; der Hals dunkler mit grünem und purpurfarbigem Metallschiller; der übrige Unterleib ist dunkel mohnblau. Der Oberrücken ist hell aschblau, ebenso die Flügeldeckfedern; die Schwingfedern sind aschblau mit viel dunkleren Enden; auf dem Oberflügel steht ein breites, doppeltes, blauschwarzes Querband. Der Unterrücken ist weiß; der Schwanz dunkelaschgrau mit einer breiten, schwarzen Endbinde. Die äußerste Feder ist auf der Außenfahne bis zur schwarzen Endbinde weiß. — Der Schnabel ist schwarz, mit einem weißlichen Nasenpolster; der Augenstern ist brennend gelbrot; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist etwas schmächtiger und nicht so rein und schön gefärbt. Die Jungen sind bleicher und trüber gefärbt, an der Kehle ohne Federn, welche sich erst nach der Mauser ergänzen, und am Halse ohne Schiller.

Es ist jedoch erwiesen, daß bei der großen Individuenzahl und bei der weiten Verbreitung auch vielerlei Abänderungen unter den wildlebenden Felsentauben vorkommen, wenn auch nicht in gleicher Häufigkeit, wie dies bei unsern Haustauben der Fall ist. So findet man viele Tauben, bei welchen außer dem Bürzel und Unterflügel auch noch der Bauch weiß ist, so auf den Faröern, an Norwegens Küstenstrichen, an den Mittelmeerküsten, selbst an einigen Inseln in der Mündung des Senegal. In Westasien, von Syrien bis Ostindien, ist bei den meisten Felsentauben der Bürzel hell aschblau; ferner findet man sehr lichtblaue, fein- und grobgeschuppte oder sogenannte hammerschlägige Tauben; auch schieferschwarze, ganz schwarze und solche mit rotbrauner Färbung. Nach Pallas sind weiße und weißgefleckte Felsentauben unter den großen Scharen im Kaukasus nicht selten. So sind also schon — ohne jede Züchterkünste — bei den wilden Felstauben allerlei Farbentöne zu finden, welche bei unsern Haustauben eine so bedeutende Variabilität zeigen.

Die Felsentaube betrachtet man allgemein und wohl auch mit Recht als das Stammtier unsrer Haustauben, denn die gewöhnlichen wildfarbigen Feldtauben, welche unsre Schläge bevölkern, stimmen in allem so sehr mit den Felsentauben überein, daß ein Zweifel über ihre Abstammung nicht bestehen kann. Sie hat eine ungleich ausgedehntere Verbreitung, als die beiden vorbeschriebenen europäischen Waldtauben, aber auch einen ganz verschiedenen Aufenthalt, denn sie meidet allen Wald und setzt sich in gewöhnlichen Verhältnissen nie auf Bäume, ja, man könnte glauben, sie habe eine förmliche Scheu vor denselben. Die wildlebende Felsentaube hält sich nur am Gestein steiler, senkrecht abfallender oder gar überhängender Felswandungen, an Klippen, an Felsriffen, in Schluchten, welche von steilen Wänden eingefaßt werden, selbst in weitläufigen, finstern Grotten und großen oder kleinen Höhlen auf, auch wenn sie sich unter die Erde erstrecken, wenn sie nur Gelegenheit zum Anbringen der Nester und Schutz gewähren. Dr. Berthelot fand auf den Kanaren eine Kolonie dieser Tauben auf der vulkanischen Insel Lanzerote in dem noch frischen Krater eines feuerspeienden Berges, trotz des Schwefelgeruches und der Hitze, welche noch darin herrschte. Solche schutzgewährende Plätze suchen sie zur dauernden Ansiedlung auf, besonders gern, wenn diese Felsen hart am Meere liegen, größere oder kleinere Inseln und Felseneilande vom Wasser abgrenzen, oder als steile Klippen

emporsteigen, an welche die Brandung des Meeres donnert. Solche bieten den wilden Felsentauben willkommene und sichere Heimstätten. Doch nicht allein am Meeresgestade, auch an solchen Felsen sind sie angesiedelt, welche im Binnenlande liegen, an steilen, hohen Flußufern, wie auch auf kahlen Gebirgen; in Egypten an den Pyramiden, an den steilufrigen Stromschnellen des Nils, nach Brehm in Afrika selbst inmitten der Wüste, „wo man sich fragen muß, wie die arme Erde hier imstande sei, den Massen genügende Nahrung zu bieten, wenn nur ein stehender Felsen mit steilen Wänden Obdach gewährt". Im Norden Europas finden diese Tauben solche Plätze an den Uferklippen von Britannien, auf der Westküste von Schottland, auf den Hebriden, Orkneys-, Shetlands- und Faröerinseln, auf einigen Eilanden an der südwestlichen Küste Norwegens, hier besonders auf dem Felseneiland Renneső bei Stavanger. Aber in ungleich größerer Anzahl halten sie sich an den Felsenküsten Südeuropas auf, welche das Mittelmeer säumen, von Portugal und Spanien, Südfrankreich, Italien, Krain, Triest, Istrien, im höhlenreichen Karstgebirge, bis Griechenland und Kleinasien; nicht seltener Brutvogel auf dem Kaukasus und an den Steilküsten der benachbarten Binnenwasser, des Kaspi- und Schwarzen Meeres, sogar gemein an den türkischen Küsten des Schwarzen Meeres. Ferner an den Europa gegenüberliegenden Küsten ganz Nordafrikas; auf dessen Westseite — nach Adanson — an den Felsen der Magdaleneninsel in der Mündung des Senegal in unzähliger Menge; ebenso auf den Kanarischen Inseln auch im Innern, am Pik Teyde bis 8000 Fuß über dem Meer; im Nordosten Afrikas bis ins südliche Nubien. In Asien von Palästina, Syrien, Persien, Turkestan, Indien, bis auf den Himalaya, in Davurien, vielleicht noch weiterhin nach Osten, denn Swinhoë verzeichnet sie für die „Ebenen von Peking", doch treten in Ostasien andre nahestehende Arten auf. Rechnet man zu den angegebenen Küstenstrichen und Binnenländerstrecken dieser drei Erdteile noch sämtliche große und kleine Inseln, deren es im Mittelmeer und im Griechischen Archipel so viele giebt, samt den kleinen Eilanden hinzu, so ergiebt sich für die Felsentauben eine sehr weite Verbreitung. — Die nördlicher wohnenden Felsentauben, besonders die im Binnenlande angesiedelten, zwingt die Futternot, im Spätjahr nach mildern Gegenden zu wandern, wobei Verfasser aber bemerken muß, daß in Deutschland solche Wanderzüge echter Felsentauben noch nicht mit Sicherheit konstatiert sind. Einige Fälle sind zwar von Naumann und Brehm sen. verzeichnet. Ein großer Flug wandernder Tauben wurde Ende des März 1804 bei Dahle in Westfalen bemerkt, welcher (wahrscheinlich) nach Norden wanderte. Ihre Gesellschafter waren Saatkrähen und Dohlen. Im Dezember 1818 erschien eine ungeheure Schar — etwa 1000 Stück (nicht Paare) — in der Gegend von Kreuzburg an der Werra, welche „allgemeine Aufmerksamkeit" erregte. Sie kamen in Gesellschaft sehr vieler Dohlen, Nebel- und Saatkrähen und saßen am Tage mit den Haustauben in friedlicher Gemeinschaft auf den Dächern, suchten ihr Futter mit ihren schwarzen Gesellschaftern auf den Feldern, und zogen gegen Abend in die Nadelwälder zum Uebernachten. Das trieben sie vom Ende des Dezember bis Mitte Januar, wo sie allmählich verschwanden. Im August 1846 zeigte sich ein Flug dieser Tauben, etwa 30—40 Stück, in der Umgebung Renthendorfs. Sie hielten sich in den hochstämmigen Nadelwäldern auf, flogen auf die Felder, abends zur Tränke und übernachteten auf hohen Kiefern und Fichten. Da aber unsre Felsentauben niemals auf Bäumen niedersitzen, noch viel weniger auf solchen übernachten, erscheint es zweifelhaft, welcher Art die erwähnten Wanderscharen angehörten.

Was nun die bei uns im deutschen Binnenland vorkommenden freilebenden Tauben betrifft, die sich an großen Gebäuden, an Kirchen, Türmen, Stadt- und Festungsmauern, an größern Staats- und Privatbauten, an Hallen, unter Brücken-

bogen u. dgl. niederlassen, welche mit Gesimsen, Gurten, Fensterverdachungen, Aufsätzen, geschützten Vorsprüngen und sonstigen Verstecken außerhalb, zuweilen auch innerhalb der Gebäude versehen sind, die ein ruhiges Uebernachten begünstigen und Nistgelegenheiten bieten, so darf man diese nicht als die echten wilden Felsentauben ansehen; es sind meistens Flüchtlinge aus Taubenschlägen, die zwar ihr Fortkommen auf eigene Rechnung suchen, aber ihre Nahrungsmittel auf Straßen und Plätzen zusammenlesen, und wohl nur selten das Feld besuchen. Sie benehmen sich auch nicht scheuer gegen menschlichen Verkehr, als gewöhnliche Schlagtauben, und verdienen nicht einmal die Bezeichnung „verwildert". Es sind Freitauben, welche der wohlwollende Gemeinsinn schützt und die öffentliche Mildthätigkeit der Tierfreunde unterstützt.

Die Felsentauben nisten in den oben angegebenen Ländern in den Vorsprüngen, Rissen, Spalten und Löchern schroffer, hoher Felsenwände, oder in großen, weiten Höhlen und Grotten derselben, meistens in sehr zahlreichen Gesellschaften. Sie lieben es vorzüglich, wenn diese Felsen unterhalb vom Meer oder auch von einem süßen Gewässer bespült werden. Auf den Faröerinseln sind sie gemein, wissen sich aber samt ihren Nestern und Jungen so geschickt in Höhlen zu verbergen, daß die Bewohner nur sehr selten ein Nest mit Jungen entdecken. Auch im Innern der Inseln sind sie beim Futtersuchen äußerst scheu und dabei im Fliegen so gewandt, daß weder die Raubmöven, noch weniger die Kolkraben ihnen etwas anhaben können, während die jungen gewöhnlichen Schlagtauben öfters von letzteren getötet werden. In Oberegypten, schreibt Brehm, giebt es viele Ortschaften, welche mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Den unteren Teil des ärmlichen Gebäudes, welches eine Pyramide im kleinen Maßstab vorstellt, bewohnt der Bauer (Fellah), der obere Teil gehört den Tauben, und ist nicht aus Backsteinen, sondern aus lauter eiförmigen, dickwandigen Töpfen zusammengesetzt, welche aufeinander liegen und mit Mörtel (resp. Nilschlamm) verkittet werden. Diese Töpfe haben zwei Oeffnungen, eine kleine von etwa 2 cm, und eine große, welche die Taube gut passieren kann. Die kleine Oeffnung ist nur ein Luftloch und geht nach außen, während die große Oeffnung nach innen gerichtet ist. Das Flugloch ist eine kleine Thüre, doch groß genug, daß auch der Fellah durchschlüpfen und nach den Jungen sehen kann. Eingemauerte Zweige vertreten die Flugbretter. Oben ist das Gebäude platt eingedeckt. Daß diese Einrichtung für jene Gegenden zweckmäßig ist, geht aus den Massen von Tauben, welche diese Wohnungen fortwährend umlagern, deutlich hervor. In Indien gehört die Felsentaube zu den gemeinsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, womöglich in der Nähe von Wasser, und oft in Gemeinschaft mit dem Alpensegler, so in der Nähe der berühmten Fälle von Grisoppa. — Das Nest selbst ist ein kunstloser Haufen von Reiserchen, Stroh und Halmen, und enthält 2 Eier, welche 17 ½ Tage gemeinschaftlich bebrütet werden. Diese haben meistenteils eine etwas längliche Eigestalt, glatte, glänzende, kreideweiße Schale und messen 36 + 28 mm. — Sie machen jährlich zwei und mehr Bruten.

Die Felsentaube ist durch die vielen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt ist, ein sehr scheuer, dabei äußerst flüchtiger, schneller Vogel. Die Schnelligkeit einer Taube, welche mit weit hergeholtem Futter in gerader Linie ihren Jungen zueilt, setzt in Erstaunen; so auch ihre Gewandtheit, wenn sie den Verfolgungen eines Raubvogels zu entrinnen sucht. In vollem Zuge legt sie in einer Minute nahezu eine Wegstunde zurück. Middendorf schätzt weniger, nämlich für die schnellsten Brieftauben 25 geographische Meilen in einer Stunde. Dr. Reichenow führt bei Besprechung der Schnelligkeit des Vogelfluges an, daß eine Wandertaube in der Sekunde 20 m durchfliegt, also in der Stunde 72 km zurücklegt (Cab. J. 1884, 242). Das ist

noch weniger. Nimmt man das Mittel dieser 3 Schätzungen, so erhält man 48 Wegstunden in einer Flugstunde. Dabei nehmen die Vögel die gerade Luftlinie, so daß sie in 4—5 Flugstunden sehr bedeutende Strecken durchmessen können. Für gewöhnliche Brieftauben, welche sich bei ihren Postflügen sehr häufig verirren und dann zurecht finden müssen, darf man aber diese Schätzungen nicht zugrund legen. Vergleiche darüber bei den Brieftauben.

Ihr kräftiger, ausdauernder und gewandter Flug ist mit einem pfeifenden Säuseln: „wich, wich, wich" verbunden; sie schwingt dabei, wenn sie recht eilen will, die Flügel in kleinen, schnellen, ruckweisen Schlägen; sie kann aber auch ganze Strecken ohne alle Flügelbewegung durch die Luft schweben. Bei schönem Wetter beschreibt sie oft einen Kreis in der Luft, wobei sie die Flügel langsam und sehr hoch bewegt, und mit hoch- und stillgehaltenen Flügeln herabschwebt, wo dann der stille Luftzug einen eigenen, säuselnd knarrenden Ton hervorbringt. Im Frühjahr schlägt sie häufig beim Abfliegen mit weit ausholenden Flügelschlägen die harten Schwingen nach oben zusammen, daß dadurch ein wiederholtes lautes Klatschen hervorgebracht wird. Das Rucksen bei den Weibchen und jungen Männchen lautet ziemlich einfach: „hurkuh!" und ist dem Girren der Hohltaubenmännchen ähnlich. Bei den alten Männchen lautet es aber anders und vollständiger, ungefähr: „murrkurruh" oder „mahurkukuh, — murrkuckurruuh", auch wohl, wie sich Naumann ausdrückt, „macknmackenmurrkuh!" Auch hört man bei ihnen jenes den Tauben eigentümliche „huu huu huu huu", welches man sehr bezeichnend „Nestheulen" nennt. Die Jungen piepen in einem hohen, scharfgezogenen Ton. Das aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Felsentaube beim Girren nicht ruhig dasitzt, wie unsre Waldtauben thun, sondern in halben und ganzen Zirkeln seine Täubin umkreist, ihr mit aufgeblasenem Halse bald aufgerichtet, bald wieder gebückt vortanzt oder mit aufstreichendem Schwanze balzend nachspringt, welche wunderliche Tanzunterhaltung seine Täubin mit einem beifälligen Kopfnicken dankend annimmt. Gefällt der umworbenen Täubin der Freier nicht, so nickt sie nicht mit dem Kopfe, sondern giebt ihr Mißfallen durch Schnabelhiebe und Flügelschläge deutlich kund und fliegt auf und davon, was aber gewöhnlich nichts hilft, denn der verliebte Tauber fliegt nach und setzt seine Werbung beharrlich so lange fort, bis er williges Gehör findet.

Ihre Nahrung besteht aus allen Arten reifer, mehl- und ölhaltiger Körner, als: Lein, Raps, Rübsamen, Linsen, Wicken, Kichern, Erbsen, Hirse, Weizen, Gerste, Hafer, Roggen und anderm Gesäme. Sie picken die reifenden Samen aus den Hülsen und Kapseln, indem sie die Stengel und Halme zur Erde niederziehen und die ausgefallenen Körner auflesen. Der Roggen behagt ihnen am wenigsten, weil er ihnen, in Menge genossen, schädlich, und den Jungen, unreif gefüttert, sogar tödlich sein soll. Hafer fressen sie zwar auch nicht gern, doch noch lieber als jenen. Außerdem suchen sie aber auch Körner und Sämereien vieler wildwachsender Pflanzen auf den Stoppel- und Brachäckern, auf Heiden, an Wegen, in den Schluchten zwischen Felsen und an den Abhängen der Berge, und fliegen deshalb in lichte Waldungen und auf Waldblößen. Auf Aeckern suchen sie die Samen der Wicken (Vicia) und von Linsen (Ervum), Walderbsen- (Orobus) und Platterbsen- (Lathyrus) Arten, von den Gattungen Senf (Sinapis), Kohl (Brassica), Rettig (Raphanus) und noch vielen andern hülsen- und schotentragenden Pflanzen; Vogelknöterich (Polygonum aviculare), Heidekorn, Hirsegräser (Panicum), verschiedene Arten Hohlzahn (Galeopsis), Schwarzkümmel (Nigella), Mohnarten und andre Oelfrüchte; ferner Süßklee (Astragalus arenarius), einige Arten von Zwiebeln (Allium), besonders die Samen der giftigen Wolfsmilcharten (Euphorbia), welche sie begierig auflesen und ohne Schaden genießen. Sie fliegen ferner an die Ränder

und Lichtungen der Nadelwälder, um Kiefer-, Fichten- und Tannensamen aufzulesen, sogar Wacholder- und Heidelbeeren werden von ihnen aufgesucht. In lichten Eichwäldern holen sie Eicheln, die sie gern genießen, obgleich das Verschlucken derselben ihnen Mühe macht. — In Ermangelung eines hinreichenden Quantums von Sämereien nehmen sie auch zu allerhand kleinen Wurzelknollen ihre Zuflucht, als: von der Ackerzwiebel (Ornithogalum), von Steinbrech (Saxifraga granulata), der knollenwurzligen Platterbse (Lathyrus tuberosus), von Feigwarzenkraut (Ranunculus ficaria), auch picken sie die schon gekeimten Samen aus der Erde, selbst wenn diese sich schon in Samenlappen ausgebreitet haben. In Zeiten der Not fressen sie auch Grünzeug, Kohlblätter, Salate u. dgl., wie schon bei der Ringeltaube erwähnt. Ein schleuderndes Picken mit dem Schnabel hilft ihnen den lockern Boden, aber nicht sehr tief, auseinanderwerfen, um die leicht eingeeggten Samen hervorzuholen. Oefters fressen sie kleine Schnecken mit den Gehäusen, auch Maden oder Insektenlarven, sehr selten aber Regenwürmer. Zu besserer Verdauung verschlucken sie Steinchen, Quarzkörner, auch Mörtelbrocken, welche abgelöschten Kalk enthalten, besonders gern Lehm, der mit Erdsalzen geschwängert ist. Bei der Salzlecke des Viehes finden sie sich ebenfalls ein, um das zu genießen, was die Erde aufgesogen hat. Sie trinken am liebsten klares, reines Wasser, nehmen auch gern ein Wasserbad; besonders lassen sie sich gern beregnen, legen sich auf eine Seite, richten die andere nach oben, lüften dazu den Flügel, damit die Regentropfen auch die innere Seite netzen. Im Sande paddeln sie ebenfalls, um mit dem Sandstaub auch die Federläuse abzuschütteln. Beim Trinken waten sie zuweilen ein wenig ins Wasser hinein; es kommt aber auch zuweilen vor, daß sehr durstige Tauben geradezu aufs tiefe Wasser sitzen, trinken und mit Leichtigkeit wieder auf- und davonfliegen. Brehm schreibt: „Die egyptischen Tauben setzen sich, wenn sie trinken wollen, mitten auf den Nil, lassen sich von den Wellen tragen, und erheben sich, wenn sie ihren Durst gestillt haben.“ Dasselbe sah auch Professor Szikla in Budapest, wo eine Taube — ohne sich zu besinnen — sich auf das offene Wasser der Donau setzte, den Kopf ins Wasser steckte, einige Sekunden lang trank, und dann ohne Mühe, wie vom trockenen Boden aufflog. (Wien. Mitteilungen 1886, 26.)

Aus der Menge der angegebenen Nahrungsmittel ist für den Taubenfreund zugleich ersichtlich, wie sich die in unsren Taubenschlägen unterhaltenen Feldtauben ernähren, denn alle jene Sämereien dienen ihnen ebenfalls zur Nahrung.

Gefangen werden sie auf dem Tränkherd; auf den Salzlecken mit Fußschlingen und kleinen, fest angebundenen Tellereisen; die Jungen im Neste; und endlich zufällig, wenn sie sich zuweilen auf dem Zug, besonders im Winter, zu den Hausfeldtauben gesellen und mit denselben in den Taubenschlag kommen.

Ehe wir auf die nähere Beschreibung unserer

Haustauben

eingehen, ist es zweckmäßig, den geneigten Leser mit der Terminologie insoweit bekannt zu machen, als dies für besseres Verständnis der mancherlei Ausdrücke — die der routinierte Täubler anwendet — geboten ist. Verfasser verweist auf die beigegebenen Abbildungen, welche das Verständnis wesentlich erleichtern.



1. Stirnfleck; 2. Scheitelband; 3. Scheitelplatte; 4. Halbkopf; 5. Kopf; 6. Kehle; 7. Brustbinde; 8. Flügelbinden, Striche und Perlen; 9. Schwingfedern; 10. Perlen; 11. Flügeldecken, Schilde; 12. Herz; 13. Unterrücken und Hinterleib; 14. Schwanz und Schwanzbinde; 15. Schwanzdeckfedern; 16. Geierferse; 17. Strümpfe; 18. Latschen; 19. Kopf und Bart; 20. Kopf und Hals; 21. Kopf und Latz; 22. Kopf, Hals, Brust; 23. Unterleib.

Fig. 45. Die regelmäßigen Zeichnungen der Haustaube.

Bezüglich der Anatomie bemerkt Prof. Dr. Nitzsch etwa folgendes:

Die Hirnschale ist sehr porös und luftreich (pneumatisch); der Stirnteil breiter und gewölbter als bei den Hühnern. Das Brustbein hat einen sehr hohen Kamm, was auf kräftigen ausdauernden Flug schließen läßt. Der weit zum Becken vorspringende Hinterrand des Brustbeins hat jederzeit zwei, mit Haut gefüllte Buchten; diese Buchten variieren nicht unbedeutend in Größe, besonders bei den Rassetauben. Von den 7 Rippenpaaren zeigen 4 oder 5 den mit einem Gelenk versehenen Knochenfortsatz (Rippenknochen). Sie haben 12 bis

13 Halswirbel, 7 Rückenwirbel und 7 Schwanzwirbel. Eine Ausnahme bildet die Gruppe der Krontauben, Megapelia oder Goura. Flügelknochen und Fußknochen haben einige Aehnlichkeit mit denen der Hühner; die Ellbogenröhre ist stark gekrümmt und steht von der Speiche ziemlich weit entfernt, aber der Handteil ist länger als der Vorderarm, dieser länger als der Oberarm; Daumenkralle ist keine vorhanden. Der Bein- oder Laufknochen ist kürzer als der Oberschenkelknochen. Bei der Gruppe Megapelia sind beide gleich lang. Die Muskulatur der Flügel ist durch die enorme Stärke ihrer Lagen und Kürze der Sehnen ausgezeichnet, was die Tauben zu ausdauerndem Fluge befähigt. Der Schlund ist zu einem dehnbaren Kropfe erweitert, dessen Wände sich zur Brutzeit bei beiden Geschlechtern verdicken und maschige Falten auf der Innenseite bekommen, um unter erhöhter Thätigkeit der erweiterten Blutgefäße einen milchartigen Stoff zur ersten Ernährung der Jungen abzusondern. Der Vormagen ist muskulös und drüsenreich; der Magen starkwandig, muskulös, aber nicht sehr groß; der Darmkanal 6 bis 8 mal so lang als der Rumpf, auf der Innenseite zottig; die Blinddärme sind sehr klein. Die Leber besteht aus zwei ungleichen spitzen Lappen, hat aber keine Gallenblase; die Galle ergießt sich durch zwei besondere Gänge in den Darm. Die Milz hat eine längliche Gestalt; die Zunge ist sehr schmal, plattgedrückt, spitz pfeilförmig und weich; der Zungenkern ist knorpelig. Die Hoden sind länglich; der Eierstock einfach und nur auf der linken Seite vorhanden.

Die Haustaube. Columba domestica, *Linné.*

Taf. 13, Fig. 4.

Feldtaube, Feldflüchter, Hausrasse, Gemeine- oder Schlagtaube. — Columba vulgaris, *Gesner*, und andere ältere Autoren; — C. arvorum, *Frisch;* — C. prolifera, *Zinnani;* — C. domestica, *Linné* 1746—1766; *Brisson* 1760; *Gmelin* 1788; *Bechstein* 1795, 1807; *Naumann* 1844, sowie auch die meisten neueren Autoren; — C. rustica, *Klein* 1750; *Pennant* 1766.

Größe der Felsentaube. Länge 27 bis 34 cm, wovon auf den Schwanz $9^1/_2$ bis $10^1/_2$ cm kommen; Lauf 24, mittlere Zehe 26, hintere Zehe 12, Nägel ca. 8 mm.

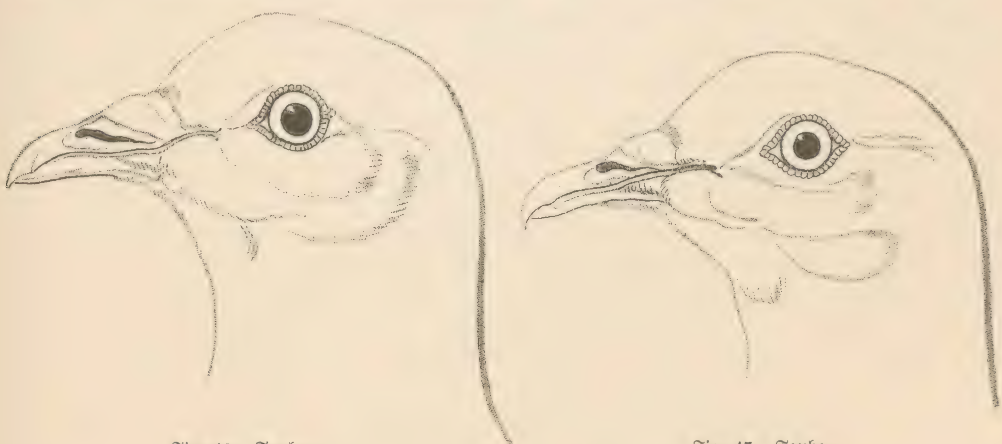


Fig. 46. Tauber. Fig. 47. Taube.

Unsere aschblaue Haustaube, mit weißem oder grauem Bürzel stammt wohl ohne Zweifel von der Felsentaube ab, denn sie hat gleiche Kopfbildung (Fig. 46 und 47), gleiche Größe, gleiche Färbung mit weißem oder hellgrauem Bürzel und 2 schwarzen Binden über den Flügel. In weiterer Uebereinstimmung ist auch das Rucksen, der wunderliche Liebestanz, bei uns „Taubenwalzer"

genannt; vor allem aber die Scheue und der Widerwille dieser ganzen Rasse samt ihren vielen Varietäten gegen Gesträuche und Bäume, worin sie ganz mit ihren Ahnen übereinstimmen, von allen Waldtauben aber absolut abweichen. — Man will nun zwar gefunden haben, daß die meisten Felsentauben in Westasien einen hellgrauen (nicht weißen) Bürzel haben, sonach auch dementsprechend die meisten der daselbst domestizierten Haustauben; es wäre also zwischen der Weißbürzeltaube Europas und der Graubürzeltaube Westasiens ein Rassenunterschied zu verzeichnen, was aber bei der ohnehin großen Veränderlichkeit dieser Tauben nicht in Betracht kommen kann. Zudem möge hier bemerkt sein, daß auch bei uns ebenso viele Blaubürzel wie Weißbürzel getroffen werden.

Diese Rasse nun zeichnet sich vor allen andern Vögeln durch ihre ungemeine Variabilität aus, denn es existieren fast zahllose Abänderungen in den vielfältigsten Farben, in Zeichnungen der Federn, in der Struktur des Gefieders, in Form oder Haltung des Körpers, auch in besonderer Stimme beim Rucksen, selbst in der eigentümlichen Flugart, so daß man leicht ein dickes Buch damit füllen könnte, ohne die Menge dieser Varietäten zu erschöpfen. — Dazu kommen noch die sogenannten Originalrassen, über deren Herkunft oder Abstammung noch ein dichterer Schleier liegt, als auf der Einbürgerung unserer gewöhnlichen Haustauben. Doch müssen wir suchen, in dieses scheinbare Chaos durch Trennung der Farbentauben von den Vollblutrassen einige Ordnung, resp. Uebersicht zu bringen, ohne indes eine andere Klassifikation anzustreben, als eben durch diese Trennung geschieht.

Die Domestikation unserer Haustauben verliert sich im Nebelgrau entschwundener Jahrhunderte, oder — wenn man will — Jahrtausende, was aber nicht ausschließt, ihre Domestizierung ebenso zu erklären, wie dies auch bei unsern andern Haustieren nach logischer Auffassung geschehen konnte. Doch scheint der Anschluß der Tauben an die Häuslichkeit des Menschen nicht in seine primitivsten Verhältnisse zurückzureichen, sondern erst in einem Zeitalter stattgefunden zu haben, wo derselbe schon bessere Wohnungen herzustellen im stande war; denn man findet die verwilderten Tauben — welche in ihrer Lebensart am meisten mit den Felsentauben übereinstimmen — nur an größern, alten ruhigen Gebäuden, sonderlich wenn solche von Stein erbaut sind, an Stadtmauern, Kirchen, Türmen, Pagoden, Felsen, Tempeln u. a., aber nie an niedern Laubhütten, mit welchen unsere Hühner jederzeit vorlieb nehmen, wenn sie nur daselbst sicher wohnen können. — Wie nun der Mensch alles, was von ihm abhängig ist, nicht nur zu seinem Nutzen zu verwenden sucht, sondern auch nach seinem Geschmack umändert, sich seinen Liebhabereien anpaßt, so ist fast nicht zu zweifeln, daß er auch der Urheber solcher Geschöpfe ist, welche für uns desto mehr „Rassenvollkommenheit" erhalten, je ausgearteter sie von ihrer ursprünglichen Natürlichkeit weggezüchtet sind. Man vergegenwärtige sich nur lebhaft das Bild eines „rassereinen" Brüsseler-Kanarienvogels und vergleiche es mit einem Teneriffa-Wildling, oder das Profil einer „Antwerpener Schautaube" mit dem einer Felsentaube. — Für die Abzweigung und Feststellung von Rassen kommen vier wichtige Faktoren in Betracht: Klima, Futterstoffe, Züchterkunst, vor allem aber das bereitwillige Entgegenkommen der schaffenden Natur selbst, wie dies auch hier bei unseren Taubenrassen der Fall ist. Die Geschichte der Haustauben ist also nicht etwa nur eine Naturgeschichte „der Züchterkunst" uralter, mittelalterlicher und neuerer Zeit. Wir werden hier Tauben zu beschreiben haben, welche von ihrem Urbild, der Felsentaube, soweit entfernt sind, als ein Brahmaputra von dem Wilden Bankiva.

Die Taube ist — wie schon bemerkt — seit uralten Zeiten Haustier, und war vor allen Vögeln ein Liebling der Menschen. In der Heiligen Schrift ist sie

häufig und ehrenvoll erwähnt; sie ist in ihr ein Sinnbild erhabener Dinge und Eigenschaften. Bei Juden und Heiden diente sie als Opfertier. Bei Aegyptern, Griechen und Römern war sie ein Symbol religiöser Ideen, ein Attribut der Götter. Bei mehreren Völkern galt sie als Zeichen der Heiligkeit. Bei den genannten Kulturvölkern wurde sie auch als Briefbote benützt. Außer ihrer wirtschaftlichen Benützung war sie aber auch vielfach ein Gegenstand der Liebhaberei.

Dies erfahren wir durch unsere alten Schriftsteller. Solche Berichte haben wir von dem berühmten Griechen Aristoteles, gest. 322 vor Christi Geburt (von diesem allerdings nur wenig über Tauben); mehreres von dem Römer Plinius dem Aelteren, gest. 79 Jahre nach Chr. Geb. — Im frühen Mittelalter war es der freisinnige Bischof Albertus Magnus, welcher die Schriften des Aristoteles erklärte. Er starb 1280 zu Köln. Später der gelehrte Schweizer Konrad Gesner, gest. in Zürich 13. Dez. 1565. Auch der Italiener Ulysses Aldrovandi, Prof. zu Bologna 1570, hat manches über Tauben berichtet, besonders über die „Klatsch-(Ringschläger-)Taube". Insbesondere hat unser Landsmann aus Thüringen, Forstrat Dr. Mathias Bechstein, gest. im Jahr 1822, viel und eingehend über unsere Tauben geschrieben. — Weniger bekannt bei uns ist das Taubenbuch von dem Engländer John Moore, welches 1735 und 1765 erschien, und eine scharfe Kennzeichnung der Rassenmerkmale enthält, welche noch heute Beachtung finden*). — Im Mittelalter waren es die Klöster, wo außer gewöhnlichen Nutztauben auch die schönen Farbentauben gezüchtet und weiter verbreitet wurden. Durch den geschäftlichen Verkehr mit dem Orient kamen auch die schönen griechischen, arabischen, persischen und ägyptischen Taubenrassen mehr und mehr in unsern Erdteil, besonders auch in unser Vaterland, von denen mehrere Arten bis in die Neuzeit herein mit Sorgfalt fortgezüchtet wurden.

Ueber die im Altertum gezüchteten Rassen sind wir durch die Berichterstatter jener Zeit übrigens doch ziemlich im unklaren gelassen. Wir müssen aber annehmen, daß es dieselben waren, deren Nachkömmlinge wir noch heute besitzen. — Im allgemeinen bieten die außereuropäischen Rassen nur noch wenig Schätzenswertes, denn die asiatischen Taubenliebhaber sind in ihrer Züchterkunst von den Europäern weit überholt worden, besonders von den Deutschen und Engländern. Was die Asiaten vor uns voraus haben, geht auf Rechnung ihrer milderen klimatischen Verhältnisse, welche die Bildung mancher besonderer Rassetiere begünstigen, die in der Regel in unserem Klima wieder zurückgehen.

Damit schließen wir diese kleine Vorgeschichte für die Haustauben, und gehen nun über auf die merkwürdigen Abänderungen von der bläulichen Wildfarbe in ganz andere, aber doch verwandte Farben; wir bezeichnen die Uebergänge zu anderen Nüancen in allen möglichen Abstufungen; die wunderbar schönen Ergänzungstöne bei Binden- und Schuppenzeichnung (sogenannte Komplementärfarben) so bei den Blondinetten, Satinetten, Silberetten, Blüetten, Hyacint-, Schwaben-, Schweizertauben. Wir begegnen zarten Farben vom leichtesten Hauch, der an Atlasweiß grenzt, bis zum sattesten tiefsten Ton, der in feuerglänzendem Kupferrot, in tiefem glanz-

*) Einer der intelligentesten und kenntnisreichsten Taubenhalter und -Züchter der Neuzeit war der im Jahr 1870, den 2. März (im 65. Jahre) verstorbene Handelsdirektor Fr. Fürer in Stuttgart, der sehr schätzenswerte Beiträge in Fachzeitschriften (besonders in der Tauben- und Hühnerzeitung von Gebrüder Korth, Berlin 1857 und 1858) veröffentlichte. Verfasser dies sollte sich im Jahr 1855 bei Ausgabe eines Werkes über Tauben beteiligen und den litterarischen Teil übernehmen, Fürer dagegen die Bilder und die Leitung des Ganzen besorgen. Verfasser hatte aber bei bestem Willen — geschäftshalber — nicht die nötige Muse, und so unterblieb die Ausgabe eines Taubenbuches auf Fürers Namen. Sehr vieles von Fürers Arbeiten ist unserm Buche zu Grunde gelegt, und Verfasser möchte dem Namen Fürers für alle Zeiten ein ehrendes Andenken bewahren.

vollen Samtschwarz — gehoben durch Grün- und Purpurschiller — seinen Abschluß findet. Dazu kommen die wunderbar originellen scharfen Zeichnungen auf hellem Grunde und umgekehrt, wie man sie nicht leicht in dieser Präzision bei einem andern Vogel findet. Bei den Originalrassen wiederholen sich fast alle diese Farben und Zeichnungen.

* * *

Farben und Zeichnungen der Haustauben.

Einfarbige Tauben (Columba d. unicolor) zeichnen sich ausschließlich durch eine gleichmäßige schöne Färbung des Gefieders aus und zwar sind die ausgeprägten Grundfarben folgende:

1. Wildblau oder Hellaschgrau, meistens mit 2 schwarzen Querbinden über den Flügel (s. Taf. 13, Fig. 1—4).
2. Schwarz (Taf. 17, Fig. 6, Taf. 18, Fig. 4).
3. Rot (Taf. 18, Fig. 2).
4. Gelb (Taf. 14, Fig. 11).
5. Weiß (Taf. 17, Fig. 5, 11, Taf. 18, Fig. 1).

Daraus entstehen eine Menge Abstufungen der vier Erstgenannten; durch vielfache Mischung dieser Grundfarben auch eine große Zahl Zwischen- oder Mischfarben und Schattierungen jeglicher nur denkbaren Art. Ein herrlicher Schmuck bei allen Farbentönen, insbesondere bei den tiefen satten Farben, Schwarz und Rot, ist der leuchtende Metallglanz am Hals bis auf die Brust herab in Grün und violettrötlicher Purpurfarbe.

Die wildblaue Grundfarbe stuft sich nach der hellen Seite ab durch schöne lichtblaugraue Töne bis zum duftigen Eisblau oder Silberweiß. Nach der dunkeln Seite tritt der weniger beliebte Ton einer helleren oder dunkleren Schieferfarbe auf, oder geht durch ein dunkles Aschgrau in schönes tiefes Samtschwarz über.

Die gelbe Grundfarbe zeigt verschiedene prächtige Abstufungen, besonders die zarte Isabellfarbe, welche sich nach der hellen Seite bis zu Atlasweiß mildert; nach der dunkeln Seite zu Rotgelb, Rotbraun und Kupferrotbraun vertieft. Haben diese Töne einen Stich ins Blaue oder Graue, so ist das weniger schön, deshalb auch nicht beliebt. Feiner nimmt sich der Ton aus, wenn er zur hellen Fleischfarbe (Elben, Falben), zu Perlgrau oder Rötlichatlasweiß neigt. Feine Flügelbinden erhöhen die Wirkung dieser Töne ungemein.

Von anderen Abstufungen, die sich den betreffenden Grundfarben nicht mehr gut einreihen lassen, sind besonders eine schöne, zwischen gelb und grau stehende Lederfarbe und ein tiefes Schokoladebraun hervorzuheben. Zu Bezeichnung dieser Zwischenfarben haben wir folgende Benennungen: Silberweiß, Perlweiß, Silberblau, Perlblau, Fahlblau, Silber-, Stahl-, Schiefer-, Aschgrau, Gelbgrau, Elbgrau, Rotgrau, Fuchsrot, Ziegelrot, Fleischrot, Fahlrot, Fahl, Lerchengrau, Graubraun, Zimtfarbe, Rostbraun, Schokoladebraun, Bronzebraun, Gold-, Dotter-, Schwefel-, Erbsen-, Mandelgelb, Oelweiß, Rahmweiß, Milchweiß und noch manche andere.

Die einfarbigen Tauben in jeder Hauptfarbe oder Mischung — mit alleiniger Ausnahme der Reinweißen — finden sich mit und ohne Flügelbinden (breite oder schmale), Bänder, feine Schnüre oder noch zartere Striche; doch sind diese

ursprünglich nur der wildblauen Stammfarbe (in schwarz) eigentümlich, und erst durch Kreuzung haben sich diese Flügelbinden auch auf den übrigen Grundfarben eingestellt und zwar nicht allein in schwarzer Färbung, sondern auch in andern Schattierungen, nur nicht in wildblauer (heller oder dunkler) Abstufung.

Die am häufigsten vorkommenden

Flügelbinden

sind:

1. Rein schwarze (Textbild 48).
2. Rein weiße (Textbild 49).
3. Weiße mit schwarzer Einfassung (Textbild 50) auf einer oder auf beiden Seiten, von welchen 2—3 am meisten geschätzt sind; 3 ist nur allein der blauen Grundfarbe und ihren Abstufungen eigen. — Die reinweißen Binden dagegen finden sich bei allen 4 Grundfarben und ihren Zwischentönen.
4. Rote und gelbe Binden finden sich bei den hellsten Abstufungen der roten und gelben Grundfarbe; desgleichen bei der blauen und schwarzen nebst Uebergängen; auch sind sie bisweilen weißgesäumt.
5. Schwarze und rote, schwarze und gelbe Binden, auch wohl auf einer Seite mit weiß eingefaßt, sind ebenfalls der blauen und schwarzen Grundfarbe und ihren Uebergängen eigen. Bei allen diesen sind die Farben oft trübe und nicht so scharf gegen einander oder gegen die Körperfarben abgegrenzt, wie bei 1 und 3.
6. Geschuppte oder melierte Binden, auch Perlbinden, zuweilen sehr schön.

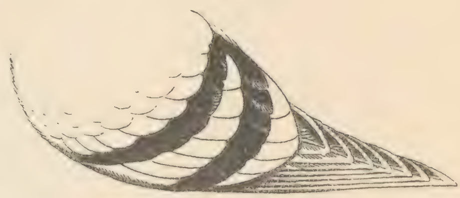


Fig. 48.

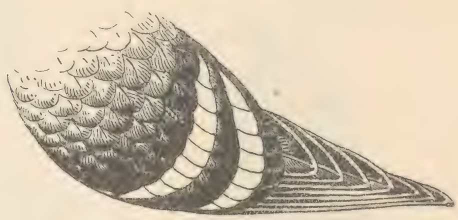


Fig. 49.

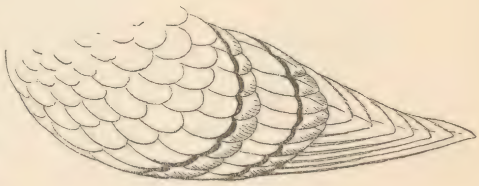


Fig. 50.

Melierte Tauben,

auch Schuppen-, Hammerschlägige, Marmorierte Tauben, sind solche, bei denen auf einer Uebergangsfarbe mit einer (auch mehrere) abstechenden Farben das Gefieder fein oder doch regelmäßig gemischt, geschuppt, gestrichelt, gespritzt, gestoppt, getüpfelt, halbmondfleckig, gepfeilt, gestreift, marmoriert oder geflammt ist; entweder nur am Oberkörper, Hals, Brust, Rücken, Flügeldecken, oder am ganzen Körper, mit Ausnahme der Schwing- und Schwanzfedern. Bei den vielfarbig Gefleckten sind jedoch auch diese Teile mit zwei oder mehreren Farben gepfeilt (panaschiert) oder geflammt. Bei einigen finden sich Flügelbinden, und die meisten so gezeichneten Tauben sind schön. Hieher gehören die Blondinetten, Satinetten, Silberetten, Blüetten, Hyacint-, Schwaben- und Schweizertauben.

Gescheckte Tauben,

wenn grob, unschön und unregelmäßig gefleckt, kommen nicht in Betracht. Fein und regelmäßig gefleckte, und zwar so, daß sie des Nachzüchtens wert sind, nennen wir *Porzellanschecken*.

Regelmäßig gezeichnete Tauben.

Auf einem Körperteil (weiß auf farbigem Grunde, oder umgekehrt) bezeichnet.

1. *Bläßchen* oder *Stirnfleck*, größer oder kleiner, oval oder eckig, von der *Schnabelwurzel* nach *oben* gehend (Fig. 51).
2. *Scheitelband*, von der Schnabelwurzel strohhalmbreit über den Scheitel laufend.
3. *Scheitelplatte*, auf weißem Grunde der Scheitel gefärbt oder umgekehrt (Fig. 52).
4. *Blasse* oder *Halbkopf*, auf farbigem Grunde der weiße Scheitel durch den Schnabel und die Augen abgeschnitten (Fig. 53).

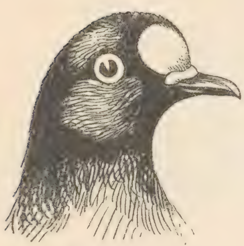


Fig. 51.

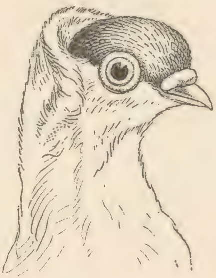


Fig. 52.

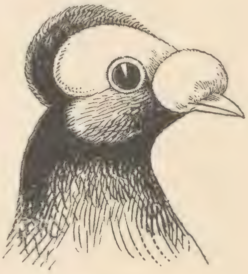


Fig. 53.

5. *Kinnblasse*, Kopf samt Kinn (Fig. 54); oder noch größer samt Kehle und Oberhals, im Nacken abgeschnitten, dann *Mönchsblasse* benannt.
6. *Bärtchen* oder *Kehlzeichnung*, der befiederte Teil des Unterschnabels an den Seiten manchmal eckig und abwärts oval zulaufend, oder ein halbmondförmiger Fleck unter dem Kinn (Fig. 55).



Fig. 54.

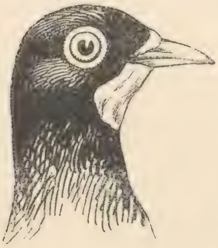


Fig. 55.



Fig. 56.

7. *Brustbinde*, *Halbmond*, an der Oberseite horizontal laufender, mit den Spitzen nach oben gerichteter Halbmond (Fig. 56).
8. *Flügelbänder* oder *Flügelbinden*, Striche oder Perlen (Fig. 48—50).

9. Schwingfedern, Spieße, alle (10) vordern, oder teilweise (Fig. 57).
10. Flügeldecken, Schilder, Dachen, sämtliche Flügeldeckfedern (Fig. 58).
11. Oberrücken und Schulterfedern, Herz, die breite Seite nach vorn.
12. Unterrücken oder Sattel.
13. Schwanz, mit und ohne Deckfedern.

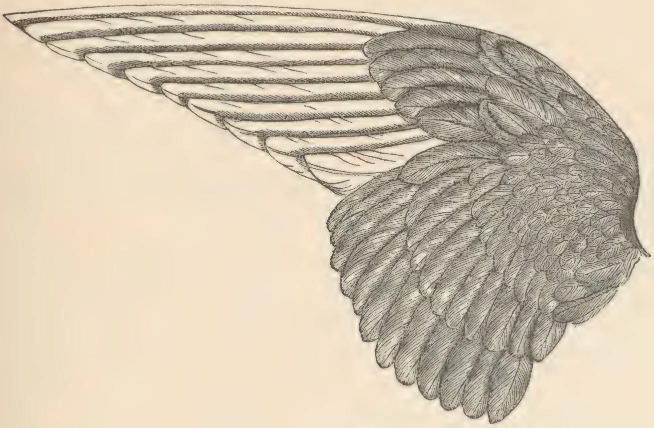


Fig. 57.



Fig. 59.

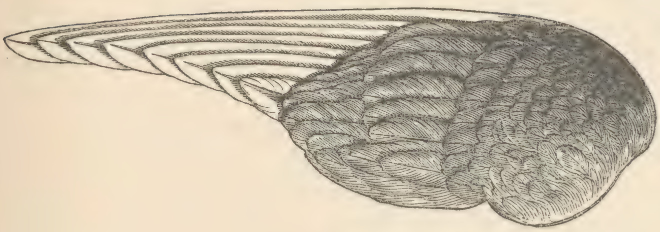


Fig. 58.



Fig. 60.

(Fig. 57. 58. 59 nach „Fulton, Book of Pigeons".)

14. Strümpfe, dünne Federbekleidung des Laufs mit freien oder bedeckten Zehen (Fig. 59).
15. Latschen, starke Federbekleidung des Laufs und der Zehen (Fig. 60).

Zweiteilige, wobei der eine Teil allein gezeichnet nicht vorkommt.

1. Kopf und Hals; der Kopf und ein Teil des Halses (größer oder kleiner) rundum abgeschnitten.
2. Kopf und Bart, letzterer selten allein; der ganze Kopf und Nacken, von diesem nach dem Vorderhals sich senkend, und auf der Hälfte desselben gerundet abschneidend, oder am Vorderhals gegen die Brust spitz zulaufend.

Farbige Zeichnung auf weißem Grunde (oder umgekehrt).

1. Stirnfleck oder Schnippe, oder Stirn- und Ohrenfleck.
2. Scheitelplatte.
3. Halbkopf oder Kappe.
4. Kopf.
5. Schwingfedern, alle oder einzelne (die vorderen), auch mit Perlen.
6. Flügeldecken.

7. Herz.
8. Schwanz, alle Ruderfedern, die beiden Eckfedern zuweilen weiß gesäumt, mit und ohne dunkles Querband, mit und ohne Deckfedern.
9. Strümpfe.
10. Latschen.

Zweiteilige, bei welchen ein Teil nicht allein.

1. Kopf und Hals, letzterer nicht allein.
2. Kopf und Bart, oder
3. Kopf und Latz.

Dreiteilige, an denen zwei Teile ungetrennt nicht vorkommen.

1. Kopf, Hals und Brust, die beiden letztern kommen einzeln oder vereinigt nicht vor, gegen den Unterleib wagrecht abschneidend.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß mehr weiße Zeichnungen auf farbigem Grunde — als umgekehrt — vorkommen. Alle bis jetzt bekannten mehrteiligen und regelmäßigen Zeichnungen sind aus den obigen zusammengesetzt und werden nebst den dabei vorkommenden kleinen Abweichungen bei den betreffenden Klassen angeführt werden.

Farbiger Grund mit farbiger Zeichnung.

Bislang existieren nur wenige Einteilige.

1. Mit farbigem Brustband.
2. Mit farbigen Flügelbinden.
3. Mit farbigen (melierten) Flügeldecken.

Zweiteilige.

Mit farbigem Brustschild und farbigen Flügelbändern.

Dreiteilige.

Mit farbigen Flügeln, Rücken und Schwanz.

Die weißen Abzeichen bestehen in Bläßchen, Blassen, Brust- und Flügelbinden, Schwingen und Schwanz.

Die schönsten darunter sind Dreiteilige mit farbigen oder melierten Flügeldecken, und weißem Bläßchen oder Blasse, und weißem Schwanz.

Vierteilige,

mit farbigen Flügeln, Rücken und Schwanz, und weißem Bläßchen oder Blasse;
mit farbigen Flügeln, Rücken und Schwanz, und mit weißen Schwingen;
mit melierten Flügeldecken, weißer Blasse, Brustband und geperlten Schwingen.

Fünfteilige,

farbig mit farbigen Flügeldecken, Rücken und Schwanz, und mit weißer Blasse und Schwingen.

*   *
*

Kennzeichen der Echtheit und Schönheit der Haustauben

lassen sich endgültig und verständlich für jeden Liebhaber nur durch Erstellung eines „Deutschen Standard“ (Merkebuch der Rassekennzeichen für sämtliches Hausgeflügel) klar machen. Dies gilt in Beziehung auf Gestalt, Größe und Haltung des Körpers oder einzelner Teile desselben, Federstruktur, Federzierden, Stimme, Gang und Flugweise. Sie sind bei den verschiedenen Rassen verschieden und werden bei einer jeden derselben hier so deutlich wie möglich beschrieben werden.

Für

die Farbe des Gefieders

bestehen folgende Regeln:

Dieselbe soll bei einfarbigen Tauben an allen Körperteilen gleichmäßig verteilt sein, d. h. nicht an dem einen dunkler, am andern heller, oder gar in eine andre Farbe hinüberspielen, sei die Grundfarbe nun schwarz, rot, gelb oder isabell.

Das Schwarz soll tief, samtartig mit Purpurschein, das Rot und Gelb rein, hell und feurig sein.

Bei dem Blaugrau in allen Abstufungen bis zur hellsten Silberfarbe dürfen zwar der Kopf und Hals, die obern und untern Schwanzdeckfedern, nebst Schwung- und Schwanzfedern, dem Grundtone angemessen dunkler, nie aber heller (bleich oder fahl) sein, doch gilt es — namentlich bei den hellsten Abstufungen dieser Farbe — mit Recht für eine Schönheit, wenn alle Körperteile gleichmäßig gefärbt sind.

Je mehr Metallschiller in Grün und Purpur am Hals der Taube, je metallglänzender auch die Rücken- und Deckfedern der Oberflügel, mit einem Worte das ganze Gefieder ist, für desto schöner und fester gilt die Farbe.

Einigen Arten ist dieser Metallglanz vorzugsweise eigen, den dunkeln Farben mehr als den hellern, doch überhaupt nur stammfarbigen Tauben, welche durch viele Generationen in Rasse und Farbe rein durchgezüchtet wurden. So Illyrier, Feuertauben, schwarze Indianer, rote und schwarze Kreuztauben.

Wo Flügelbinden vorhanden, sollen dieselben rein von Farbe, — wenn schwarz — tief samtschwarz, schmal (kaum 8 mm) und scharf gegen die Grundfarbe abgegrenzt sein und ohne Unterbrechung fortlaufen, außer es seien geperlte Binden, und in diesem Falle müssen die Perlen rund und regelmäßig, eine an die andere gereiht, ebenfalls durchlaufen.

Sind die Flügelbinden an einer oder an beiden Seiten eingefaßt, z. B. weiß mit schwarz, so darf diese Einfassung nur ganz schmal (3 mm) sein.

Bei den mehrfarbigen oder gezeichneten Tauben (Farbentauben) gelten — in Bezug auf Zeichnung — besondere Regeln, die bei jeder Rasse angegeben werden; im übrigen ist alles Angegebene auch auf sie zu beziehen.

Die Farbe des Auges.

Die Iris ist entweder schwarz — oder dunkelbraun, oder rotorange bis gelborange oder weiß (perlfarbig), dann Perl- oder Glasauge genannt.

Die Farbe des Auges richtet sich — mit alleiniger Ausnahme der weißen — nach der Grundfarbe des Gefieders, und ist bei den Tauben von weißer Grundfarbe schwarzbraun oder dunkelblau.

Bei der schwarzen, blaugrauen, roten und gelben Grundfarbe und ihren Abstufungen: vom lebhaften Orangegelb mit feurigroter Einfassung, durch orangegelb abstufend bis zum klaren Hellgelb bei den hellsten Abstufungen.

Fehler sind: zweierlei Augen (sogenannte Doppelaugen), wenn ein Auge gelb, das andere braun, oder ein und dasselbe Auge halb braun und halb gelb ist (ein Zeichen, daß die Taube nicht stammfarbig); auch wenn das — der weißen Grundfarbe eigene — im allgemeinen nicht beliebte braune Auge (das sogen. Wickenauge) bei Tauben von anderer Grundfarbe sich findet. Umgekehrt sind feurig rotgelbe Augen bei weißer Grundfarbe des Gefieders kein Fehler, sondern eine Schönheit, wenngleich auch dies auf eine Vermischung hindeutet.

Am meisten wird mit Recht das Perlauge geschätzt, und obgleich es nur mehreren Taubenrassen und keiner Grundfarbe eigen ist, gilt es im allgemeinen bei

allen Tauben und Grundfarben, auch wo es sich — infolge einer Vermischung — nur ausnahmsweise findet, für eine Schönheit, insbesondere bei weißer Grundfarbe. Es muß die Farbe echter Perlen oder des weißen Perlmutters haben, je heller und klarer desto schöner, ohne dunkle Randeinfassung, nicht punktiert (Sandauge), noch fleckig sein. Uebrigens sind Tauben mit Perl- oder Glasaugen meistens weitsichtig.

Bei den gezeichneten Tauben richtet sich die Farbe des Auges ebenfalls nach der Grundfarbe des Gefieders und bestimmt oder bestätigt dieselbe. Herrscht keine Farbe des Gefieders vor, so zeigen sich öfter die vorn beschriebenen Doppelaugen, auch fleckige Augen.

Die Farbe des Schnabels.

Dieselbe richtet sich ebenfalls nach der Grundfarbe des Gefieders. Bei der schwarzen und blauen Farbe ist der Schnabel schwarz; bei den hellern Abstufungen schwärzlich, bläulich, hornfarben.

Bei roter Grundfarbe bräunlich fleischfarbig; heller bei der gelben Grundfarbe, und hellfleischfarben bis elfenbeinweiß (Perl- oder Wachsschnabel) bei den hellsten Abstufungen dieser Farbe, und bei der weißen Grundfarbe. Ein dunkler Schnabel ist bei diesen ein Fehler, obgleich — als Ausnahme in gewissen Fällen — bei einer schneeweißen Taube ein glänzendschwarzer Schnabel mit gleichen Nägeln für selten und schön gelten kann.

Ein fleckiger Schnabel bei einfarbigen Tauben ist immer ein Fehler.

Ein fleischfarbiger (weißer) Schnabel, wenngleich nur einzelnen Grundfarben des Gefieders und einigen Rassen unerläßlich, ist auch — wo er als Ausnahme vorkommt — besonders bei der schwarzen und roten Grundfarbe, eine große Schönheit.

Bei gezeichneten Tauben richtet sich die Farbe des Schnabels ebenfalls nach der Grundfarbe des Gefieders. Der Oberschnabel ist immer, je nach der Farbe des Oberkopfs — insofern derselbe gezeichnet ist, oder eines Teils desselben hell oder dunkel, oder mit einem hellen oder dunkeln Fleck gezeichnet; der Unterschnabel entgegengesetzt, hell oder dunkel.

Die Farbe der Nägel.

Sie ist derjenigen des Schnabels gleich und richtet sich nach der Grundfarbe des Gefieders. Schwarze Nägel bei heller Grundfarbe sind im allgemeinen, fleckige d. h. verschieden gefärbte Nägel stets ein Fehler.

Die gewöhnlichen Federzierden des Kopfes.

Die Spitzhaube soll tief und richtig in der Mitte des Nackens sitzen und bohrerartig gedreht ganz spitz zulaufen. Fig. 61.



Fig. 61.



Fig. 62.

Die Querhaube muß voll, gleichmäßig stark, die Federn nach vorn übergebogen sein, und mehr als die Hälfte eines Kreises um den Hinterkopf bilden. Fig. 62.

Die Federzierden des Beines.

Die **Hosen** werden gebildet aus den äußern Seitenfedern des Unterschenkels bis ans mittlere Beingelenk. Je voller die Bekleidung ist und je länger die Federn seitwärts nach hinten überstehen, desto schöner. S. Textfigur 60.

Die **Strümpfe** sind kurze Federn, womit der Lauf vorn und auf den Seiten bis auf die Zehen herunter — diese jedoch unbefiedert — bekleidet ist. Textfigur 59. Sind die Strümpfe dicht, so nennt man sie Stiefeln.

Die **Latschen** bestehen aus kleinern und größern Federn, welche den Lauf und die Zehen — mit Ausnahme des hintern Laufteils, sowie der inneren und hinteren Zehe —, welche letzteren nur schwach befiedert sind, die Hauptrichtung nach außen, dicht bedecken. Die größten, oft 14—17 cm langen Federn gehen von dem Lauf und der äußern Zehe aus. Textfigur 60 zeigt Latschen und Hosen (Geierferse).

Strümpfe geben der Taube nicht selten ein stakelbeiniges Ansehen; auch Latschen **ohne** Hosen hat der Liebhaber nicht gern.

* * *

Nach diesen Belehrungen über Farbenreinheit sowie über Kennzeichen der Schönheit und Echtheit bei gezeichneten Tauben, gehen wir zur Beschreibung unserer Haustauben über und beginnen mit unsern **gewöhnlichen Feldtauben, Feldflüchtern**, auch Haus- oder Schlagtauben benannt.

Auch bei **diesen** Tauben beginnen schon die Varietäten, welche zu **Rassenbildung** (Farbenrassen) neigen, sich in standhafter Färbung fortpflanzen und selbst auch in der Figur, im Bau etwas Charakteristisches zeigen, das zwar dem scharfen Beobachter, dem Kenner auffällt, dem Laien jedoch entgeht und sich auch kaum mit Worten bezeichnen läßt.

* * *

Die Wildblaue Haustaube, mit schwarzen Flügelbinden. Columba domestica vulgaris.

Taf. 13, Fig. 4.

Schon oben als Haus- oder Feldtaube mit weißem und grauem Bürzel beschrieben. So häufig diese Färbung vorkommt, so angenehm wirkt sie jederzeit auf das Auge des Beschauers. Die Haustaube dieser Farbe gehört zu den **fruchtbarsten** und dauerhaftesten Zuchttauben, daher benannte sie der Italiener Ginanni in seinem Vogelwerke 1737: Columba prolifera. Sie zählt aber — wie bemerkt — auch zu unsern schönsten Tauben. Schnabel dunkelhornfarbig, Schnabelwarze weißlich, Auge orangerot, Füße rot, Nägel schwarz.

Die Wildblaue Haustaube, ohne Flügelbinden. Columba d. caesia.

Bei uns: Steinheimer.

Eine stattliche Taube, in Größe wie ein starker Feldflüchter. Die Grundfarbe ist ein schönes lichtes Aschblau. Was diese Taube **auszeichnet**, ist: daß sie auf dem Flügel **keine Spur von schwarzen Binden** hat, wodurch sie etwas lang gestreckt erscheint. Sie ist meist glattköpfig und glattfüßig, das Auge ist groß und orangerot. Bei der Neigung aller Tauben zum Abändern sind aber Stiefelfüße und selbst Latschen nicht ausgeschlossen. Kommen zu Stiefelfüßen noch Perlaugen, so hat man eine sehr hübsche Taube vor sich, welche der Nachzucht wert wäre, denn dieser Schlag gehört zu den größern Feldtauben, die fleischige Junge erziehen. Latschen sind nicht beliebt, da man diese Tauben gern zum Feldern anhält, wozu starke Federfüße hinderlich sind. — Sie ändert ab in **hell lichtblau**, und auch in **schiefergrau**. Beide Töne stehen der aschblauen Wildfarbe nach.

Bei uns eine altbekannte Taube. Den Namen führt sie nach einem uralten württembergischen Dorf: Steinheim a. d. Murr, ehemals Reichsdorf, aus einer römischen Ansiedlung entstanden, von wo diese großen blauen bindenlosen Feldtauben früher häufig in den Handel kamen, und in den Stuttgarter Taubenschlägen gern unterhalten wurden.

Die Schwarze Haustaube. Columba d. nigra.

Feldtaubengröße. Tief samtschwarz bis in die Schwingen und Schwanzfedern, prächtiger Metallschiller in Grün und Purpurrot am Kopf, Hals und Brust. Schnabel schwarz, Augen orangerot, Nägel schwarz, Füße rot.

Die Rote Haustaube. Columba d. rufa.

Feldtaubengröße. Lebhaft kupferrot bis in die Schwingen und Schwanzfedern, prächtiger Metallschiller in Grün und Purpurrot. Schnabel rötlichbraun, Augen orangerot, Nägel rötlichbraun, Füße rot.

Die Gelbe Haustaube. Columba d. lutea.

Feldtaubengröße. Leuchtendes sattes Mandelgelb (wie die Kernschale einer Mandel), gleichfarbig bis in die Schwingen und Schwanzfedern. Augen rotorange, Schnabel hellgelblich, Nägel hellgelblich, Füße rot.

Die Weiße Haustaube. Columba d. alba.

Feldtaubengröße. Reines Weiß durch das ganze Gefieder. Halsschiller nur schwach. Schnabel weiß (wachsweiß), Augen schwarzbraun (orangerote Augen gelten für schön, solche Tauben ziehen aber nicht rein weiß), Nägel weiß, Füße rot.

Alle vorbeschriebenen Tauben kommen meist glattköpfig und glattfüßig vor. Nicht zu selten aber auch gestiefelt, belatscht und behaubt.

Zum richtigen Feldern taugen nur blau- und dunkelgefärbte Tauben; die hellfarbigen werden von Raubvögeln schon in weiter Entfernung gesehen und gefährdet.

Mit den vorbeschriebenen Einfarbtauben haben wir die schönsten Töne vorgeführt, welche bei denselben vorkommen. Alle dazwischen liegenden Mischfarben verlieren an Frische und werden meistens von einem gelblichen oder bläulichen Schimmer getrübt, wodurch die Elben und Falben entstehen, oft in so lichter Anlage, daß sie an Silberweiß grenzen und, durch entsprechende Binden gehoben, feine Töne darstellen. Die gelbe Farbe verbessert man durch Paarung mit rotem, die rote Farbe mit schwarzem Tauber. Um die gelbe und rote Färbung zu heben, kann man — wie auch bei den Kanarien geschieht — Cayennepfeffer (= Guinea- oder Vogelpfeffer) füttern, indem man solchen unter gestoßenes Weißbrot mischt. Gestoßene Walnüsse (Schalen samt Kern), Hanfsamen und Heidelbeeren (frisch und getrocknet), sollen auf schwarzes Pigment wirken.

Alle diese einfarbigen Feld- oder Haustauben sind — in reiner Farbe gezüchtet, — eine Zierde für jeden Schlag, dauerhaft, leicht zu unterhalten, gut zur Zucht; die fleischigen Jungen mit 4—5 Wochen Alter eine Delikatesse. Auch lassen sie sich zu gutem und anhaltendem Fliegen gewöhnen, wenn man die Mühe der Dressur nicht scheut.

Die Geschuppte Taube. Columba d. squamosa.

Taf. 13, Fig. 6, 7.

Großschuppen, Karpfenschuppen, Nagelschuppen, Kleinschuppen, Hammerschlagschuppen Hammerschlägige, Rotschuppen, Lederschuppen, Fahlschuppen, Silberschuppen.

Schon diese viele Benennungen zeigen, daß diese Zeichnung zu den sehr gewöhnlichen gehört.

Schuppentauben giebt es in Menge und zwar dunkle Schuppen auf hellem Grunde, oder helle Schuppen auf dunklem Grunde. In schöner Zusammenstellung findet man Schuppenzeichnung bei der Antwerpener Brieftaube (Taf. 16). Dunkle Schuppen auf atlasweißem Grunde nennt man Silberschuppen. Je nach Zeichnung giebt es Groß- und Kleinschuppen. Die gemeinsten, aber auch am wenigsten schöne Schuppenzeichnungen sind die auf hellaschgrauem Grunde mit Schieferfarbe bezeichneten. Es giebt jedoch auch Schuppen auf rötlichem und fahlem Grunde. Die Flügelbinden sind ebenfalls geschuppt.

Die feinsten melierten Zeichnungen weisen die Blondinetten, Satinetten, Blüetten, Silberetten und Brünetten auf, welche an anderer Stelle (bei den Kreuztauben oder Mövchen) beschrieben sind.

Die Schuppentauben sind meist gute Zuchttauben, hart, und aufs Feld wie auf die Straße zu gewöhnen.

Die Schloßtaube. Columba d. precinosa.

Feldtaubengröße. Sie ist dunkler als Wildfarbe, von schiefergrauer Färbung in mehreren Abstufungen, und hat sehr feine Flügelbinden von kaum 4 mm Breite an der breitesten Stelle, oftmals nur einen Ansatz von Flügelbinden, wodurch sie an die Steinheimertaube erinnert.

Die Eistaube. Columba farinosa.

Taf. 13, Fig. 8, 9.

Mehltaube, Lasurtaube, Silbertaube.

Das Gefieder dieser Taube ist stets ein sehr helles, wie mit Mehl bestäubt; die Färbung ist am ganzen Körper fast vollkommen gleichfarbig, ohne merkliche Schattierung, aber mit Flügelbinden, welche als eine besondere Zierde diese sanfte Färbung verschönern. — Der Kopf ist ziemlich groß und stets glatt; die Füße nicht hoch, glatt, seltener gestiefelt, oder auch belatscht, oft sehr stark; das Auge soll schwarz sein, wie auch der Schnabel. Orangerote Augen nicht beliebt. Die Farbentöne sind — wie bemerkt — sehr hell, graubläulich, lavendelbläulich, silberbläulich; aber auch mit rötlichem Hauch, dann aber auch zumeist mit rötlichfahlen Binden. Die Flügelbinden sind — bei bläulichem Anflug des Gefieders — weiß, schmal schwarz gesäumt, wodurch die Färbung außerordentlich gehoben wird.

Sind die Flügel maschig oder fein schwarz und weiß gesäumt, so ist es

Die Uraltaube und Sibirische Taube. Columba porcellana.

Taf. 13, Fig. 10, 11.

Porzellantaube, Federfüßige Silbertaube.

Eine überaus schön gezeichnete Taube. Wie bei der Eistaube die Flügelbinden weiß und schwarz gefaßt sind, so sind bei der Porzellantaube sämtliche Deckfedern des Flügels, bis hinauf zu den kleinsten, schön und fein schwarzweiß gesäumt. Noch feiner als diese Säume sieht es aus, wenn statt derselben weiße Pfeilflecken stehen, die nach oben mit scharfen schwarzen Strichen begrenzt sind. — Sie kommen glattköpfig und behaubt vor; an den Füßen entweder glatt, oder mit Strümpfen oder Latschen. Starke Latschen sind beliebt.

Die glattfüßigen, Taf. 13, Fig. 10, benennt man Ural-Eistauben, die federfüßigen, Taf. 13, Fig. 11, Sibirische Eistauben. Letztere sind selten.

Was nun den Ausdruck „Porzellantauben“ betrifft, so wird derselbe bei uns auf fein und regelmäßig gezeichnete Schäcken angewendet.

Die Hyazinthtaube. Columba hyacinthina.

Taf. 15, Fig. 6.

Diese interessant gezeichnete Taube hat die Größe einer kräftigen Feldtaube, auch in der Allgemeinfärbung entspricht der Hyazinth einer dunkelwildblauen Taube, aber nur in Färbung des Kopfes, Unterkörpers und Schwanzes. Der abweichende Charakter liegt in der Zeichnung des Flügels, bezüglich welcher wir den Leser am besten auf die Abbildung verweisen. Der Grund des Flügels ist blaß bräunlich oder auch hell ledergelblich; aber jede Feder, von den hintern Schwingen bis hinauf zur kleinsten Flügeldeckfeder, ist mit einem lichtblaugrauen Pfeilfleck geziert, und dieser Fleck, wie mit einer Feder, fein schwarz eingefaßt, nach dem Saum hell abgegrenzt. Eine ungemein feine Zeichnung. Der Kopf ist glatt, Schnabel und Nägel schwarz; die roten Füße glatt; das Auge feurig orangerot.

Ist die Totalfärbung, besonders die des Flügels, merkbar heller, die feine Pfeilzeichnung ohne eine Spur von Blau, so haben wir die Viktoriataube, Col. Victoriae, vor uns.

Die feingezeichneten Blondinetten, Satinetten, Silberetten, Blüetten, zeigen bei vieler Aehnlichkeit mit der Hyazinthtaube doch auch bedeutende Abänderungen am Flügel- und Schwanzgefieder; deren Zeichnungsnuance ist überhaupt eine Spezialität für die Farbenmövchen, bei denen sie genauer beschrieben werden.

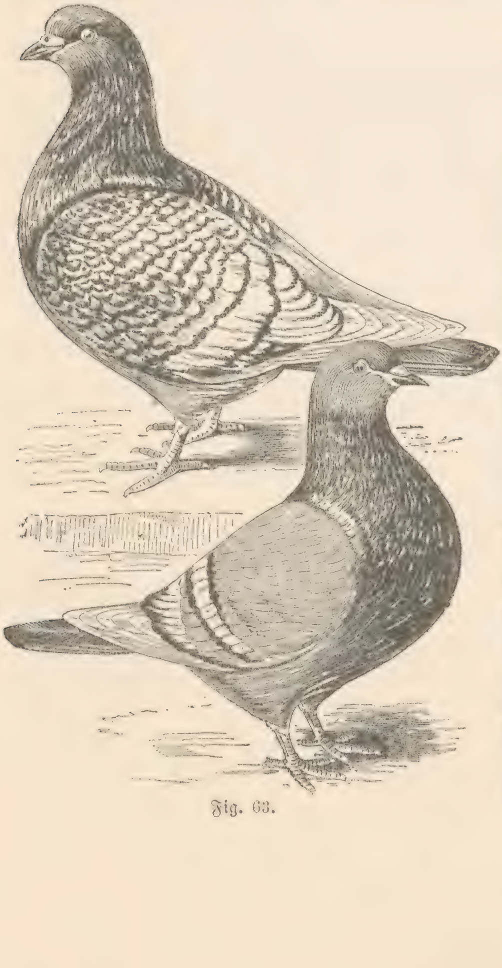


Fig. 63.

Die Luchstaube. Columba robusta.

Fig. 63.

Eine starke und große — in echter Rasse meistens geschuppte Feldtaube mit weißen (nie schwarzen) Flügelbinden. Am Kopf, Unterkörper und Schwanz taubenblau, der Bürzel weiß, am Hals starker grüner und rotvioletter Metallglanz. Dagegen soll der ganze Flügel auf weißem Grunde mit regelmäßigen schwarzen Schuppen bis zu den kleinsten Deckfedern bezeichnet sein, auch die 10 hintern Schwingen sollen die gleiche schwarze Einfassung haben; die vordern Schwingen sind weiß. Ist der Flügel blau, so ziehen zwei weiße, schwarz eingefaßte Binden über denselben, und auch hier sind Schwingen und Bürzel weiß. — Es giebt indessen auch schwarze Luchse ohne jede Mantelzeichnung, aber ebenfalls mit weißen Binden und weißen Spießen. In roter und gelber Farbe kommen sie nicht vor. — Kopf und Füße sind glatt, der Schnabel schwarz, die Füße rot, die Nägel aber weiß. Die Taube ist kurz, steht niedrig, hat aber eine starke breite

Brust. Der Umfang des Rumpfes beträgt 30 bis 32 cm. Im Schlag bei andern Tauben sind die Luchse sehr rauflustig und durch ihre Stärke gefährlich, deshalb hält man sie lieber paarweis in gewöhnlichen Taubenkästen, wo sie bis 5 Paar große fleischige Junge aufziehen.

Die Lerchentaube. Columba alaudina.

Taf. 14, Fig. 1, 2.

Lerchenfarbige, Gelerchte Taube, Koburgertaube, bei uns kurzweg: Lerche.

Starke Feldtaubengröße. Der Kopf ist lang und schmal mit mittelhoher Stirn; die Nasenhaut ist gut entwickelt, ebenso die Augenringe; der Schnabel fast etwas stärker als bei der Feldtaube, gelblichfleischfarben, Füße rot und unbefiedert, Nägel weiß; das Auge orangerot. Die gewöhnliche Färbung des Gefieders ist nicht mohnblau, sondern fahl mattgrau, in hellerer oder dunklerer Anlage nach oben, auf dem Flügel grobschuppige oder hammerschlägige Flecken; Unterrücken weißlich, Schwingen hellfarbig. Was diese Taube kenntlich auszeichnet, ist eine breite mondförmige, angenehm rostgelbliche Färbung auf der Brust, die nach oben in den grünlichen Metallschiller, nach unten weich in die helle Bauchfarbe zerfließt. Die Flügelbinden sind breit und deutlich angesetzt. Der Schwanz hat die graue Grundfarbe samt seinen Bürzel- und Deckfedern, und ist von dem hellen Unterrücken deutlich abgeschnitten; er endigt mit einer dunkeln Binde, die auch mit einem Saum der Grundfarbe abschließt.

Doch haben wir auch bei dieser Taube vielerlei Abstufungen in hellem oder dunklem Tone zu verzeichnen, besonders variiert auch der lohfarbige Brustton; derselbe ist oft prächtig orangerötlich, so daß man an Illyrier denken könnte; diese nennt der Liebhaber Goldlerchen. Die hellen benennen wir Falbe Lerchen, die dunkleren Kohllerchen, und eine gelbliche Abänderung mit gelbem Kopf, Hals, Brust, Schwanz, etwas fahlen Schwingen nennen wir Gelbe oder Nürnberger Lerchen. Zur Zucht kann man auch Lerchen mit matten Farben verwenden.

Die Lerchen sind recht gute Zucht- und Feldtauben, ihre Jungen sind fleischig und wohlschmeckend. Sie bringen es im Jahr auf 4 bis 5 Paar Junge, und es ist kaum zu begreifen, daß diese Taube nicht häufiger in den Nutztaubenschlägen gefunden wird. Diese Lerchenfarbe findet sich auch bei den Brieftauben und man schätzt solche als gute Flieger.

Die Illyrische Taube oder Gimpeltaube. Columba illyrica.

Taf. 14, Fig. 3, 4, 5.

Illyrier, Archangels.

Diese ist eine unserer schönsten Tauben trotz der wenigen, aber sich scharf abhebenden, überaus wirksamen Farben.

Sie ist von der Größe einer gewöhnlichen Feldtaube, doch von etwas schlankerer und hinten schmäler zulaufender Gestalt und Haltung; sonst zeigt sie nichts Außergewöhnliches; dennoch könnte man diese Taube ebenso gut zu den Originalrassen, als zu den gewöhnlichen Farbentauben stellen.

Der Kopf ist fein geformt, meist mit einer Spitzhaube geziert; zuweilen unbehaubt; selten mit einer Querhaube; das Auge ist ziemlich groß mit einem eigenen listigen Ausdruck; das Auge orangegelb, je nach der Nuance des Gefieders mit oder ohne orangerote Einfassung. Die Lider und die Haut ums Auge fleischfarbig, der etwas spitz zulaufende Schnabel, je nach der Totalfärbung, heller oder dunkler hornfarbig; ebenso die Nägel. Am Halse tritt der Kehlkopf ein wenig hervor; der Schwanz wird etwas breit getragen; Lauf und Zehen sind unbefiedert; das Gefieder liegt knapp an

Der Kopf, Hals (dieser gegen den Oberrücken abgeschnitten), die Brust, der ganze Unterleib, untere Schwanzdeckfedern und die Schenkel sind von einem überaus schönen lichten Zimtgelb, durch alle Abstufungen: Zimtorange, Zimtorangerot, hell Kupferrot, dunkel Kupferrot, gleichmäßig rein gefärbt. Dazu kommt der prächtige Metallglanz in Purpur und Grün.

In schönster Reinheit, von dunklem Kupferrot, mit tiefem Schwarz abwechselnd, in grünem und purpurnem Metallschimmer leuchtend, sogar am Bürzel, sieht man diese Tauben selten. Solche werden „Archangels" betitelt. Nur den Schwingen und Schwanzfedern fehlt der Metallglanz. Die Schwingen sind auf der schmalen Fahne schwarzgrau, auf der innern breiten Fahne graugelb. Die 12 Schwanzfedern sind (bei gelben Gimpeltauben heller, bei den roten aber dunkler) aschgrau-blau mit einem 4 cm breiten schwarzen Endbande; ebenso gefärbt sind auch die obern Schwanzdeckfedern mit schwarzen Spitzen. Bläst man die zimtfarbigen Federn auseinander, so sieht man den grauen oder schwarzen Grund, dunkler am Halse, heller am Unterleib. Am Hinterhals, After und an den Schenkeln wird die schwarze Grundfarbe leicht sichtbar, und über dem Kniegelenk bilden sich zuweilen kleine regelmäßige schwarze Höschen; jedoch hat man das Sichtbarwerden des schwarzen Untergrundes nicht gern, weil die Schönheit dadurch gestört wird. Ebenso liebt es der Züchter nicht, wenn die schwarzen Federn des Rückens einen gelblichen Schein haben, oder wenn einzelne gelbe Federn dazwischen stehen, obwohl es ein Zeichen der Rassenechtheit ist; es fallen auch von solchen Tauben wieder solche mit reiner Färbung. Ein bläulicher Schein ist aber verpönt und muß ausgemerzt werden. — Mit dem Alter, d. h. von der zweiten und dritten Mauser an, werden die Farben reiner und metallglänzender.

Eine illyrische oder Gimpeltaube ist demnach um so feiner und wertvoller, je mehr ihre Zimtfarbe lebhaft und gleichmäßig, ihr Schwarz tief und rein ist, und je brillanter das Gefieder schimmert.

Es giebt aber auch gezeichnete: entweder mit weißen Schwingen allein (es sollen der Spieße 6 sein), oder mit weißen Schwingen und weißer Schneppe, oder mit weißen Spießen und Bläßen (weißem Oberkopf), sowohl bei roten als gelben. — Was Farbe und Zeichnung betrifft, so zählen diese Illyrier durch den überraschenden Effekt der 3 abstechenden Farben, schwarz, weiß, orangerot, zu den schönsten aller Haustauben und bilden eine wahre Zierde jedes Schlages. Ganz rein und tiefschwarz sind sie aber selten, es zeigen sich auf dem Unterrücken und unter dem After gern weiße Federn. Auch ist das Schwarz selten ganz rein und tief. Bei den Bläßen ist der Oberschnabel weiß, der untere dunkel. Auch sind die gezeichneten Gimpel im allgemeinen weniger kräftig, als die normalfarbigen.

Diese, die gewöhnlichen Gimpeltauben, sind gesunde, muntere, sich gutvermehrende Tauben. Rasch in Flug und Gang suchen sie emsig, was sich in Gärten und auf Aeckern Genießbares findet, und sie wären auch leicht ans Feldern zu gewöhnen, wenn sie nicht zu kostspielig wären. Sie lieben es, gelegentlich außerhalb des Schlages ihr Nest zu bauen, und entweichen gern für immer, wenn sie nicht gepaart sind oder keinen passenden Gatten im Schlage vorfinden. — Ein Schlag voll schöner Gimpeltauben gewährt einen prachtvollen Anblick.

Von den gewöhnlichen Gimpeltauben fallen auch zuweilen einfarbige: rote, gelbe, weiße, weißflügelige.

Mehr Beachtung verdient der blauflügelige Illyrier, welcher sich dadurch unterscheidet, daß alle Teile, welche beim Normalgimpel schwarz erscheinen, hier taubenblau (mit und ohne schwarze Binden) gefärbt sind. Sie können sich aber in der Farbenschönheit keineswegs mit oben beschriebenen schwarzroten Gimpeln messen.

Als die eigentliche Heimat dieser schönen Taube wird Illyrien bezeichnet,

von wo aus sie seit Anfang dieses Jahrhunderts nach Deutschland gekommen sein soll. Dies ist jedoch mehr Tradition und kann nicht gründlich nachgewiesen werden.

Die Feuertaube. Columba fulgens.

Taf. 14, Fig. 6, 7.

Feuerrücken, Englisch: Fire-Back.

Eine äußerst brillante Taube. Größe einer mittlern Feldtaube. Gefieder kupferrot und schwarz, welche Farben durch den feurigen Metallschimmer so stark irisieren, daß man kaum die Grundfarbe fest zu bestimmen weiß, ähnlich wie dies beim Bronzeputer der Fall ist. Der Metallglanz ist bei dieser Taube stärker entwickelt, als bei irgend einer andern Farbenrasse, und nicht bloß am Hals, sondern über den ganzen Körper verbreitet, Schwingen und Schwanz ausgenommen. Im Sonnenglanz reflektiert diese Taube so stark, daß sie förmlich strahlt und dann beinahe kupferrot aussieht. Sie ist gewöhnlich glattköpfig und glattfüßig, manchmal auch behost und belatscht. Weiße Abzeichen, wie weißer Schwanz, verderben die brillante Färbung; dagegen gilt eine weiße Stirnblässe als Zeichen von Rassen-Echtheit.

Die Brieftaube. Columba tabellaria.

Taf. 16, Fig. 1—10.

Belgische-, Antwerpener-, Brüsseler-, Lüttticher-, Kurzschnäbelige-, Mittelschnäbelige-, Langschnäbelige Brieftaube.

Die Brieftauben der Neuzeit sind noch keine standhaft abgegrenzte Rassen, doch aber in ihren Hauptformen leicht zu bestimmen. Sie verdanken den Bemühungen belgischer Taubenzüchter ihre Existenz, und sind zur Zeit in ganz Deutschland, England, Frankreich, Italien die beliebtesten Sporttauben geworden, und zwar in einem Grade, daß viele feine und edle Rassen durch sie zur Seite gedrängt sind, und dies leider bleiben werden, bis diese Mode nachlassen — oder einer andern Platz machen wird.

Den Belgiern zu Ehren wurden die beliebtesten Varietäten nach ihren Hauptstädten benannt, so haben wir eine Antwerpener, eine Brüsseler und eine Lütticher Brieftaube, welche übrigens schwer zu kennzeichnen sind, weil sie in Haltung, Gefieder und Größe voneinander nicht sehr abweichen, desto mehr aber in Größe, Länge und Dicke des Schnabels differieren. In England wird die Langschnäbelige Antwerpener „Newcastler" Brieftaube benannt.

Die heutigen Brieftauben sind ein Mischmasch, entstanden aus Kreuzungen der Türkischen Taube, des Mövchens, des Tümmlers, auch wohl einzelner eleganter Feldtauben, sowie des kurz- und dickschnäbeligen Indianers. Von allen diesen Rassen finden wir etwas in diesen Brieftauben vereinigt, doch ist ein und der andere Typus vorherrschend; dies zeigt sich in Länge oder Kürze, auch Dicke des Schnabels, der Nasenwarzen, der Augenringe; im dünnen langen — oder auch im eingezogenen dicken Hals; in schlanker Haltung, die an einen Tümmler oder an eine aufgeputzte Feldtaube erinnert; oder in massigem Körper mit starken Schnabelwarzen und ganz kurzem dickem Finkenschnabel, der an einen dickköpfigen Indianer mahnt; zuweilen kommt bei einer zierlichen kurzschnabeligen Brieftaube auch noch eine Mövchenkrause zum Vorschein, aus welcher man dann leicht auf die Herkunft schließen kann.

Schon in den allerfrühesten Zeiten wurden die Tauben zur Beförderung von Briefen verwendet, besonders im Orient. Damals waren es die schnellfliegenden kräftigen Bagdetten und Türkischen Tauben, denen das Brieftragen anvertraut wurde. Und es ist sehr die Frage, ob diese kräftigen, schnell — und wenn einmal im Zuge — auch leichtfliegenden Tauben von unserer heutigen Mischrasse übertroffen werden.

Vor Beschreibung und Schilderung der Brieftauben möchten wir den geneigten Leser auf die Figuren 1—10, Taf. 16, aufmerksam machen, wo derselbe kurz-, mittel- und langschnäbelige Briefer in verschiedenen Größen und Färbungen findet, um nur annähernd eine Grundlage für die zahlreichen Abänderungen zu haben, die sich in der Wirklichkeit vorfinden!

In Haltung hat die

Langschnäbelige Antwerpener Brieftaube,

auch „Langbeck" benannt, Fig. 1, etwas von der blauen Feldtaube, doch ist die Brust voller, breiter, der Kopf oben mit abgerundetem breitem Scheitel; der Schnabel ist von verschiedener Länge: lang, mittel, kurz, wonach die Taube benannt wird; in der Regel aber mittellang, vom Centrum des Augapfels gemessen 33 mm lang, oder auch einige Millimeter länger. Die Schnabelwarzen erinnern an die Türkische Taube, sind mehr oder weniger stark entwickelt; teils nur schwach am Oberkiefer, teils stärker entwickelt und zuweilen mit kleinen Wärzchen an den Rändern des Unterkiefers; sie sind meist flach, etwas erhaben nach der Schnabelwurzel, und werden durch eine Längsrinne geteilt. Die Augenwarzen sind meist weiß gepudert, selten dunkel. Das Auge ist etwas vorstehend, die Iris orangerot; ist diese Farbe noch dunkler gerändert, so halten es manche Liebhaber für fein. Die Flügel und Schwingen sind mächtig ausgebildet; sie stehen von den Rumpffedern soweit ab, daß ihre starke Bildung sichtbar wird. Die zehn großen vordern Schwingen sind lang, sehr breit und decken sich gut; die zweite Schwinge ist die längste. Auch die hintern zehn Schwingen sind breit und elastisch. In der Ruhe werden die Flügel gut angezogen, die Schwingenspitzen begegnen sich über dem Bürzel und erreichen beinahe das Schwanzende. Hängeflügel sehen schlecht aus und werden verworfen. Der Schwanz zählt zwölf Federn und soll nicht zu breit sein. Ihre Haltung ist aufrecht, die Figur eine stattliche.

Es giebt einfarbig Wildblaue mit schwarzen Binden, Rote, Gelblichbraune, Mehlfarbige, Blau- und Rotscheckige, Hammerschlägige, Silberfarbige, Gesprenkelte, Weißspieße. Aber alle sollen glattköpfig und glattfüßig sein.

Die langschnäbelige Antwerpener Brieftaube soll eine Mischrasse der Türkischen Taube und des Tümmlers sein. Sie hat den langen Schnabel, den flachen Scheitel, die dicken Schnabelwarzen der Kurzschnabelbagdette und den schlanken Hals eines eleganten Tümmlers. Das Gefieder liegt knapp an. Alles weitere siehe oben.

Die Brüsseler Brieftaube

soll von der Kurzschnabelbagdette und der Indianertaube abstammen. Sie ist die größte und kräftigste der belgischen Tauben, hat kurzen dicken Hals, starken Schnabel mit gut entwickelten Warzen und dicke Fleischaugen. Mit dem Namen: Brüsseler Briefer will der Liebhaber den stärksten Schlag der Briefer bezeichnen.

Die Lütticher Brieftaube,

auch Wallonische Brieftaube, Kurzbeck benannt, gilt für einen Mischling des Mövchens und Tümmlers, ist die kleinste und feinste Taube unter den belgischen Briefern und erinnert in der Figur sehr an das Mövchen. Sie ist feinköpfig und soll ohne Haube sein. Doch kommt bei dieser Rasse das Spitzhäubchen und die Halskrause des Mövchens nicht selten auch noch zum Vorschein. Der Schnabel ist ziemlich kräftig und kurz, die Nasenwarze nicht eben stark ausgebildet, das Auge

groß, lebhaft orangerot; die Brust ist voll und muskulös. Flügel und Schwingen sind gut entwickelt, wenig nach innen gebogen, was auf guten Flug hinweist; das Gefieder ist voll und weich; die Beine sind glatt, die Zehen kurz. Befiederte Füße und Glasaugen werden nicht gern gesehen.

Auf diese kurze Charakterisierung der Antwerpener, Brüsseler und Lütticher Briefer darf jedoch der Taubenhalter nicht allzuviel Gewicht legen, denn genannte Rassen findet man selten in streng abgeschlossener Züchtung, sondern meistens im Mischmasch in jedem volkreichen Schlag von Brieftauben.

Außerdem kommen noch mancherlei Zwischenrassen vor, so in Frankreich eine „Kleine Brieftaube", Pigeon volant; sie ist schlank gebaut, hat kleine Schnabelwarzen, kleine rote Augenringe, Perlaugen und nackte Beine. Man findet diese Taube in allen möglichen Farben. Eine andere Taube in Frankreich, die „Hochfliegende Brieftaube", le Pigeon volant messager, hat längere spitze Flügel, fliegt sehr hoch, leicht und geradeaus und findet sich gleichfalls in verschiedenen Färbungen. Sie soll nach der Behauptung des Franzosen Alexis Espanet die „echte Brieftaube der Alten und Modernen Welt"??! sein.

Der Antwerpener Kurzschnabel. Columba brevirostris.

Aus den belgischen Mischrassen heraus — und durch Weiterkreuzung mit der Indianertaube — haben die englischen Züchter eine Varietät hergestellt, welche unter dem obigen Namen zu einer Idealform ausgebildet worden ist, welche auf Ausstellungen einen hervorragenden Platz einnimmt und mit guten Preisen bedacht wird, wenn sie dem „Standard" entspricht.

Auch hier kommen drei Varietäten vor: 1) die Kurzschnäbelige, 2) die Mittelschnäbelige und 3) die Langschnäbelige.

Aber nur die Kurzschnäbelige Varietät kommt hier in Betracht, denn sie repräsentiert den „höchsten Typus" eines Ausstellungsvogels.

Die Kurzschnäbelige Schautaube muß hübsch groß sein und soll einen Ausdruck von Kraft und Kühnheit zeigen. Der Kopf muß groß, massiv und von länglicher Form sein, überallhin eine hübsche Bogenlinie zeigen, ohne Ecken und Vertiefungen vom Hinterkopf bis zur Schnabelspitze und von Auge zu Auge, trotz des breiten Schädels. Der Schnabel soll kurz, dick, dicht geschlossen, hart und kräftig sein; beide Kiefer gleich kraftvoll; der Unterkiefer soll mit einer gleichförmigen warzigen Substanz reich versehen sein, welche, von der Schnabelspitze nach dem Unterschnabel verlaufend, mit der warzigen Nasenhaut sich vereinigt und so von allen Seiten eine scharfe keilförmige Gestalt zeigt. Das Auge groß und vorstehend, orange- oder blutrot, voll Feuer und mit dem Ausdruck von Kühnheit. Der fleischige Augenkreis mäßig groß, rund, aber nicht überhängend, von blaßgraurötlicher Farbe. Auge und Schnabel sollen möglichst weit voneinander entfernt sein. Dies ist ein wichtiger Punkt, weil er die Größe des massigen Kopfes andeutet, was ein Haupterfordernis des Vogels ist. Siehe das Bild, Fig. 64, welches den Kopf darstellt.



Fig. 64.
Nach Fulton, Book of Pigeons.

Der Hals soll mäßig lang, in seinem obern Teile dünn sein, aber keine Kehlwamme zeigen. Die Schultern breit; der Flügelbug vom Rumpfe abstehend; die Brust voll; der Rumpf lang; Flügel und Schwingen recht gestreckt, letztere breitfahnig; die Beine lang, die Zehen hübsch groß; Ausdruck und Haltung kühn, intelligent.

Hinsichtlich der Farben giebt es vier Standardschläge und ebensoviele Nebenfarben. Die Hauptfarben sind:

1. Silberbraun oder Mehlfarbe, eine außerordentlich zarte rahmweiße Färbung. Der Kopf des Taubers ist bis zu einer Linie unter dem Unterkiefer mehlweiß; der Kopf der Täubin gewöhnlich dunkler; Hals und Brust von tiefer reiner Kupferbronze, ohne jeden Schatten von Grün; die Flügelbinden tief und schön rotbraun; Federschäfte weißlich braun; Schnabel und Nägel dunkel; Iris orangerot. Satte Färbung des Halses und der Flügelbinden geschätzt; blasse verwerflich.

2. Rotschecken; von diesen giebt es eine helle und eine dunkle Abstufung.

3. Blauschecken. Vorherrschend sind schwarze Tinten bei dem dunkeln Ton, blaue Tinten beim hellen Ton. Siehe auch die Abbildungen.

4. Auch von den Blauen hat man zwei Töne. Die hellere ist sehr hübsch; die schwarzen Binden heben sich schön ab, ebenso der metallglänzende Hals, die schwarzen Schwingen und die schwarze Schwanzbinde. Schnabel und Nägel dunkel, Iris orangerot. — Weißer Rücken oder Schenkel verwerflich.

Die Nebenfarben sind:

1. Silberfarbene, eine zarte kreideweiße Farbe; Flügelbinden und Schwanz dunkler. Schnabel hellfarbig.

2. Silberschecken. Farbe der vorigen, aber Flügelseite und Sattel mit der Bindenfarbe gescheckt.

3. Rahmfarbige, von einer bleichen Farbe, Schwingen und Schwanz rahmfarbig; Binden, Hals und Brust mit gelblichem Ton.

4. Schwarze haben einen blauschwarzen Farbenton und stets schwache Spuren von Binden. Sie dienen zu Kreuzungen für blaue Tauben, um wieder ein gleichfarbiges schönes Blau zu gewinnen.

So viel von der Antwerpener Schautaube und wir fahren wieder in der allgemeinen Geschichte der Brieftauben weiter.

Die Schnabellänge ist — wie bemerkt — sehr verschieden. Beim Langschnäbeligen Antwerpener kann der Schnabel 33—36 mm messen. — Die Mittelschnäbeligen Brieftauben können eine Schnabellänge von 25—30 mm haben, gemessen von der Mitte des Augensterns, das ist wo die Mundspalte anfängt, in gerader Linie bis zur Schnabelspitze. — Bei den Kurzschnäbeligen Brieftauben mißt die Mundspalte nur 20—22 mm.

Alle Farbenschläge bedürfen einander zur Aufbesserung der Allgemeinfärbung oder der Binden; man kann sie alle miteinander kreuzen. Nur muß man an der Grundregel festhalten, daß der betreffende Mangel des einen Teils durch die entsprechende gute Entwicklung beim andern Teil ausgeglichen werde.

Fütterung und Zucht findet der Leser bei der „allgemeinen Geschichte" der Haustaube. Doch möge hier in Beziehung auf die Brieftauben noch bemerkt sein, daß da, wo sich Gelegenheit zum Feldern bietet, diese nicht unbenutzt gelassen werden sollte. Für die Briefer ist das Feldern von ganz enormer Wichtigkeit, indem der stete Aufenthalt im Freien, das weite Fliegen auf die Felder nach Futter, ihre Flugkraft ungemein ausbildet, sie gegen widrige Witterungseinflüsse auf der Reise abhärtet, so daß sie bei der Heimkehr nach ihrem Schlag nur durch heftige Stürme oder Nebel gehindert werden können. Ein Raubvogel holt sie bei ihrer Flüchtigkeit im hohen Luftraum nicht ein, und andere Hindernisse kennt sie nicht. Im Schlag gefütterte, selten ins Freie gelassene, oder wenn es hoch kommt — um ihr Wohnhaus gejagte Tauben werden stets unzuverlässige Boten sein.

Ihre Abrichtung (Trainierung) ist einfach, wenn man sie nicht unnötig erschwert. Sie ist aber für Brauchbarkeit und Leistungsfähigkeit der Brieftauben

unerläßlich. Man beginnt mit wohl ausgebildeten kräftigen, flugtüchtigen Jungen in einem Alter von 3 bis 4 Monaten die Dressur, wenn sie gut ans Haus gewöhnt sind, vom Dachfirst schon ordentliche Umschau gehalten und Ausflüge gewagt haben. Man trägt sie in einem leicht zu öffnenden Käfig oder Korb, der mit Netz überspannt ist, damit sie die Gegend betrachten können, etwa 400 m weit vom Haus entfernt, auf einen freien Platz und wirft sie morgens früh ungefüttert in die Höhe, kann sie aber auch freiwillig ausfliegen lassen. Sobald sie aufgestiegen sind, müssen sie sich auskennen. Thun sie das nicht, oder können sie das nicht, so ist es am besten, sie sobald als möglich abzuschaffen. Ihnen mangelt der Ortssinn, und dieser ist für Brieftauben eine hochwichtige Gabe. Verbessern läßt sich solches schlechte Ortsgedächtnis dadurch, daß man eine alte eingewöhnte Taube voranfliegen läßt, welche die Neulinge heimlotst. Aber vorzüglicher und vielversprechender ist es, wenn sie den kurzen Weg zur Heimat selbständig aufzufinden wissen. Dies versucht man an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen, womöglich bei schönem Wetter, jedesmal aber wirft man sie an anderem Platz in anderer Richtung auf, damit sie ihre Nachbarschaft von allen Seiten kennen lernen und auch die Gewohnheit annehmen, sofort nach Hause zurückzukehren, sobald sie dem Korb entlassen sind. Das nächste Auslassen geschieht dann in einer Entfernung von einer halben Stunde und ebenfalls in allen Richtungen rund um ihre Heimat herum; dann eine Stunde, dann eine Meile oder auch etwas mehr, so daß sie sich meist schon gewöhnt haben, von jedem Orte aus ihre Heimat zu finden. Zu diesem langsamen Vorrücken mit den Entfernungen ist sehr zu raten, da die Vögel dabei erst das lernen, was sie thun sollen: Suchen und finden! Und das thun sie auch recht gern. Es ist gut, wenn man die jungen Briefer mit der ganzen Umgegend von zwei Stunden im Umkreis bekannt macht. Man lasse die Tauben immer mit leerem Magen und nie in der Nähe eines Hauses auf. Bei diesen kurzen Entfernungen kommen die Tauben immer vor ihrem Fütterherrn heim, deshalb muß der Schlag offen und das Futter aufgestreut sein, was für die hungrigen Vögel ein doppelter Sporn ist, bald nach Hause zu kommen. Man muß dafür besorgt sein, daß ihr Abflug vom Korb oder Käfig fest und gut ist und daß sie beim Auslassen keine Federn verlieren; sie müssen überhaupt schonend behandelt werden.

Nach diesen Vorübungen geht man weiter und nimmt eine bestimmte Richtung zum Wettfliegen an. Z. B. von Stuttgart*) nach Frankfurt a. M. Die Luftlinie ist etwa 22 deutsche Meilen = 44 Stunden. Um diesen Weg sicher einzuüben, müßte man von Stuttgart aus folgende Stationen wählen: Feuerbach und zwar von der Höhe auf der Feuerbacher Heide, ein leichter Flug für Tauben in das Stuttgarter Thal; weiter Stammheim; Schwieberdingen; Hohen-Asperg; Hohen-Haslach; Güglingen; Schwaigern; von da geht es über die württembergische Grenze, Neckarbischofsheim; Hirschhorn; Lindenfels; Darmstadt; Frankfurt a. M. Dies sind kleine Stationen, wo sich die Tauben sicher zurecht finden. Wer seinen Tauben mehr zumutet, kann die Stationen auch weiter auseinandersetzen; aber die Verluste werden wachsen. Auch muß man den Grundsatz aufstellen, nie von einer Taube, welche gewohnheitsmäßig zu spät kommt, Junge nachzuzüchten und weiter: im ersten Jahr höchstens oder nicht viel über 40 Stunden reisen zu lassen.

Im März 1894 hat die Militärbehörde dem Stuttgarter Brieftaubenklub die Aufgabe gestellt, die verfügbaren Briefer nach Metz und Straßburg zu trainieren. Mit Trainierung der alten Tauben wurde am 9. Mai, mit der der jungen Tauben am 22. August begonnen. Die Luftlinie Metz—Stuttgart beträgt ca. 235 km. Als

*) Der Stuttgarter Brieftaubenklub steht unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg.

Auflaßorte wurden angenommen: Zuffenhausen 7 km, Ditzingen 12 km, Leonberg 16 km, Pforzheim 32 km, Rastatt 72 km, Niederbronn 115 km, Saaralben 175 km und endlich Metz. In Metz wurden die Tauben am 16. Juni und 14. Juli aufgelassen. — Für den Preiswettflug Straßburg—Stuttgart 115 km, der nur für junge, im Jahrgang 1894 geborne Tauben stattfand, wurden folgende Auflaßorte vorgesehen: Zuffenhausen, Ditzingen, Leonberg, Althengstett 24 km, Pforzheim, Rastatt und endlich Straßburg. Der Wettflug ab Straßburg fand am 20. September statt.

Auf kurze Distanzen läßt man sie ungefüttert fliegen, bei größern Reisen erhalten sie eine mäßige Mahlzeit.

Aus dem Korbe gelassen steigen die Tauben in die Lüfte und winden sich in weiten Kreisen höher und höher, meistens von der linken nach der rechten Seite, zuletzt kaum noch sichtbar, bis sich die führenden Tauben über die zu nehmende Richtung orientiert haben, dann eilen sie ohne Unterbrechung nach ihrer Heimat.

Was nun die Schnelligkeit des Brieftaubenflugs betrifft, so rechnet man bei den Vereinen ca. 1500 m Fluggeschwindigkeit auf eine Minute; setzt man die Wegstunde zu 16000 Fuß, so ergiebt das für drei Minuten etwa eine Wegstunde oder 20 Wegstunden auf eine Stunde Flugzeit. Durchschnittlich den Kilometer in einer Minute. Das ist nun freilich dem Wanderflug der Wildvögel gegenüber, wie man denselben in der Neuzeit ermittelt und abgeschätzt hat, eine mäßige Leistung. Es hat aber auch der Brieftaubenflug mit dem Wanderflug der Wildvögel nichts gemein, denn die Brieftauben müssen sich auf das Auge verlassen, und wenn dieses nicht ausreicht, so finden sie den Heimweg nur selten, meistens aber gar nicht.

Um nun dem geneigten Leser ein annäherndes Verständnis zu verschaffen, wie sich der Brieftaubenflug zum Wanderflug der Wildvögel verhält, möge von den hochinteressanten Beobachtungen des vieljährigen Forschers auf Helgoland, des Malers Gätke, hier — nur einiges wenige und sehr kurz — erwähnt werden. — Das Nordische (Rotsternige) Blaukehlchen, Sylvia suecica, brütet im Norden unseres Erdteils bis über den 60. Gr. n. Br. hinaus; das Weißsternige Blaukehlchen brütet in Deutschland bis zum südlichen Schweden. Beide überwintern im Innern Afrikas bis zum 16. Gr. Anfangs April kommen die Weißsternigen, Ende April die Rotsternigen. Ueber Nacht reisen sie, morgens in der Frühe kommen sie bei uns an und dann findet man sie in allen Ufergebüschen. Weil nun erwiesen ist, daß weder an Leuchttürmen, noch in Griechenland, Italien und Frankreich dieselben als Durchzugsvögel während dieser Zeit beobachtet werden, so ist als Gewißheit anzunehmen, daß diese Vögelchen den Flug von ihren Winterplätzen in Afrika bis nach Deutschland, über Helgoland und darüber hinaus bis nach Schweden und in die niedriger gelegenen Sumpfgebiete Skandinaviens, Finnlands und Rußlands in einer Nacht ausführen. Diese außerordentliche Fluggeschwindigkeit berechnet sich auf 45 Meilen Wanderflug in der Stunde, denn diese Reiselinie beträgt mindestens 400 Meilen und darüber. Noch weiter hat Gätke festgestellt, daß die Nebelkrähe, welche lange nicht zu den schnellsten Fliegern gehört, während des Zuges in einer Stunde 27 geographische Meilen zurücklegt. Und unsere Regenpfeifer, diese Schnellflieger, nehmen in einer Stunde Wanderflug 56 geographische Meilen. Diese fabelhafte Schnelligkeit erklärt sehr vieles, was bisher unverständlich war. Das plötzliche Erscheinen der Wanderer über Nacht in sehr großen Gebieten, z. B. vom Süden Deutschlands bis Schweden; die weiten Reisen über unsern Erdball, das Erscheinen mancher Vögel aus Ostasien und Nordamerika; das stürmische Benehmen unserer Käfigvögel durch ganze Nächte während der Wanderzeit, welche — dem Drang des Wandergeistes folgend — die gleiche Reise mit ihren wilden Ge-

nossen im Käfig durchpoltern. Bemerkt sei hier ausdrücklich, daß **während des Wandertriebes** die Flugkraft der Vögel eine viel bedeutendere ist, als in ihren gewöhnlichen Zeiten außerhalb des Wandertriebes. — Die Wanderzüge der Wildvögel werden auch ganz anders eingeleitet und durchgeführt, als die Flugspiele der Brieftauben, welche hauptsächlich ihre Resultate einer sorgfältigen Dressur (Trainierung) verdanken. Die Abreise der Zugvögel geschieht meist abends nach Sonnenuntergang. Rotkehlchen, Braunellen, Singdrosseln u. a. ermuntern sich gegenseitig durch laute Locktöne zum Aufbruch. Sie rufen sich mit hoch aufgerichteter Brust, lebhaftem Locken und kräftig taktierendem Flügelrucken. Dann steigen sie fast senkrecht in die Lüfte empor, hie und da ganze und halbe Bogen beschreibend, und wenn keine Nachzügler mehr folgen, so werden die Wanderer still, ihre Locktöne verstummen, und die Vögel wandern in die Nacht hinaus in der Richtung ihrer Wanderlinie, die ihnen ihr unfehlbarer **Instinkt** vorschreibt. Das ist das „**unbewußt Bewußte**" der Philosophie in unserem **ganzen** Naturreich. Von jetzt ab eilen die Scharen in unschätzbarer Höhe und geheimnisvoller Stille nach den Gegenden ihrer Winterquartiere, wo ihre Ankunft ebenso geheimnisvoll stattfindet, als ihre Abreise war, und nur die Locktöne verkünden ihre Ankunft im fernen Erdteil. **Wohlgeborgen** sind diese Wandervögel im Innern Afrikas, weil die Eingebornen diese harmlosen Gäste willig aufnehmen; um so **übler** sind aber diejenigen Wanderer daran, welche ihre Zuglinie über Südeuropa richten, um dort kurze Rast zu halten. Ein großer Teil dieser Vögel ist verloren, wie wir zu unserem Leidwesen konstatieren müssen. — Hellblickende Naturforscher vermuten, daß sich der Zug sehr vieler unserer Wandervögel bis an den großen Tsadsee*) in Innerafrika erstreckt. — Die Höhe des Wanderflugs unserer Wildvögel wird auf mehrere tausend Fuß geschätzt, also weit über den Sehkreis des schärfsten Menschenauges hinausgehend. Man weiß deshalb nicht anzugeben, aus welcher Richtung die Massen ankamen; sie fallen, wie aus der Höhe geschneit, vom Himmel herab. — Jeder Freund der Vogelwelt, dem solche hochinteressante Beobachtungen wichtig sind, lese: „**Die Vogelwarte von Helgoland von Maler Gätke**".

Die Brieftauben einzeln fliegen zu lassen, ist nicht ratsam, sondern man läßt die ganze Kette zu gleicher Zeit auffliegen, sobald Käfig oder Korb geöffnet ist.

Bei dem Flugprogramm, das meistens in den Vereinen beraten wird, muß man die **Eisenbahnzüge** sehr in **Betracht** ziehen, um die Tauben **billiger** an die Stationsplätze zu bringen, wo man sie auflassen will. Gilt es Wettflüge, wobei gute Preise zu gewinnen sind, so werden die Tauben vom Vereinsvorstand auf einigen Flügel- oder Schwungfedern abgestempelt. Am Auflassungsorte erhalten die Tauben einen Gegenstempel. Die Unkosten des Wettfluges werden nach der Anzahl Tauben berechnet, welche die Vereinsmitglieder zum Wettfliegen einsetzen. Wenn nun die Tauben am Auflaßorte aufgeworfen werden, so erwartet der Besitzer dieselben eine Stunde **vor** der berechneten Ankunftszeit, läßt sich es aber nicht verdrießen, noch eine weitere Stunde zu warten, bis die erste Taube zum Schlage hereinschlüpft, ein wenig stutzt, dann aber — ohne weiteres Verweilen — dem Futter oder ihrem Standplatz zuläuft, wo man sie sofort ergreift, um sie unverzüglich der ernannten Kommission vor- oder anzuzeigen. Steht ein Telephon zu Gebot, so vermittelt dieses sehr leicht die rascheste Anzeige. Eine andere Art der Konstatierung besteht darin, die Ankunft der Tauben durch Vertrauenspersonen auf dem Schlage mittelst Kontrole-Uhren konstatieren zu lassen. — Bestimmungen hierüber bleiben übrigens immer den Vereinen selbst überlassen, denen sich jeder Be-

*) Der Tsadsee im Innern Afrikas hat eine Ausdehnung von 650 Quadratmeilen. Unser Schwäbisches Meer, der Bodensee, hat nur 10 Quadratmeilen Größe. Der Tsadsee ist unter 10—15 Grad nördl. Breite und 10—20 Grad östl. Länge auf unsern Karten zu finden.

teiligte zu fügen hat. Diese Anordnungen sind sehr verschiedener Art. Die gewöhnlichste — etwas umständliche Art, daß der Brieftaubenbesitzer die angekommenen Tauben schnellstens nach dem Konstatierungslokal schickt und dort die Zeit der Ankunft bestätigen läßt. Für je 200 Schritte Entfernung vom Anzeigelokal wird eine Minute vergütet. Man kann auch am Eingange elektrische Gabeln anbringen, welche durch Klingeln anzeigen, wenn eine angekommene Taube einschlüpft. Solche kostspielige Einrichtungen kann sich aber nicht jeder Liebhaber erlauben.

Das Erwarten der auf dem Heimwege befindlichen Tauben ist übrigens sehr aufregend, die Freude groß, wenn die Wettflieger bald eintreffen und Aussicht auf gute Preise eröffnen. Um so schmerzlicher ist aber auch das Leid, wenn die Tauben abgeirrt sind und dann verspätet oder nie wieder erscheinen.

Bei Auswahl solcher Brieftauben, welche man zur Nachzucht und zu Wettflügen benutzen will, hat man folgende Regeln zu beachten:

1. Sie sollen von Eltern und Voreltern abstammen, welche sich als gute Brieftauben auszeichneten, wenn sie auch aus verschiedener Mischung entsprossen sind. Der Richtsinn*), d. h. die Fähigkeit, die Richtung (Lage) der Heimat aus weiter Entfernung zu finden, soll bei Posttauben in hohem Grad entwickelt sein. — Ihre wahre Heimat ist ihre Geburtsstätte, der kleine Raum, wo sie ihre Jugendzeit zubrachten, von wo aus sie ihre ersten Ausflüge in die fremde Welt, in die ungemessenen Räume des Himmels machen und die Kraft ihrer Schwingen erproben durften, wo sie nach fröhlichem Tummelfluge eine sichere Heimstätte, einen gastlichen Futterherd fanden, wo sie ihrem angewöhnten Futterherrn zutraulich nahen konnten. Hierher zieht es sie aus weiter Ferne. Das lieb gewordene Heim vergessen sie nie. Diese auferzogenen Tauben sind zuverlässig bis in den Tod, oder unglücklich, wenn sie, durch höhere Macht gezwungen, sich verlieren, abirren. Alt eingewöhnte Tauben haben nicht die unbedingte Verläßlichkeit. Sie erinnern sich an frühere Verhältnisse und vergessen darüber öfters die neue Heimat.

2. Vollkräftiges Alter ist vom 2. bis zum 5. Jahre.

3. Bei Sturm, Regen und dichtem Nebel sind die Tauben unfähig zum Reisen.

4. Gebirgszüge und weite Meeresflächen vereiteln den Rückflug vollkommen, weil sie beiden ausweichen.

5. Zwanzig bis fünfundzwanzig geographische Meilen ist eine Entfernung, welche die Grenze sichern Eintreffens nicht überschreitet, auch minder ausgezeichneten Tauben zugemutet werden kann, und deshalb den Abstand der Stationen zu Militärzwecken zu bezeichnen scheint. Größere Entfernungen sind unsicher.

Hier einige Beispiele. Von Madrid nach Lüttich kamen von 150 wettfliegenden Tauben nur 7, sage sieben, Briefer zurück. Die Luftlinie zwischen beiden Städten beträgt ca. 180 deutsche Meilen. — Von belgischen Brieftaubenbesitzern wurden am 17. Juni 1878 nicht weniger als 1166 Tauben von Brüssel nach Rom abgesendet, um für diese Entfernung einen Probe- resp. Wettflug zu machen. Das Auslassen in Rom geschah Sonntag den 23. Juni morgens 8 Uhr. Diesem Flug waren 65 Stück aus der Rheinprovinz angeschlossen. Die erste Taube kam am 2. Juli, also nach 10 Tagen auf deutschem, die zweite erst am 4. Juli auf belgischem Boden an. Vom ganzen Wettflug 11 Stück von 1166!! — Die Luftlinie zwischen Rom und Brüssel beträgt etwa 170 deutsche Meilen. — Diese Zumutung war augenscheinlich eine überspannte, welche vielen dieser Tauben Heimat oder Leben kostete. Wer ein wirklicher Tierfreund ist und seine Tauben wertschätzt, wird sie nicht an so unsinnige, gewagte Wettflüge verschleudern!

*) Ortssinn und Richtsinn, von Alex. v. Middendorf sehr geistreich definiert. Siehe dessen Sibir. Reise 4. Bd. S. 1169—1175.

Infolge des letzten Krieges mit Frankreich, 1870, hat unsere oberste Militärbehörde beschlossen, Brieftaubenstationen in Deutschland einzurichten. Die Verstaatlichung derselben ist von Preußen mit bekannter Energie und Umsicht eingeleitet worden. Derzeit befinden sich nun in unserem Vaterland — soweit dem Verfasser bekannt — folgende Militärbrieftauben-Stationen: Köln (ist die Zentralstelle, derzeit unter Leitung eines anerkannten Fachmannes, des Herrn Direktor Lenzen), Berlin (Zuchtstation), Spandau, Straßburg, Metz, Mainz, Würzburg, Königsberg, Thorn, Posen, Danzig, Kiel, Tönning. Letztere Station liegt an der Westküste Schleswig-Holsteins und hat eine Verbindung mit den — an gefährdeten Stellen in Nähe der Küste — aufgestellten Feuerschiffen und Lotsenstationen. Weitere Stationen für Briefer stehen in Aussicht. — Die einzelnen Stationen werden von der Fortifikation der betreffenden Festungen verwaltet, und das gesamte Militärbrieftaubenwesen steht unter Kontrole der Inspektion der Militärtelegraphie. Ebenso hat die Kaiserliche Admiralität in Wilhelmshaven eine Brieftaubenstation errichtet, der vermutlich noch mehrere nachfolgen werden. — Die Stationen der einzelnen Festungen stehen unter dem Befehle des Platzkommandanten. Die Verwaltung besorgt ein Unteroffizier des Geniekorps, dem mehrere Soldaten zur Dienstleistung unterstellt sind. Meistens sind es die Wallmeister auf den Festungen, welche die Brieftauben von den Vereinen übernehmen und abstempeln, und dann wieder auslassen. Dieses Auflassen, die vorherige Uebernahme, Fütterung und Abstempelung besorgt der Militärfiskus unentgeltlich. Im vorigen Jahre (1893) sollen allein auf der Citadelle in Spandau etwa 17000 Tauben, welche Brieftaubenvereinen gehören, abgestempelt und aufgelassen worden sein. Im Falle eines Krieges geht die Leitung in die Hände eines Offiziers über. — Auf den Brieftaubenstationen herrscht größte Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit, welche mit militärischem Ernst gehandhabt wird. Die Einrichtung der einzelnen Taubenböden ist — den neuesten Erfahrungen gemäß — sehr praktisch eingerichtet, hell und geräumig, so daß auf jedem Boden ca. 500 Paare gehalten werden können. — Die Unterhaltung dieser Militär-Brieftauben-Stationen erfordert eine hübsche Summe Geldes. Außerdem unterstützt das Königl. Kriegsministerium den Verband deutscher Brieftaubenfreunde jährlich mit einer ansehnlichen Summe. Im Jahre 1887 mit 2400 Mark. Auch werden Schußprämien für Habichte und Taubenfalken bezahlt, die allerdings nicht sehr ins Gewicht fallen. Denn erstere, die Habichte, sind in ihrem Freileben die verschmitztesten und flinksten aller Raubvögel, und können mit Erfolg nur bei ihren Horsten und durch Vernichtung ihrer Brut, für welche die Eltern das Leben einsetzen, vermindert werden. Die Taubenfalken dagegen sind für unser Vaterland eine Rarität. Andere Raubvögel kommen für Taubenfang nur wenig in Betracht.

Durch Aufmunterung (Erteilung von goldenen, silbernen und bronzenen Staatsmedaillen und Diplomen) und pekuniäre Unterstützung des Königl. Preuß. Kriegsministeriums mehrte sich auch die Liebhaberei für Brieftauben, deren Besitzer Vereine bilden, diese zu größeren Verbänden einreihen, und da sämtliche den Verbandsvereinen gehörende Tauben dem Staate zur Verfügung stehen, ist bei einem Kriegsfalle die Zahl der disponibeln Briefer eine sehr große und dürfte auch den weitgehendsten Anforderungen genügen. Der Schutzherr des „Verbandes deutscher Brieftaubenliebhaber-Vereine" ist kein geringerer als — der Deutsche Kaiser. Hoffen und wünschen wir, daß das angebahnte Unternehmen in unserem Vaterland niemals eine ernste Benützung nötig machen werde, sondern daß die ganze Sache ein Sport, ein Spiel für fröhliche Liebhaberei bleiben dürfe!

Frankreich hatte im Jahre 1870 — während des Krieges mit Deutschland — gründliche Gelegenheit, den Wert der Brieftauben kennen zu lernen. Während der Belagerung von Paris, 1870—71 wurde die Hauptstadt bekanntlich eng cerniert

und von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. In dieser Not erinnerte man sich an die Brieftauben, und — sie brachten die ersehnte Hilfe. Ein Belgier, Namens van Rosebeke, Präsident der Pariser Brieftaubenvereine, teilte dem Gouverneur, General Trochu, seine Idee mit, Pariser Brieftauben durch Luftballons nach außen in die Hände der zuständigen Behörden zu schaffen, und auf dem gleichen Wege von andern Städten, wie von Tours, Lille, Roieboin u. a. die vorhandenen Tauben nach Paris zu bringen. Dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. — Der erste Luftballon, mit Tauben und Depeschen versehen, erhob sich am 23. Sept. 1870, morgens 8 Uhr in die Wolken; der zweite Luftballon stieg am 25. Sept. vormittags 11 Uhr auf, und noch selbigen Tages, abends 5 Uhr, langten die ersten Tauben wieder in ihren heimatlichen Pariser Schlägen mit den ersehnten Nachrichten an. Welcher Jubel beim Volk, in Zeitungen und Journalen. Die bisher kaum beachteten Tiere wurden in Paris ein Gegenstand der Begeisterung in Wort und Bild. Einzelne Tauben machten den Weg von Tours nach Paris 3 bis 5mal. — Aber schnell vergessen wurden die geleisteten Dienste der „Helfer in der Not", nachdem Paris kapituliert hatte. Sie wurden von der Regierung, welcher sie von ihren Eigentümern in uneigennützigster Weise zur Disposition gestellt worden waren, im Auktionswege zu Spottpreisen losgeschlagen. Zum Teil wurden sie auch von ihren früheren Besitzern wieder erstanden, welche mit schmerzlichem Gefühl diese unverantwortliche Verschleuderung ihrer Tiere ertragen mußten. Denn sonderbarerweise ging die damalige Regierung nach Beendigung des unglücklichen Feldzugs nicht auf Verstaatlichung des Brieftaubenwesens ein. Erst nachdem sich in Deutschland die oberste Kriegsleitung mit der Preußen eigenen Thatkraft und Ausdauer des Brieftaubenwesens annahm, traf auch Frankreich Anstalten, die Taubenposten für militärische Zwecke wieder einzurichten und dienstbar zu machen. Im Jahre 1878 beauftragte der damalige Kriegsminister die Administration der Post, eine Brieftaubenstation zu errichten, die noch im selben Jahrgang zur Vollendung kam. Auf dem Mont Valerien wurde bald ein zweiter Schlag errichtet, und so bestehen jetzt Militär-Brieftauben-Stationen — außer Paris — noch in Langres, Vincennes, Perpignan, Verdun, Tours, Lyon, Marseilles, Lille, Belfort, Briancon u. s. w., für deren Unterhaltung jährlich 100000 Francs ausgesetzt sind. Auch mit den Privatvereinen der Brieftaubenfreunde sind geeignete Verbindungen angebahnt, um durch Prämien und Medaillen das Interesse der Bevölkerung für Brieftaubenzucht zu beleben.

In Italien ist die Einrichtung von Militär-Brieftauben-Stationen durch das Kriegsministerium seit etwa 20 Jahren (1875) durchgeführt, und zwar nach gleichem Muster wie in Deutschland. Vor einigen Jahren wurde den Privat-Brieftaubengesellschaften in Modena und Reggio je eine goldene Medaille verliehen. — Militär-Brieftauben-Stationen bestehen in Ancona, Bologna, Rom, auf der Insel Magdalena im Mittelmeer, Perugia und Foligno (in Umbrien), Cagliari (auf Sardinien), Neapel und andern uns nicht bekannten Plätzen. — Die Militär-Brieftauben-Stationen konzentrieren sich in Rom auf das Bezirkskommando des Ingenieurkorps, dem die Oberleitung übertragen ist. Auch die Königl. Marine widmet sich der Dressur der Brieftauben, die bestimmt sind, über das Meer zu fliegen. Es bestehen nämlich 12 Stationen von speziell dressierten Tauben, die von den Schiffen aus mit ihren Heimatstätten in Verbindung stehen, daher mit Tauben, welche nach andern Orten dressiert sind, absolut nicht vermischt werden dürfen.

Weitere Militär-Brieftauben-Stationen bestehen in Belgien, das ja eigentlich die Heimat der Brieftaubenzucht ist, trotzdem aber ziemlich spät solche Stationen einrichtete. Dagegen hat Belgien kolossale Zahlen von Brieftauben an andere Staaten geliefert.

Rußland hat seit 1875 die Gründung von Privatvereinen veranlaßt und auch im ganzen großen Reiche die Einrichtung von Militär-Brieftauben-Stationen durchgeführt. Einen großen Teil des Brieftaubenmaterials lieferte Belgien. In Warschau ist eine Centralstelle für Militär-Brieftauben-Stationen, und andere Stationen befinden sich in Petersburg, Krasnoje-Selo, Moskau, Kijew, Saratow, Nowa-Georgijewsk u. a. Die belgischen Tauben ertrugen aber das strenge Klima nicht, deshalb mußten die härteren russischen Feldtauben verwendet werden, mit denen man bessere Resultate zu erzielen hoffte. Die zwei neuen Stationen wurden zu Iwangorod und Brest-Litowsk eingerichtet und mit je 500 Tauben besetzt. Die alten Stationen wurden beibehalten, nur mit andern Tauben bevölkert, welche das strenge Klima ertragen konnten. Die Einrichtung und der Betrieb ist ganz nach deutschem Muster.

In Spanien ist das Brieftaubenwesen seit dem Jahre 1879 errichtet. Die Centralstation befindet sich in Madrid. Weitere Militär-Brieftauben-Stationen befinden sich zu Guadalajara, in Cadix und San Sebastian u. a. — Außerdem erhielt jede Festung ihren Taubenschlag, und die Festungen der äußeren Zone stehen mit den nächstgelegenen Festungen der inneren Zonen durch Tauben in gegenseitigem Verkehr. In Spanien gedeihen die belgischen Tauben sehr gut. Die Militärbrieftaubenpost steht unter der Leitung der Generaldirektion des Geniewesens. Die Einrichtung und der Betrieb ist ebenfalls nach deutschem Zuschnitt.

In England, Rumänien, und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind inzwischen Militär-Brieftauben-Posten entstanden, und alle diese Staaten haben sich deutsche Einrichtung und Betrieb zum Vorbild genommen.

Wir haben nunmehr dem geneigten Leser auch die Art und Weise mitzuteilen, wie die Depeschen hergestellt, befestigt und befördert werden. Diese werden auf kleine Blättchen von Kollodium (2,5 + 5 cm) mittelst Photographie verkleinert, aufgetragen, so daß auf einem kleinen Raum eine größere Zahl Mitteilungen angebracht werden können. Da nun eine Taube ganz bequem 5 solche Häutchen, in einem Gänsekiel angebracht, tragen kann, so läßt sich eine solche Anzahl Nachrichten, mittelst dieser verkleinerten Schrift, durch die Depeschen mitteilen, daß man den Raum der allergrößten Zeitung damit ausfüllen könnte. — Der Gänsekiel wird in einer Länge von 6 cm abgeschnitten, die Depeschen aufgerollt und in den Kiel geschoben, dessen Oeffnung aber mit einem Wachspfropf verklebt. Nun wird die Gänsespule über dem Schwanz der Taube an 3 Federn befestigt. Die Befestigung geschieht mit wachsbestrichenem Heftzwirn, oder auch durch feinsten Heftdraht, der durch die Taubenschwanzfedern und den Gänsekiel durchgenäht wird. Das offene Ende des Kiels kommt nach oben. Dazu bemerkt Bungartz: Diese Federspule kann auch statt an drei, an die mittlere Schwanzfeder mittelst eines starken und gewichsten Zwirnfadens befestigt werden, und zwar am dicken unteren Ende fest mit dem Kiele der Schwanzfeder verbunden, am andern Ende wird der Gänsekiel durchstochen, der Faden durchgezogen und an dem Kiel der Schwanzfeder festgebunden, (Fig. 65). An Ort und Stelle angekommen, wird der Gänsekiel abgebunden, der Wachspfropf entfernt, die Depeschen herausgeholt und die

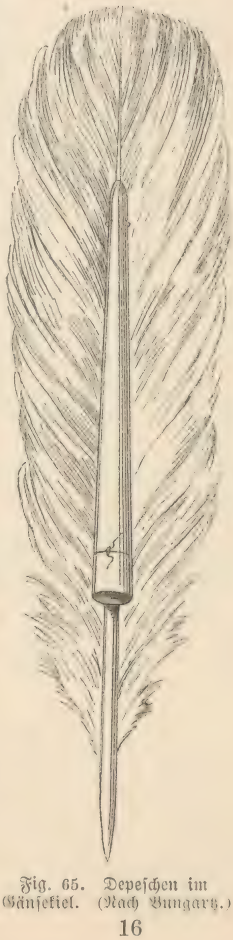


Fig. 65. Depeschen im Gänsekiel. (Nach Bungartz.)

verkleinerte Schrift derselben mit Hilfe elektrischen Lichtes lesbar vergrößert und an ihre Adresse befördert. Auch durch optische Apparate können die Depeschen vergrößert und so photographiert werden. — Für einzelne Mitteilungen braucht es solcher Umstände nicht. In lakonischem Stil schreibt man die Anzeige auf ein feines Papierstreifchen nieder und versendet sie unverkleinert.

Die Benützung der Brieftauben zu Botendiensten hat schon vor Jahrtausenden stattgefunden und zwar bei Griechen und Römern, wahrscheinlich auch bei den Babyloniern, Assyriern, Aegyptiern und Indiern. In Westasien verwendete man die Türkischen Tauben, Bagdetten und gewöhnliche Feldflüchter zum Brieftragen. Die Zucht der Modeneser Flugtaube (siehe bei den Tümmlern) war schon zu Plinius Zeiten (vor 1800 Jahren) eine „alte Modesache", denn Plinius sagte von den damaligen Taubenhaltern: sie seien wie närrisch mit ihren Tauben, bauten ihnen kleine Türme auf ihre Häuser, führten Stammbäume einzelner Tauben, und zahlten für gute Flieger „20 Golddenare" (1 kleiner Golddenar = 6 Thlr) gleich 360 Mark. Die erste geregelte Taubenpost wurde vom Sultan Nur-Eddin, Kalif von Bagdad, vor ungefähr 800 Jahren begründet. Dieser mächtige Herrscher wollte aus den vielen Provinzen seines weitläufigen Reiches: Arabien, Persien, Syrien und Aegypten, jederzeit schnelle Nachrichten haben und befahl, daß in allen Schlössern und festen Plätzen gutfliegende Tauben zum Brieftragen unterhalten werden sollten. Dadurch vermittelte er eine lebhafte Korrespondenz mit den entferntesten Provinzen seines Reiches. Zu jener Zeit wurde das Halten der Brieftauben auch eine allgemeine Modesucht, und der Preis gut abgerichteter Tauben stieg bis zu 500 und mehr Goldstücken. Diese Regierungstaubenpost erhielt sich bis um das Jahr 1258, wo die Mongolen wie Heuschreckenschwärme hereinbrachen, durch ihre verheerenden Eroberungszüge alles aufs schmählichste verwüsteten, sich ganz Asien unterwarfen und in unserem Erdteil bis nach Polen vordrangen, wo sie kräftigen Widerstand fanden; nachdem sie noch Ungarn verheert hatten, verließen sie schließlich Europa und zogen sich wieder nach Asien zurück.

Mit dem Halten der Brieftauben war es aber auf lange Zeit zu Ende. Erst im Jahre 1450 findet man in Syrien, Persien, Bagdad, Aleppo, Egypten wieder eine Menge Taubenstationen im Gebrauch, und diese erhielten sich in einigen Provinzen, wie Bagdad und Aleppo bis in die neueste Zeit. Sie sind aber durch die Europäer, insbesondere durch Deutsche, Franzosen, Belgier und Engländer in der Brieftaubenzucht überflügelt worden. — Außer dem Ernstfalle in Kriegszeiten und dem gewöhnlichen Preiswettfliegen, haben die Brieftauben auch mancherlei nützliche Verwendung. Der Fachschriftsteller Tegetmeyer (in London) schreibt: „Viele Kaufleute haben einen geregelten Brieferdienst zwischen ihrem Bureau in der innern Stadt und dem in der Vorstadt gelegenen Wohnhause eingerichtet, wodurch sie z. B. ihre Frauen benachrichtigen können, daß sie einen Gast zu Tische mitbringen. — Die Fischer-Flotillen nehmen, wenn sie auf den Fang ausgehen, häufig Tauben mit, um den Verkehr mit dem Festlande zu unterhalten und nach dort Nachrichten über den Fang zu senden. — Früher wurden die Brieftauben auch von Bankiers benützt, um von auswärts schneller Nachrichten über den Kurs der Wertpapiere zu erhalten!"

Man ersieht indessen aus diesen Zusammenstellungen, daß zu Botendiensten alle gut fliegenden Tauben, auch die Feldtauben, verwendet werden können, denn bei allen Tauben ist der Heimatssinn, die Anhänglichkeit an die Geburtsstätte, wo sie sich in ihren ersten Flugübungen fröhlich umhertummelten, ganz enorm entwickelt. Allen aufmerksamen Täublern ist gut bekannt, auf welche weite Entfernungen flüchtige Tauben jeder Rasse, namentlich gute Feldtauben, bestrebt sind, ihre alte Heimat wieder aufzusuchen. — Verfasser besaß vor Zeiten ein Paar gelbe,

große Kröpfer, die — wohlgemerkt — ohne Dressur von Stuttgart nach Heilbronn kamen. Acht Tage wurden sie im neuen Schlage zurückbehalten. Am neunten Tage durften sie in Heilbronn ins Freie, dies war morgens 7 Uhr. Um 9 Uhr klatschten sie lustig in Stuttgart wieder über ihrem alten Schlag. Zwischen Stuttgart und Heilbronn ist die Luftlinie zwar nur etwa 8 Wegstunden, aber die Kröpfer zählt man gerade nicht zu den Weitfliegern. — Noch bedeutendere Fluchten legen zuweilen die Kreuztauben (Mövchen) zurück, um den heimatlichen Schlag wieder zu finden. Von diesem leichtfliegenden Täubchen ist dem Verfasser ein Fall bekannt, daß einem renommierten Stuttgarter Taubenhändler, Namens Nenntwich, im Adelberger Hof wohnhaft, ein Paar Kreuztauben, die er nach Frankfurt a. M. verkauft hatte, in der dritten Woche wieder zugeflogen kamen. Hier kann man nun zwar nicht behaupten: „ohne Dressur", denn bei den damaligen billigen Preisen kamen solche beliebte schöne Täubchen vielmals auf den Handelsweg und fanden so Gelegenheit, sich in der Welt umzusehen. — Einen stärkeren Fall erzählt uns der bekannte Taubenkenner, Handelsdirektor Fürer: „Ein Paar Tümmler kamen aus Kopenhagen nach Hanau, wo sie 2 Jahre blieben und dann wieder nach Kopenhagen geschickt wurden. Man ließ sie dort nach ihrer Ankunft abends in der Dämmerung fliegen. Sogleich begaben sie sich nach ihrem alten Schlage in Hanau und kämpften morgens um die früher besessene Stelle." Die Luftlinie von Hanau nach Kopenhagen beträgt ca. 75 deutsche Meilen. Dieses Taubenpaar machte die Reise bei Nacht.

Zum Schluß wünschen wir, daß dieser harmlose Sport mit den Brieftauben zu Preis- und Wettfliegen aufs fröhlichste weitergedeihen und ihre Pfleger noch in fernen Zeiträumen erfreuen möge. Aber nie sollte der wahre Taubenfreund die Fähigkeiten seiner Pfleglinge überschätzen und die Tierchen durch Entfernungen, denen sie nicht gewachsen sind, aufs Spiel setzen. Noch mehr aber wollen wir sämtlich — der Verfasser samt den friedliebenden Lesern — herzlich wünschen, daß unser Vaterland nie in die Lage kommen möchte, von Benützung der Brieftauben innerhalb seiner Grenzen in ernsten Fällen Gebrauch machen zu müssen!

Im Interesse der Taubenhalter setzt Verfasser noch das neueste

Brieftaubenschutz-Gesetz

bei. Es wurde vom Reichstag in der Sitzung vom 19. April 1895 angenommen und lautet:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w.

verordnen im Namen des Reichs nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags, was folgt:

§ 1.

Die Vorschriften der Landesgesetze, nach welchen das Recht, Tauben zu halten, beschränkt ist, und nach welchen im Freien betroffene Tauben der freien Zueignung oder der Tötung unterliegen, finden auf Militärbrieftauben keine Anwendung.

Dasselbe gilt von landesgesetzlichen Vorschriften, nach welchen Tauben, die in ein fremdes Taubenhaus übergehen, dem Eigentümer des letzteren gehören.

§ 2.

Insoweit auf Grund landesgesetzlicher Bestimmungen Sperrzeiten für den Taubenflug bestehen, finden dieselben auf die Reiseflüge der Militärbrieftauben keine Anwendung. Die Sperrzeiten dürfen für Militärbrieftauben nur einen zusamenhängenden Zeitraum von höchstens je zehn Tagen im Frühjahr und Herbst umfassen. Sind längere als zehntägige Sperrzeiten eingeführt, so gelten für Militärbrieftauben immer nur die ersten zehn Tage.

§ 3.

Als Militärbrieftauben im Sinne dieses Gesetzes gelten Brieftauben, welche der Militär-(Marine-)Verwaltung gehören, oder derselben gemäß den von ihr erlassenen Vorschriften zur Verfügung gestellt, und welche mit dem vorgeschriebenen Stempel versehen sind.

Privatpersonen gehörige Militärbrieftauben genießen den Schutz dieses Gesetzes erst dann, wenn in ortsüblicher Weise bekannt gemacht worden ist, daß der Züchter seine Tauben der Militärverwaltung zur Verfügung gestellt hat.

§ 4.

Für den Fall eines Krieges kann durch Kaiserl. Verordnung bestimmt werden, daß alle gesetzlichen Vorschriften, welche das Töten und Einfangen fremder Tauben gestatten, für das Reichsgebiet oder einzelne Teile desselben außer Kraft treten, sowie daß die Verwendung von Tauben zur Beförderung von Nachrichten ohne Genehmigung der Militärbehörde mit Gefängnis bis zu drei Monaten zu bestrafen ist.

Ausführungs-Bestimmungen

zu dem Brieftaubenschutz-Gesetz vom 28. Mai 1894 (Reichs-Gesetzblatt S. 463), betreffend den Schutz der Brieftauben und den Brieftaubenverkehr im Kriege.

In seiner letzten Sitzung vom 8. November 1894 hat der Bundesrat beschlossen:

1. Als Stempel zur Bezeichnung der Militärbrieftauben, ohne Unterschied, ob sie der Militär-(Marine-)Verwaltung oder Privatpersonen gehören, dient das Kaiserliche Wappen. Der Stempel wird auf die Innenseite beider Flügel aufgedruckt.

2. Jede Privatperson, welche Militär-Brieftauben halten will, muß Mitglied eines Vereins sein, der dem Verbande deutscher Brieftauben-Liebhaber-Vereine angehört und statutengemäß seine Brieftauben der Militär-(Marine-)Verwaltung zur Verfügung stellt. Jeder Verein erhält zur Abstempelung der seinen Mitgliedern gehörigen Militär-Brieftauben einen Stempel, der von dem zuständigen Kriegsministerium (Reichs-Marine-Amt) beschafft wird und dessen Eigentum bleibt.

3. Die Orts-Polizeibehörden erhalten alljährlich im Laufe des Dezember durch die vorgesetzten Verwaltungsbehörden — denen das zuständige Kriegsministerium die erforderlichen Unterlagen zukommen läßt — Verzeichnisse der in ihrem Bezirke befindlichen Brieftauben-Liebhaber-Vereine. Die Vereine haben zum 15. Dezember jedes Jahres der Ortspolizeibehörde Listen einzureichen, aus welchen für jedes einzelne Mitglied hervorgehen muß: Name, Stand, Wohnung jedes Mitgliedes, Zahl seiner Militär-Brieftauben und Lage des Taubenschlags. Die Ortspolizeibehörde erläßt hierauf bis zum 15. Januar des folgenden Jahres die im § 3, Absatz 2 des Gesetzes vorgeschriebene Bekanntmachung.

4. Die Ortspolizeibehörden haben die Befolgung der gesetzlichen Vorschriften und dieser Ausführungsvorschriften seitens der Privatpersonen zu überwachen, insbesondere jeden Mißbrauch des Stempels zur strafrechtlichen Verfolgung zu bringen.

Gezeichnete Tauben. Columbae d. pictae.

Auf weißem Grunde regelmäßige farbige Zeichnung an verschiedenen Körperteilen in bestimmter Schärfe ausgedrückt; oder umgekehrt: auf farbigem Grunde in weißer Farbe ebenso regelmäßig gezeichnet. Durch fortgesetzte In- und Durchzucht werden den Liebhabern zuweilen so außerordentlich seltsame und scharf bestimmte Zeichnungsmerkmale vorgewiesen, daß man wirklich den beharrlichen Züchterfleiß bewundern muß, denn reine Zeichnungen sind oft sehr schwierig zu erringen, da sich die Bildnerin Natur zuweilen sehr spröde erweist, bis eine scharfe symmetrische Zeichnung erreicht wird.

Die Blassentaube. Columba d. albiceps.

Taf. 14, Fig. 8, 9, 10, 11.

Weißblaßtaube, Weißblasse, bei uns kurzweg: Blasse oder Blässe.

Diese Taube trägt eine der bekannten Hauptfarben, der Oberkopf ist stets weiß. Diese Zeichnung zieht in gerader Linie vom Schnabelwinkel durch das Auge, bedeckt den ganzen Oberkopf und hört an der Haube auf, denn die Haube soll nicht weiß sein; ist sie aber nach der innern Seite weiß gefüttert, nach der äußern gefärbt, so gilt das für fein. Zwischen Schnabel und Auge steht oft eine linsengroße Zeichnung, welche bei uns Mücke heißt, was der Liebhaber gerne sieht. Die Haube soll breit sein und auf den Kopfseiten, wo sie sich an den Seiten des Hinterkopfs verliert, in einer Schneckenwindung aufhören. Der Oberschnabel soll stets wie die Kopfplatte weiß, der Unterschnabel dagegen dunkel sein. Die Füße sind stark befiedert. — Ihr Wert erhöht sich, wenn sie weiße Flügelbinden haben. Je nach ihrer Hauptfärbung nennt man sie Blaublassen, Schwarzblassen, Rot- und Gelbblassen. Blau- und Schwarzblassen haben dunkle Nägel; Gelb- und Rotblassen haben helle Nägel an den Zehen. Die beiden letzten sind bei uns die beliebtesten.

Die Mohrenkopftaube. Columba d. nigriceps.

Fig. 66.



Fig. 66.

Sie bilden einen Gegensatz zu der vorigen Zeichnung. Bei ihnen ist der Körper rein weiß, nur der Kopf samt ganzer Haube, mit Einschluß der Kehle ist schwarz. Beim Mohrenkopf geht das Schwarz tiefer auf die Kehle herab, als bei der Nonne. Es giebt aber auch Gelbmohren (Gelbköpfe), Braunmohren (Braunköpfe), Rotmohren (Rotköpfe), Blaumohren (Blauköpfe). Sie sind gehaubt, meist glattfüßig, aber auch gestiefelt und latschig. — Geht die Farbe sehr tief, bis auf die Brust hinab, so nennt man sie: Latztaube, welche man jedoch selten findet.

Die Weißblaßtaube mit weißem Schwanz.

Columba d. albiceps, albicaudata.

Fig. 67 und Taf. 14, Fig. 10.



Fig. 67.

Sie entspricht genau der Weißblaßtaube, hat aber als weitere Zeichnung einen rein weißen Schwanz. Kommt in allen Hauptfarben: Blau, Schwarz, Gelb und Rot vor; glattfüßig, gestiefelt und gelatscht. Auch mit weißen und schwarzen Flügelbinden.

Die Mohrenschwanztaube. Columba d. nigriceps, nigricaudata.

Wie der Mohrenkopf, hat aber als weitere Zeichnung einen schwarzen Schwanz. Es giebt Schwarz-, Blau-, Gelb- und Braunmohrenschwänze. Der Kopf samt Einschluß der Haube bis tief hinab auf die Kehle ist gefärbt wie auch der Schwanz.

Die Nonne. Columba d. vestalis.

Nönnchen.

Diese Taube ist in reiner Rasse schwierig zu züchten und deshalb selten.

Der Kopf ist rundlich, dem eines Tümmlers ähnlich, der Schnabel soll möglichst gleich starke Kiefer haben, auch dem der Tümmler, nicht dem der Feldtaube gleichen; die Muschelhaube soll schön rund, dicht, aufrecht und höher als bei den Schwalben sein; das Auge perlfarbig; die das Auge umgebende schmale Wachshaut soll dunkel (schwarz) nicht rötlich sein; Füße und Zehen glatt und rot, bei schwarzer Zeichnung mit dunklem Anflug. Die farbige Zeichnung erstreckt sich über den ganzen Kopf, bis zur Muschelhaube, welche weiß bleibt, und sich bis über die Mitte des Vorderhalses ausdehnt; der ganze Schwanz ist ebenfalls gefärbt wie auch die großen Schwingen. Sind sämtliche große Schwungfedern, 10 an der Zahl, gefärbt, so gilt das als ein feines Rassezeichen; man nimmt aber auch mit 7 vorlieb, wenn die Zahl nur auf beiden Seiten gleich ist. Der Bart oder Latz, d. h. der Teil Muschelhaube, welcher sich nach dem Vorderhals biegt, soll eine gute Grenze haben, d. h. tief genug am Halse herabgehen. — Tiefe schwarze Farbe gilt als schön. Die Roten werden ebenfalls noch geschätzt, weniger die Gelben, und noch weniger die Blauen. — Diese Zeichnung findet sich am schönsten bei der Tümmlerrasse.

Die Farbenbläßchentaube. Columba d. colorifrons.

Schnippe, Schneppe, Schnälle.

Bei ihr steht auf der Stirn ein blaues, schwarzes, gelbes oder rotes Plättchen von verschiedener Größe, wie ein Fingernagel, Erbsenschnippe; wie ein Markstück, Rundschnippe; wie ein Thalerstück, Ovalschnippe; kommt unter dem Auge ein gleicher Fleck vor, so nennt man es Spitzovalschnippe. Bei der Helmtaube, Col. d. occipitalis, wird die Schnippe zu einer Kappe oder einem Helm vergrößert, der im Genick spitz zuläuft. Alle diese Zeichen von „möglichster Akkuratesse"; dazu kommt noch der Schwanz samt Deckfedern von der gleichen Zeichenfarbe in Rot, Gelb, Schwarz, Blau. Die übrigen Teile des Körpers rein weiß. — Glattfüßig und glattköpfig, aber auch federfüßig und belatscht. Hauben nicht beliebt.

Hieher gehört auch die seltene

Schwingentaube. Columba d. remigalis.

Auch Wundertaube, engl. Spot Fairy benannt.

Taf. 15, Fig. 2.

Rein weiß mit kleinem Rundschnippchen auf der Stirn, schwarzen Schwingen und schwarzen Latschen. Oder die gleiche Zeichnung in Rot, Gelb, Blau. Am markiertesten ist Schwarz. Eine wunderbar hübsche Zeichnung, die aber vom Züchter viele Geduld verlangt, denn nur wenig Exemplare fallen in guter Zeichnung aus. Sind auf jeder Seite des Flügels 10 Vorderschwingen in der Hauptfarbe gefärbt, so gilt das für besonders fein. Die Schenkelfedern sollen, wie der Schwanz, rein weiß sein; das Auge schwarzbraun.

Die Weißbläßchentaube. Columba d. albifrons.

Textfigur Nr. 51.

Der gerade Gegensatz zu der vorbeschriebenen Zeichnung. Das Bläßchen auf der Stirn ist rein weiß, ebenso der Schwanz samt Deckfedern. Der ganze

übrige Teil des Körpers trägt eine der Hauptfarben in Schwarz, Gelb, Rot, Blau. Besonders fein, wenn der Flügel mit weißen Binden geziert ist. Glattköpfig, mit und ohne Federfüße. Eine hübsche Bläßchenzeichnung findet der Leser Taf. 14, Fig. 7.

Die Farbenschwanztaube. Columba d. coloricaudata.

Nur der Schwanz samt Deckfedern hat eine der Hauptfarben, besonders schön in Hellkupferrot oder Schwarz. Alles übrige ist rein weiß. Glattköpfig und behaubt, glattfüßig oder mit Latschen. Perlaugen beliebt. Tümmlerzeichnung des Hamburger Schlags.

Die Weißschwanztaube. Columba d. albicaudata.

Vergleiche Taf. 14, Fig. 10; Taf. 17, Fig. 8.

Der reinste Gegensatz zu dem vorbeschriebenen Farbenschwanz. Bei ihm ist der ganze Schwanz samt obern und untern Deckfedern rein weiß; der übrige Teil des Körpers ist mit einer Hauptfarbe gedeckt, so Rot, Gelb, Schwarz. Glattfüßig, glattköpfig, aber auch behaubt. Kommen weiße Schwingen vor, so sollen es auf jeder Seite nicht weniger als 7 sein. Tümmlerzeichnung des Hamburger Schlags.

Die Pfaffentaube. Columba d. monacha.

Vergleiche Taf. 17, Fig. 9, 10, 12, 13.

Mönchtaube, Weißschwanzpfaff, Ulmertaube, bei uns kurzweg: Ulmerpfaff.

Der ganze Kopf samt Kehle, nicht selten auch der Hals, sämtliche Vorderschwingen (mindestens 7 Schwingen jederseits), sowie der ganze Schwanz samt seinen Deckfedern sind rein weiß; das übrige Gefieder trägt eine der Hauptfarben: Blau, Rot, Gelb, Schwarz. Weiße Flügelbinden sind eine Zierde. Meistens spitzhaubig, seltener breitgehaubt; ohne Haube nicht beliebt. Glatt- und federfüßig. Bei Federfüßen sind die Schenkelfedern gefärbt, die Lauffedern weiß; der Schnabel ist hellfarbig, die Augen dunkel. Diese Zeichnung kommt nicht nur bei unsern gewöhnlichen Haustauben vor, sondern namentlich bei den Perücken-, Trommeltauben und englischen Weißkopftümmlern.

Die Staarenhalstaube. Columba d. sturnicollis.

Taf. 15, Fig. 3.

Gestaarte Taube, Mondtaube, bei uns schlichtweg: Staarentaube; Silberschuppen, Schwabentaube.

Eine sehr schön gezeichnete Taube. Sie ist flüchtig, feldert gut und ist auch eine gute Zuchttaube. Die Hauptfarbe ist schwarz, oder schwarz mit hell geschuppten Flügeldecken. Was diese Taube besonders auszeichnet, ist ein weißer, gelblicher oder rötlicher Halbmond auf der Oberbrust, mit den Spitzen der Zeichnung nach dem Hals hinauf ziehend. Die Flügel sind mit weißen Binden geziert. Glattköpfig und glattfüßig. Bei uns ist breite Haube beliebt. In andern Farben, z. B. blau, werden die Staarhälse wenig nachgezüchtet. — Weiße Halbmondzeichnung finden wir auch bei den Kröpfern.

Die Schweizertaube. Columba d. Helvetiae.

Taf. 15, Fig. 5.

Schweizerstaar, Mondtaube, Columba d. lunata.

Im Gegensatz zu der Staarhalstaube finden wir die Schweizertaube mit einem gut gefärbten rötlichen Halbmond auf ganz hellem weißlichen Grunde; die Feinheit der Zeichnung wird noch gehoben durch rötliche Flügelbinden. Am Schwanz zeigt sich eine — der Grundfarbe entsprechende — Binde von gelblichem oder bräunlichem Ton. Sie ist glattköpfig aber stark belatscht; das Auge rot, der Schnabel hell. Die Grundfarbe ist, wie bemerkt, ein sehr heller, fast weißlicher Ton, mit einem Strich ins Fahle oder Rötliche, welche Färbung wir als „mehlig" bezeichnen.

Die Schildtaube. Columba d. pileata.

Taf. 17, Fig. 1, 2, 3, 4.

Deckeltaube, Dachtaube, bei uns: Dächlein.

Hauptfarbe rein weiß, nur die gesamten Flügeldeckfedern und kleinen Schwingen sind farbig. Der Schnabel ist hellfarbig, das Auge dunkelbraun; bei den geschuppten Schildtauben orangerot. Die Zeichenfarbe ist am schönsten in Schwarz, Rot, Gelb, Blau und Silberfarbe. Die feinste Schilderzeichnung finden wir bei den Mönchen (Kreuztauben). Bei dieser Farbenrasse ist der Hals etwas kurz, Brust und Oberrücken breit. Die Schilder sollen oval sein, und zwischen den Schulterdecken soll sich die weiße Rückenfarbe in einer schmalen Linie durchziehen. Die 3 Daumenfedern sollen ebenfalls gefärbt sein und auch an den Flügelkanten soll sich keine weiße Feder befinden. Die Schildtauben sind teils glattköpfig, glattfüßig; teils mit breiten Hauben, spitzhaubig (bei den Mönchen), stark belatscht; als besondere Zierde gilt es, wenn über die Flügel 2 weiße Binden gehen.

Die Elstertaube. Columba d. picturata.

In ziemlichem Gegensatz zu der Schildtaube finden wir die Elstertaube. Der glatte Kopf soll dem der Wildtaube ähneln, etwas gestreckt sein. Flügel und Schwanz scheinen etwas länger, was wohl die weiße Farbe der ersten bewirken mag. Die Befiederung ist reich.

Die Hauptfarben sind: Schwarz als intensivste Zeichnung, ein sattes tiefes Rot, (Taf. 20, Fig. 5), ein reines tiefes Gelb, und Blau. Die Zeichenfarbe erstreckt sich über den ganzen Kopf, Hals, tief die Brust hinab bis zum Anfang des Bauches; den Rücken samt Bürzel und Schwanz. Ist die Farbe sehr tief an der Brust hinab gezogen, so nennt man diesen Stil „Tiefgeschnittene“, hört die Farbe schon in Brustmitte auf, so nennt man sie „Hochgeschnittene“. Die Flügel sind weiß, jedoch möglichst schmal, damit der Sattel auf dem Rücken hübsch rund bleibt. Die Färbung soll in einer scharf abgrenzenden Linie gezogen sein. — Der Schnabel muß fleischfarbig, die Füße nackt, das Auge perlfarbig sein. — Elsterzeichnung finden wir häufig bei den Tümmlern und Kropftauben.

Die Schwalbentaube. Columba d. mercurialis.

Taf. 15, Fig. 7, 8, 9, 10.

Nürnberger Schwalbe, Feentaube, Flügeltaube, bei uns kurzweg: Schwalben.

Die Schwalbenzeichnung wäre wieder der reinste Gegensatz zur Elsterzeichnung, wenn diese eine weiße Kopfplatte hätte.

In den Schwalben ist wohl die feinste Zeichnung erzielt, welche bei den Tauben erreicht werden kann.

Der Kopf ist länglich und fein, die Stirn mittelhoch, ziemtich tief im Nacken sitzt eine zierliche runde Muschelhaube; der Schnabel ist dünn, der Augenstern dunkelbraun; die Ränder und Hautteile um die Augen, gleich den Schnabelwinkeln lebhaft rot gefärbt, namentlich bei den dunkel befiederten. Der Hals ist kurz und dünn, die Brust breit und flach; die Schwingen reichen bis ans Schwanzende, die Beine sind stark behost und erscheinen dadurch etwas nieder; der Lauf nebst den Zehen ist befiedert.

Das Gefieder ist voll, etwas lose, weich und fettig anzufühlen, dessen Zeichnung ist dieser Rasse eigentümlich. Gefärbt sind: der Oberkopf durch den Schnabel und die Augen scharf abschneidend, die ganzen Flügel mit Ausnahme der Schulterfedern, die ganzen Unterflügel und die Latschen. Die Farbe geht bei diesen zuweilen etwas höher am Bein hinauf, wird aber von den weißen Höschen im Gelenke bedeckt und erscheint daselbst wie abgeschnitten.

Alle übrigen Körperteile sind weiß; Oberschnabel und Nägel, je nach der Zeichenfarbe, dunkel; der Unterschnabel jederzeit weiß.

Die Farben sind feurig und satt, das Schwarz tiefer und sammetartiger, als bei allen andern Taubenarten; auch Rot, Gelb und Blau von besonderer Schönheit, das Weiß dagegen hat einen gelblichen fettigen Ton, und darum heißt diese Taube in Nürnberg „Schmalzfee". Diese Beschaffenheit des Gefieders hängt mit einer Eigentümlichkeit der Taube zusammen: es sind dies die sogenannten Schmalzkiele, zolllange Scheiden, oben geschlossen und hohl, mit einer gelben trockenen Masse, gleich Oel oder Wachs, gefüllt, zuweilen nebenbei auch einen kleinen Ansatz zu einer Feder enthaltend, aber ohne weiter zu wachsen. Diese Kiele liegen übereinander, gleich den Stacheln eines Igels. Die Körperteile, welche sich später mit gelben Stiften bedecken, bleiben bei den Jungen etwas länger kahl, dann erscheinen dünne weiße Stoppeln, welche sich nur einzeln öffnen, ohne daß die Fahne aus der Scheide herauswächst. Nur bei denjenigen Schwalben, wo sich diese Federabnormität zeigt, hat das Gefieder jene fettige Färbung, welche die beliebteste ist, insbesondere das tiefe Sammetschwarz (daher auch Sammtfee).

Bei diesen und den roten finden sich jene Schmalzkiele am häufigsten, weniger bei den gelben, blauen 2c. Diese Schmalzfedern gelten bei uns als Beweis reiner Rasse und es wird deshalb besonderes Gewicht darauf gelegt.

Nicht so kommen diese Schmalzkiele bei den gewöhnlichen, in allen Farbenmischungen gezeichneten Schwalbentauben vor. Ihr Gefieder fühlt sich nicht fettig an, das Weiß ist rein, die Färbung aber auch weniger tief sammetig und glänzend. Diese Schwalbe ist größer, steht nicht so niedrig, ist nicht so flach gebaut, hat meistens stärkere Latschen, ist übrigens auch eine sehr beliebte hübsche Taube, namentlich die gelbgeflügelte, und die Silberflügel ohne Binden.

Eine Abänderung dieser Rasse ist

die Schlesische Schwalbentaube.

Sie hat anstatt des farbigen Oberkopfs nur einen Stirnfleck und weiße Flügelbinden, ist oft auch unbehaubt.

Eine weitere Abänderung ist

die Flügelschwalbe.

Diese hat gar keine Zeichnung am Kopf, welcher weiß ist, zuweilen auch der Haube entbehrt und glatt ist.

Durch diese Farbenrassen läßt sich die echte, fein gezeichnete Schwalbentaube nicht ersetzen.

Bei allen aber gelten die gleichen Regeln: reine Zeichnung, das weiße Herz auf dem Rücken soll groß (gut gedeckt), daher die Flügel nur schmal gefärbt, die untern Flügelseiten dagegen ganz gefärbt sein. Die Haube darf nur aus weißen Federn bestehen, obgleich sich auch die sogenannten gefutterten Hauben schön ausnehmen. Bei diesen sind die vorderen Federreihen von der Farbe des Scheitels. Die Federn der Haube müssen sich schön über den Hinterkopf legen. Je größer Haube, Hosen und Latschen sind und je zierlicher die ganze Taube ist, desto besser.

* * *

Von den prächtig gezeichneten Farbentauben, welche wir hauptsächlich als Produkte aufmerksamer Züchtung gelten lassen können, kommen wir nunmehr zur Beschreibung und Schilderung von ganz originellen, fast fantastischen Formen, welche mitunter dem profanen Auge eines Nichtkenners — mit einer eleganten Feldtaube verglichen — beinahe wie Karikaturen erscheinen, während der wirkliche

Taubenfreund in diesen Vogelgebilden die vielseitige Gestaltungskraft der wirkenden Natur bewundert.

Der Züchter von Luxustauben hat auch wirklich einen schwereren Standpunkt als der Hühnerfreund, denn fast jedes erzüchtete Huhn kann schön und ein gutes Leghuhn sein, während die Züchtung von farbigen Rassetauben, wo es oft nur auf eine oder einige Federn ankommt, viel komplizierter und zeitraubender ist, um ein vorgestecktes günstiges Resultat zu erzielen, so daß endlich der enttäuschte Züchter nach vielen vergeblichen Versuchen den Taubensport lieber an den Nagel hängen möchte. Erkaufen läßt sich freilich fast jede Rasse und Zeichnung, wenn man die Börse nicht zu schonen hat; aber man hat dann eben nicht die Befriedigung der gelungenen eigenen Züchtung. — Bei allen Originalrassen lassen sich auch die Zeichnungen der vorbeschriebenen Farbentauben mehr oder minder heranzüchten, aber nicht selten auf Kosten der Originalformen, welche gegen manche Farben spröde sind und nicht jede Zeichnung gut annehmen. Macht man mit solchen undankbaren Versuchen zu lange fort, so verdirbt man zuletzt auch noch die Rasseeigentümlichkeiten.

Hof- oder Rassetauben.

Ueber die Entstehung der Hof- und Rassetauben kann man sehr verschiedene Ansichten haben, so viel ist aber gewiß, daß sie aus unsern gewöhnlichen Haustauben nicht gezüchtet werden können, denn sie sind sowohl von diesen, als auch unter sich selbst zu auffallend verschieden. Es sind entweder erschaffene Urtiere, oder wenn man sich eine Abstammung denkt: Urrassen (Originalrassen, Vollblutrassen), welche sich im Laufe verflossener Jahrtausende aus einer Grundform, als welche wir z. B. die Felsentaube betrachten können, abzweigten, habe dies nun durch klimatische Einflüsse, oder in domestizierten Verhältnissen, oder durch beides zugleich stattgefunden. Wir werden von der Wahrheit nicht allzu entfernt sein, wenn wir annehmen, daß die erste Anlage zur Rassebildung durch klimatische Einflüsse und verschiedenartig wirkende Futterstoffe nach denselben schaffenden Gesetzen stattgefunden hat, welche überhaupt der Artenbildung zugrunde lagen; daß diese aber unter dem Einfluß der Domestikation, besonders aber durch künstlich geleitete Zusammenpaarung und fortgesetzte Inzucht im Laufe ungezählter Jahrhunderte zur Trennung in verschiedene typische Rassen geführt hat.

Bei der großen Verbreitung der Feld- und Felsentaube in der Alten Welt, von den Küsten des südlichen Norwegens bis zu den nordafrikanischen Staaten, Aegypten, Kleinasien, Syrien, Arabien, Persien, den Ländern ums Schwarze und Kaspische Meer, können wir z. B. recht wohl die Vermutung aufstellen, daß die federfüßigen und behaubten Tauben eher in nördlichen Verbreitungsbezirken, dagegen die warzenköpfigen, Kropf- und federgezierten Tauben mehr in südlicher gelegenen Verbreitungsbezirken die erste Anlage zur Rassebildung entwickelt haben und daß sie sich durch fortgesetzte rein erhaltene Zucht schon vor Jahrtausenden zu den uns bekannten Rassetypen heranbildeten. — Aehnlich sehen wir eine Rasseabzweigung bei unserem Kanarienvogel; zuerst durch eine standhafte Veränderung in den Farben, von graugrüngelb zu reingelb, und jetzt in der Neuzeit auch durch bedeutendere Größe und augenfällige Federzieraten. Und doch ist dieses Vögelchen noch nicht viel länger als 300 Jahre domestiziert. Freilich ist der geographische Verbreitungs-

bezirk des Wilden Kanarienvogels nur ein sehr beschränkter und wir werden daher niemals zu so vielerlei Rassen gelangen, wie bei der sehr weit verbreiteten und schon in uralter Zeit domestizierten Feld- und Felsentaube. — Ausgeprägte Originalrassen findet man nicht im freien Naturzustande, denn je mehr Vollkommenheiten solche als sogenannte „veredelte" Rassen aufweisen, desto mehr scheinen sie für freies Naturleben ungeeignet und ausgeartet; diese feinen Rassen können daher nur unter der Pflege und Obhut des Menschen ihr Dasein erhalten.

Die auf unser Zeitalter überkommenen typischen Rassen sind etwa folgende: die Pfau-, die Perücken-, die Hühner-, die Kropf-, die Bagdetten-, die Indianer-, die Möven-, die Tümmler- und die Trommeltauben. Die andern sind durch Kreuzungen hervorgebrachte Uebergangsrassen, die sich mehr oder weniger den Originaltypen nähern. — Da mit Wahrscheinlicheit anzunehmen ist, daß verschiedene Rassetauben aus dem Orient (Indien, Persien) nach Europa übersiedelt wurden, so muß hiezu bemerkt werden, daß jetzt der Orient nur noch wenig in dieser Beziehung bietet, denn die morgenländischen Taubenrassen sind in Europa reiner fortgepflanzt worden, als sie sich zur Jetztzeit in ihrer ursprünglichen Heimat vorfinden. Fast jedes Land in Europa hat einige — ihm eigentümliche Lieblingsrassen, deren Echtheit nach festen Regeln genau bestimmt wird, und die man mit größter Sorgfalt züchtet. So England, Frankreich, Holland, Dänemark, Belgien, Spanien, Italien, Rußland, vor allen aber Deutschland, welches sich noch vor fünf Jahrzehnten durch Zucht feiner Rassen auszeichnete. — In der Neuzeit ist es namentlich England, das Vorzügliches in der Taubenzüchterei leistet, nach einem festen Regelbuch (Standard) die Ausstellungstiere beurteilt, Lob oder Tadel in Punkten ausdrückt, und für feine Rassen gute Prämien erteilt. Dem sich hiefür interessierenden Leser wird das Prämiieren nach Punkten durch einige „Formulare" verdeutlicht. — Ueber eine Geflügelausstellung im Londoner Krystallpalast vom 18.—21. November 1889 äußert sich ein deutscher Sachverständiger (in den Dresdener Blättern über Geflügelzucht) für uns Deutsche sehr deprimierend: „Es ist wahrhaft erstaunlich, bis zu welcher Vollkommenheit die Engländer die Tauben herangezüchtet haben, und wie weit wir hier in Deutschland noch zurück sind. Das Herz thut einem weh, wenn man die feinen Tiere sieht und nicht kaufen kann. Die überhohen Preise verbieten aber den Kauf, denn wer zahlt in Deutschland 1000 bis 2000 Mark für den Kopf? Und das sind noch lange nicht die höchsten Preise, denn ein Mr. Ashton hat orientalische Mövchen in allen Arten und Farben ausgestellt, aber kein Stück unter 600 Pfund (= 12000 Mark)." — Verfasser kann in diesen Verhältnissen keinen Anlaß zu „Herzweh" erblicken, denn das sind eben keine Preise für ein allgemeines — selbst nicht für ein englisches — Publikum, sondern überspannte Forderungen prahlerischer Züchter oder habsüchtiger Händler, auf welche niemand eingehen kann, als etwa Millionäre. Wer seine Ausstellungstiere nicht verkaufen will, wird besser thun, dem Publikum gegenüber nicht mit überspannten Preisen zu prahlen und sich auf die einfache Ueberschrift: „Nicht verkäuflich!" zu beschränken.

Um reinrassige Tauben zu züchten, muß man sich die Originalrassen verschaffen. Leider aber hat die Liebhaberei für feine Tauben bei uns in auffallender Weise abgenommen, während der Sport für Brieftauben auf der Mittagshöhe steht. Das Wettfliegen der Brieftauben gewährt ja in der That großes, oft sogar aufregendes Vergnügen, allein ein echter Taubenfreund wird sicher auch noch andern feinen und edel geformten Rassen seine Liebhaberei bewahren; denn es giebt nichts Anziehenderes und Unterhaltenderes, als eine Sammlung schöner Tauben. Sie sind eine wahre Zierde für Haus und Hof; dabei einfach zu füttern, und — wenn die Kosten der Schlageinrichtung und Taubenanschaffung verschmerzt sind — mit

keinem bedeutenden pekuniären Aufwand mehr verknüpft. Für schöne Tauben werden aber oft gute Preise erzielt, und ohne gerade Handel zu treiben, kann der Liebhaber doch gelegentlich mit Vorteil verkaufen und den Gewinn an seinen Futterkosten abrechnen.

Den Mitgliedern der Geflügelvereine wäre noch ans Herz zu legen, bei Ausstellungen schöne Preistiere durch Photographie und Zeichnung genau abbilden zu lassen, um allmählich durch eine Sammlung präziser Bilder die Ausgabe eines gediegenen Werkes (eines Standards) über deutsches Geflügel zu ermöglichen. Nur durch die Bemühungen der Vereine kann durchgeführt werden, was dem einzelnen nicht leicht möglich ist.

Wir beschreiben nun die verschiedenen **Hauptrassen** nach Direktor Fürers kurzen, aber scharf und deutlich bestimmten Kennzeichen, und geben dessen meisterhafte Beschreibungen wieder, welche von großer Sachkenntnis zeugen; wir ziehen aber weniger die Kreuzungen oder sogenannten Veredlungen herein, weil gerade durch diese der Rassetypus abgeschwächt und so dem minder erfahrenen Liebhaber das Verständnis erschwert wird. — Diese Hof- und Rassetauben zeichnen sich teils durch Form und Haltung des Körpers, teils durch Struktur des Gefieders, durch ihre Stimme oder ihren Flug aus. Manche sind nur einfarbig, manche nur in **einer** Grundfarbe echt, andere besitzen daneben eine nur ihnen eigentümliche Zeichnung.

Von einer Klassifikation kann bei diesen Tauben keine Rede sein und der Leser soll daher nicht mit nutzlosen Einteilungen belästigt werden. Einzelne Rassen aber sind durch zahlreiche Varietäten weit verzweigt, und diese können zu Gruppen zusammengezogen werden. Im übrigen haben die meisten Originalrassen wenig Zusammenhang, sondern sind so grundverschieden, daß man jeder Rasse ihren besondern Platz lassen muß. So Pfauen, Hühnertauben, Perücken, Tümmler, Kreuztauben, Indianer (Berber), Bagdetten, Trommeltauben, Kropftauben, Riesentauben und schließlich die Locken- und Seidentauben, welche wir aber als abnorme Bildungen betrachten wollen.

Die meisten Varietäten zeigt die Gruppe der wolkenstürmenden **Tümmler**, mit denen wir auch den Anfang machen. Sie weichen auch am wenigsten von unsern andern Feld- oder Haustauben ab und sind den interessantesten Farbenmodalitäten zugänglich. Darauf folgen die niedlichen **Mövchen**, die dickköpfigen **Indianer**, die warzenschnäbeligen **Bagdetten**, die aufgeblasenen **Kröpfer**, die stolzen **Pfauen**, die hausbackenen **Hühnertauben**, die aufgeputzten **Perücken**, die kampflustigen **Trommler**, die plumpen **Riesentauben**, und zu gutem Ende die fein frisierten **Locken-** und zärtlichen **Seidentauben**, welch letzteren die Natur das Fliegen in die luftigen Himmelsräume versagt hat.

* * *

Der Tümmler. Columba gyratrix.

Taf. 19 und 20.

Tummeltauben, Hochflieger, Purzeltauben, Ueberschläger, Roller, bei uns kurzweg: Purzler oder Burzler. — Dazu kommen noch eine Menge Provinzial- und Städtenamen, als: Glattfüßiger-, Rauhfüßiger-, Flachstirniger-, Hochstirniger-, Langschnäbeliger-, Kurzschnäbeliger-, Hannoverscher-, Celler-, Braunschweigischer-, Dänischer-, Kopenhagener-, Stralsunder-, Königsberger-, Russischer-, Englischer-, Preußischer-, Ungarischer-, Pester-, Mohrenkopf-, Weißkopf-, Plattenkopf-, Weißschwanz-, Farbenschwanz-, Elster-, Elbinger-, Gestorchter Tümmler, Wiener Gansel-, Reinaugen-Tümmler. — Damit sind die Benennungen noch nicht erschöpft, wobei aber dem Leser zu bemerken, daß mehr Unterschied in den Namen, als in Figuren und Eigenschaften liegt. Nur die **Englischen Tümmler** haben eine verschiedene Kopfbildung und sind auch in einer besondern Gruppe vereinigt worden. — Columba gyratrix et vertaga, *Willughby & Ray* 1676; — Columba gyratrix, *Linné* 1766; *Gmelin, Bechstein, Temminck, Fürer* 1858.

Die Tümmler sind über ganz Europa und einen Teil Westasiens bis in ihr altes Heimatland Indien verbreitet, in Persien noch heute gemein, und finden sich demgemäß in unzähligen Spielarten vor, was wir schon aus der vielnamigen Synonymie ersehen können. Man trifft sie von den eintönigen Grundfarben: blau, schwarz, rot, gelb, weiß, bis zu den feinsten Zeichnungen, welche wir bei den Farbentauben bewundern, nur nicht in Schwalbenzeichnung. Besonders fein aber in der fast entgegengesetzten Färbung, in der „Elsterzeichnung". Außer dieser häufigen und beliebten Zeichnung finden sich auch bei den meisten Tümmlern Weißspieße, d. h. die 7 bis 10 vordern Schwingen sind — bei einer der bekannten Grundfarben — weiß gefärbt.

Für die europäischen Taubenschläge führen die echten eigentlichen Tümmler keinen so uralten Stammbaum, wie manche andere Rassetauben; doch aber können wir — nach den Beschreibungen unserer ältern Naturhistoriker — annehmen, daß sie seit ca. 300 Jahren in unserem Erdteil heimisch geworden sind. Dagegen sind die Hochflieger in Persien, Indien, auch in Italien schon über 1800 Jahre bekannt, was wir durch den bekannten römischen Naturhistoriker Plinius erfahren.

Der Tümmler ist etwas kleiner als die Feldtaube, auch etwas kurzbeiniger, und hat folgende Durchschnitts-Maße:

Länge 27,5 cm, wovon auf den Schwanz 7,5 abgehen, der Schnabel vom Mundwinkel bis zur Spitze 1,7 cm; das Bein (Schenkel, Lauf und Mittelzehe bis zum Nagelende) 9 cm; Flugbreite 58 cm. — Gewicht 235 bis 280 Gramm.

Beim echten Tümmler ist der Kopf klein, kurz und rund; die Stirne steil; der Schnabel mittellang oder kurz, spitzig, und gleich den Nägeln meistens hellfarbig; das lebhafte große Auge perlfarbig und von einem flachen Hautring eingefaßt; der Hals ist kurz, unter dem Kopf dünn, edel gebogen; Brust vortretend; Beine kurz, Füße und Zehen klein und unbefiedert; die Flügel locker getragen und bis auf etwa 2 cm das Schwanzende erreichend; der Rücken etwas eingebogen, wodurch eine eigentümliche Haltung bedingt ist; der Schwanz ist wenig aufgestülpt; das Gefieder ist voll und liegt glatt an; die Zeichnung und Farbe ist schön und zum Teil eigentümlich. Das Perlauge hat manchmal eine gesenkte Pupille, d. h. diese liegt nicht im Centrum der Iris, sondern zieht sich bis unten an den äußersten Rand. Solche Tauben sind sehr weitsichtig, stoßen aber oft an nächstgelegene Gegenstände an. Die ganze Rasse leidet an diesem Fehler, besonders aber die verfeinerte englische hochstirnige Rasse weit mehr, als die deutsche. Man hält Tauben mit gesenkten Pupillen für gute Purzler, es ist aber nicht mit Sicherheit darauf zu gehen.

Das ist die Beschreibung eines gewöhnlichen echten deutschen Purzlers, welche aber nicht auch auf die vielerlei verschiedenen Stämme paßt; denn man trifft sehr hochstirnige und kurzschnäbelige Tümmler, z. B. bei den englischen Almonds, und dann wieder sehr flachstirnige und langschnäbelige bei den norddeutschen Tümmlern. — Wir verweisen den Leser auch auf die betreffenden Abbildungen.

Was den echten Tümmler vor allen andern Tauben auszeichnet, ist seine besondere Flugweise. Er ist ein tüchtiger Flieger und hat dabei die Eigenheit, daß er sich schnell erhebt, dabei die Schwingen „in ungebundener Luft und Fröhlichkeit" kräftig über dem Rücken und Kopf zusammenschlägt, daß es weithin klatscht, dann in gewisser Höhe gerade hinschießt, und plötzlich — den Kopf hinten überwerfend — sich um sich selbst drehend, einen Purzelbaum gleich einem gewandten Gaukler nach hinten macht; jedem Purzelbaum soll ein kräftiger Flügelklatsch vorangehen, und der Tümmler soll nicht oder kaum bemerkbar unter die Fluglinie sinken. Macht er weitere Purzelbäume, so kommt er selbstverständlich

unter die Fluglinie, um so tiefer, je mehr er purzelt, was aber der Kenner ungern sieht. Ein wohlausgeführter Purzelbaum genügte unsern alten Tümmlerzüchtern vollkommen, denn wenn die Tauben noch öfter purzeln, werden sie gern schwindlig, können zuletzt gar nicht mehr einhalten mit zahllosen Purzelbäumen, fallen dann zu tief herab, und müssen nun ihren Flug unterbrechen und sich setzen. Kommt das bei einem Tümmler des öfteren vor, so fürchtet er sich zuletzt förmlich vor seinen Gaukeleien, versteckt sich vor seinem Futterherrn, der ihn zum Fliegen antreiben will, fliegt nicht mehr gern in die Höhe, und gilt dann nicht mehr als flugtüchtig (ist aber zur Zucht noch gut). Die Engländer halten das Purzeln deshalb für Zeichen eines epileptischen Anfalls*).

Die echten Tümmler sollen gute Flieger und Purzler — beides zugleich sein. Die Einteilung in Purzler und Flieger ist demnach eine willkürliche und keine genaue, weil viele Tümmler Ueberschläger und Hochflieger zugleich sind. Aber sie müssen zu dem einen wie zum andern durch sorgfältige Dressur erzogen werden.

Vor ca. 50 Jahren war hier in Stuttgart die Liebhaberei für Purzeltauben noch eine sehr lebhafte, es war recht wunderlich und merkwürdig anzusehen, wenn die Taubenhälter in ihren Höfen oder auf der Straße nach oben spähend umher standen und ihre Purzlerflüge beobachteten. Groß war die Freude, wenn aus dem ruhig dahin ziehenden Fluge eine Purzeltaube einmal rücklings herabrollte, sich aber wieder eilig erhob und mit den andern den Flug fortsetzte, bis eine andere an die Reihe kam und purzelte. Waren in einem solchen Fluge nur drei oder auch vier gute Purzler, so war des Jubels kein Ende. Kam dann aber eine ältere Purzeltaube an die Reihe, welche drei- und viermal überschlug, mit Purzeln nicht mehr aufhören konnte, weil sie schwindelig (drehend) wurde, endlich bis auf die Dächer herabkugelte, dann war es mit dem Vergnügen aus. Der Eigentümer mußte eilig nach dem abgestürzten Purzler sehen, um ihn nicht zu verlieren. — Zuweilen verrechnet sich eine Taube auch in der Distanz, fällt sich beim Purzeln tot, oder spießt sich in einen Blitzableiter, in ein spitziges Spalier; oder auch fängt sie ein Taubenstößer dabei ab. — Und ganz eigentümlich, durch einen solchen Unglücksfall wurden nicht nur die in der Tiefe stehenden Zuschauer gestört, sondern auch im Taubenflug selbst wurde ein derartiger Absturz bemerkt; die Tauben verloren ihre Ruhe, senkten sich allmählich nach unten und suchten ihren Schlag wieder auf. —

*) Ein epileptischer Anfall ist bei diesen muntern Fliegern sicher das geregelte Purzeln nicht. Aber es ist eine Reizbarkeit des Nervensystems vorhanden, welche zu einer Vergleichung des Nackenzitterns bei den Pfauen (seltener bei den Mövchen, Perücken u. a.) veranlaßt. Ueberfällt eine solche Reizbarkeit den Vogel während des Fliegens, so erklärt sich daraus das Purzeln in natürlicher Weise, denn diese Reizbarkeit treibt ihn, den Kopf nach hinten zu werfen, und führt so einen Purzelbaum herbei, was auch einem gesunden normalen Purzler Vergnügen zu machen scheint. — Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn ein Tümmler das Purzeln übertreibt, d. h. drei- bis viermal überschlägt; dann überfällt ihn Schwindel und er kommt ins Rollen, kann nicht mehr aufhören und ist dann — wie schon oben erwähnt — für den Freiflug verdorben. — In Indien wird eine Tümmlertaube gezüchtet, Lowtan oder Lotan genannt, welche dadurch merkwürdig ist, daß sie — auf dem Boden tummelt. Man nimmt die Taube so in die Hand, wie es ein richtiger Täubler macht; zwischen zwei Finger der andern Hand nimmt man den Hals leicht unter dem Kopf (daß der Kopf noch über den Fingern hervorsteht) und schwingt dann die Taube in Pendelbewegung ziemlich schnell hin und her, was sie so schwindelig macht, daß sie 8 bis 10 mal auf dem Boden fortrollt, wie wenn sie einen Anfall hätte. — Einzelne Tümmler springen auch vom Boden auf, führen einen vollen Purzelbaum aus, und kommen dann gleich wieder auf ihre Beine. Sie purzeln zuweilen auch im Schlag, während sie von einem Platz auf den andern fliegen. Zum Gesellschaftsflug in die Höhe sind solche Tauben meistens verdorben, aber zur Nachzucht sind diese Erztümmler noch zu verwenden, denn ihre Jungen können tüchtige Flieger werden.

So kam man nach und nach von den Purzeltümmlern ab und begnügte sich mit den Hochfliegern.

Eine eigene Variation mancher Purzeltauben war es, wenn sie mit hochgehobenen Flügeln und auf dem ausgebreiteten Schwanze, gleichsam reitend, sonst bewegungslos, sich aus der Fluglinie herabsenkten, sich dann wieder erhoben und das gleiche Spiel wiederholten. Diese Tauben nannte man: „Schwanzreiter", und sie machten ebenso viel Zeitvertreib wie ihre Kameraden, die echten Purzler, waren aber doch höher geschätzt. Man kann diese Schwanzreiter dadurch verbessern, daß man ihnen den Schwanz zur Hälfte mit einer Schere abschneidet, wodurch der Ueberschlag so erleichtert wird, daß sie das Purzeln meist noch richtig lernen. — So allmählich kamen — wie bemerkt — hier in Stuttgart die Purzler „aus der Mode" und man begnügte sich nicht nur mit ihrem schönen ruhigen Hochflug, sondern merzte die wirklichen Purzeltauben förmlich aus, weil sie den Flug der Kette hintan hielten und zu bald wieder in die Tiefe zogen. — Verfasser kann sich nicht erinnern, innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte noch einen Tümmler hier in Stuttgart purzeln gesehen zu haben. — Aus all' diesem ist zu entnehmen, daß es recht schwierig ist, sich einen Flug gesunder echter Purzler zu ziehen und auch zu erhalten. Deshalb sehen wir auch in der Neuzeit die meisten Tümmler zum Hochflug erzogen. Eine kurze Anleitung die Tümmler zum Purzeln zu dressieren, wird deshalb hier am Platze sein.

Die Flugtümmler oder Purzeltauben

müssen in richtiger Weise zum Purzeln angehalten, gleichsam erzogen werden, und das erfordert viele Aufmerksamkeit, guten Willen und Zeit.

Wenn die Tümmler 3 oder 4 Monate alt sind, ist es früh genug, ihnen Anleitung zu verschaffen. Zu einem Flug junger Tümmler, die in Dressur sind, gehört immer die gleiche Anzahl eingewöhnter alter Tauben. Mit solchen angewöhnten Tauben läßt man die einzugewöhnenden Jungen fliegen. Nun merke man! Diese alten Flugtauben müssen schon vorher einen Flug gemacht haben, damit sie müde sind und nicht mehr hoch und lange fliegen. In Gesellschaft dieser älteren gewöhnten Tauben jagt man die Jungen auf und gewöhnt sie so nach und nach daran, zu fliegen und zu purzeln. Einige junge Tauben entwickeln ihre Anlage zum Purzeln sehr rasch, andere viel später. Das hat aber nichts zu sagen, denn diese später entwickelten geben oft die besten Purzler ab. Doch muß man sehr aufmerksam sein (nötigenfalls mittels eines Feldstechers), damit jeder Vogel, der als ein fauler betroffen wird, nach einigen Proben ausgestoßen werden kann, um die Qualität des übrigen Fluges gut zu erhalten. — Sind die jungen Tümmler einmal den Flug ums Haus sicher eingewöhnt, so läßt man sie, ohne Begleitung der alten Tauben, morgens heraus, ehe sie gefüttert sind, dann werden sie durch Klatschen und Fahnengewedel zum Hochfliegen angetrieben, wo sie dann ihre Purzelkünste zeigen werden. Der Besitzer muß diese Fluchten sehr aufmerksam beobachten, um zu sehen, welche Tümmler gut, mittelmäßig oder schlecht sind. Zu dem Ausschuß gehören auch die faulen Flieger, welche sich alsbald wieder auf die Dächer setzen. Wenn sie bei einem solchen Rundflug nur einigemal einen regelmäßigen Purzelbaum machen, so ist das genügend. Wenn der Flug nach gutem Fliegen von einer Viertel- oder halben Stunde niederkommt, wird er sofort gefüttert. Purzeltauben fliegen nie so hoch und so lange und anhaltend als ihre Kameraden, welche zum Hochflug dressiert sind, denn sie werden von ihren Evolutionen bälder müde. Wenn sie aber einmal gut eingeübt sind, kann man sie auch zu längerem Fliegen antreiben. — Mit vollem Kropfe darf man Tümmler nie fliegen lassen;

sonst setzen sie sich bald wieder auf Dächer und Kamine, und wenn der Tümmler einmal diese Gewohnheit angenommen hat, ist er als Purzler verdorben. Außerdem wird das Futter bei Ueberstürzen vom Kropf wieder zurück in den Hals geschüttelt, wodurch der Vogel gewürgt und im Flug gestört wird. — Wollen die Tauben nicht weit und hoch fliegen, oder nicht im Zusammenhang wiederkommen, so sperrt man sie einige Tage ein und läßt sie — womöglich — an einem klaren Tag ausfliegen, wo sie dann viel mehr Lust zum Hochfliegen zeigen werden. — Wollen sie sich zu bald setzen, so scheucht man sie wieder auf; so bald sie aber zum Schlag hereinkommen, werden sie etwas gefüttert. — Befolgt man diese Manier regelmäßig, so werden sich die Tauben daran gewöhnen, so lange sie in der freien Luft sind, auch zu fliegen. Bei einer regelmäßigen Dressur läßt man sie am besten 2 mal des Tages fliegen, und zwar morgens und abends. Nach dem Morgenflug bekommen sie nur halbe Portion, nach dem Abendflug aber soviel als sie fressen wollen. — Alles zusammengefaßt: faule Flieger (Dachhüter) und solche, welche sich schwindelig purzeln, d. h. so lange herabrollen, daß sie sich setzen müssen — merzt man aus. Auch muß man möglichst verhüten, daß die Tauben zu bald niederfliegen, außer wenn sie wieder in den Schlag eintreten sollen. Zur Abendzeit, nach der Fütterung, gestattet man denselben, sich noch ein wenig auf den Dächern umherzutummeln, oder sich zu putzen.

Aber auch

die Hochflieger

müssen durch Dressur erzogen werden, und zwar soll sich diese lediglich auf hohes und anhaltendes Fliegen in gutem Stil beschränken; doch sind weder das muntere Flügelklatschen noch ein gelegentliches Ueberschlagen dabei ausgeschlossen, nur darf letzteres nicht in zusammenhängenden Purzelbäumen bestehen, sondern jeweilig in einer Umdrehung und ohne Fallen; die Taube darf dabei im Fluge nicht zurückbleiben und andere nicht stören. Wildfänge, welche gegen diese Regeln handeln, merzt man aus. Die Flugdressur beginnt man gleichfalls mit Jungen im Alter von 3 bis 4 Monaten, wobei sehr darauf zu achten ist, daß diese Tümmler aus Frühbruten stammen. Diese kommen mit ihren Flugübungen in die gute Jahreszeit und werden auch meistens gute Hochflieger.

Die Hochflieger werden von einem Ausflug zum andern eingesperrt gehalten. Sollen sie fliegen, so liest man eine beliebige Anzahl aus (sagen wir 12), setzt sie unter einen Haubenkorb, der auf dem Flugbrett steht, läßt sie dann aus, und jagt sie mit Hilfe von roten Fahnen, Glocken und Klappern ab. Sie steigen dann unmittelbar in die Lüfte, beschreiben ihre Kreise über der Heimat und fallen nach beendetem Fluge auf dem Dache ihres Futterherrn an, um sich sofort in den Schlag zu begeben. Dieser soll eine freie Lage haben, und außer dem Flugloche mit einer schließbaren Lucke versehen sein, aus welcher man die Tauben entlassen und sie während des Fluges beobachten kann. Ein Feldstecher oder ein Fernrohr leisten hiebei gute Dienste.

Die praktischen Regeln zur Ausbildung der natürlichen Anlagen der Tümmlertauben zum lange anhaltenden Fluge sind folgende:

1. Das Einüben der Jungen muß durch die besten alten Flieger geschehen. Wollen sie anfangs zu Zeiten nicht fliegen, so muß man sie nicht zwingen.

2. Man lasse die langfliegenden Tauben täglich nur einmal abfliegen. Bezeigen sie keine Lust dazu, so suche man sie nicht zu zwingen.

3. Unmittelbar vor dem Auslassen dürfen sie nicht gefüttert werden; sie sollen überhaupt nicht mast, sondern mäßig gehalten sein. Eine halbe bis eine Stunde guten Fluges genügt anfänglich; zwei Stunden anhaltende Flugzeit

kennzeichnet dagegen schon besonders flotte Flieger. Echte Purzler halten nicht viel über eine halbe, höchstens eine ganze Stunde aus; dann suchen sie wieder die Heimstätte. — Wenn wir aber in manchen Schriften über Hochflieger lesen: „Sie fliegen über sechs bis acht Stunden, ja unter günstigen Umständen ‚mondhelle Nächte durch‘! über der Gegend ihres Schlages, und zwar in einer Höhe, daß die schärfsten Augen Mühe haben, sie zu entdecken, daß sie — aus eitel Flugluft und Flugtüchtigkeit — so lange in den Wolken verweilen, bis sie die Heimat unter sich nicht mehr finden, sich verfliegen und so ihrem bekümmerten Futterherrn ganz und gar verloren gehen,“ — wenn wir dies und ähnliches lesen, so wollen wir es einfach unter die Rubrik: „Täublerlatein“, als gleichbedeutend mit „Jägerlatein“ setzen, denn solchen Flugsport betreiben unsere Hochflieger weder in Süd- noch in Norddeutschland, ebenso bestimmt auch nicht in England, Frankreich oder Italien.

4) Bei Wind, Nebel, Schnee und Regen, auch bei scharfer Ostluft, läßt man die Tauben nicht fliegen, noch weniger treibt man sie auf, sondern hält sie im sichern Schlag zurück.

5) Haben sie ihre Tour für einen Tag gemacht, so lasse man dieselben Tauben an diesem Tage nicht mehr aus, was durch die sogenannten Gabeln am Flugloch, Fig. 68, verhindert wird, da sich diese nur von außen nach innen öffnen, wenn die Taube dagegen andrückt, was sie leicht lernen.

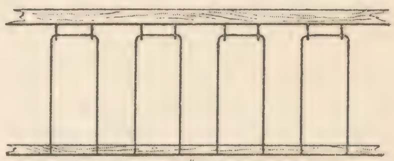


Fig. 68.

6) Man lasse sie nie mit schlechtfliegenden Tauben fliegen, auch nicht mit „Tümmlern“, welche den Zug und das Hochfliegen stören. Zum Hochfliegen werden sie durch Klatschen und Flaggenwedeln angespornt.

7) Das Anfallen auf dem Dache ihres Schlages und sofortiges Eingehen in denselben erlernen sie bald, weil ihrer nach dem Fluge das Futter darin wartet. Einigemal etwas Futter auf das Futterbrett gestreut, befördert dies sehr.

So behandelt schwärmen diese Tauben lange Zeit im hohen Luftraum umher, zur Freude ihres tief unten in Froschperspektive harrenden stillvergnügten Pflegers. — Zuweilen findet man auch sogenannte

Soloflieger,

welche eine oder einige Stunden allein fliegen, wenn man nur eine allein herausläßt.

In manchen Gegenden pflegt man junge Tauben zu kapaunen, um ihre Flugkraft zu vermehren und die Schönheit ihres Gefieders zu fördern. Die Schwingen werden auch wirklich länger und die Farben glänzender, aber diese langschwingigen Segler sind kraftlose Flieger und können nichts leisten, weil die überlangen Schwingen mehr Luft fassen, als die Tauben bewältigen können. Bei dem Kastrieren der Tauben gehen überdies von 12 Stück mindestens 6 verloren, weil die kleinen Organe, Testikel und Eierstöcke, schwer zu finden sind, deshalb andere Eingeweide mit verletzt werden und die geschundenen Tiere sterben. Das Kapaunen der Tauben müssen wir als eine nutzlose Tierquälerei bezeichnen.

Wir beschreiben nun die verschiedenen

Tümmler- und Hochflieger-Varietäten,

und deren sind es nicht wenige. Wir treffen Einfarbige und Melierte, sehr schön Gezeichnete, Langschnäbel, Mittellang- und Kurzschnäbel, Glattfüße, Gestiefelte, Federfüßige, Glattköpfe, Gehaubte; kurz so vielerlei Varietäten, daß man kaum weiß, mit welchen man die Beschreibung anfangen, mit welchen man sie beendigen soll. Doch mögen hier die verschiedenen schönen Zeichnungen, welche

der Tümmlerrasse eigentümlich sind, kurz vorgeführt werden, wobei wir die Leser auch wiederholt auf unsere betreffenden Abbildungen verweisen möchten.

1. Der Weißspieß-, Weißschläger-, Weißschwingige Tümmler. Bei einer reinen Grundfarbe (blau, gelb, rot, schwarz) sind die 7 größten Schwungfedern in jedem Flügel weiß; der Schwanz ist, samt seinen obern Deckfedern in gerader Linie gegen den farbigen Rücken abgeschnitten, ebenfalls weiß; sonst soll am ganzen Tier keine weiße Feder sein, besonders auch nicht unter dem Schwanz; die Taube soll daselbst die Grundfarbe haben, d. h. geschlossen sein.

2. Weißspieß ohne weißen Schwanz; im übrigen ganz wie vorstehende; Spieße stets gleich an beiden Flügeln; vergl. Textfigur 58.

3. Der Barttümmler, mit weißem Kehlfleck, weißen Spießen und weißem Schwanz. Vergl. Textfigur 55.

4. Der Weißkopftümmler, mit ganz weißem Kopf, das Weiß von der Kehle nach dem Hinterkopf ziehend; sonst wie beim vorstehenden. Siehe Taf. 19, Fig. 10.

5. Der Plattentümmler, Kalotte, Glocke. Mit farbigem Scheitel, etwas in den Nacken verlaufend und farbigem Schwanz; sonst weiß.

6. Der Elstertümmler. Eine der schönsten Zeichnungen, die überhaupt bei den Tauben vorkommen und besonders der Tümmlerrasse eigentümlich sind. Die schönsten Grundfarben sind in Schwarz, Rot, Gelb und Blau, jede dieser Farben in sattester Anlage. Gefärbt sind Kopf, Hals bis zur Brust hinab, hier scharf von dem weißen Unterleib abgesetzt, der ganze Rücken samt Schulterfedern (das Herz) und der Schwanz, der ganze Flügel samt Unterkörper weiß. Bei den Englischen Elstertauben soll auch der Unterleib gefärbt sein. Auch finden sich Weißköpfige Elstern (dann Wiener Gansel, siehe dieselben), und solche mit weißem Brustfleck (Brustfleckelstern). Je schärfer die Zeichnung, je satter die Farbe, desto schöner. — Zuweilen sind die ganzen Flügel samt Schulterfedern weiß, dann Weißflügelelster.

Die Varietäten der Tümmler sind in Form und Farbe endlos und so gekreuzt, daß es schwierig ist, bestimmte Varietäten rein weiter zu züchten. Der Züchter muß daher bei Auswahl der Paare ebenso überlegend zuwerkgehen, wie bei der Zucht anderer fein gezeichneter Haustauben.

Bei aller Aehnlichkeit des Tümmlers mit einer eleganten Haustaube, wird der Kenner doch stets jenen rasch zu unterscheiden wissen, abgesehen von der Größe, denn die Langschnabel-Tümmler im Norden unseres Vaterlandes stehen an Größe einer Feldtaube wenig oder nichts nach. Aber beim Tümmler ist die Haltung anders, aufrechter, die Brust mehr vorstehend, die Form des Schnabels ist gerader, vorn wenig übergekrümmt, dessen Färbung meistens hell, ein sogenannter Wachsschnabel; besonders charakteristisch sind die schönen hellen Perlaugen; der Kopf ist in jeder Variation beim Tümmler runder und zierlicher.

Langschnäbelige Tümmler.

Der Stralsunder Tümmler.

Taf. 20, Fig. 4.

Ein schneeweißer Tümmler; zuweilen mit schwärzlichen oder bräunlichen Sprenkeln im Nacken oder an andern Stellen des Gefieders. Die Nestjungen sind noch nicht weiß, sondern braun gefleckt und bekommen erst nach zwei Mausern das weiße Gefieder. Die Größe ist die einer Feldtaube, der Schnabel ist aber gerader; die Stirn nicht steil, eher etwas flach; die Nasenhaut soll rötlich sein, ebenso ein nackter Ring um die Augen rot; die Augen perlfarbig; der Schnabel hellfarbig, die Füße rot, die Krallen weiß. Der Stralsunder hat eine edle Haltung, die Ge-

stalt ist schlank und gestreckt, die Brust aber breit, die Füße glatt, der Hals lang und schlank, die Flügel liegen lose am Leibe. Er ist sehr fluggewandt, fliegt hoch und lang, und brütet auch gut.

Der Danziger Hochflieger.

Feldtaubengröße. Kommt in vielen Farben und Zeichnungen vor, hat aber meistens eine breite Haube, was feine Kenner bei Tümmlern nicht lieben. Auch die Farbe der Iris ist verschieden, doch wird ein milchweißes oder silbergraues Auge mehr geschätzt, als ein anderfarbiges. Bei manchen Stämmen findet man mehr Federn im Schwanze als 12, nämlich 16 und 18 Federn, was an einen mangelhaften Pfauenschwanz erinnert. — Er hat eine gestreckte Figur, schmalen, stets behaubten Kopf, langen Schnabel, glatte, hohe Füße; die ganze Figur ist schmal und lang, doch mit ziemlich breiter Brust. Der Danziger fliegt gut und hoch, nistet auch gut, wird aber selten angetroffen. In früheren Zeiten waren die „Danziger Mohrenköpfe" beliebt, sind aber beinahe verloren gegangen.

Der Hannoversche Tümmler.

Größe einer Feldtaube, aber echte Tümmlerrasse mit weißen Perlaugen und Wachsschnabel. Augenringe blaß, rote sind nicht beliebt. Kommt in allen Hauptfarben vor, aber stets mit weißen Spießen, indem in jedem Flügel 7 Schwingen (Spieße) weiß sein sollen. Fliegt vorzüglich, anhaltend und hoch. Wenn dressiert, auch guter Tümmler. Bei schwarzer Grundfarbe soll auf dem hellen Wachsschnabel an der Oberkieferspitze eine dunkel angelaufene Stelle sichtbar sein.

Der Braunschweiger Tümmler.

S. Textfigur 55.

Braunschweiger Barttümmler.

Feldtaubengröße. In Schwarz, Rot, Gelb; am schönsten in Schwarz, immer aber mit weißen Spießen und mit einem eigentümlichen, scharf gezeichneten weißen Kehlfleck. Perlaugen, Wachsschnabel, an den roten Füßen schwarze Nägel.

Der Celler (Zeller=) Tümmler.

Feldtaubengröße. Glattköpfig und glattfüßig. Grundfarbe in Schwarz, seltener in Gelb oder Blau, mit 7 bis 8 weißen Spießen (Schwingen), Schnabel dunkel, zuweilen auch die Iris gelb, was bei der Tümmlerrasse nicht gern gesehen wird. Der Celler ist aber ein guter Flieger, fliegt hoch und auch lange und schwebt stundenlang in bedeutender Höhe in den obern Luftschichten, bis er wieder seinen Schlag aufsucht. In der Gegend seiner Namensstadt Celle, ferner in Neustadt, Nienburg, Lüneburg, Wittingen, Hildesheim, Göttingen, war der Celler Tümmler vor Zeiten sehr beliebt, ist aber durch den ähnlichen, feinen Hannoverschen Weißspießer verdrängt worden und jetzt kaum mehr aufzutreiben.

Der Hamburger Tümmler.

Taf. 20, Fig. 5.

Kopenhager=, Dänischer Tümmler, Hamburger Hochflieger, Hamburger Elster.

Eine weitverbreitete beliebte Taube, meistens in der schönen Elsterzeichnung. Schönheitsregeln sind tiefe, kräftige, metallisch glänzende Färbung und fehlerfreie Zeichnung. Glattköpfig und glattfüßig; mit Haube weniger beliebt. Heller Wachsschnabel, Perlauge. Bei schwarzer Grundfarbe die Nägel schwarz, bei gelber Grundfarbe weiß, bei roter Grundfarbe weiß oder rötlich. Bei Elsterzeichnung soll die Scheidelinie beider Farben gut abgeschnitten sein; besonders soll der Abschnitt auf

der Brust nach dem Unterleib in einer schwachen Kurve, mit Ausbiegung nach dem Bauch, verlaufen und nicht zu hoch sitzen. Bei der schwarzen Elster ist eine dunkel angelaufene Spitze des Oberschnabels erlaubt, aber nicht nötig, wie es beim Hannoverschen schwarzen Tümmler vorgeschrieben ist. Diese schwärzliche Spitze auf dem hellen Schnabel soll die reine Durchzucht der schwarzen Farbe bezeugen. Die Federn des Oberarms und der Schulterdecken sind farbig; die des Handgelenks und Unterarms sollen weiß sein. Auch soll sich der farbige Schwanz scharf von dem weißen Unterleib abheben.

Recht schön ist auch der

Kopenhagener Weißschwanz.

Taf. 20, Fig. 3. Die Totalfärbung ist blau, schwarz, rot oder gelb; in scharfem Abschnitt hebt sich dagegen der reinweiße Schwanz samt Deckfedern ab. Eine seltene Zeichnung. Wachsschnabel und Perlaugen; der nackte Augenring rötlich.

Wiener Langschnabel-Tümmler.

Taf. 20, Fig. 1.

Weißgestorchter-, Dunkelgestorchter-, Stockblauer Wienertümmler, Gehämmerter Tümmler, Wiener Schimmel, Wildtümmler, Kibitz, Scheckentümmler, Schornsteinfeger, Brander, Stipper, Nordischer Kreuzer nebst noch vielen andern Benennungen.

In der Weltstadt Wien hat die Zucht der Tümmler von jeher eine warme Pflege gefunden, und wird deren Züchtung bis in die Neuzeit herein noch mit Eifer betrieben. Außer den sämtlichen Hauptfarben und den auf Seite 258 angegebenen Zeichnungen finden wir bei Wiener Liebhabern und Züchtern noch besondere beliebte Varietäten, von denen wir folgende anführen:

Der Weißgestorchte Wiener Hochflieger, Pester-, Prager-, Weißgestorchter Tümmler. Siehe auch Taf. 20, Fig. 1. — Diese Taube zeigt eine — für einen Tümmler eigenartige, aber ansprechende Färbung. Die Grundfarbe ist weiß; die großen Schwingen (Spieße), bei den meisten Tümmlern sonst weiß, sind bei diesen Tauben nach den Spitzen farbig überlaufen, so daß auf dem angezogenen Flügel irgend eine Hauptfarbe erscheint, was der Liebhaber mit „Gestorcht" bezeichnet; ebenso gefärbt ist auch der Schwanz. Nicht selten zeigen sich am Kopf, Hals und Brust einige dergleichen Fleckchen. Außer den Schwarzgestorchten Tauben giebt es auch Rot- und Gelbgestorchte, seltener Blaugestorchte Tümmler. — Das Auge ist, wie es bei der ganzen Rasse sein soll, perlfarbig. Beim Rot- und Gelbstorchen ist auch der Schnabel und Augenring hellfarbig. Beim Schwarz- und Blaustorchen ist aber der Schnabel schwärzlich und auch der Augenring dunkel, was bei einem Tümmler etwas fremdartig, aber nicht unschön aussieht. — Ein sehr hübscher Tümmler ist der Schwarzstorch. Oberhalb graublau, Kopf, Hals, Schwingen und Schwanz dunkler, fast schwarz, auf dem Flügel schwarze Binden; Kehle und Unterhals weiß gefleckt, der ganze Unterkörper reinweiß. Junge Schwarzstorchen sind vor der Mauser fast reinweiß, nur die Extremitäten sind dunkelgesäumt. Nach vollendeter Mauser werden sie total verändert und erhalten ihre obige Färbung.

Ueber die Gestalt sagen Kenner: Der Kopf ist länglich, etwas eckig, oben platt; der Schnabel ist dünn und geradeaus stehend, lang, oder auch nur mittellang; um die „feurig dreinblickenden" Augen dunkelrote, beinahe schwarze Augenränder. Die ganze Gestalt schmal, kurz, klein; die roten Beine unbefiedert; gestiefelte Beine sind nicht beliebt. Die Flügel stehen von der Brust ab, die Achseln sind scharf gekantet, der schlanke Hals samt Vorderkörper hoch aufgerichtet, so daß der Schwanz beinahe den Boden berührt.

Enthusiastische Züchter schreiben: „Die Prager Storchen sind allen Tümmlern an Flugkraft überlegen; spiralförmig schwingen sie sich aufwärts, so daß sie in 10 Mi-

nuten nur noch als Punkte am Himmel glänzen, wo sie 5 bis 6 Stunden (!?) im Hochfluge aushalten und dem Auge entschwinden." — Dazu bemerkt Verfasser, daß sich der Liebhaber mit einem scharfen Fernrohr zu versehen und die Froschperspektive gut einzuüben hat, um wenigstens eine halbe Stunde das Vergnügen zu haben, diese hochfliegenden Tauben bewundern zu können.

Die „Stockblaue Wiener Taube" ist schwarzschnäbelig, die Iris blaugrau, mit dünnen schmalen Augenringen, welche ebenfalls schwärzlich sind. Die Hauptfärbung ist die einer aschblauen Feldtaube, vom hellsten Grau bis zum dunkelsten Aschgrau; die Flügelbinden dünn und tiefschwarz; am Hals soll sich kein grüner Schiller zeigen. — Auch Schuppenzeichnung kommt bei dieser Taube vor; feine Schuppen mit scharfen Binden sind beliebt.

Wiener Schimmel. Eine graublaue, schwarzbindige Taube. Sie hat Anstand und Haltung eines Tümmlers, aber dunklen Schnabel und dunkles Auge, und hat deshalb für Kenner wenig Wert.

Der Wild-Tümmler hat dunkelgraue Platte, gestaarten Nacken, dunkelblaue Flügeldecken mit feinen schwarzen Binden. Der ganze Unterleib ist weiß.

Der Schwarzgedachelte Tümmler, wie voriger, nur in schwarzer Farbe; die Iris lichtgrau.

Der Kibitz-Tümmler, oder kurzweg: Kibitz, hat eine interessante Zeichnung, ist aber nur noch selten zu treffen. Der ganze Oberleib ist mattschwarz, sodaß sich die schwarzen Flügelbinden noch genau von der Grundfarbe abheben; Kopf, Schwingen und Schwanz etwas kräftiger schwarz; der Vorderhals — von der Kehle ab bis auf die Brust (Abschnitt der Elsterzeichnung) hinab, gestaart mit rötlichem Metallschiller. Das Auge ist perlfarbig, der Schnabel dunkel hornfarbig; der ganze übrige Unterleib samt Schenkeln und After rein weiß.

Interessante Zeichnungen sind, außer anderen, noch folgende:

Schecken-Tümmler,

in Schwarz, Rot, Gelb, mit weißen Federn regelmäßig durchschossen.

Der Schornsteinfeger,

auf roter Grundfarbe mit schwärzlich angelaufenen Spitzen der Schwanzfedern und Schwingen erscheinen auch weiße Federn eingemischt, teils reinweiß, teils auch etwas rot oder schwärzlich bezeichnet, wie es bei den Almonds vorkommt.

Der Brander,

nicht zu verwechseln mit der Feuertaube, ist ein roter Tümmler mit schwarzen Schwingenspitzen und Schwanz, und zwar mit ausgedehnterem Schwarz als beim Schornsteinfeger, mit dem er größte Aehnlichkeit hat.

Der Stipper,

eine helle Taube, weiß, rötlichgelb oder silbergrau, mit dunklen Tönen an Hals und Brust, oder auch Sprenkelflecken in Schwarz, Braun oder Blau; er hat einige Aehnlichkeit mit hellen Almonds.

Der Nordische Kreuzer,

eine weiße Taube mit Nonnenzeichnung, dabei aber mit vereinzelten Flecken getigert. Nach Versicherung mancher Liebhaber soll der Hochflug dieser Tauben so kräftig sein, daß sie auch gegen „widrigen Wind aufkreuzen"!? Deshalb der Name „Kreuzer"!

Mißgefarbte und scheckige Tauben

sind für den Kenner ohne Wert, bei einem solchen auch nicht wohl zu finden.

Mittelschnäbelige Tümmler.

In dieser Gruppe finden wir die feinsten Tümmler, wohlgestaltete Tauben mit dem echten Typus der Tümmlerrasse und lebhaften brillanten Farben in allen möglichen Zeichnungen, welche bei Tauben vorkommen, mit Ausnahme der reinen Schwalbenzeichnung. Der Liebhaber, welcher bei diesen Tauben auf Hochflug oder Purzeln Wert legt, wählt glattköpfige oder glattfüßige Schläge, weil diese erwiesenermaßen am liebsten hochfliegen oder purzeln. Der Züchterfleiß hat aber auch spitz- und breitgehaubte, gestiefelte und federfüßige Varietäten aufgebracht, so daß eine fast verwirrende Auswahl für den Liebhaber auch bei dieser Taubenvarietät vorhanden ist.

Für Süddeutschland ist dies der beliebteste Tümmlerschlag von jeher gewesen. Vor 40 Jahren wurden solche Tauben noch mit wahrer Begeisterung gehalten und gezüchtet; denn es sind brillante Flieger und treffliche Purzler. In der Neuzeit sind sie aber durch den Brieftaubensport zur Seite gedrängt worden.

Elster-Tümmler.

Taf. 20, Fig. 2.

Nach dem Engl. Standard soll ein mittelschnäbliger Elster-Tümmler in Form, Zeichnung und Färbung sein wie folgt: Der Kopf soll lang, schmal und gestreckt sein, von dem Schnabel ohne Unterbrechung nach der Scheitelhöhe ansteigen und dann wieder sanft nach hinten abfallen. — Der Schnabel soll ziemlich lang und fein, gerade, Ober- und Unterschnabel von gleicher Stärke sein; die Farbe desselben hell, ohne Flecken. — Das Auge ein reines Perlauge, oder reinweiß mit schwarzer Pupille; die Haut um die Augen muß fein und korallenrot sein; die Schnabelwarze klein und zierlich; — der Hals lang und dünn, bis zu den Schultern herab kaum anschwellend, mit zartem Bogen am Leib anschließend; — der Körper (Leib) soll dünn, schlank und lang sein, mit vorstehender Brust, im Durchmesser 3 Zoll (engl.) messend. — Die Länge der Taube von Schnabelspitze bis zum Schwanzende ca. 11½ bis 12½ Zoll; die Höhe des stehenden Vogels von Fußsohle bis zum Scheitel ca. 8 Zoll. — Füße und Zehen dünn, lang, gut gesetzt, ohne Befiederung, von Farbe hellrot; Nägel weiß. — Zeichnung (S. auch S. 258): Gefärbt sind Kopf, Hals, Brust, Steiß, Schwanz, sowie der Sattel, welcher bei reiner Zeichnung eine schöne Herzform hat und mit dem breiten Teil an den Schultern, mit dem spitzen Teil nach dem Bürzel steht. Große und kleine Schwingen, sowie alles übrige am Körper soll weiß sein. Nach unten soll sich die Färbung nur bis wenig oberhalb des Brustbeins erstrecken und in einer geraden oder leicht aufwärts gekrümmten Linie über der Brust endigen. — Alle Farben, besonders schwarz, sollen einen reichen Metallschiller zeigen; ebenso auch die rote Farbe; die gelbe Farbe soll satt und tief sein. Elstern mit weißen Kopfplatten oder mit Hauben sind bei uns wenig beliebt. Latschige Füße schaden unbedingt der Eleganz des feinen Körpers; feine Stiefelchen weniger; zur Nachzüchtung werden womöglich nur glattfüßige Elstern gewählt.

Reinrassige Vögel, welche allen Anforderungen entsprechen, fallen aber hier ebenso selten, wie bei andern Rassen.

Wer Elstern züchten will, wähle einen trockenen Dachraum, der nicht allzusehr von der Sonne beschienen wird, denn grelles Sonnenlicht bleicht die Farbe der Federn und färbt die Schnäbel dunkel. Man sehe ferner darauf, daß die Tauben täglich frisches Wasser erhalten und sich wöchentlich mehrmals baden können. Vor allem hat man für Beischaffung reinrassiger Tauben zu sorgen, welche nicht gerade Ausstellungstiere zu sein brauchen, da dennoch korrekte Junge

ausfallen können. Wenn die Jungen alt genug sind, um selbst fressen zu können, setzt man dieselben in einen andern Verschlag, weil sie beständig die Eltern mit Futterbettel verfolgen und dieselben in der Weiterzucht oft sehr empfindlich stören. Als Futter ist das beste: Wicken, mit etwas Hirse oder Kanariensamen und wenig Gerste dabei. Gute Futterwicken haben immer den Vorzug. — Um die Farben brillant herzustellen, werden die Tauben mittels weichen Schwammes, mit warmem Wasser, in dem etwas Soda gelöst ist, sorgfältig gewaschen und mit einem Tuch abgerieben und dann in ein warmes Lokal zum Abtrocknen gesetzt.

Elster-Tümmler mit Federfüßen.

Elstern mit starken Federfüßen sind bei uns weniger beliebt, eher noch solche mit Stiefelchen. An jedem Flügel sind ca. 7 bis 8 Schwingen weiß; Federfüße weiß; Kehlzeichnung und Stirnfleck ebenfalls weiß. Wachsschnabel und Perlaugen.

Beim Englischen Tümmler hört die Grundfarbe nicht unter der Brust auf, sondern setzt sich über den ganzen Unterleib bis zum Schwanz fort.

Nonnen-Tümmler. Columba vestalis.

Taf. 20, Fig. 6.

Nönnchen.

Mohrenkopf mit weißer Haube, 7 schwärzlichen Spießen und schwarzem Schwanz samt Deckfedern; eine Spezialzeichnung des Nonnentümmlers, bei dem man aber Perlaugen verlangt. Der Schnabel ist nur beim Gelbnönnchen wachsfarbig; beim Schwarznönnchen schwarz; beim Rotnönnchen hornbräunlich. Die Füße sind glatt, aber den Kopf ziert eine schöne Muschelhaube, welche rund, dicht und höher als bei den Schwalbentauben sein soll; der Augenring ist dunkel (nicht fleischfarbig).

Platten-Tümmler.

Kalotte, Priesterkäppchen, Helmtaube.

Eine sehr hübsche Zeichnung, welche in allen Farben vorkommt. Der Körper weiß, bis auf die Kopfzeichnung und den Schwanz. Je reiner diese Zeichnung, desto wertvoller die Taube. Wachsschnabel und Perlaugen.

Mohrenkopf-Tümmler.

Königsberger Mohrenkopf.

Die Grundfarbe ist weiß, Kopf und Schwanz sind farbig. Diese Farbe nimmt den ganzen Kopf samt Muschelhaube ein (den innern Teil derselben), und zieht sich von der Haube an den Halsseiten bis zum Vorderhalse hinab. Auch der ganze Schwanz samt Deckfedern trägt die Farbe des Kopfes, aber die Schwingen bleiben weiß (beim Nönnchen sind dieselben schwarz). Am auffälligsten ist diese Zeichnung in Schwarz; sie kommt aber in allen Hauptfarben vor. So giebt es Schwarz-, Rot-, Gelb- und Blaumohren.

Wiener Gansel-Tümmler.

Böhmischer-, Ungarischer-, Polnischer Gansel oder Gamsel, Kanzl, Wiener Hansel.

Eine hübsch gezeichnete Taube. Elsterzeichnung, aber noch mit weißem Kopf. Die weiße Farbe zieht sich vom Nacken in schönem Schwung bis über die ganze Kehle hinab, wo sie auf der Brust sich in eine Spitze verliert; der ganze Flügel samt einem schmalen Teil des Unterrückens weiß. Der kleine Schnabel ist kurz und dick, wachsfarbig; die großen Augen aber sind nicht perlweiß, sondern orangerot gefärbt; um die Augen zieht sich ein doppelter Ring von fleischrötlicher Färbung

Der Kopf ist rund, mit vorstehenden Stirnecken, und erinnert etwas an einen Indianerkopf.

Es ist eine in Wien sehr beliebte Tümmlertaube, und macht schon den Uebergang zu den Kurzschnäbeln. — Der humoristische Schriftsteller A. V. Curry in Wien-Währing schreibt: „Unter dem Namen „Wiener Gansel" wird eine Stammtaube gezüchtet, deren Ahnenreihe in eine mehr als hundertjährige Vergangenheit zurückreicht und an deren hohen Veredlung sich seit jeher Meisterhände edelster Züchterkunst erschöpften. Eine Perle ihrer Art und eine Weltbürgerin im wahrsten Sinne des Wortes. Leider ist diese schöne Rasse aus Wien verschwunden, in die Fremde — besonders nach Böhmen — ausgewandert und muß nun von der Provinz wieder, mit großen Opfern von Mühe und Geld, nach Wien zurückgeholt werden."

Kurzschnäbelige Tümmler.

Der Altstamm-Tümmler.

Vergl. Textfigur 54, Seite 220.

Norddeutscher Altstämmer, Berliner Altstämmer, Holländer Tümmler, Kurzschnäbeliger Tümmler, Edeltümmler.

Eine feine Taube und wahrscheinlich das Stammtier für die hochveredelten englischen Almonds; schon seit Jahrhunderten in Norddeutschland heimisch und fortgezüchtet, so in Berlin, Stettin, Köslin, Stolp, Danzig, Königsberg, Tilsit, Memel u. a. — Der englische Ornitholog, Lord Fr. Willughby erwähnt in seinem Werk einer Taube: „Narrow tailed Snaker, Schmalschwänzige Zitterhalstaube", womit wohl ein Tümmler gemeint ist, denn die Alttümmler haben einen zurückgebogenen Hals mit zitternder Bewegung wie die Pfauen. Es scheint auch, daß der Altstammtümmler aus Deutschland nach England übersiedelt und unter dem Namen „Old fashioned Tumbler, oder Short-faced Tumbler" bekannt wurde, und — wie schon bemerkt — aller Wahrscheinlichkeit nach das Stammtier der Kurzschnäbeligen Tümmlerstämme, auch der „Almonds" sein dürfte. Doch ist zu beachten, daß in England diese Tümmler zu einer feinen und hochbeliebten Rasse durch Zucht veredelt, in vielen Bezirken Norddeutschlands aber durch andere Rassen verdrängt und vernachlässigt wurden. Ein Stammbaum ist schwer nachzuweisen, denn Züchterkünste spielen bei dieser modernen Rasse eine ganz bedeutsame Rolle, wie wir weiterhin erfahren werden. — In Deutschland soll der Altstämmer von Holland aus eingeführt worden sein, das in jenen Zeiten das Uebergewicht in ganz Indien erlangt hatte und mit den Handelsstädten Norddeutschlands in regerem Verkehr stand, als mit England. Und aus Indien stammen unsere kurz- und langschnäbeligen Tümmler; man betrachte sich nur die Köpfe der Scherajee- und Lahore-Tümmler, Taf. 20, Fig. 9, für die Kurzschnäbel, und die Köpfe der Orientalischen Roller, Taf. 20, Fig. 8, für die Langschnäbel, und wird sicher einige Aehnlichkeit finden.

Schon vor mehr als hundert Jahren, 1764, beschrieb der Däne Brünnich 13 Varietäten des Tümmlers so kurz und bündig gekennzeichnet, daß sich der Verfasser nicht versagen kann, einiges davon herzusetzen: 1. Atra, alis totis et abdomine albis. Deutsch: Hauptfarbe schwarz, die ganzen Flügel und der Bauch weiß, Elster. — 3. Alba, pileo et rectricibus nigris, mandibula superiore nigra, inferiore alba. Deutsch: Hauptfarbe weiß, Kopfplatte und Schwanzfedern schwarz, Oberschnabel schwarz, Unterschnabel hell. Schwarzplattige Kalotte. — 6. Atra, rectricibus albis. Deutsch: Hauptfarbe schwarz, Schwanzfedern rein weiß. Schwarzer Weißschwanz. — Graf Büffon, 1770, erwähnt in seiner Naturgeschichte des Tümmlers nur kurz: „Eine der kleinsten Tauben heißt unter den Tauben-

freunden der Tümmler. Sie drehen sich im Fluge so um sich selber, wie ein schwerer Körper, den man in die Luft wirft, sich um sich selber zu drehen pflegt. Von dieser Eigenschaft haben sie auch ihre Benennung in fast allen Sprachen erhalten. Alle ihre Bewegungen scheinen eine Art Schwindel vorauszusetzen. Sie fliegen sehr schnell, heben sich unter allen Tauben am höchsten und führen in den Lüften auffallende Bewegungen aus." — Von Bechstein, 1795, erfahren wir fast das gleiche, so daß es nicht lohnt, solches nochmals zu wiederholen.

Nach dieser kurzen Einleitung für den Kurzschnäbeligen Berliner Altstämmer wollen wir auch eine kurze Beschreibung folgen lassen. — Die ganze Figur ist klein und gedrungen, aber zierlich, mit gewölbter Brust, auf welcher sich eine Spalte zeigt; der Kopf ist glatt und rund, die Stirne hoch und steil ansteigend, der Schnabel klein und kurz und so dick als lang, wenig nach unten gebogen und reinweiß (wachsfarbig); Auge: ein rein weißes Perlauge; dasselbe ist von einem breiten rötlichen Rand umgeben; doch soll es kein Fleischring sein, wie bei den Indianern. Unter den Augen sind kleine Federbäckchen, welche den Kopf ausrunden und nicht fehlen sollen. Der dünne schlanke Hals ist von der Kehle nach der Brust hinab Sförmig gebogen. Im Affekt bemerkt man an demselben ein Zittern wie bei der Pfautaube. Die Füße sind kurz und glatt oder schwach befiedert; starke Befiederung gilt als Fehler, weil die zierliche Figur dadurch ein plumpes Ansehen erhält.

Daß es auch in der Größe vielerlei Abänderungen giebt, ist bei der weiten Verbreitung in Norddeutschland sehr erklärlich; man trifft auch sehr viele Aenderungen in Farbe und Zeichnung, welche wir kurz beisetzen:

Einfarbig in Blau, Schwarz, Rot, Gelb, Weiß. Mit Gelb und Blau züchtet man Silberfahle. Mit Schwarz und Gelb: tiefes Schwarz und reines Gelb. Mit Rot und Gelb: schönes Rot und tiefes Gelb. Auf Wachsschnabel und Perlaugen ist stets zu züchten; sie gehören zur Rasse. Starke Federfüße sollten ausgemerzt werden. Bei satten Farben zeigen sich hie und da weiße Flecken auf den Schulterdecken (Rosenflügel), Taf. 19, Fig. 9.

Elstern in allen Hauptfarben. Die bedeutsamsten Farben sind schwarz und kupferrot. Weiße Herzflecken auf dem Unterhals sind keine besondere Zierde.

Weißspieße: 7 bis 8 vordere Schwingen in jedem Flügel sind weiß.

Getigerte: schöne Tigerflecken in gleicher Verteilung stehen dieser Rasse recht gut an.

Reinweiße mit Perlaugen, nicht mit dunkeln Augen, und feinen roten Fleischringen um die Augen. Sie sind eine Zierde für jeden Schlag, und bekannt unter dem Namen „Weiße Reinaugen".

Was nun den Hochflug und das Purzeln anbelangt, so muß dies durch fleißige und aufmerksame Dressur angelernt werden (vergl. S. 256 u. folg.). Auch sind diese feinen Tauben leicht dem Schwindel unterworfen, und fallen dann ab auf Dächer, in Höfe oder Winkel, wo man sie schleunigst holen muß, ehe sie in Katzenklauen fallen. — Der Taubenfreund wolle aber — bezüglich der Vermehrung — merken: Je feiner die Rasse, desto schlechter die Zucht.

Der Almond-Tümmler. Columba dom. amygdalacea.

Taf. 19, Fig. 7. 8. 9. 10.

Mandel-Tümmler, Mandelfarbiger Tümmler. — Englisch: The Almond, oder Almond-Tumbler.

Es sind kaum 40 Jahre verflossen, so nahm diese — in England auf den höchsten Grad „der Vollkommenheit" gezüchtete Taube den ersten Rang ein, und stand im Wert über allen andern Sporttauben, selbst über den Kröpfern und Karriers. Den Namen „Mandeltümmler" führt sie von einer weichen hellen

braungelben Farbe, welche an die Farbe der inneren Mandelschalen erinnert; daher sagen wir „Mandelgelb". Der gelbe Grund kann übrigens auf jeder Feder mit Schwarz und Weiß geschuppt, insbesondere jede der großen Schwingen und Schwanzfedern kann in diesen 3 Farben abwechselnd durchflammt sein. Diese abgesetzt gebrochene Zeichnung gehört jedoch zu den Ausnahmen; man nennt solche „ägyptische Marmorzeichnung". Der Ursprung dieses sonderbaren Gefieders kann nicht genau nachgewiesen werden. Es stammt wahrscheinlich von einer vielfachen Vermischung rotgelber, schwarzer und weißer Tauben her. Indessen bleibt unter den vielerlei Farbenänderungen eine satte mandelgelbe Farbe die ansprechendste. Die Marmorierung der Federn tritt hauptsächlich an den Schwingen und Schwanzfedern auf. Jede Musterfeder muß 3 Farben, weiß, gelb und schwarz aufweisen. Auch sei hier nebenbei bemerkt, daß die kleinen Almond häufig nur 9 Schwingen (statt 10) haben, und daß die Tauber kräftiger marmoriert sind als die Täubinnen. Auch sei hier bemerkt, daß die Färbung nach jeder Mauser mehr oder weniger abändert.

Die englischen Almonds sind kleine zierliche Täubchen, der Leib kurz, die Füßchen niedrig gestellt. Länge 24 cm, wovon auf den Schwanz 5—6 cm abgehen, Flugbreite ca. 50 cm, Beine 6—7 mm; das überaus kurze, feine, dünne, geradeaus stehende Finkenschnäbelchen, von der Mitte des Auges bis zur Spitze gemessen, 7—8 mm. Die Schnabelwarze muß außerordentlich klein und zart sein. Ein dicker Schnabel verdirbt das gute Aussehen des Kopfes und ist nach den Angaben des „Engl. Standard" unzulässig.

Der Hals ist sehr kurz, oben dünn, und verläuft in schön geschwungener Kurve in die weit vorspringende Brust, so daß er von vorn noch viel kürzer erscheint, als er in Wirklichkeit ist. — Haltung und Figur sind leichter zu züchten und zu erzielen, als andere Standardvorschriften. Der Kopf wird weit nach hinten getragen, dadurch ragt die Brust breit und weit hervor, und verleiht der Taube ein stolzes Ansehen. Die Schwingen sollen breit getragen werden, doch ohne den Boden zu fegen. Die Beinchen sind sehr zart und fein, und der Vogel geht, wenn er stolziert, auf den Zehenspitzen. Der Kopf wird so rund und kurz als möglich gewünscht, soll aber sehr hoch- und steilstirnig, vorn sichtbar breit sein; die Stirne soll steil abfallen, sogar vorn etwas überhängen. Das ist ein „Musterkopf". Siehe Fig. 54, S. 220. Zu große Breite des Kopfes mit flachem Scheitel hat der Standard-Kenner nicht gern; es sind „Flachköpfe". Ist der Kopf an der Stirn nicht steil, sondern zurückliegend und oben schmal, so nennt man sie „Spitz- oder Mausköpfe". Von den Züchtern wird sehr darauf gesehen, daß die Federchen auf der Vorderseite der Wangen gut vorstehen, „muffig" sind. Doch nicht zu verwechseln mit Bausbäckchen. — Das Auge muß groß, rund und vorstehend sein, schwarz die Pupille, weiß oder perlfarbig die Iris. Die Hautringe um das Augenlid sind eng und klein, die Federchen eng anliegend. Das Auge soll etwas unter der Mitte des Kopfes stehen, und auch ein wenig nach hinten, so daß der Vorderkopf recht hoch aussieht. Die große weiße Iris giebt dem Auge das Aussehen einer Schwellung, was dieser Rasse eigentümlich ist. — Weitsichtigkeit, infolge dieser abweichenden Organisation des Auges, ist ein Fehler, an welchem die ganze Rasse leidet. Der Tümmler sieht (nach Fürer) meilenweit in die Ferne, stößt dagegen oft an die nächststehenden Gegenstände an. Bei den hochverfeinerten Almonds sind krankhafte Augen und Blindheit sehr häufig.

Die Zucht der Almonds verlangt viel Aufmerksamkeit; die Varietät (seit ca. 100 Jahren durch genaue Schilderungen engl. Züchter scharf gekennzeichnet) ist doch noch nicht so festgestellt, wie bei andern älteren Taubenrassen. Sie stehen zurzeit auch in England nicht mehr auf der gleichen Höhe, wie vor einigen Jahrzehnten. In

Deutschland hat diese überfeinerte Rasse auch nie festen Boden gefaßt. Doch führt Verfasser hier auf, was für den Züchter von Interesse ist. — Der Almond ist ein Gemisch, das durch viel Geduld und viele Kreuzungen erreicht wurde. Nach dem Gesetz des Rückschlags (Atavismus nennen es unsere Gelehrten) neigen die Elemente, welche die heutige Almondform bilden, sehr zum Wiedererscheinen älterer Grundlagen. Die Form wurde hergestellt aus Mövchen, Altstammtümmler, vermischt mit etwas Indianerblut. Die Grundfarben sind gelb, rot, schwarz und weiß. Die Farben treten bei der Almondzucht besonders in folgenden Farbenmischungen hervor:

Milanfarbige. Schwarzes Blut mit mehr oder weniger rötlicher oder gelblicher Bronzefarbe im Gefieder. Brennender Bronzeglanz im Schwarzen.

Agatfarbe. Beim „Agattümmler" ist die Grundfarbe rot oder gelb. In Schwingen und Schwanz dürfen weiße Flecken sichtbar sein. Ist auch der Körper weiß gefleckt, so ist es ein „Gefleckter Tümmler". Haben sie die weißen Flecken (Zeichnungen) auf dem Rücken und auf den Schulterdeckfedern in hübschen halbmondförmigen Flecken, so sind es „Schultergesprenkelte" (Rosenflügel), im Englischen: Mottle oder Mottled Tumbler.

Es giebt aber auch „Ganzfederige" in Rot, Gelb und Weiß. Am schönsten sind die „Mandelgelben" in sattem feurigem Ton. Bei „Reinweißen Almonds" sind Augenfehler (gesenkte Pupille) häufiger als bei anders gefärbten.

Plattentümmler und Barttümmler, mit weißen Spießen und Schwanz, sind schon vorn erwähnt.

Um den Almonds rassefeine Köpfe herzustellen, bedient man sich eines Kopfformers.

Dies ist jedoch keine Zucht, sondern Betrug (List sagt ein englischer Züchter). Das betreffende Instrument wird dem jungen, wenige Tage alten Täubchen auf den Grund des Vorderkopfes gepreßt. Das Resultat ist eine vorspringende hohe Stirne. Wird das Junge von einem Tölpel „zuviel" gepreßt, so stirbt es. Durch dieses Stirnpressen werden auch die Augen aus der Höhlung gequetscht und die Nasenlöcher zusammengedrückt. Der ganze Prozeß des Kopfformens ist ein grausamer, verwerflicher. Mehr als ein gebildeter Mann hat deshalb die Almondzucht mit Ekel verlassen. — Was ein feiner Almond werden will, giebt sich schon am kleinen Nestjungen zu erkennen. Solche müssen dann bausbäckig um den Schnabel herum aussehen, und der Raum zwischen Kopf und Schnabel muß kurz sein. Ob das Junge den Federn nach ein Mandelgelber wird, sieht man meistens schon an der hellen fleckenlosen Farbe des Schnabels. Der Mandeltümmler macht viele Bruten des Jahrs; allein nach 8—10 Tagen besitzt er in der Regel seine Jungen nicht mehr, denn er bringt diese selten auf. Man legt daher seine Eier lieber besser züchtenden Tauben unter.

Feine originelle Täubchen sind zwar die englischen Almonds, eine schöne Taubengestalt sind sie nicht.

Dem passionierten Züchter erscheint aber freilich seine Lieblingsrasse in reiner Zucht als das schönste Produkt, je widernatürlicher sie ausgebildet, d. h. von der ursprünglichen Taube weggezüchtet ist. Solche Tauben sind die augenbewarzten Indianer; die stakelbeinigen warzenschnäbeligen Bagdetten; die mit großen Luftsäcken ausgestatteten Kröpfer; die wasserköpfigen Almonds.

Der unbefangene Beurteiler teilt diese Anschauung nicht, er kann diese Vögel für häßlich, selbst mißgestaltet erklären, weil solche seinem Schönheitsgefühl nicht entsprechen. Der Tier- resp. Taubenfreund verehrt dagegen in diesen Formen die wunderbare Gestaltungskraft der schaffenden Natur. Der schlichte unbefangene Naturfreund, dessen Anschauung durch besondere Liebhaberei noch nicht zum voraus

eingenommen ist, folgt seinem Schönheitsgefühl, und findet geschwollene Augenringe, haselnußgroße Schnabelwarzen, Wasserköpfe u. s. w. bei den Tauben häßlich, wie ja auch Warzengebilde den Menschen entstellen. Das sind nun freilich verschiedene Standpunkte, welche sich unvermittelt gegenüberstehen. Aber auch der Taubenzüchter kann dem Grundsatz eines guten Geschmackes huldigen: „Bei einer Rasse sollen die Körperteile gleichmäßig ausgebildet sein und harmonisch zusammenschließen, um ein dem Schönheitssinn entsprechendes Ganzes zu bilden." — Wie prächtig nehmen sich unsere lebhaften, schön gezeichneten „Deutschen Tümmler" aus, die wir unter den „Mittelschnäbeligen" finden; welche Unterhaltung gewähren sie ihrem Futterherrn durch schönen Flug, durch ihre Luftevolutionen, durch ihre leichte Aufzucht. Wie kümmerlich und verzärtelt dagegen nehmen sich diese „Englischen Almonds" aus, welche weder fliegen noch purzeln, noch auch selbständig ihre Bruten besorgen können. Darum mache sich jeder echte Liebhaber und Kenner der Geflügelzüchterei, Täubler wie Hühnerfreund, frei von überspanntem ausländischem Geschmack, und pflege und erhalte die alten und wirklich praktischen und schönen deutschen Rassen, deren wir noch sehr viele in unserem Vaterlande vorfinden können. Denken wir nur an unsere hübschen deutschen Mövchen, die feinen Perücken- und zutraulichen munteren Trommeltauben! (Siehe auch „Deutsche Gefl.-Ztg." von C. Wahl, Leipzig, 1894, Nr. 10, Vortrag des Hrn. Dürigen in der Neuen Cypria, Berlin 22/1 1894.)

* * *

Rassenmerkmale für einen Schultersprenkel-Almond nach dem Engl. Standard. In Punkten ausgedrückt. (Vergl. Taf. 19, Fig. 8. 9.)

Genaue Zeichnung	9	Punkte
Hauptfarbe, satt und tief	3	"
Figur und Haltung	5	"
Feinheit des Schnabels und seiner Umgebung .	4	"
Gestalt und Umfang des Kopfes	4	"
Farbe und Größe des Auges	2	"
Feiner Bau des Körpers	2	"
Kürze der Beine	1	"
	30	Punkte.

* * *

Zu den Tümmlern reihen wir noch verschiedene — in Ostindien heimische — bei uns aber selten vorkommende Tauben ein, die auch nirgends besser eingeteilt werden können, als bei dieser Gruppe.

Der Lahore-Tümmler. Columba d. dimidiata.

Taf. 20, Fig. 9.

Englisch: The Lahore.

In Ostindien sind diese Tümmler uraltbekannt und sehr beliebt. Sie weichen von unsern in Deutschland heimischen Tümmlern dadurch ab, daß sie meistens auffallend große dunkle Augen haben, während unsere heimischen Tümmler meistens durch weiße Perlaugen ausgezeichnet sind.

Der Kopf ist hübsch geformt, rund; die Stirn hoch, der Scheitel breit; der Schnabel mittellang, die Nasenhöcker ziemlich ausgedehnt und etwas flach; das Auge groß und bei schwarzer Zeichnung immer dunkelfarbig, der schmale Augenlidrand ist rötlich; der Hals kurz, die Schultern breit hervortretend; breit auch der Oberrücken, nach dem Schwanz rasch abfallend; die Beine glatt und — wie gewöhnlich — rot gefärbt, auch die Zehen sind kräftig. Gewöhnlichste Färbung

ist oben schwarz, unten und Schwanz rein weiß. Die schwarze Farbe längs des Halses ist weich verwaschen. Der Oberschnabel ist schwarz, der Unterschnabel weiß.

Die Gehelmte Lahoretaube (engl. Helmet-Lahore). Hauptfarbe rein weiß; der Oberkopf farbig, durch die Augen scharf von dem Weiß geschieden, die Kopfplatte verläuft in einer Spitze nach dem Nacken. Die Zeichenfarbe ist rot, gelb, schwarz. Wie der Helm ist auch der ganze Schwanz samt seinen Decken gefärbt.

Die Gelbstirnige Lahoretaube (engl. Yellow-Spot-Lahore). Statt des Helmes nur eine Stirnplatte, ebenso gefärbt auch der ganze Schwanz. Besonders schön in Gelb, aber auch in Rot oder Schwarz.

Der Scherajee-Tümmler, Scherajeetaube. In Figur und Färbung wie der Lahoretümmler, aber mit stark befiederten Füßen und einer getigerten Fleckung auf der Brust, bei der jeder Fleck scharf gesondert in Weiß stehen soll. Diese Zeichnung ist eine besondere Liebhaberei reicher Indier, welche für jeden einzelnen Fleck bis 1000 (?) Rupien bezahlen sollen! (1 ostind. Rupie etwa 2 Mark). Die Farben der Scherajeetauben sind gelb, rot, blau, dunkelbraun und schwarz. Letztere sind gewöhnlich und wertlos.

Der Mokee-Tümmler hat Aehnlichkeit mit dem Lahore, aber eine ganz andere Haltung. Der runde Kopf trägt eine feine Spitzhaube, wie unsere Haubenlerche; die Mokee wirft aber den Kopf zurück, gerade wie eine feine Pfautaube, zittert auch — wie diese — mit dem Halse (was übrigens andere Tümmler auch thun), hat aber einen gut geschlossenen Schwanz. Der Oberschnabel ist hell, der untere, samt den großen Augen, dunkel. Die Hauptfarben sind blau, rot, gelb, schwarz, 2—3 Schwingen dürfen weiß sein, auf jeder Seite aber gleiche Zahl. Die schwarz gezeichneten Mokee sind die gewöhnlichsten und deshalb nicht geschätzt.

Der Golee-Tümmler. Hat viel Aehnlichkeit mit dem Lahore, hat aber schneeweiße Flügel samt Unterrücken, dagegen einen gefärbten Schwanz. Eine — in Ostindien — sehr geschätzte Varietät ist auf den weißen Flügeln gefleckt, doch müssen die Flecken scharf getrennt sein und dürfen nirgends zusammenfließen, sonst ist die Taube wertlos. Diese Zeichnung erinnert etwas an unsere Elstertümmler.

Alle diese Tümmlerrassen sind in Ostindien heimisch. Es sind große feine Tauben, mit einer besondern hübschen Farbenverteilung, die von unsrer europäischen, scharf abgegrenzten Taubenzeichnung sehr abweicht, aber äußerst angenehm ins Auge fällt. Sie werden in Indien zu Flugspielen verwendet, gerade wie unsere heimischen Tümmler, sowohl zum Hochflug als auch zum Purzeln, und sind für beiderlei Sport „unübertreffbar", denn es sind leichte und ausdauernde Flieger, harte, ruhige, zahme und fruchtbare Tauben, auch ausgezeichnete Aetzer für ihre eigenen und für fremde Jungen; daher sind sie bei den Indiern sehr beliebt.

Der Orientalische Roller. Columba d. gestuosa.

Taf. 20, Fig. 8.

Englisch: The Oriental Roller.

Den Kopf und Hals dieses Orient-Tümmlers könnte man mit unsern langschnäbeligen flachstirnigen Tümmlern vergleichen, der übrige Teil des Rumpfes hat aber ein abweichendes „ganz sonderbares" Gepräge, wie unsere Abbildung dem Leser zeigt. Der gestreckte Körper hat nämlich einen „hohlen" Rücken.

Die Rasse stammt aus Westasien, Indien, Persien, Kleinasien; man findet sie in der Türkei, auch in Griechenland, wo sie gezüchtet und zuweilen auch bis ins westliche Europa importiert wird; doch ist sie ohne sonderliche Nachfrage geblieben.

Der Schnabel ist lang, gerade und — bei allen Farben des Körpers, auch bei der schwarzen — weißlich oder hellfleischfarbig, nur bei letzterer mit einem schwarzem Punkte an der Spitze des Oberschnabels; das Auge ist perlfarbig; die Beine sind kurz und nackt. Der Schwanz ist besonders eigentümlich, er besteht aus 14—16 Federn, welche Zahl sich in seltenen Fällen bis auf 22 steigert, ohne daß diese Organisation des Schwanzes die geringste Aehnlichkeit mit einem Pfauenschwanz hat, wie man glauben möchte. Diese Federn sind in gleicher Weise an jeder Seite angesetzt, eine über die andere, und die beiden zu oberst stehenden neigen ein wenig auswärts, was bei unserer kleinen Abbildung allerdings nicht verdeutlicht werden konnte. Diese Bildung des Schwanzes ist eine ganz besondere Merkwürdigkeit dieser Rasse.

Die Fettdrüse auf dem Bürzel wird hier gar nicht gefunden, oder sie ist nur winzig klein. Je größer die Zahl der Schwanzfedern, desto mehr Wert hat diese Taube bei den Liebhabern. Zuweilen wachsen auch zwei Schwanzfedern aus einem Kiel. Bemerkenswert ist auch der starke Bronzeglanz beim schwarzen Gefieder; außer Schwarz kommen übrigens alle Hauptfarben, auch Weiß, Mandelfarbe und Braun vor. Farbe und Zeichnung tritt bei den Orientrollern aber ganz in den Hintergrund, die Hauptsache bleibt ihr

„Spiel in der Luft".

Ein Paar dieser Tauben wird gewöhnlich mit einem Trupp Hochflieger gehalten. Mit diesem Trupp steigen sie auf, vermischen sich aber nicht mit demselben. Haben die Hochflieger ihren Höhepunkt erreicht, in dem sie herumkreisen, so beginnt das „Spiel der Roller". Diese steigen nun ihrerseits turmhoch über den Trupp empor und begleiten denselben, wohin er zieht. Aber was man jetzt sieht, behaupten die Liebhaber, läßt alles hinter sich. Sie schießen nämlich ruckweise und oft sausend hin und her, purzeln zu ihren Genossen herab und setzen das Spiel, ohne zu ermüden, 2—3 Stunden fort, wobei Tauber und Täubin in den unglaublichsten Wendungen zu wetteifern scheinen. Sind sie des Purzelns müde und hungrig, und wollen zur Heimat herab, so kommt noch das Hauptkunststück:

„Mit ausgestreckten Flügeln schwebend, scheinen sie den Abstand zwischen der Höhe und ihrem Schlage zu messen und stürzen dann in einer Reihe von Purzelbäumen gleich einem fallenden Ringe herab. Dabei haben sie einen sehr entwickelten Heimatsinn und kommen nicht leicht abhanden, wenn sie gut gehalten werden." — Dem Verfasser sind diese Tümmler des Orients unbekannt und er hat pflichtgetreu wiedergegeben, was er in englischen Fachwerken darüber gefunden hat; er bittet daher auch den geneigten Leser, das Gesagte nicht etwa als selbst erfundenes „Täublerlatein" betrachten zu wollen.

Die Seglertaube. Columba d. cypseloides.

Taf. 20, Fig. 7.

Englisch: Swifts.

Diese Taube stammt aus Aegypten und Indien, und wurde in den 60er Jahren nach England und von da nach Deutschland importiert, als eine Seltsamkeit angestaunt, aber nicht begehrt. Sie ist höchst eigentümlich gestaltet, sehr abnorm durch die überlangen Flügel- und Schwanzfedern, und nichts weniger als schön. Der langen Schwingen wegen verglich man sie mit einer Mauerschwalbe, der sie übrigens sonst in nichts gleicht; am wenigsten hinsichtlich der Schnelligkeit des Fluges.

Der Kopf ist kurz und rund, das Auge lichtgelb, die Wachshaut fleischfarben, die Beine kurz. Besondere Merkmale sind die außerordentlich langen Federn

und auch der lange Leib. Alle Federn sind auch in der That viel länger als gewöhnlich, aber auch weich und lose, daher haben auch die Schwingen schwache Schäfte.

Infolge dessen sind diese Tauben auch schlechte Flieger, weder Hochflieger, noch viel weniger Tümmler. — Verfasser bemerkt hier, daß das leidige Kastrieren, oder auch Halbkastrieren, bei Tauben und Hühnern, verlängertes, schön glänzendes Gefieder zuwege bringt. Ob solches hier im Spiel, mögen Sachverständige aufklären.

Der Damaszener Tümmler. Columba d. damascena.

Taf. 19, Fig. 6.

Damaszenertaube.

Eine sehr feine schöne Taube, aber sehr selten. Die Hauptfärbung ist ein duftiges Bläulichweiß, gehoben durch tief schwarze Flügelbinden, Schwanzbinde, und schwarz angeflogene Schwingenspitzen; der kurze Schnabel ist schwarz, wie auch die Klauen an den roten nackten Beinen; die Nasenhöcker weiß, das Auge orangefarbig, aber von einem sonderbaren, violettblauen feinwarzigen Augenkreise umgeben, der schön absticht. Als Eigentümlichkeit mag auch erwähnt werden, daß die silberblauen Federn in ihrem Flaume dunkel gefärbt sind. Warum diese originellschöne Taube nicht mehr Liebhaber findet, ist schwer zu begreifen, denn sie ist sehr lebhaft und eine vorzügliche Fliegerin. Sie ist ebenfalls eine orientalische Taube und in Smyrna so gemein, daß sie daselbst als Marktware verspeist wird.

Der Kapuziner-Tümmler. Columba d. capucinorum.

Kapuziner, Kapuzinertaube. Englisch: Capuchins.

Diese Taube hat einen echten Tümmlerkopf mit Perlaugen, aber, als Eigentümlichkeit, eine dicht aufliegende (nicht aufrecht stehende) Haube. Diese Haube (Hut) ist dicht geschlossen wie bei den Perücken, hat aber keine Kelle.

Sie stammt aus dem Orient wie ihre Vorgänger und wurde vor ungefähr 40 Jahren aus Kleinasien eingeführt. Der Kopf ist kugelrund, der Schnabel kurz und dick, die Farbe desselben richtet sich nach der Grundfarbe; das Perlauge ist mit einer dunkeln Wachshaut umgeben, die Füße sind nackt und schön rot. Die Haltung ist aufrecht. — Die gewöhnliche Färbung ist schwarz mit weißem Schwanz. Es giebt aber auch blaue mit schwarzen Flügelbinden und weißem Schwanz; rote und gelbe mit ebensolcher Zeichnung. Einfarbig Weiße sind wenig geschätzt. Hauptwert wird auf den kurzen Schnabel, gut anliegende Muschelhaube und rein weißen Schwanz gelegt. Sie brüten vortrefflich und sind auch gute Flieger.

Die Modeneser Flugtaube. Columba d. mutinensis.

Taf. 18, Fig. 8. 9.

Italienisch: Razza triganina, Colomba da vol (der „Triganieri").

Diese Taubenrasse wird schon seit vielen Jahrhunderten (nach Plinius seit 2 Jahrtausenden) in der Stadt Modena gehalten, und ist von Prof. Paul Bonizzi aufs eingehendste beschrieben worden, dem wir nur weniges entnehmen, da es nicht gelungen ist, diesen vortrefflichen Hochflieger in Deutschland einzubürgern.

Der Schnabel ist kurz, an der Oberspitze gewöhnlich etwas herabgebogen, Iris rötlichgelb, das Fußrohr 3 cm lang und niemals befiedert; ein Teil des Unterschenkels über dem Fußrohr ist stets sichtbar, so daß die Taube hochbeinig aussieht; die Schwingen erreichen niemals die Schwanzspitze; der Schwanz wird horizontal getragen, bisweilen ein wenig nach oben gerichtet. Die Haltung des Körpers ist eine wagerechte, der Hals ist hoch aufgerichtet, der Kopf fein, und

erinnert an unsere Flugtümmler. Das Gefieder kommt in allen Farben und Zeichnungen vor. Prof. Bonizzi hat über 150 Varietäten notiert, worunter 76 (sage 76) einfarbige „Schietti“, und 76 gezeichnete „Gazzi“, die sämtlich ihre besonderen Namen führen.

Zu den Flugspielen werden diese Vögel von den Taubenzüchtern oder Triganieri abgerichtet, und so dressiert, daß sie nach irgend einer Richtung — die von ihrem Herrn durch eine Fahne angedeutet wird — fliegen. Sie steigen auf ein gegebenes Signal bis zur höchsten Spitze der Kathedrale, vermischen sich mit andern Taubenschwärmen und kehren — ebenfalls signalisiert — wieder heim. Der Zweck dieses Flugspieles, welches die Triganieri mit gespanntestem Interesse betreiben, ist: mit ihren eigenen Tauben soviel als möglich „fremde Tauben“ aus den andern Schwärmen abzufangen, die zu gleicher Zeit und zu gleichem Zweck aufstiegen und sich durcheinander tummeln.

Jede gefangene Taube, die sich von ihrem Trupp ableiten ließ, kann um den Preis von einer Lire zurückerkauft werden. — Diese Tauben lassen sich auch gut zur Briefpost verwenden.

Die Klatschtaube. Columba d. percussor.

Ringschläger, Klatschtümmler, Dreh-, Wendetaube. Englisch: The Smiter-Pigeon.

Der Ringschläger ist keine feine orientalische Taube, sondern eine kräftige deutsche Rasse. Die Figur erinnert mehr an eine starke Feldtaube, als an einen Tümmler, deshalb findet man sie häufiger in den Schlägen der Dorfbewohner, als in Städten, wo sie durch ihr lebhaftes Temperament manchem Taubenfreund viele Unterhaltung verschafft.

Kennzeichen. Der Kopf ist mit einer Spitzhaube geziert, das Lid lebhaft fleischrot, der Hals kräftig, Rücken und Brust breit, die Füße glatt. Die großen Schwingen, welche nach den vier ersten kommen, fallen in der Länge stark gegen jene ab, die fünfte 2,4 cm gegen die vierte, und 4,8 cm gegen die zweite, welche die längste ist. Es ist, wie bemerkt, eine stattliche Taube, von kräftiger Gestalt und guter Haltung, welche sich durch weithinschallendes Klatschen im Fluge auszeichnet.

Länge samt Schnabel und Schwanz 37 cm; 2. Schwinge 18,4 cm, Schnabel 2,4, Schwanz 13, Flugweite 73 cm. Gewicht bis 500 gr.

Der Schnabel ist hellfarbig, die Farbe des Auges dem Gefieder entsprechend, die Flügel reichen bis 1 cm an das Schwanzende. Das Gefieder ist fest anliegend und in allen Farben gezeichnet wie folgt:

Der ganze Kopf ist weiß, die Haube weiß gefüttert, das Weiß des Kopfes läuft im Bogen, zwei Strohhalme breit, unterhalb der Augen unter das Kinn, überall scharf abgeschnitten; ferner sind weiß der Schwanz und Unterrücken, gegen den Mittelrücken abgeschnitten, der Unterflügel, Unterleib und Schenkel, ersterer von den letztern gegen den Vorderleib abgeschnitten und die 6 vordern Schwingen; so daß also der Nacken, der ganze Hals, die Brust, der Oberrücken, der Vorderleib bis an die Schenkel und von da rund um die ganze Taube gegen Unterleib und Unterrücken durch die Grundfarbe abgeschnitten sind. Zuweilen geht auch die Farbe am Unterrücken bis gegen den Schwanz hin, doch muß zwischen beiden immer eine scharf abgeschnittene weiße Stelle offen bleiben. — Am seltensten findet man diese Zeichnung in Schwarz, wo meistens auch der Schwanz und das Kreuz, also der ganze Rücken, gefärbt ist.

Der Schläger mit reiner schwarzer Zeichnung nimmt den ersten Rang ein; dann folgt der gelbe, blaue und zuletzt der rote, welcher am häufigsten vorkommt.

— Doch findet man hin und wieder auch einfarbige, besonders lichtblaue, mit und ohne Flügelbinden und mit weißem Schwanz.

Ansehnliche Größe, schöne und lebhafte Färbung, sowie tüchtiges Klatschen und Ringschlagen, bedingen den Wert dieser Taube. Sie fliegt nicht weit, aber auch keinen Meter weit ohne ein kräftiges Klatschen hören zu lassen, am stärksten im Frühjahr, wo die Brutgeschäfte beginnen. Ein guter Schläger muß dann fünf- bis

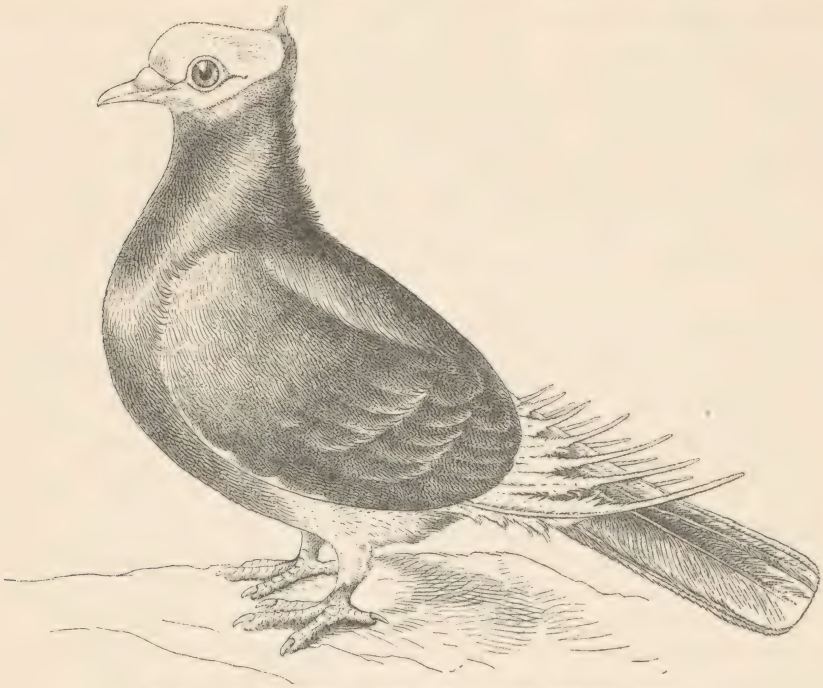


Fig. 69. Die Klatschtaube. (Nach Allg. Deutsche Geflügel-Zeitung).

sechsmal im Kreise über seiner Täubin ringfliegen und die Flügel laut klatschend zusammenschlagen (Brandschläge thun). Im Spätjahr sind die Schwingen oft so zerfetzt, daß sie nicht mehr fliegen können und verunglücken; deshalb zieht man vorher die Schwingen aus, was nicht schadet, wenn es nicht zumal, und jährlich nur einmal geschieht. Gut klatschende Tauben, welche ihre Schwingen nicht zerfetzen, sind die wertvollsten. Die Täubin klatscht auch, aber weniger stark; im Frühling beide am meisten. Wenn sie zum Feldern gezwungen sind, tritt der Drang zum Klatschen sehr zurück. Es ist eine äußerst lebhafte, kräftige, etwas zänkische Taube, welche durch ihre Unruhe zuweilen Störungen im Schlage verursacht. Sie ist sehr fruchtbar und hat fleischige und schmackhafte Junge; es ist daher zu verwundern, daß sie nicht mehr verbreitet ist. Am Niederrhein und in Westfalen ist sie noch hie und da zu treffen; im ganzen aber recht selten geworden.

Die Mövchen-Taube. Columba d. turbita.*

Taf. 19, Fig. 1, 2, 3, 4, 5.

Mövchen, Mevchen, Krausen-, Krawattentaube, bei uns: Kreuztaube. — Columba turbita, *Willughby*, *Ray*, *Linné*, *Brisson* und neuere Autoren — Col. collo hirsuto, *Frisch*. — Englisch: Frilled Pigeons, Turbits. — Französisch: Pigeons cravatés; P. à jabot; P. à col hérissé. — * Turbita ist keine gute Bezeichnung, richtiger wäre: C. hirsuta, oder C. collaria. „Aber — sagt Dr. Baldamus — der Name ist schon alt und — so gut wie ein anderer.“

Zu den zierlichsten Tauben gehören unsere Mövchen. Vor 60 Jahren waren sie die Lieblingsrasse unserer Taubenfreunde. Manche unterhielten einzig und allein Kreuztauben nach hunderten von Paaren in allen 5 Grundfarben, glattköpfig und spitzgehaubt, auch in Elben-, Falben- und Silberfärbung. Andere Taubenhalter züchteten auf Dachen oder Schildtauben. In andern Schlägen mit andern Rassen waren sie wenigstens in einzelnen Paaren vertreten; sie fehlten selten ganz in einem Schlag. Und jetzt? — Ueberall Brieftauben! — —

Welche prächtige Fluchten führten diese flinken und gewandten Täubchen in der Höhe des Luftraums aus. Sie wetteiferten in kühnem Fluge mit den besten Tümmlern und Hochfliegern, wenn man sie dazu anhielt. Dabei waren sie sehr eifrige Brüter und brachten öfters vom April bis September vier bis fünf Bruten auf, besonders wenn man die kugelrunden fleischigen Jungen in der Ueberzahl zu Küchenzwecken verwendete. Sie waren für jeden Gourmand ein sehr feiner Braten, und ersetzten durch Güte, was am Gewichte abging. Verfasser gedenkt noch wehmütig der Zeiten, wo auch sein Taubenschlag diese zierlichen, zutraulichen Täubchen beherbergte. Tempi passati! Doch — auch ihre Zeit wird wiederkehren!

Leider hat sich an diesem schönen Täubchen die Züchterkünstelei besonders thätig gezeigt und es soweit gebracht, daß ein echtes unvermischtes Exemplar zu den Raritäten gehört. Man strebte nach Querhauben (welche dem Täubchen entschieden schlecht anstehen), nach Perlaugen (Sticken), nach dickern Köpfen, nach weiteren Federzierden, Krawatten, nach neuen Zeichnungen, Stirn- und Backenflecken, Farbenschwänzen, nach Perückenansätzen u. dergl., und hat die schöne Originalrasse damit ihrer natürlichen Eigenschaften beraubt und Bastardformen hergestellt, welche den richtigen Kenner nicht befriedigen werden. — Sie sind entweder größer oder schlecht in der Haltung; unförmlich dick im Kopf; der Schnabel ist länger; oder bildet mit der Stirn einen Winkel; die Beine sind höher oder befiedert; der Kehlsack fehlt, oder die Spitzhaube ist ins Breite gezogen; bei der einen Spielart fehlt dies, bei der andern jenes. Selten ist der Jabot oder Busenstreif groß, voll, schön geteilt; meistens nur dürftig und klein.

Die Originalrasse wird stets den Vorzug haben vor verkünstelten Mövchen, als da sind: die dickköpfigen Papageimövchen oder Eulen (Bastarde von Indianer und Mövchen); die Pfauenmövchen, die Chinesischen Mövchen (mit schwachem Perückenansatz); die Italienischen Mövchen (mit Färbung, Haltung und hochgetragenem Schwanz der Modenesertaube), und noch andre unschöne Produkte. — Am schönsten sind noch die Englischen, Aegyptischen und Tunesischen Mövchen, welche mit unsern Deutschen Mövchen übereinstimmen und wohl einerlei Ursprungs sind, d. h. ursprünglich aus Ostindien stammen und von dort auch in ganz Nordafrika von Aegypten bis Tunis, Algier, Marokko heimisch geworden sind.

Nach dieser Einleitung, welche bei dieser vielfach verzüchteten Rasse nötig war, um in einem solchen Varietätenlabyrinth den Ein- und Ausgang zu finden, schildern wir die ursprüngliche Rasse, um schließlich auch jener Spielarten oder Zuchtkünsteleien Erwähnung zu thun.

Das Deutsche Mövchen. Columba turbita germanica.

Taf. 19, Fig. 1, 2, 3.

Das Mövchen gehört zu unsern kleinern Haustauben und repräsentiert eine der schönsten Rassen; das „Ideal einer Taube" hat Verfasser irgendwo gelesen, und der betreffende Mann hatte recht. Sie ist von zierlichem, doch etwas stämmigem, fleischigem Körper und aufrechter Haltung.

Die Maße betragen von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 31,5 cm, der kleine Schnabel vom Mundwinkel an 1,4 bis 1,6 mm, der Schwanz 11,5 cm, die Flugbreite 62,7 cm, das Bein: Schenkel, Lauf und Mittelzehe 11 cm. Gewicht 280 bis 350 Gramm.

Der Kopf ist verhältnismäßig groß und eckig, der Schädel ist breit und bildet über den ziemlich stark hervortretenden Augen zwei starke Hervorragungen, und eine dritte der hintere Schädelknochen. Die breite und sehr hohe Stirn bildet mit dem Schnabel keinen Winkel, sondern eine Bogenlinie, was hauptsächlich den Kopf dieser Taube so schön macht; er soll nicht zu dünn und schmal, aber auch nicht übermäßig kurz sein, da dies den Kopf entstellt. „In dem unmerklichen Uebergang des Schnabels zum Vorderkopf besteht das Geheimnis der Schönheit des Mövchenkopfes;" die Schnabelhaut ist breit und kräftig, im Bogen 15 mm breit; das Auge hat fleischige Lidränder, und um dieselben zuweilen etwas nackte Haut. Die Farbe der Iris richtet sich beim echten Mövchen stets nach der Grundfarbe des Gefieders d. h. bei den weißgrundigen ist sie dunkelbraun, bei den farbengrundigen dunkler oder heller orange, nie weiß (perlfarbig).

Tief im Nacken sitzt ein bohrerartig spitz gedrehtes Häubchen, eine normale Spitzhaube; der Hals ist stark, hinten kammig und nicht sehr lang. — Breite Hauben, Muschelhauben, kommen ebenfalls vor. Bei uns ist aber nur die Spitzhaube gern gesehen. Die Muschelhaube, Crest, ist ein Produkt englischer Züchter; die deutsche Spitzhaube, Peak, wird aber jetzt auch in England vorgezogen und wegen seiner zierlichen Form bewundert. Die Muschel soll wie eine Franse rings um das Hinterhaupt ziehen, gut aufrecht stehen und auf den Seiten ohne Wirbel abschließen. (S. Seite 224, Textfigur 62.)

Vom Unterschnabel an, da wo die Federn beginnen, zieht sich ein faltiger zottiger Kehlsack — Bart, Drossel, Troller, auch Wamme genannt — daumenbreit herab, bis dahin, wo der sogenannte Jabot = Busenstreif — anfängt. Dieser ist in der Weise gebildet, daß längs einer geraden Linie von der Kehle an, bis tief in die Brust hinein, an beiden Seiten einige Reihen lockiger strahliger Federn, anstatt am Halse anliegend, von demselben aufgerichtet gegeneinander nach der Mitte des Halses und etwas nach oben gerichtet sind, welche zuweilen kraus durcheinander stehend, oder auf einer Seite liegend, sich beim Bewegen des Halses — und besonders beim Rucksen — öffnen und schließen. Oben, unterhalb des Kehlsacks, stauen sich diese Federn, legen sich rechts und links und bilden mit dem Jabot und der Drossel ein Kreuz, daher bei uns: „Kreuztaube". — Je länger, lockiger und wallender diese Federn des Jabots sind, und je federreicher, dichter und länger dieser selbst ist, um so mehr wert ist die Taube für den Liebhaber.

Bei den Jungen bleibt die Stelle des Busenstreifens — der Riß — länger kahl, als die andern Körperteile, und man hat da am meisten Gelegenheit, die Federstruktur während des Heranwachsens des Jabots zu beobachten.

Die Brust ist voll und breit, Lauf und Zehen sind kurz und unbefiedert. Die Schwingen reichen bis fast 3 cm zum Schwanzende; beim Gehen ist die Lage des Schwanzes horizontal. Im Affekt geht das Täubchen auf den Zehenspitzen.

Die Mövchen kommen in allen fünf Hauptfarben vor; besonders schön in aschblau mit tiefschwarzen Flügelstrichen. Außer diesen giebt es alle Abstufungen von einfarbigen und melierten, welch letztere man Satinetten, Silberetten, Brunetten, Bluetten, Blondinetten betitelt und die ebenfalls von den Liebhabern geschätzt werden. Diese Netten haben häufig gestiefelte Beine, was den Spitzhaubigen besser ansteht, als den Glattköpfen. Fast noch zierlicher sind die Spitzhaubigen, wie der geneigte Leser aus der Abbildung (Taf. 19, Fig. 4) entnehmen kann.

Die dem Mövchen allein zukommende Zeichnung ist die geschildete, daher

Schild- oder Dachmövchen. Bei den Schildmövchen ist der ganze Körper weiß, nur die Schilde sind gefärbt. Diese Schilde werden ausschließlich von den farbigen Flügeldeckfedern und den hintern Schwingen samt Schulterfedern — 14 an Zahl — gebildet, wodurch schöne Ovale entstehen. Nirgends soll sich zwischen den farbigen Federn eine weiße finden, oder umgekehrt. Solch reine Exemplare sind jedoch selten. Häufig zeigen sich auch farbige Federn an den Schenkeln „Farbenhosen“, was von den Kennern getadelt wird. Bei dem Schildmövchen ist der Augenstern dunkelbraun, weil weiß bei ihm die Grundfarbe ist. (Siehe auch die Schönheitsregeln S. 223.)

Der Turbitin, Schnippen- oder Ohrenmövchen, Col. turbitina, ist ein spitzgehaubtes, federfüßiges Schildmövchen mit einem Stirnschnepp und Ohrenfleck in schöner Zeichnungsfarbe von Schwarz, Blau, Silber, Rot oder Gelb. Die Spieße müssen weiß sein. Stammt aus Kleinasien, ist schwer zu züchten und jetzt beinahe verschollen.

In Norddeutschland, besonders in Hamburg und Umgegend, nennt man die breitgehaubten Mövchen mit weißen Schwänzen und Perlaugen: „Sticken“; tragen sie zarte blaue Farbe mit tief schwarzen Flügelbinden und Perlaugen, so nennt sie der Hamburger „Pickerstické“. In Süddeutschland ist dieser Name unbekannt. Breite Hauben und Perlaugen entsprechen eigentlich nicht der Mövchenrasse.

Das Gefieder liegt bei den Mövchen glatt und fest, wie angegossen an, daher treten alle Körperformen so symmetrisch und dem Auge wohlthuend hervor, wie bei wenig andern Tauben.

Das Mövchen fliegt rasch, anhaltend und hoch, wenn man es dazu gewöhnt; es ist ein gesundes, mutiges und munteres Täubchen, und ganz ausgezeichnet in der Zucht, wie schon erwähnt. Außerhalb des Schlages ist es vorsichtig, fast scheu, im Schlage gegen seinen wohlwollenden Pfleger aber zahm und zutraulich und fliegt ihm auf Schultern, Kopf und Hand, wenn er sich nur wenig mit ihm abgiebt. Es ist eine der empfehlenswertesten aller Tauben, und jammerschade, daß man durch die bizarre Sucht, die Eigenschaften einer Rasse auf eine andere übertragen zu wollen, die schöne und zierliche Taube so verdorben hat, daß es Mühe kostete, das alte Deutsche Mövchen in allen Farben wieder rein herzustellen. Und wenn wir feine Tauben züchten wollen, so müssen es „Deutsche Mövchen“ sein. Es sind elegante, gut fliegende und gut züchtende liebe Täubchen; mit einem Worte die zierlichsten und dankbarsten aller Hoftauben.

Das Englische Mövchen. Columba turbita britannica.

Taf. 19, Fig. 4, 5.

Sie sind mit unsern Deutschen Mövchen identisch, haben aber starke, kugelrunde Köpfe, die an Indianerblut erinnern. Großkopfig und großäugig haben sie sich den unpassenden Beinamen: „English Owls = Englische Eulen“ erworben.

In allem übrigen verweisen wir auf die vorhergehende Beschreibung.

Das Französische Mövchen. Columba turbita francogallica.

In Frankreich werden nur glattköpfige oder spitzgehaubte Mövchen unterhalten, welche durchaus mit den deutschen und englischen Rassen übereinstimmen. Man benutzt sie aber dort wegen ihres guten ausdauernden Fluges auch als Brieftauben.

Das Aegyptische Mövchen. Columba turbita aegyptiaca,

hat die Sucht der Deutschen — die Produkte des Auslandes besser zu finden, als die der Heimat— zu einem feinen Täubchen gestempelt, das aber in Wirklichkeit den Deutschen Mövchen meistens im Jabot nachsteht.

Das gleiche läßt sich vom

Tunesischen Mövchen

sagen. Unter 50 importierten Tauben findet man nur wenige Exemplare, die den Kenner befriedigen, und der Getäuschte hat dafür noch ein schweres Geld zu entrichten, um sich nachher sagen zu können: „Hier zu Lande hätte ich's besser finden können."

Das Chinesische Mövchen. Columba turbita Chinensis.

Diese Taube mit fast monströser Brustkrause kam durch einen Pariser Taubenhändler, Jean Destriveaux, in den Handel und verdankt ihre Existenz wahrscheinlich den Züchterpraktiken desselben. Die Halskrawatte erinnert an eine Perückentaube, während das Federbüschel auf der Brust ein Unikum ist, aber kein empfehlenswertes, denn es entstellt den Totaleindruck des niedlichen Mövchens ganz und gar. Von dem Händler Destriveaux wurde dieser Vogel „Chinesisches Mövchen" benannt, obwohl es schwerlich von China stammt.

Das Krawattenmövchen. Columba turbita collaris.

Die Eigentümlichkeit dieses Täubchens besteht darin, daß es, außer seiner Brustkrause an den Halsseiten, noch eine zweite Krause um den Hals zeigt, Halsfedern, welche — wie mit einem Brenneisen gerollt — in die Höhe stehen, sich unter dem Kopf wie eine Krawatte um den Hals ziehen und hinten beinahe zusammenstoßen. Zuweilen fehlt die Brustkrause, während die Krawatte deutlich aufgerollt ist. Aber auch diese Krawattenkünstelei steht dem Mövchenkopf nicht gut an und findet auch nicht viele Liebhaber.

Das Italienische Mövchen. Columba turbita italica.

Kopf und Krause sind die eines schönen Deutschen Mövchens, aber die hohen Beine und der in die Höhe gestellte Schwanz erinnern sehr an die Modeneser-Taube. Die ganze Figur steht unsern Mövchen unbedingt nach, und unsere Züchter werden daher wenig Neigung verspüren, Italienische Mövchen einzuführen.

Wir ersehen aus diesen Schilderungen, daß die Deutschen und Englischen Mövchen die feine und echte Rasse darstellen und daß alle einerlei Typus zeigen; daß aber die Mövchen in Deutschland und England sorgfältiger, rassenhafter gezüchtet werden, als in den Staaten Afrikas, soweit dort überhaupt Taubenzucht betrieben wird. Auch dürfen wir sicher annehmen, daß die echten Mövchen wieder zu alten Ehren gelangen werden, sobald der Brieftaubensport nachläßt.

Alle andern Kreuzungen sind unschöne Züchterkünsteleien, die für den Kenner ohne Wert bleiben werden.

* * *

Rassenmerkmale für ein Mövchen
aus dem Englischen Standard.

	In Punkten ausgedrückt
Schnabel, kurz 2, dick 3, gute Form 1	6 Punkte
Schnabelhöcker, gutgeformt breit 4, dick, den Stirnwinkel füllend 3 .	7 "
Kehlsack (Kinn und Kehlwamme) hübsche Länge	4 "
Spitzhaube, fein gedreht	4 "
Mähne im Nacken	2 "
Busenkrause (Jabot, Kreuz) wohl entwickelt, federreich	6 "
Farbe, tief und glänzend	4 "
Bei blauer Farbe tief schwarze Flügelbinden, extra, 2	
Zeichnung, sonstige reine, (frei von falschen Federn)	3 "
Figur, einschließlich Kopfform, wohlgebildet, fein	2 "
Flügel gut anliegend, Schwanz kurz	2 "
Ganze Haltung (Carriage) aufrecht, kokett, gefällig	6 "
	zusammen 46 Punkte.

Die Berber-Taube. Columba d. barbarica.
Taf. 21, Fig. 1, 2, 3, 4.

Berbereitaube, Cyprische Taube, Polnische Taube, bei uns: Indianertaube, oder kurzweg: Indianer. — Columba domestica barbarica, *Willughby et Ray; Brisson; Gmelin,* und neuere Autoren; — Col. numidica, *Will.;* — Col. d. polonica, *Bechstein.* — Columba indica, *Landbeck.* — Englisch: The barb, and: The Barbary pigeon; — Französisch: Le Pigeon polonais.

Es ist eine alte und seit Jahrhunderten bei uns eingebürgerte Rasse, denn schon der Schweizer Prof. Gesner und der gelehrte Italiener Aldrovand erwähnen diese „teuer bezahlten Cyperischen oder Russischen Taubenrassen, welche schöne breite Sträuße an ihren Köpfen haben, und für die edelsten gehalten werden". — Trotzdem gehören feinrassige Indianer bei uns zu den seltenen Tauben.

Sie soll aus der „Berberei" stammen und wurde schon vor alten Zeiten im Handelswege nach Holland, Belgien, Frankreich, England u. s. w. verbreitet. Aber mit der Bezeichnung „Berberei" versteht man alle Gebiete Nordafrikas, die an das Mittelmeer grenzen: Barka, Tripolis, Tunis, Algier, Marokko, so daß wir schließlich nicht wissen, welches Gebiet gemeint ist. Der Name „Cyprische Taube", den ihr obgenannte Naturhistoriker gaben, läßt aber schließen, daß sie eher aus Syrien, Kleinasien, Griechenland u. a. in den Handel kam, und aus Indien abstammt, wie alle unsere feineren Rassetauben. Der Name Indianer weist auch darauf hin, obwohl wir zwischen „Indier" und „Indianer" einen Unterschied machen, und mit dem letzten Wort die kupferfarbigen Eingeborenen Amerikas zu bezeichnen pflegen, deren Hautfarbe auch das Gefieder unserer Indianertaube in feinstem Glanze aufweist. Siehe Abbildung Fig. 4 auf Taf. 21.

Sie hat die Größe einer gewöhnlichen Taube, ist eher noch etwas kleiner, steht niedrig auf den Beinen, hat aber dabei eine gute Haltung. Der Kopf ist glatt, soll auch nicht gehaubt sein, was die eigentümliche Form des Kopfes verdirbt, trotzdem werden auch solche mit Muschelhauben, sowie Spitzgehaubte, getroffen. Er ist sehr breit, eckig, der Scheitel flach mit einer Tolle, die Stirne niedrig, kurz und keinen Winkel mit dem 12 1/2 mm langen und 10 mm dicken, stumpfen Schnabel bildend. Die Farbe des Schnabels soll hellfleischfarbig sein, was besonders geschätzt wird, sie entspricht aber meistens derjenigen des Gefieders. — Der hoch oben sitzende Schnabelhöcker ist 20 mm breit und 10 mm lang, in der Jugend rötlich, später weißkrustig. Das Auge ist groß, die Farbe der Iris weiß (Perlauge), oder auch

der des Gefieders analog; doch wird das Perlauge höher geschätzt. Die Augenlider sind dick, von einem schönen, zuweilen bis 25 mm im Durchmesser haltenden, lebhaft rot gefärbten, dicken feinwarzigen Augenkreis umgeben, der aber erst im 3. bis 4. Jahre völlig ausgebildet wird, was sich jeder Taubenfreund einprägen und nicht ungeduldig werden möge, wenn die gewünschten Warzenmerkmale im 1. Jahr noch undeutlich sind, während sie später über den Scheitel hinausragen. Siehe Abbildung Taf. 21, Fig. 2. Gegen die Schnabelwurzel bildet dieser Ring vor der Stirn eine tiefe Kerbe im Gefieder, welche den Kopf besonders ziert, Schnabelwinkel und Ränder sind mit Warzen und Perlen von gleicher Substanz wie der Augenkreis bewachsen und eingefaßt, desgleichen der Unterschnabel; je mehr, desto besser. — Der ganze Kopf des Indianers, Schnabel, Aufsatz (Höcker), Stirn, Scheitel und Nacken bilden im Profil gleichsam ein Viereck. — Am Unterschnabel und am Kinn ist das Gefieder zottig, ebenso an der Drossel (Kehlsack, Bart, Troller). Der Hals ist kurz, oben dünn, und von edler Biegung; die Brust breit und zuweilen gespalten (Busen); der Hinterleib des Körpers lang und schlank. Die Flügel hängen etwas lose an der Seite, wodurch die kleinen Schwingfedern, anstatt den Rücken zu decken, denselben zollhoch überragend, senkrechte Wände neben ihm bilden. Die breiten Spieße lehnen an den Schwanzseiten an. Die Beine sind stark, die Füße fleischig, der Lauf oft oben unter dem Gelenk etwas befiedert, sonst nackt, die Krallen meistens weiß. — Man findet die Berbertaube in allen Hauptfarben.

Das Gefieder ist voll, weich und glänzend, sehr fest in der Farbe, beinahe immer einfarbig, zuweilen getigert auf gelbgrauem Grunde. Besonders schön metallglänzend ist die schwarze Farbe, zu welcher sich der korallenrote Augenring, die geröteten Mundwinkel und Schnabeleinfassung, das Perlauge, der Wachsschnabel und die lebhaft gefärbten Füße mit den weißen Nägeln vortrefflich ausnehmen. Nicht minder schön — aber viel seltener — sind die weißen mit rosa schillerndem Taubenhalse.

Die Stimme ist hellrucksend, der Gang schnell und fest, der Flug sehr hoch, rasch, gewandt und ausdauernd; diese Tauben wären daher auch zum Botendienste zu verwenden, wozu sie aber freilich zu selten und kostspielig sind. — Die Jungen sind vom Ei an niedlich und zeichnen sich besonders durch die zierlichen fleischigen Beinchen und Füßchen aus. Wenn sie flügge sind, sind sie weniger täppisch, als manche andere Taubenrassen im gleichen Alter, und wenn nach Verlauf der ersten 5—6 Wochen die Schnabelwurzel nebst Rändern und Winkeln, auch die Augenringe sich pfirsichblütenfarben röten, so sehen sie ungemein niedlich aus.

Das Rassekennzeichen des Indianers bildet hauptsächlich der Kopf und dessen Zubehör. Ist die Rasse echt, so soll sie unserer gegebenen Beschreibung entsprechen. Ihres weiten Schnabels wegen frißt diese Taube leicht und gern großkerniges Futter, doch auch mit derselben Leichtigkeit kleineres Gesäme. Gute Wicken sind aber das empfehlenswerteste Futter für diese und andere Tauben.

Die Englische Indianertaube

ist in ihren Rassemerkmalen noch viel prägnanter ausgebildet, der Kopf stärker; der kurvenartig gekrümmte Schnabel kürzer und dicker; die große Nasenwarze in der Mitte geteilt; der rote Warzenring um die Augen eine große Scheibe, in der das Auge wie in einem Teller liegt. Ein dreijähriger englischer Indianertäuber ist beinahe ein monströses Geschöpf, wie der geneigte Leser aus der Abbildung (Taf. 21, Fig. 2) sehen kann.

Die Rassenmerkmale nach dem „Englischen Standard" sind folgende:

Der Schädel muß breit, viereckig und massiv sein, ebenso breit vor wie hinter den Augen; dies ist die erste Bedingung für Rassereinheit. Damit ist ein anderes Merkmal — nur dieser Rasse eigentümlich — verbunden. Eine Auskerbung an der Stirn, zwischen Auge und Schnabelwarzen, wie mit einem Messer scharf ausgeschnitten (cut out). Dies hebt die viereckige Form des Schädels noch mehr hervor. Der Schnabel soll erstens dick, dann auch kurz, beide Schnabelteile gleich kräftig und massiv, an der Wurzel breit, nach unten gebogen, d. h. niedersichtig sein, und — seitwärts gesehen — eine ununterbrochene Kurve von der Stirn bis zur Spitze bilden. Der Schnabel darf bei einer ausgewachsenen Taube von Durchschnittsgröße von dem vordern Rand der Warze bis zur Spitze nicht über 9 $^1/_2$ mm, bei einer jungen nicht über 6,3 mm messen. Je kürzer, desto besser! Farbe desselben hell fleischfarben; ein dunkler Fleck vorn noch zulässig, ganz schwarzer Schnabel ein Fehler (nämlich fürs Prämiieren), den man wegzüchten sollte. Die Schnabelwarzen fein von Textur, der Länge nach deutlich geteilt und beide Teile gleich, fast von weißer Farbe wie gepudert, aber nicht rauh und schäbig. (In der Jugend sind diese Warzen fleischrot.) Je länger, zarter und voller sie sind, je näher nach der Schnabelspitze, desto besser tragen sie zur „Gesichtskürze" und „Ausfüllung des Profils" bei, wodurch der Berber ein hochfeines Ansehen erhält. Im Alter von zwei Jahren werden sie gewöhnlich etwas runzelig, was aber das Aussehen eines guten Kopfes nicht beeinträchtigt, falls die Warzen nur in der Mitte noch voll sind. Ein weiterer Punkt sind die Augenwarzen, deren Farbe ein schönes leuchtendes Rot sein soll. Weiter in Betracht kommen die Unterschnabelwarzen (Jew wattles), welche ebenfalls zur „Schönheit" der Taube beitragen. Dieser Augenhof hat zweierlei Benennungen: Weichauge und Hartauge. Ist dieser Augenhof um das Auge dicker, so sieht das nicht gut aus und macht den Kopf scheinbar schmäler; ist aber dieser Augenring am äußern Rand hoch, gegen das Auge flach und etwas eingesenkt, um so breiter und flächer erscheint der Schädel, was eben für diese Rasse charakteristisch ist. Im Englischen Standard betragen die ausgesetzten Punkte (Points for judging Barbs) für einen „Berber" 42 Punkte, wovon auf den Schnabel (Beak) und Schnabelumgebung (Beak-wattle) allein 17 Punkte entfallen. Man züchtet dort in drei Größen: große, mittelgroße und kleine, und alle drei werden von dem Hauptzüchter Robert Fulton als korrekten Stils betrachtet, wenn die Rassenmerkmale des Kopfes im richtigen Verhältnis zur Gesamtgröße stehen.

So ernst, wie es die Engländer mit der Taubenzucht nehmen, ist das „Täubeln" nicht ein harmloses Vergnügen, sondern eine mühsame, zeitraubende Arbeit!

Die Französische Indianertaube, Le pigeon polonais,

ist etwas größer als die Deutsche und Englische Rasse, in den meisten Merkmalen der Englischen gleich, doch ist der Kopf weniger „massiv".

* * *

In unserem Vaterland ist das Interesse für diese originellen, muntern, gutfliegenden und verhältnismäßig auch gut züchtenden Tauben nicht mehr so groß, wie ehedem, und wenn man sich für diese Rasse auch erwärmen möchte, so hält es recht schwer, rassige Berbertauben zu finden. Hoffen wir, daß diese eigentümliche Rasse allmählich wieder mehr in Aufschwung kommt, indem sich mehr sachverständige Liebhaber für dieselbe interessieren.

* * *

Die Bagdette. Columba d. tabellaria verrucosa.

Zu den merkwürdigsten und augenfälligsten Taubenrassen gehören wohl die Bagdetten. — Hoch= und stakelbeinig, starkknochig, meist mit eckigen Körperformen, mit schlankem, hochaufgerichtetem Hals, auf dem ein langgestreckter Kopf mit einem noch längern Schnabel sitzt, der an Stärke fast an einen Rabenschnabel erinnert, außerdem Auge und Schnabelwurzel noch mit auffälligen Warzengebilden und =Knoten bedeckt, die gerade nicht anmutig aussehen; so haben wir eine groteske Figur vor uns, die nur durch ihre Manieren und Sitten beweist, daß sie zum Taubengeschlecht gehört. Sie ist auch wirklich weniger harmlos und weniger „ohne Falsch" als ihre Verwandten, sondern infolge ihrer athletischen Stärke recht rauflustig und gewaltthätig gegen andere Tauben und kann nicht mit solchen, am wenigsten mit kleinen Rassen gehalten werden. Die einzige Rasse, welche ihr mit Erfolg „die Stange hält", ist die große Hühnertaube, und zunächst dann die mutige Trommeltaube. Am besten ist es aber immer, wenn man Bagdetten allein mit ihresgleichen im Schlag unterhält, der hell und geräumig sein muß, wenn diese Tauben gut fortkommen sollen.

Man hat die verschiedenen Varietäten der Bagdetten so durcheinander geworfen, daß es für den Anfänger schwer fällt, sich in diesem Mischmasch zurecht zu finden. — Zudem ist in den meisten Taubenbüchern mit der Englischen Bagdette (Carrier genannt) der Anfang gemacht worden, die wohl als eine Phantasie=Taube erdacht wurde, aber in Wirklichkeit gar nicht existiert, sondern nur auf dem Papiere als unerreichbares Mustertier dargestellt worden ist.

Es fällt auch dem Verfasser gar nicht ein, unsere Taubenfreunde zur Nachahmung übertriebener Ansprüche — wie solche in England gestellt werden — veranlassen zu wollen und sie dadurch eher abzuschrecken, als zu animieren. Eine Züchterei, welche nach überspannten Merkmalen abzielt, wie solche in England nach dem Standard verlangt werden, ist geradezu eine zeitraubende, unbefriedigende und kostspielige Plackerei, während eine harmlose, aber wohldurchdachte künstliche Leitung bei der Paarung uns schon hinreichende Gelegenheit giebt, die wunderbare Gestaltungskraft der Natur zu bewundern, wenn unsere Versuche auch nicht immer nach Wunsch ausfallen. — Ueberlegt man noch die Betrügereien (List nennen es die Händler), welche angewendet werden, um die Köpfe, Schnäbel und Warzen der Jungen zu formen, Warzen und Schnäbel zu beschneiden, wo sie zu lang sind, Pfropfstücke einzufügen, wo in den Warzgebilden unsymmetrische Lücken sind, Federn auszuziehen, wo sie nach Ansicht der Rassekünstler nicht hingehören, Färben oder leichtes Einölen abgebleichter Federn u. dergl., so wird man sich nicht gar leicht dazu entschließen, sich bei dem Wettbewerb in der Züchtung solcher „Hochklassentauben" zu beteiligen, deren Idealgestalten zum Teil noch nicht einmal existieren, sondern erst auf dem Wege der Züchtung geschaffen werden sollen.

Den Namen „Bagdette" führt die ganze Gruppe von der türkischen Handelsstadt Bagdad, am Ostufer des Tigrisstromes gelegen, seit mehr als zwei Jahrhunderten im Besitz der Türken, vordem zu Persien gehörig. Diese wichtige Handelsstadt des Orients versah von alten Zeiten her Kleinasien, Syrien und einen Teil Europas mit indischen und persischen Erzeugnissen, und war dagegen eine Hauptniederlage für europäische Manufakturwaren, welche auf dem Wasser= und Karawanenweg weiterhin im Orient vertrieben wurden. Unser Nürnberg dagegen war im Mittelalter — ehe der Handel nach und aus Ostindien eine neue Richtung erhielt — der wichtigste Handelsplatz

Deutschlands, ja selbst Europas, der die über Italien ihm zugeführten Waren nach Norden vertrieb und dadurch mit dem berühmten Bagdad im lebhaften Handelsverkehr stand. So kann es sich der Leser erklären, daß diese merkwürdige und auffallende Taube durch Nürnberger Händler unter dem Namen „Bagdader Taube“ weiter verbreitet wurde. Fernere und allgemeinere Benennungen sind: Bagdetten, Bagadetten, Bagdader; auch Pagadetten-, Pavodetten-, Nürnberger-Taube, auch Höcker-, Warzen-, Boten-, Orientalische Brieftaube; ferner Provinzialismen, wie bei uns: Bageeder. Noch weitere hochtrabende Namen haben die Engländer eingeführt, welche wir am betreffenden Orte erwähnen.

Die Kurzschnäbelige Bagdette. Columba tabellaria brevirostris.
Taf. 21, Fig. 5, 6.

Kurzschnabel-Bagadette oder -Bagdader-Taube, Persische, Arabische, Türkische Taube, Warzenschnabeltaube, Nürnberger Bageeder. — Englisch: The Persian Pigeon; — Französisch: Le pigeon turc.

Die Kurzschnäbelige Bagdette hat mit der Geradschnäbeligen einerlei Ursprung und Vaterland, nämlich Indien und Persien. In unserem Erdteil kommt sie, nach Fürer, am häufigsten im südöstlichen Teil vor, namentlich in Kroatien. Für unser Vaterland ist sie selten; sie kam früher (vor ca. 60 Jahren) unter dem Namen: „Nürnberger Bageeder“ bei uns nicht selten in den Handel, aber ohne viel Nachfrage.

Sie ist stärker als eine Feldtaube, so groß wie eine Langschnabel-Bagdette, aber niedriger gestellt, langgestreckt, langschwingig, breit von Brust und Rücken, mit hohem Brustbein. Sie wiegt $1^1/_4$ bis 2 Pfund, ist also eine fleischige Rasse.

Der Kopf ist glatt, zuweilen spitzgehaubt, länglich, der Schnabel 25 bis 30 mm lang, nur wenig gebogen, stumpf, in der Farbe dem Gefieder entsprechend.

Die Schnabelhaut ist unförmlich, sie soll möglichst breit und nicht lang sein; Schnabelwinkel und Ränder nebst dem Unterschnabel sind mit Hautwarzen besetzt, je mehr und je dicker, desto rassiger. Wenn die Taube mit drei Jahren ausgewachsen ist, sind die Warzen oft sehr stark und monströs.

Das Auge ist groß, die Farbe der Iris richtet sich nach dem Gefieder und ist am beliebtesten mit feuerrotgelbem Augenstern. Die Augenlider sind dick und fleischig; der Augenkreis ist selten flach, meistens dick und nicht über 18 mm im Durchmesser; in der Jugend lebhaft gefärbt.

Der Hals dieser Taube ist kürzer und dicker als bei der Geradschnäbeligen Bagdette; sie trägt die Flügel auch weniger geschlossen. Der Fuß ist stark; der Lauf auf der innern Seite öfter mit Federn besetzt.

Das Gefieder ist voll und hart, häufig einfarbig, meistens schwarz oder rotbraun; sie kommt aber auch in allen andern Hauptfarben vor.

Sie fliegt rasch und kräftig, und wenn einmal im Zuge, auch schnell; dabei ist sie lebhaft und läßt ihre volle und tiefe Stimme viel hören.

In der Zucht ist sie recht gut; sie hat große und fleischige Junge und geht auch aufs Feld, wenn sie daran gewöhnt wird. Geschlechts- und Alterskennzeichen sind wie bei den übrigen Warzentauben. Augen- und Schnabelwarzen werden mit zunehmendem Alter immer größer und weiß gepudert. Im dritten bis vierten Jahre ist deren Ausbildung zur vollen Blüte gelangt, sie werden von da ab nur noch monströser, was sich der Liebhaber, der Wert darauf legt, merken möge. Nach der ersten Mauser werden die Schwanzfedern oft um 25 mm länger.

Ein Liebhaber, der Freude an diesem derben Taubenstamm hat, kann es getrost mit ihnen wagen; sie züchten mühelos in ihrer Rasse weiter, und ihre fleischigen Jungen geben einen feinen Braten. Sie lassen sich auch als Briefboten benützen, denn es ist dem Leser bekannt, daß zu Herstellung unserer „Langschnäbeligen Brieftauben“ diese Rasse mit Tümmlerkreuzung vorzüglich beigetragen hat.

Die Langschnäbelige Deutsche Bagdette. Columba tabellaria longirostris.

Taf. 22, Fig. 1, 2.

Columba tabellaria, *Ray* 1713; *Brisson;* — Col. equestris, *Albin* 1738; *Linné* 1758. — Geradschnäbelige Deutsche Bagadette, Bagdette oder Bagdadertaube, Langschnäbelige Brieftaube, bei uns: Geradschnäbeliger Bageeder. — Englisch: The Carrier; — Französisch: Le pigeon messager.

Unsere, in Deutschland vorkommende Langschnabelbagdette ist eine weitverbreitete, aber nicht häufig vorkommende Rasse von ganz merkwürdiger Körperbildung. Sie stammt aus Ostindien und ist über Persien, Syrien, Arabien, seltener über Südosteuropa verbreitet, und kam, wie vorn erwähnt, vor mehreren Jahrhunderten durch Nürnberger Handelsleute in den Verkehr, auch nach Norden bis England, und im Westen bis Frankreich. In England ist sie eine der hauptsächlichsten Sporttauben und zu einer Rassevollkommenheit ausgebildet worden, wie es in unserem Vaterland nie beliebt wurde. Doch trifft man auch bei uns, ohne nach einem Standard zu züchten, sehr reinrassige Exemplare.

Kennzeichen. Die Langschnabelbagdette ist eine starkknochige, breitrückige, langgestreckte, schlank und hochstehende, langhalsige Taube, von eleganter Form, hochaufgerichteter, kühner und edler Haltung. Der Kopf ist lang, schmal und unbehaubt. Die schmale Stirn verläuft in gerader Linie, ohne einen Absatz zu bilden, in den langen, geraden, verhältnismäßig dicken Schnabel, der, vom Mittelpunkt des Auges an gemessen, 4 bis 5 cm lang ist; der Nasenhöcker ist sehr stark entwickelt, mit Warzen besetzt und tief gefurcht; der Augenstern ist mit einem breiten, warzigen, nackten Augenkreis umgeben. Der Hals ist lang und schmächtig. Wir verweisen den Leser auf die guten Figuren, und verzichten hier auf weitläufige Beschreibungen, die wir für den „Englischen Karrier" aufsparen, der als das rassefeinste Modell auch für unsere „Deutsche Langschnabelbagdette" gelten kann; in Deutschland wird freilich niemals so ängstlich nach einem Fancy-Standard gezüchtet werden, weil man eben bei uns die Tauben aus Liebhaberei hält und sich die Freude an wohlgebildeten Rassetieren nicht verderben läßt, wenn auch ein oder das andere schwer zu erreichende Rassemerkmal nicht standardgemäß ist. Wir sprechen hier nur von den Auswüchsen des englischen Sports, die sich in der übertriebenen Herauszüchtung einzelner fantastischer Körperformen äußern.

Die Krummschnäbelige Deutsche Bagdette. Columba tabellaria curvirostris.

Taf. 21, Fig. 7, 8.

Bogenschnäbelige, Deutsche Bagadette, Höckertaube, Nürnberger Storchenbagdette, bei uns schlichtweg: Storchenbageeder. — Englisch: Scandaroon; The Baget Pigeon. — Französisch: Le pigeon Bagadais.

Eine der wunderlichsten Taubenfiguren ist die Krummschnabel-Bagdette, denn sie gleicht mehr einem grimmigen Raubvogel als einem friedlichen Körnerfresser, und ein Tierfreund, der gern groteske Formen in seiner Umgebung liebt, kann sich keine geeigneteren Vögel hiezu auserlesen, als gerade diese Tauben. In England hat man dieser merkwürdigen Rasse bislang keine sonderliche Beachtung geschenkt, trotzdem sie ihren geradschnäbeligen Vetter an kühner Originalität noch übertrifft.

Sie stammt — wie ihre andern großwarzigen Verwandten aus Ostindien; „aus den Euphrat-Ländern," sagt Fürer, findet sich aber in der ausgebildeten Form, wie unsere Figuren zeigen, daselbst noch seltener als jene. In Nürnberg, welches — wie oben bemerkt — schon vor Jahrhunderten in lebhaftem Handelsverkehr mit der Levante stand, ist sie von jeher Lieblingstaube gewesen und ist es noch,

obgleich die feinen Bagdetten auch in Nürnberg nicht gemein sind, und für fehlerfreie Tiere schöne Preise (20 Thlr. und mehr) verlangt und auch bezahlt werden. Diese Taube hat sich bis jetzt auch sonst nirgends recht eingebürgert, was lediglich Folge unrichtiger Behandlung derselben ist.



Fig. 70. Kopf der Krummschnabel-Bagdette.

Kennzeichen. Der Hals ist dünn, der Kopf lang und schmal, der Schnabel auffallend lang und vorn sehr übergebogen mit großem, warzigen Nasenhöcker, das Auge umgiebt ein breiter Warzenkreis. Sie ist merklich größer als die Feldtaube.

Diese große stattliche Taube ist stark, knochig, kürzer, breiter und höher stehend als die gradschnäbelige Bagdette; sie trägt den Hals ebenso hoch, den Körper mehr wagrecht, den Schwanz etwas gehoben und schreitet weit aus. Die Flugbreite beträgt 74 cm; das ganze Bein mißt 17 cm; der Flügel erreicht das Schwanzende bis auf 5 cm. — Gewicht 625 gr.

Von der Seite gesehen, bilden Kopf samt dem langen Bogenschnabel einen Halbzirkel. Der schön geformte, sehr längliche und schmale Kopf ist immer unbehaubt. Die Stirn verlängert sich in weichem Bogenschwung weit in den bis 4 cm langen, unterhalb der Nasenlöcher noch 1,2 cm dicken, gebogenen, rein fleischfarbigen Schnabel (Horn); derselbe ist von der Wurzel an abermals gebogen und vorn stumpf. Der Warzenhöcker (Morchel) reicht nicht weit in die Stirn hinauf, ist ca. 2,4 bis 2,8 cm breit und ebenso lang, jedoch regelmäßiger und zierlicher gebildet, als beim Karrier. Auch die Auswüchse am Unterschnabel und an den Mundwinkeln sind entsprechend kleiner. Der Augenring hat 1,8 bis 2,5 cm im Durchmesser, ist mehr flach als dick, in der Jugend rötlich, im Alter weiß krustig und durch einen schmalen warzigen Hautstreifen mit dem Schnabelwinkel und der Nasenhaut verbunden. Das Auge ist groß, die Iris dem Gefieder entsprechend, meistens schwarzbraun. Zuweilen finden sich zweierlei Augen, besonders bei Gelbschecken, aber nie Glasaugen. Der Hals ist 8—9 cm lang, sehr dünn, mit stark hervortretendem Kehlkopf. Die Kehle hängt etwas sackartig herab. Der Kiel des hohen Brustbeins tritt scharf hervor; Brust und Rücken sind breit; die starken Flügel hängen in die Brust herein; die Schwingfedern (Spieße) sind eng zusammengezogen, erscheinen daher schmal und ruhen auf dem Schwanze oder an dessen Seiten. Die kräftigen Beine sind unbefiedert. Das Gefieder ist fest anliegend, derb und nicht sehr voll, und läßt das charakteristisch knochige und eckige Gestell, den scharfen Kiel des Brustbeins, die Schulter ꝛc. hervortreten.

Der Nasenhöcker und der Augenkreis sind, wie oben bemerkt, regelmäßiger und zierlicher gebildet, nicht so monströs wie bei der Geradschnäbeligen Bagdette; auch die Auswüchse am Mundwinkel und Unterschnabel sind kleiner.

Die Schönheitsregeln für die rassemäßig gut ausgestattete Krummschnäbelige Bagdette sind folgende: Der Schnabel (das Horn) muß schön gebogen, lang, dick, stumpf

und hellfarbig (ohne Flecken) sein; der Schnabelhöcker (Morchel, Aufsatz) muß tief unten an der Stirne sitzen, mehr flach als hoch, herzförmig und nicht allzu breit sein; der Kopf muß fein, lang und schmal sein, und vom Nacken an bis zur Schnabelspitze, von der Seite gesehen, einen Halbkreis bilden; der Augenkreis (Rose) soll groß, flach und regelmäßig sein; der Hals soll schwanenartig lang und dünn, und unter dem Kinn mit dem Troller geziert sein; der Körper soll breiten Rücken, breite Brust zeigen, der Grat des Brustbeins soll scharf hervortreten, die Schwingen sollen schmal und kurz, die Füße hoch sein. Das Gefieder soll rein weißen Kopf mit Mückchen, geschlossene Brust, ein regelmäßiges Herz und rein gefärbten Schwanz zeigen.

Wenn Stirn und Schnabel einen Winkel bilden, wenn der Scheitel eine Dalle hat, wenn der Oberschnabel länger als der untere, oder gar gekreuzt ist und klafft, so sind das Fehler, die den Rasseschönheitsregeln zuwider laufen.

Man trifft bei der Bagdette eine elsterartige Zeichnung, auf deren Regelmäßigkeit der Kenner viel Wert legt; der ganze Kopf bis in den Nacken, von da spitzig gegen die Brust verlaufend, ist weiß; ebenso die Deck- und Schwungfedern der Flügel; ebenso der Unterleib (vor oder hinter den Schenkeln) gegen den Vorderleib scharf oder verlaufend abgeschnitten; ebenso der Hinterkörper und Unterrücken samt Schenkeln. Gefärbt sind die Zügel (schwarze kleine Fleckchen zwischen Auge und Schnabel, die Mücken genannt), der übrige Hals, Brust, Vorderleib, Schulterfedern, Oberrücken und der Schwanz. Die Zeichnung der Schultern und des Oberrückens nennt der Liebhaber „das Herz". Man trifft die Zeichnung auch so, daß außer Kopf, Seitenhals, Vorderhals und Flügeln alles andere gefärbt ist. Diese Zeichnungen finden sich in allen Hauptfarben; bei Gelb- oder Rotschecken soll aber das Herz nur klein sein. Je reiner und symmetrischer die Zeichnung, desto besser. Einfarbig und schönrassig kommen sie nur in Weiß vor, in andern Farben ist dies selten. Das Geschlecht ist äußerlich oft nicht leicht erkennbar. Bei der Täubin tritt des dünnen Halses wegen der Troller etwas deutlicher hervor, auch hat sie schmälern Kopf und Stirn.

Ihr Flug ist kräftig, rasch, mehr stürmisch als gewandt, ihre Stimme abgebrochen und tief; gegen kleinere Tauben ist sie gewaltthätig, paßt daher nicht zu ihnen, sondern muß mit andern großen Tauben, oder noch lieber allein mit ihresgleichen gehalten werden. Gegen den Menschen zeigt sie Mißtrauen und gewöhnt sich nur allmählich an ihren Futterherrn. Sie ist träge und kalten Temperaments, herrisch gegen andere Tauben, im übrigen ein scheues, vielmehr ängstliches Tier, das man sehr schmeichelredend behandeln muß, um es anhänglich zu gewöhnen. Da sie, wie die meisten feinrassigen Tauben, nicht gut zieht, ist es zweckmäßig, wenn man einige Paar gut brütender Kurzschnabel-Bagdetten daneben hält, um ihnen die Eier und Jungen zuteilen zu können. Im Alter wird die Bagdette durch den Schnabelwulst oft am Sehen verhindert; deshalb gebe man kein zu kleines rollendes Futter, sondern Gerste, große Wicken, Mais, Erbsen und kleine Pferdebohnen. Kleine Wicken stehen bei uns derzeit beinahe im gleichen Preis, wie genannte Körnerfrüchte; der Kostenpunkt kann also kein Hindernis abgeben. Die Bagdette muß immer Futter in der Krippe haben, denn sie frißt viel, deshalb füttere man reichlich und in langen 12 bis 15 cm breiten hölzernen Kästchen, welche man oben mit starkem Draht in 7 bis 8 cm lange und ebenso breite Fächer abteilt, damit sich keine Taube hineinsetzen könne. Bei karger Behandlung und in Gemeinschaft mit andern schnellfressenden Tauben, welche ihr kein Futter übrig lassen, verkümmert sie bald. Wem daher an guter Fortzucht dieser originellen Rasse gelegen ist, merke sich obige Angaben um so mehr, als für reinrassige Bogenschnäbler gute Preise erzielt werden können. Der Rassecharakter ist aber, was die Augen- und Nasenwarzen betrifft, im dritten oder vierten Jahre vollkommen ausgeprägt.

Die Geradschnäbelige Englische Bagdette. Columba tabellaria tuberculosa.

Vergleiche Taf. 22, Fig. 1, 2 und Textfiguren 71, 72.

Englische Bagdette, Engl. Höckertaube, Engl. Warzentaube, Drachentaube, Dragoner, Karrier, Carriere. — Der Name „Botentaube“ ist nicht wohl anzuwenden, da es keinem Züchter einfällt, diese kostspielige Taube zu Botendiensten zu verwenden. — Columba tabellaria persica, *Fürer* 1857. — Englisch: The Carrier, Letter carrier; *Horseman; Dragoon.* — Französisch: Le pigeon messager.

Die Karrier-Taube, wie wir sie nennen wollen, gehört in England zu den geschätztesten Rassen und hat sich durch sorgfältige Züchtung zu einer Taube „von vorzüglicher Schönheit“ entwickelt. Fürer sagt von derselben: Sie ist weit verbreitet über Syrien, Arabien, Persien, und nimmt in England schon seit 200 Jahren unter den Haustauben als „König“ derselben den ersten Rang ein. Durch die langjährige aufmerksame Züchtung ist der Karrier daselbst zu einem schönen majestätischen Vogel ausgebildet worden, welcher sich in hochveredelten Exemplaren merklich von seinen Stammeltern am Euphrat unterscheidet, aber auch in seiner größten Vollkommenheit überall nur selten vorkommt und dann in sehr hohem Werte steht; zuweilen bis 20 Pfund Sterling (= 400 Mark) das Stück.

Nach englischen Begriffen ist die ausgebildete Standardfigur des Karriers eine dermaßen „anziehende und bezaubernde“, daß derjenige Täubler, welcher diesen Karrier nicht bewundert, gar kein echter Taubenliebhaber ist. — Das Seltsamste aber an der ganzen schönen Figur des Standard-Karriers ist die Schwierigkeit, einen solchen Vogel herzuzüchten, und es tritt hier wiederum der nicht sehr ungewöhnliche Fall ein, daß noch gar keine „Mustertaube“ erzüchtet wurde, welche dem Modellbild des Englischen Standard vollkommen gleicht.

Wir verweisen hier den geneigten Leser auf das Diagramm (mathematisch eingeteilte Figur), welches die Kopfteile eines rasseechten Karriers bestimmt. Siehe Fig. 71.

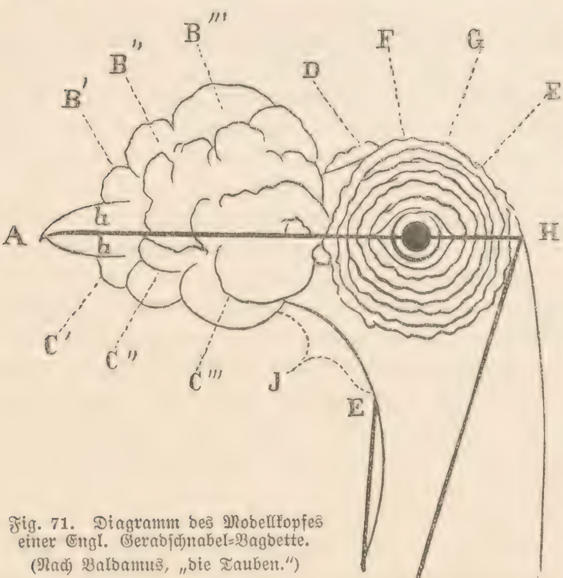


Fig. 71. Diagramm des Modellkopfes einer Engl. Geradschnabel-Bagdette. (Nach Baldamus, „die Tauben.“)

Der berühmte englische Züchter Robert Fulton, Verfasser des vortrefflichen „Illustrated Book of Pigeons“ ordnet die verschiedenen Eigenschaften nach ihrem Werte, d. h. nach der Schwierigkeit ihrer Züchtung:

1) Schnabel; 2) Schnabelwarzen; 3) Augenwarzen; 4) Schädel; 5) Kehle, Hals; 6) Flügel, Schenkel.

Länge des Schwanzes und der Flügel, Farbe u. s. w. sind verhältnismäßig leicht zu erzielen.

1) Der Schnabel, Beak (siehe Diagramm A, H, b, b), muß lang, stark und richtig geformt sein. Die Länge, von der Spitze A, bis zum Mittelpunkt der Pupille gemessen, muß 47,5 mm betragen. Der Schnabel muß wohl geformt sein, dick, massiv, gerade, an der Spitze abgestumpft, beide Hälften gleichmäßig stark und genau schließend, der Unterkiefer fast ebenso lang als der Oberkiefer, mit

einem Wort, ein richtiger „Büchsenschnabel". Kurze dicke Schnäbel, „Klumpschnäbel" oder lange dünne „Spindelschnäbel" gelten als große Fehler; namentlich, wenn der Oberkiefer stärker als der Unterkiefer, oder über diesen gekrümmt herabhängt; oder auch wegen mangelnden Verschlusses „klafft". Der betrügerischen Verbesserungen solcher Schnäbel durch Erweichen in heißem Wasser oder gekochten Kartoffeln, Biegen, Ausstrecken u. dgl. möge hier ebenfalls Erwähnung gethan sein. — Dagegen ist es erlaubt und den Vögeln zuträglich, übergreifende Teile des Schnabels sorgfältig abzuschneiden oder (mit feiner Feile) abzufeilen.

2) Schnabelwarzen, Beak-wattles (siehe Diagramm B, B, B, C, C, C). Diese unschönen Warzengebilde gelten in England für die schwierigste Züchtung aller Eigentümlichkeiten, welche diese Rasse kennzeichnen, da solche sehr dem Zufalle unterworfen sind und viele (3—4) Jahre brauchen, bis sich ein sicheres Urteil über deren Ausbildung fällen läßt. Das richtige Modell ist die Kreisel- oder Wallnußform in „Blumenkohlbildung" mit einem weißen „Puderstaub" überzogen, und mehr als dreiviertel des Schnabels überdeckend. Die drei Teile B′, B″, B‴ sollen hübsch proportioniert sich übereinander erheben und oben wohl ausgefüllt und gerundet sein; der hintere Teil soll aber so nach vorn gebogen sein, daß die Augenringe frei hervortreten, aber nicht überwuchert sind. Die Warzen des Unterschnabels C′, C″, C‴, sollen so gebildet sein, wie es die Figur ausweist, nämlich der hinterste Teil soll der größte sein, und bei geschlossenem Schnabel sollen die obern und untern Warzen wie vereinigt scheinen. C‴ ist übrigens an dem Oberkiefer befestigt und hängt von da über den Unterkiefer herab. Der Umfang dieser Schnabelwarzen soll an der dicken Stelle (im Alter von drei bis vier Jahren) 65 bis 105 mm betragen. Der höchste Teil kann etwa 12 mm über die Schädelhöhe reichen. Die Wallnußform ist mehr eine runde Masse, die Kreiselform dieser länglichen Form entsprechend.

3) Die Augenwarzen, Eye wattles (siehe Diagramm F, G), sollen sehr regelmäßig sein, d. h. möglichst kreisrund, überall von der Pupille gleich weit abstehen, der äußere Kreis soll regelmäßig und scharf gekerbt sein; der innere Saum soll fast in der Mitte zwischen dem äußern und dem Augapfel verlaufen. Bei völliger Ausbildung ragen sie über den Scheitel empor. Sie sind im allgemeinen von glattem und dauerhaftem Bau und regelmäßiger Kerbung. Doch ist diese Bildung bei jungen Vögeln unter zwölf Monaten weicher und mehr fleischiger (als warziger) Substanz. Mit der Zeit wachsen sie und sind zum Ueberfallen auf den Schädel geneigt, was die Ebenmäßigkeit der Augenkreise sehr stört, auf der andern Seite aber den Schädel schmäler erscheinen läßt.

Diese „Weichaugen" neigen auch sehr zu Entzündungen, an denen die Tauben oft schwer erkranken und eingehen. Die Größe der Augenkreise soll im Durchmesser bei einer erwachsenen Taube ca. 28 mm betragen; ist sie bedeutender, um so besser, wenn sonst auch die Schnabelwarzen im Verhältnis zu der Augenringmasse stehen. Ein jähriger Vogel hat genug Augenwarzen mit 20 mm, ein achtzehnmonatlicher mit 25 mm und ein zweijähriger mit 28 mm Durchmesser. — Die Farbe der Augen- und Schnabelwarzen soll blaß fleischfarben sein, mit einem weißen Puder überzogen. In freier Luft wird die Färbung rot. Die Augenfarbe richtet sich meist nach der Grundfärbung.

4) Der Schädel soll möglichst gleichmäßig schmal sein (siehe das Diagramm D, E).

5) Die Kehle (siehe das Diagramm J E) soll hübsch einwärts gebogen sein. Eine dicke oder volle Kehle ist schwer wegzuzüchten. — Der Hals soll lang und durchaus schlank geformt sein, von der Seite noch mehr, als von vorn gesehen, dünn und schlangenförmig — „snaky" — erscheinen, „schmal aus den Schultern kommen". Die Schultern müssen so breit als möglich sein und

weit hervorragen, so daß sich zwischen den Schultern vom Halse bis zum Unterrücken eine seichte Vertiefung zeigt.

6) Die Flügel sollen geschlossen getragen werden, sodaß die Unterschenkel zur vollen Ansicht gelangen und durch nichts verdeckt werden. — Der Unterschenkel soll gut gerundet erscheinen und mit weichen kurzen Federn bedeckt sein.

Flügel und Schwanz sollen so lang sein, als der Vogel sie zu tragen vermag. Die Flügelspitzen sollen beinahe das Ende des Schwanzes erreichen.

Die Farben betreffend, so ist Schwarz die geschätzteste, weil es die hellen Warzen am meisten hervorhebt. Auch Braun ist beliebt. Weiß ist sehr fein, aber selten. Mohnblau mit tief schwarzen Strichen ist sehr gesucht. Die Schnabelfarbe soll fleischfarben sein; ein schöner schwarzer Schnabel ist sehr beliebt, gefleckter Schnabel wird — wo möglich — vermieden oder „weggezüchtet".

Wenn man auf Farben züchten will, so ist bei der fortgesetzten Paarung schwarzer Tauben zu bemerken, daß allmählich der Metallglanz verloren geht und die Färbung matt wird. Dann ist es an der Zeit, schwarze Tauber mit braunen Täubinnen zusammenzupaaren, wodurch die schwarze Farbe des Stammes schnell verbessert wird, vorausgesetzt, daß Schwarz und Braun der Paare rein durchgezüchtet sind. Man kann auch das Geschlecht wechseln und einen goldbraunen oder tiefblauen Tauber mit einer schwarzen Täubin zusammengeben. Die blaue Grundfarbe will immer wieder zum Vorschein kommen, und muß deshalb bei Schwarz, Rot und Gelb stets ausgemerzt werden. Es braucht stets mehrere Jahre, bis man die Farbe wieder rein hergestellt hat. Gewiegte Züchter nehmen drei Jahre an. Von diesen Zuchten liest man zur Weiterpaarung die großen kräftigen schwarzen Tauben aus. — Praktisch für den Züchter ist es, wenn er durch Wegnehmen der Eier dafür Sorge trägt, daß die zwei Eier auf einen Tag zum Brutanfang kommen, damit die Täubin (gewöhnlich im zweiten Ei) nicht verkümmert (verbuttet sagt der Täubler); denn nur ein einziger Tag Rückstand im Anfang der Brut hat zur Folge, daß das erstgeborene Täubchen (gewöhnlich ein Tauber) so im Wachstum vorschreitet, daß sein Geschwister um ebensoviel zurückbleibt. — Vor allem



Fig. 72a. Täubin.

Musterköpfe der Geradschnäbeligen Bagdette. (Nach Fulton, Book of pigeons.)

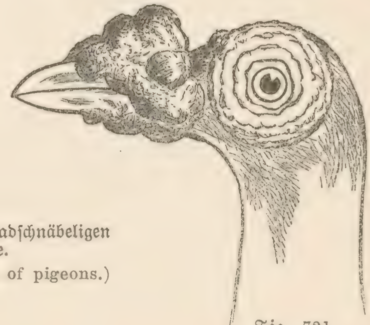


Fig. 72b. Tauber.

andern aber hat der Züchter darauf zu achten, daß der Schnabel gerade, lang und stark ist, daß beide Kiefer gleiche Länge haben und in gerader Linie auf einander schließen. Siehe obenstehende Figuren 72a und 72b zweier neun bis zehn Monate alter Tauben.

Die regelmäßige runde Augenwarzenbildung ist bei beiden Tauben sehr gut ausgedrückt. Eine andere feine Bildung ist die hübsche einwärts gebogene

Kehle, welche im Verein mit dem wohlgeformten geraden Schnabel wesentlich dazu beiträgt, das „Gesicht recht lang" erscheinen zu lassen. Die „Gesichtslänge" gehört mit zu den feinen Rassenmerkmalen der Geradschnabel-Bagdetten. Dazu gehören noch die Warzen des Oberschnabels, welche nach hinten am höchsten sein müssen; ferner die Warzen des Unterkiefers, verbunden mit einer regelmäßigen runden Augenwarzenbildung. Mit diesen Ansprüchen an die Rasse sind dem Züchter der Aufgaben genug vorgeschrieben.

Einen Standard für diese Rasse müssen die Deutschen Züchter sich selbst aufstellen. Die „Points in Judging Carriers" finden die Interessenten in „Book of Pigeons" von Robert Fulton, womit eine Grundlage gegeben ist. Die von englischen Züchtern aufgestellten Rassekennzeichen sind jedoch sehr „diffizil".

Die Dragoner-Bagdette. Columba dimacha.

Taf. 22, Fig. 3, 4.

Londoner Bagdette, Londoner Styl, Drachentaube, kurzweg: Dragoner. — Columba equestris, *Albin* 1738; *Linné* 1758; — Col. eques, *Brisson* 1760. — Englisch: Light Horseman Pigeon, *Willughby et Ray* 1676; *Albin.* — Französisch: Le Pigeon cavalier.

Eine hoch aufgerichtete stattliche Taube, die in England sehr populär wurde, und oftmals bedeutende Preise erzielte. John Moore sagt in seinem Taubenbuch (Columbarium 1735), daß diese Taube ursprünglich durch Kreuzung der Horsemantaube mit dem Tümmler gezüchtet worden sei. Die Dragonertaube ist wirklich eine schöne Taube, eine gute Legerin und Zuchttaube, sie hat also das Verdienst nicht nur originell, sondern auch nützlich zu sein. Ehe die belgischen Tauben eingeführt wurden, waren die Dragoner in England auch die vorzüglichsten Brieftauben.

Diese Taube hat weder die großen warzigen Ringe um die Augen, noch die monströsen Schnabelwarzen, was der Schönheit keinen Abbruch macht. Der Londoner Styl (siehe unsere Figuren) soll nahezu so groß sein als der Karrier; Schnabel „gerader Büchsenschnabel", Schnabelwarzen nur am Oberschnabel, an der Wurzel am höchsten, womöglich aus einem Stück bestehend, nicht aus zusammengesetzten Warzen, glatt und nicht höher als der Scheitel; Farbe derselben hell, wie mit Puder bestreut; Augenwarzen so klein als möglich und kreisrund; die Augen selbst müssen groß sein, der Blick kühn; der Schädel flach, hinten breiter, fast ums doppelte gegen vorn; dies ist ein wichtiger Punkt für nahe Verwandtschaft mit dem Karrier.

Die Behandlung und Fütterung dieser Tauben sollte sein, wie bei der Krummschnabelbagdette angegeben; sie ist aber weniger schwerfällig in ihren Bewegungen und wie schon bemerkt — eine gute Zuchttaube.

Die Birminghamer Bagdette. Columba dimacha Birminghamensis.

Taf. 22, Fig. 5, 6.

Birmingham-Styl; Birminghamer Dragoner.

Diese Taube ist nur von Mittelgröße, nie so groß wie ein Karrier. Als Haupt- und Lieblingsfarbe gilt die blaue, mit reinen schwarzen schmalen Flügelbinden und schwarzem Schnabel. Es kommen aber noch mehrere Färbungen vor: Silberfarbe, zart weißlichbraun, mit braunen Flügelbinden; Silberfarbe, zart rahmgrau, mit schwarzen Flügelbinden; Rote Farbe, prächtig kastanienbraun; Gelbe Farbe, sattes tiefes Erbsengelb; Grauschimmel, ein heller, graulicher Ton mit schwarzen Binden. Bei den helleren Farbetönen sind auch die Schnäbel hellfarbig.

Beim Birminghamer Styl ist der Kopf lang und gerade, der Schnabel gerade, und von der Mitte des Auges bis zur Spitze 42 mm lang; die Schnabelwarzen klein, länglich, auf dem Oberschnabel hübsch aufsitzend, mit einer deutlichen Teilungslinie in der Mitte; Hirnschale schmal; der Rücken gut entwickelt; Augenkreise weiß und kreisrund; Nacken lang, schlank und anmutig; Beine lang, eckig; die Schwingen spitzig zulaufend; das Benehmen etwas furchtsam und ängstlich.

Die Dragoner-Bagdetten, Londoner und Birminghamer Styl sind vortreffliche ausdauernde Flieger und könnten — wenn sie nicht zu kostspielig wären — als gute Briefboten benützt werden.

*   *
*

Die Kropftaube. Columba gutturosa.

Taf. 23, Fig. 1 bis 8; Taf. 24, Fig. 1 bis 6.

Kröpfer, Kröpper. — Col. gutturosa, *Willughby* 1676, *Ray*, *Linné* 1758; — Col. strumosa, *Frisch* 1734. — Englisch: The Pouters, Powter, Croppers-Dowe. — Französisch: Le Pigeon grosse gorge, les Boulans.

Diese merkwürdige Rasse zeichnet eine ganz besondere Eigentümlichkeit aus: die Fähigkeit, den Kropf mit Luft zu füllen, sehr weit auszudehnen, und ihn in diesem Zustande längere Zeit zu erhalten. Ersteres geschieht durch Einziehung der äußern Luft in den Schlund durch den etwas geöffneten Schnabel, wobei die Kehlklappe sich schließt; das Zurückhalten der Luft im Kropf wird wahrscheinlich durch Mitwirkung der Halsmuskeln befördert. Das Aufblasen des Kropfes ist am stärksten zur Zeit des Geschlechtstriebes im Frühjahr, wo sich beide Geschlechter gegenseitig etwas vorblasen, der Täuber jederzeit aber der stärkere Bläser ist als die Täubin, denn nur in seltenen Fällen erreicht diese eine solche Virtuosität im Blasen wie der Tauber. Das Aufblasen betreiben die Tauben oft mit solcher Anstrengung, daß sie ihres Körpers gar nicht mehr Herr sind, mit dem gefüllten Luftballon hin- und her wanken und nahezu hintenüber stürzen. Ein solches übertriebenes Blasen ist aber als Fehler zu betrachten, ebenso das Garnichtblasen.

Wo diese Taube herstammt, ist nicht sicher nachzuweisen, man giebt Persien und Arabien an, aber dem widersprechend ist, daß man im ganzen Orient keine Kropftauben findet. In Holland, Belgien und Deutschland sind die Kröpfer eine altbekannte Rasse. Aldrovandus erzählt, daß die Belgier die leidenschaftlichsten Taubenliebhaber „seiner“ Zeit (1599) seien, und unter den verschiedenen, sehr kostbaren Tauben auch solche besitzen, welche fast doppelt so groß sind, als die Haustauben, lange Federn an den Füßen haben, und ihren Kropf ungeheuerlich aufblasen. Sie werden „Kroppers“ genannt.

Vor einigen Jahrzehnten war die Kropftaube in England — neben dem Karrier und Almond — noch eine hochgeschätzte „Modetaube“. Wegen ihrer Größe, ihrer eleganten Gestalt und der Grazie ihrer Haltung wurde sie für die edelste aller Luxustauben (Fancy-pigeons) erklärt. Auch in Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich stehen sie in großer Gunst und finden jetzt noch viele Liebhaber; demgemäß existiert auch eine große Anzahl von Varietäten in Riesen-, Mittel- und Zwergform, in glattbeinigen, gestiefelten und belatschten Rassen und in allen möglichen Farbentönen und Zeichnungen, die überhaupt bei den Tauben vorkommen.

Die Haupt- und Schönheitsregel ist, daß der Hals lang sei, und der Kopf nicht zwischen den Schultern stecke. Im ersten Lebensjahr hat der Kropf eine mehr cylinderförmige Form, und entwickelt erst im zweiten und dritten Lebensjahr seine vollkommene Größe; er wird mit zunehmendem Alter kugeliger, und hängt, wenn nicht

mit Luft gefüllt, zuletzt sackartig herunter, woraus man auch das Alter einigermaßen beurteilen kann. — Die Ausdehnung soll eine gleichmäßige und symmetrische sein, so daß der Kopf auf der Höhe des Kropfes seinen Platz einnimmt und nicht auf der Seite. — Das Geschlecht ist bei starken Bläsern dieser Tauben, deren man zuweilen auch bei den Täubinnen findet, und bei der großen Verliebtheit, mit welcher ein Geschlecht das Gebaren des andern oft nachahmt, manchmal schwierig zu erkennen.

Alle haben eine hohle und gedämpfte Stimme, die meisten auch ein loses und weiches Gefieder, und an Hals und Brust viele Haarfedern. — Ihr Flug ist rasch und kräftig, mit vielem Klatschen durch die Schwingen (die sie nach oben zusammenschlagen) während des Fluges, namentlich beim Beginn und am Schlusse; auch lieben sie während des Fluges spielende Wendungen zu machen, welche an Tümmler erinnern. Mit vollem Kropf vermögen sich die großen Rassen aber beinahe nicht aufzuschwingen. Auf Gebäuden nehmen sich diese Tauben vortrefflich aus, besonders wenn sie morgens noch nüchtern den Schlag verlassen, weil sie mit leerem Kropfe am schönsten blasen. — Ihre Eier haben eine längliche Form. Für die Zucht sind die Kröpfer meistens nicht sehr geeignet.

Eine regelmäßige Fütterung ist bei keiner Rasse so nötig als bei den Kröpfern, weil sie nach langem Fasten sich leicht überfressen. Der Kropf hängt dann tief herunter, die Körner bleiben unverdaut darin liegen, verderben und die Taube geht daran öfters zu Grunde, wenn man nicht Hilfe schafft. Da diese Tauben einer solchen besonderen Kropfkrankheit unterworfen sind, so wollen wir diese gleich bei dieser Rasse am Schlusse besprechen. — Man sollte Kropftauben, besonders die schweren Arten, nicht mit andern Tauben gemischt in einem und demselben Lokal halten; sie kommen vielfach im Futter zu kurz, leiden viel von den Angriffen anderer Tauben, die stets nach ihrem Kropfe gerichtet werden; auch wird ihre schwerfällige Begattung oft von diesen gestört, was schlechte Befruchtung und nicht selten auch Bastardbildung zur Folge hat. Ihre Zucht ist deshalb schwieriger und weniger lohnend, als die mancher andern Tauben. — Sie werden eine leichte Beute des Raubvogels, können auch dem Winde nicht viel widerstehen. Der aufgeblasene Kropf giebt andern im Schlag befindlichen Tauben eine Blöße zum Angriff, welche diese gern benützen, um ihn durch ihre Bisse zu rupfen, ja manchmal zu durchlöchern, ohne daß die Unbeholfene Widerstand zu leisten vermag. Der von Federn entblößte Kropf sieht dann häßlich aus. Doch gewähren einzelne stolz einherschreitende, kolossale Kropftauben einen stattlichen Anblick, da es darunter Rassen giebt, welche in ihrer Eigentümlichkeit selbst zierlich und elegant genannt zu werden verdienen; auch besitzen alle Kropftauben eine auffällige Zutraulichkeit gegen ihren Pfleger, was sie zu Lieblingen vieler Taubenfreunde macht.

Unsere älteren deutschen Rassen gehören zu den Kurzbeinigen. Die neueren Rassen dagegen haben eine elegantere Form, gehören zu den Hochbeinigen und sind in England auf den „Gipfel der Vollkommenheit" gezüchtet worden. Betrachten wir uns nun die vielerlei Varietäten der Kropftauben etwas genauer.

Die Große Deutsche Kropftaube. Columba maxima gutturosa.

Textfigur 73.

Sie gilt als die Stammtaube der vielen schweren und kurzbeinigen Kropftauben, ist aber kaum noch in reiner Rasse aufzutreiben. Der Grund läßt sich teils aus ihrer äußerst schwachen Vermehrung erklären, liegt aber auch im Modewechsel, infolgedessen sich die Liebhaber mehr der Züchtung der hochbeinigen schlanken Kropftauben zugewendet haben, wodurch diese schwere Rasse fast in Vergessenheit geraten ist.

Die ganze Körperlänge dieser Taube, von Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes, beträgt 57 cm, Spannweite der Flügel 114 cm; die zweite Schwinge mißt 32 cm; der Schwanz 21,5 cm; das Bein (Schenkel, Fuß und Mittelzehe) 17 cm. Sie wiegt 625 bis 750 Gramm. (Nach Direktor Fürer.)

Ihre Haltung ist nachlässig und wenig aufgerichtet; ihr Bau ist starkknochig, breitbrustig; von der Seite gesehen ist ihre Gestalt sichelförmig, wie unsere Figur zeigt.

Der Kopf ist stets glatt, rund, die Stirn hoch, der Schnabel ist verhältnismäßig kurz und stark, der Hals sehr lang und nebst dem Kropf stark mit Haaren behängt, letzterer von großer Dimension, von 43 bis 51 cm Umfang. Die Flügel überragen mit ihren Spießen den Schwanz um 4 bis 5 cm, was bei keiner anderen Rasse vorkommt. — Lauf und Zehen sind nackt; das Gefieder ist voll aber lose.

Ihre Hauptfärbung ist weiß, seltener blau mit weißem Kopf und weißen Spießen; übrigens auch rot, gelb, getigert, bisweilen mit Elsterzeichnung, welch letztere Zeichnung sehr gut aussieht, aber selten rein zu finden ist. — Sie ist schwerfällig und träge, ungemein zahm und zutraulich, fliegt wenig aber rasch.



Fig. 73. Große Deutsche Kropftaube.

In der Zucht ist sie ganz schlecht, es ist deshalb geraten, ihre Eier erprobten Zuchttauben unterzulegen. Unbedingt muß man diese Taube nur mit ihresgleichen halten und besonders für Reinlichkeit besorgt sein, weil sie sich leicht beschmutzt und dann unansehnlich wird.

Ihr zunächst kommt

Der Breslauer Kröpfer. Columba gutturosa vratislavica.

Dieser steht höher auf den Beinen, ist aber nicht so lang von Körper, und die Schwingen reichen nicht über den Schwanz hinaus. Färbung meist weiß oder farbig mit weißem Oberkopf, durch den Scheitel abgeschnitten. Die Gelben und Roten meistens mit weißen Spießen und Schwänzen. Diese Rasse bildet den Uebergang zu den hochbeinigen Kröpfern, soll aber stets glatte Füße haben. (Vergl. Taf. 23, Fig. 6.)

Die Holländische Ballontaube. Columba gutturosa batavica.

Man trifft diese Taube mit dem kugelrunden Kropfe besonders in Holland, sonst aber selten. Sie zeichnet sich zunächst durch ihre kurze kugelige Gestalt vor allen andern Kropftauben aus. Ihre Länge beträgt 37 cm; sie klaftert 74 cm; die

zweite Feder mißt 20 cm; der Schwanz 14 cm; das Bein 15,5 cm. Sie wiegt bis zu 375 Gramm.

Der Kopf ist unbehaubt, der Nacken sehr kräftig; der Hals zurückgebogen wie bei der Pfautaube, auch wenn die Taube nicht bläst, und dies ist ein charakteristisches Kennzeichen; die Brust tritt dementsprechend auffallend stark hervor und ist breit. Wenn nicht mit Luft gefüllt, hängt der behaarte große Kropf sackartig herunter, aufgeblasen hat er 14 bis 17 cm Durchmesser, 42 bis 45 cm Umfang, und steht mit dem übrigen Körper in keinem Verhältnis, indem dieser dadurch kleiner und kürzer erscheint, als er ist, und dem Vogel ein ganz eigentümliches Ansehen verleiht. Die Flügel erreichen das Schwanzende auf $2^1/_2$ cm nicht und sind etwas gekreuzt. Das Bein kurz befiedert, das Gefieder lose. Farbe und Zeichnung verschieden; einfarbig, oder auch mit weißen Schwingen und dergleichen Kehlband.

Sie geht stark nickend, würdevoll, und steht, obgleich auf gesteiftem Bein, niedrig. Beim Fliegen trägt sie den Kopf und Kropf aufgerichtet, so daß sie einem auf- oder absteigenden Ballon verglichen werden kann, daher auch ihren Namen führt. — Die Geschlechtsmerkmale sind die gewöhnlichen. Das höhere Alter erkennt man, wie bei allen Kropftauben, auch an der größern Ausdehnung und dem immer mehr sackartigen Herabhängen des Kropfes.

In der Zucht ist sie schlecht, dennoch in ihrer Heimat nicht teuer, einige Gulden das Paar. Fürer schrieb das freilich im Jahre 1857 und Verfasser möchte zweifeln, ob jetzt noch Ballonkröpfer um diesen Preis zu haben wären. — Man verwendete in Holland früher viele Sorgfalt auf ihre Vermehrung. Um recht kräftige Junge zu erhalten, ließ man den Alten dieselben nur bis zu der Zeit, wo sie anfingen, ganze Körner zu füttern (8—10 Tage), worauf man sie andern gut ziehenden Tauben übergab. Hierauf setzte man die Alten, jede besonders, in einen Käfig, und fütterte sie nahrhaft ungefähr einen Monat lang, dann brachte man sie wieder zusammen und erzielte auf diese Weise eine kräftigere Nachkommenschaft.

In Deutschland wird die Ballontaube schwerlich sehr beliebt werden, da sie nicht eigentlich schön ist, sondern mehr als ein Kuriosum betrachtet werden muß.

Die Sächsische Kropftaube. Columba gutturosa saxonica.

Vergl. Taf. 23, Fig. 4.

Dieser Kröpfer der Neuzeit steht hoch auf nicht stark befiederten Beinen, ist von schlanker Gestalt, aber kleiner als der Deutsche Kröpfer. Infolge seines leichten Baues ist er weit schneller im Fluge, auch eleganter von Gestalt. Man findet diese schöne Taube meistens einfarbig in weiß, blau, schwarz, rotbraun, gelb, am schönsten isabellfarbig mit weißen Strichen, welche Färbung für Kröpfer typisch ist.

Die Prager Kropftaube. Columba gutturosa pragensis.

Vergl. Taf. 23, Fig. 6.

Der Prager Kröpfer ist noch etwas kleiner, als der vorbeschriebene, hat kurz befiederte Beine und Zehen, und eine eigentümliche Zeichnung, weiß mit größtenteils braunroter Brust, Schwingen und Schwanz. Sie kommen auch in vielen andern Farben mit Elsterzeichnung vor, daher auch „Prager Elsterkröpfer“ (Verkehrtflügel), besonders schön in Schwarz. Man findet unter ihnen sehr starke Bläser. Als ihre Heimat wird Böhmen angegeben.

Die Holländische Kropftaube. Columba gutturosa hollandica.

Vergl. Taf. 23, Fig. 2, 3.

Unter allen, bis jetzt beschriebenen Kröpfern ist dies die eleganteste und graziöseste in Gestalt und Haltung. Sie war lange in Deutschland eine Haupt-Mode-

taube, hat aber den kleineren zierlichen Rassen weichen müssen, oder auch den stattlichen und edeln Gestalten der englischen Kröpfer. Von der Prager Kropftaube unterscheidet sie sich durch größern Körper, mehr cylinder- als kugelförmigen Kropf, lange befiederte Beine, Hosen und Latschen, durch welche sie — bei ihrer aufrechten Stellung — fast an die Haltung eines Falken erinnert. Auch ist sie stets schön einfarbig in allen Farben und häufig mit weißen Flügelbinden. Man züchtet unter ihnen die schönsten Isabellen und findet diese Farbe bei keiner andern Rasse so vollkommen.

Diese Kropftaube stammt aus Holland, wo sie sich ebenfalls meist nur einfarbig, aber häufig auch mit schwach befiederten dünnen Beinen findet und dann an die Sächsischen Kröpfer erinnert. Beim Treiben haben die Tauber einen eigenen trippelnden Gang und springen in besonderer Weise gegen ihre Täubin.

Die Englische Kropftaube. Columba gutturosa anglica.

Taf. 23, Fig. 7 und Taf. 24, Fig. 3, 4, 5, 6.

Englisch: The english Powter.

Diese „edelste aller Luxustauben" ist der Stolz englischer Taubenzüchter und der Liebling aller Liebhaber. So spricht sich Mr. James Montgomery, der bedeutendste Kenner englischer Kröpfer über diese „hochbeliebten Edeltauben" aus. „Sogar ein Künstlerauge muß die Schönheit und Grazie der wohlausgeglichenen und harmonischen weichen Linien in dieser Taubenfigur bemerken." Daran ist Wahres, und wir verweisen den Leser auf die wohlgelungene Figur eines Englischen Kröpfers (Taf. 23, Fig. 7, mit Schwarzelsterzeichnung).

Diese merkwürdige Taube ist in England durch mehrhundertjährige, sehr sorgfältige Zucht zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden, und gehört zu den in jenem Lande kultivierten drei Lieblingsrassen: Geradschnäbelige Bagdette, Kropftaube und Almondtümmler.

Sie ist unter allen Kropftauben die längste und hochbeinigste, sehr stark blasend, hoch aufgerichtet und von edlem Anstande. Diese Eigenschaften verbunden mit einer guten Dressur (wird noch ausführlicher besprochen) machen sie geeignet, bei den öffentlichen Ausstellungen in England eine Hauptrolle zu spielen.

Die ganze Länge eines vollkommenen Kröpfers beträgt: Länge 56 cm, wovon auf den Schnabel 2,8 cm, auf den Schwanz 16 cm kommen; Flugbreite 1 m; die längste Schwinge 22 cm, das Bein (Schenkel, Lauf und Mittelzehe) 18,5 cm, der Lauf allein $12\frac{1}{2}$—13 cm. Gewicht 550—600 gr.

Die Eigentümlichkeiten der Englischen Kropftauben sind schon von John Moore (1735) genau beschrieben worden; als charakteristische Merkmale gelten auch heute noch:

1. Länge des Leibes und der Glieder. 2. Kropf. 3. Schlanke Taille des Körpers. 4. Länge der Federn (des Leibes, der Schwingen). 5. Farbe und Zeichnung.

Die Stirn ist hoch, der Nacken stark; der Schnabel 2,7—2,8 mm lang, kräftig; der Hals sehr lang; der große — in seiner oberen Hälfte kugelförmige Kropf füllt Nacken- und Hinterhals, und überragt den Oberleib so weit, daß die Taille verhältnismäßig dünn oder schlank erscheint. Die fest anliegenden Schwingen reichen bis 2,8 cm vom Schwanzende, und kreuzen sich über dem Unterrücken. Die Beine stehen nahe beisammen, sind kräftig und nebst den Zehen mit kurzen weichen Federn dicht besetzt, doch ohne Hosen an den Schenkeln. Das Gefieder ist dicht und glatt anliegend, auf Hals und Kropf finden sich viele Haarfedern.

Folgende Zeichnung ist dieser Taube in allen Hauptfarben eigentümlich. Gefärbt sind alle Körperteile mit Ausnahme der 9—10 großen Schwingfedern, eines Halbmondes auf der Brust, der in der Mitte zwei Finger breit ist und nach den

Seiten spitz aufwärts bis an den Hals steigt (wenn diese Hörner des Halbmondes rings um den Hals reichen, so heißt man das „ringhalsig", was als Fehler gilt), der Schulterrose (Taf. 24, Fig. 6), des Unterleibs und der Beine. Vor den Schenkeln schneidet die Farbe gegen den weißen Unterleib ab. Die Schulterrose besteht aus einigen weißen, mit farbigen untermischten Federn in Form einer Rose auf den Flügeldecken nächst den Schultern. Bei der blauen Grundfarbe sind die Flügel mit schmalen oder breiten tiefschwarzen Binden versehen; bei der roten und gelben Grundfarbe ist auch der Schwanz weiß; bei der schwarzen und blauen Grundfarbe ist auch der Schwanz mitgefärbt. Gelb und Rot sind selten ganz rein; die schöne gelbe Farbe ist überhaupt selten; dagegen die schwarze Farbe tief und schön. Unter den Blauen findet man die stärksten Exemplare. Einfarbige Weiße kommen zuweilen vor. Unregelmäßigkeiten in der Zeichnung finden sich häufig bei dem weißen Bruſtband und an der Schulterrose.

Der Flug dieser Tauben ist rasch und klatschend, der Gang gemessen und würdevoll. — Geschlecht und Alter erkennt man wie schon angegeben. — In der Zucht sind sie in den ersten Jahren meistens schlecht, später oft besser und selbst gut. In England hält man auf ein jedes Paar Powters zwei Paar gute Brüter einer andern Rasse, meistens geringe Karriers oder Dragoner, sogenannte „Ammen" in einem besondern Schlag, welchen man die Eier jener unterlegt. Ueberhaupt behandelt man dort diese Tiere sehr umständlich und scheut keine Kosten für schöne Weiterzucht.

Auch erhalten sie eine „Dressur", welche in England behufs der Ausstellungen vorgenommen wird. Man nimmt die Jungen öfters in die Hand, streichelt sie, spricht zärtlich mit ihnen, nimmt ihren Schnabel in den Mund um ihnen einige Tropfen Wasser beizubringen, so daß sie die Furcht vor dem Wärter gänzlich ablegen. Die eigentliche Dressur erhalten sie erst nach der Mauser. Die Vögel werden einzeln in Käfige von je $1/2$ m Höhe, Länge und Tiefe gesetzt, so daß sie keine andern Vögel sehen können. In der Mitte des Käfigs ist ein Block von 13 cm Höhe mit 10 cm Oberfläche, worauf sich die Taube aufstellen kann, was sie gerne thut. Freß- und Trinkgeschirr sind außerhalb angebracht. Zwei solcher Käfige werden nebeneinander gestellt, aber durch eine bewegliche Scheidewand von einander getrennt. Der eine Käfig enthält den Tauber, der andere die Täubin. Bei jedem Besuche des Pflegers werden die Tauben zärtlich angesprochen, dann — auf einen gewissen Zuruf — die Scheidewand weggezogen, sodaß sich die Vögel sehen können und dann ihre Liebesstellungen und ihr Liebesspiel beginnen. Dadurch werden sie gewöhnt, ihre beste Attitude anzunehmen, wenn sich der Pfleger mit den Tauben abgiebt, da sie schon von Natur aus zutrauliche Vögel sind. Das muß so oft wie möglich geschehen, um die Tauben fest zu gewöhnen. Sie werden dadurch völlig zahm gemacht, blasen auf Zureden ihres Herrn, breiten den Schwanz aus, welches man ihr „Spiel" nennt, und machen so auf Ausstellungen einen ungemeinen Effekt. Nie muß man aber einen Finger zeigen, oder gar darnach picken lassen; wenn sie das angefangen haben, wollen sie nur picken, kein Spiel mehr zeigen, und werden für die ganze Dressur verdorben. — Bevor sie ausgestellt werden, läßt man sie fünf bis sechs Stunden ohne Futter und Wasser, weil sie mit leerem Kropf besser blasen. Nach solcher Fastenzeit hat man sich aber zu hüten, zu viel auf einmal zu füttern, damit sie sich nicht überfressen, was die größte Gefahr für Kropftauben ist.

Im Frühling setzt man Tauber und Täubin wieder zusammen, aber nicht zum Flug. Da sie bei der sogenannten Inzucht (sagt Fürer), wo man immer in derselben Familie verpaart, sehr bald geringer werden, so muß man von Zeit zu Zeit Powters aus andern Familien dazwischen bringen. — In England werden Tauben ersten Ranges mit 20 bis 30 Pfund Sterling (400 bis 600 Mark) bezahlt.

Die Schönheiten eines Englischen Kröpfers sind der Reihe nach folgende: 1) ein langer Körper; 2) ein großer, runder, schöner Kropf; 3) eine feine Taille; 4) ein hohler Rücken; 5) gerade, zusammenstehende, hohe, kräftige, dicht mit weichen, kurzen, weißen Federn besetzte Beine und Zehen; 6) reine Zeichnung, vor allem weiße Schenkel und Füße; 7) nahe am Körper liegende Flügel; 8) zierlicher aber nicht hüpfender Gang; 9) aufrechte Stellung beim Spielen, mit schön ausgebreitetem Schwanz, welchen das Tier aber nicht zwischen die Beine ziehen darf, ebensowenig soll es dabei die Rückenfedern sträuben.

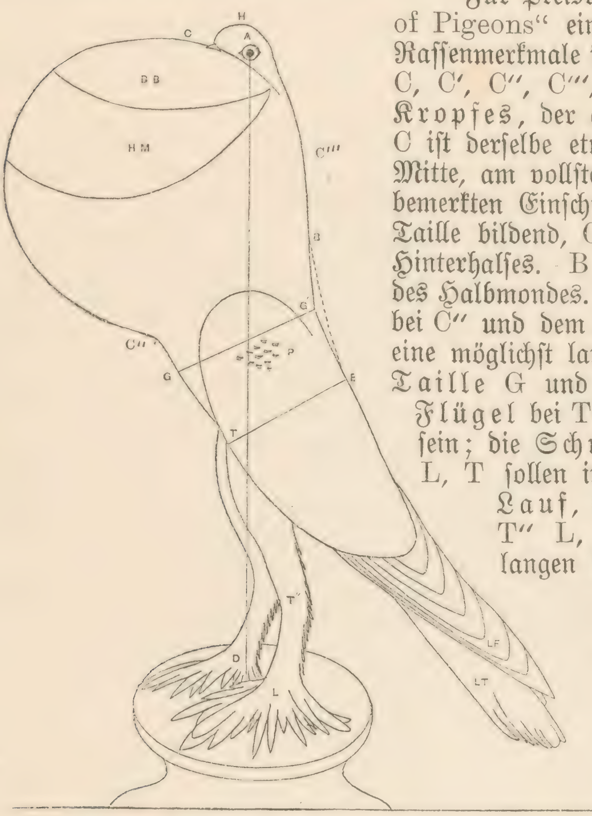


Fig. 74. Diagramm eines Englischen Kröpfers. (Nach Fulton, Book of Pigeons.)

Für Preisrichter setzen wir nach dem „Book of Pigeons" ein Diagramm bei, wodurch die Rassenmerkmale sehr verständlich bezeichnet werden. C, C', C'', C''', bezeichnet den Umfang des Kropfes, der auch „Kugel" genannt wird. Bei C ist derselbe etwas erhöht, bei C', etwa in der Mitte, am vollsten, bei C'' mit dem mehrmals bemerkten Einschnitte auf der Brust abgesetzt, die Taille bildend, C''' zeigt die sanfte Wölbung des Hinterhalses. B B und H M zeigen die Größe des Halbmondes. Der Raum zwischen dem Winkel bei C'' und dem Absatz der Schenkel bei T soll eine möglichst lange und gerade Linie bilden. Die Taille G und G' soll recht schmal sein; der Flügel bei T und E soll schmal und geschlossen sein; die Schwingen L, F und der Schwanz L, T sollen im richtigen Verhältnis sein; der Lauf, der wichtigste Teil, bezeichnet mit T'' L, zeigt die Fußbefiederung, aus langen schmalen Federn bestehend; bei P ist der Sitz der „Rose"; von H bis D, L ist die gerade Linie eines aufrecht stehenden Vogels vom Scheitel bis auf die Zehen.

Diese Kropftauben verlangen große Räumlichkeiten zum Brüten und bequeme Nestvorrichtungen. Gesimse müssen wenigstens 36 cm weit und 45 cm tief sein. Nestschalen wähle man von der größten Sorte. Am liebsten aber brüten die Kröpfer auf dem Boden.

Die Pommersche Kropftaube. Columba gutturosa pomerania.

Taf. 24, Fig. 1, 2.

Pommerscher Riesenkröpfer.

Die Pommersche Kropftaube, eine sehr schöne und stattliche Taube, unterscheidet sich nicht viel von der Englischen, der sie kaum nachsteht, ist aber etwas stämmiger und hat deshalb auch nicht die feine Taille, dafür aber eine sehr starke Befiederung an den Füßen und zwar mit Hosen und Latschen, letztere zuweilen bis zu 12 cm Länge, was übrigens dieser hochbeinigen Rasse sehr gut ansteht.

Ihre Länge vom Schnabel bis zum Schwanzende beträgt 47 cm, die Flugbreite 75—80 cm, das Bein 18 cm; die Schwingen sollen das Ende des Schwanzes

bis auf 12 mm erreichen; der Schwanz darf nicht geschleppt werden. In den Städten Stralsund und Greifswald soll sie am schönsten getroffen werden.

Die Grundfarben sind Gelb, Rot, Schwarz, Blau und Weiß. Gelbe und Rote Tauben haben weiße Schwänze, Schwarze und Blaue solche in ihren Grundfarben; weißen Kröpfern kann man farbige Schwänze anzüchten.

Die Französische Kropftaube. Columba gutturosa gallica.

Pigeon grosse gorge; le Boulan.

Der Große Französische Kröpfer hat einen Kugelkropf und erscheint noch hochbeiniger als der Englische Kröpfer, weil er unbefiederte Beine hat.

Es ist eine sehr feine Taube, ihr Körper ist lang, der Rumpf schmal zusammengepreßt, dabei aber doch kräftig und muskulös; sie ist eine sehr lebhafte Taube, welche bei freiem Flug beständig um ihren Schlag herumklatscht, aber im Ziehen ist sie so schlecht als andere Kropftauben, mit denen sie auch alle andern Eigenschaften gemein hat. Die Taube tritt in allen Grund- und Zwischenfarben auf, einfärbig und gezeichnet, wie die andern Kropftauben, auch mit Federfüßen, und ist dann öfters vom Englischen Kröpfer kaum zu unterscheiden.

Ihre Länge beträgt von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 47 cm, Flugbreite 85; Umfang über die Brust 28 cm, Länge des ganzen Beins 17,5.

Eine etwas kleinere Abänderung, die Liller Kropftaube, Pigeon Lillois, hat einen ovalen Kropf und kommt in den gleichen Farben vor, wie ihr hochbeiniger großer Vetter.

Die Zwergkröpfer

Taf. 23, Fig. 1, 2, 3, 4.

sind kleine zierliche Tauben, und weil die ersten dieser niedlichen Täubchen aus Brünn in Mähren kamen, so nannte man sie kurzweg

Brünner Kropftaube. Columba gutturosa minima.

Fig. 75.

Böhmischer Zwergkröpfer.

Sie hat unter allen Haustauben den kleinsten Körper, und ist, wenn sie den Kropf nicht aufbläst, kaum größer als eine Lachtaube. Sie mißt 26 bis 27,5 cm, klaftert 60 cm, die Beine messen 12 cm, die Flügel erreichen das Schwanzende bis auf 2,5 cm. Gewicht 250 gr.

Der glatte Kopf ist fein geformt, etwas länglich, die Stirne hoch, der Schnabel 2,5 cm lang, häufig etwas abwärts gebogen, der Hals lang, der Kropf kugelförmig und schön abgesetzt, was die Taille sehr fein erscheinen läßt; der Kropf ohne Haare. Die Flügel liegen fest am Körper, die Spieße sind scharf zusammengezogen, schmal, lang, über den Unterrücken stark gekreuzt; die Schwanzfedern sind ebenfalls schmal; Lauf und Zehen sind fein und unbefiedert. Das Gefieder ist dünn und etwas lose.



Fig. 75. Brünner Kropftaube.

Die Taube ist meistens einfarbig, doch kommen melierte und gescheckte vor. Die schwarze Farbe ist tief und glänzend, das Blau klar; Gelb und Rot selten rein und satt. Am seltensten finden sich Isabellfarbige mit weißen Binden. Bei diesen soll das ganze Gefieder ohne Ausnahme völlig gleichmäßig, vom zartesten duftigsten Isabell sein, nicht heller, als daß man die rein weißen schmalen Flügelbinden, welche nie fehlen dürfen, noch deutlich erkennen kann. Der Schnabel soll fleckenlos, zart fleischfarben sein, ebenso die Nägel und die Hautteile um die Augen. Die Iris ist hellgelb mit Orange eingefaßt.

Die Brünner Kröpfer sind muntere, lebhafte und verliebte Täubchen, bei denen des Liebelns, Fächerns und Schleifens kein Ende ist. Der Tauber springt dabei der Täubin fliegend nach. Die Brünner Kropftaube fliegt gern, rasch und klatschend, und läßt ihre tiefe Stimme viel hören. In der Zucht ist sie meistens gut; da man sie aber, um sie klein zu erhalten, am liebsten in der gleichen Familie verpaart, so fallen nicht selten Schwächlinge, welche sich schwer mausern und oft lange halbnackt bleiben. Im ganzen genommen ist sie jedoch eine gesunde Taube. Ihre Eier haben eine längliche Form.

Gleich allen Kropftauben wird sie leicht zahm und zutraulich, fliegt nicht leicht in andere Schläge und hält zu ihrer Rasse.

Die Rassenmerkmale eines Böhmischen Kröpfers sind: 1) Kleine lange, schlanke Statur. 2) Langer dünner, krummer Schnabel. 3) Langer Hals. 4) Zierlicher Kropf. 5) Feine Taille. 6) Hohe, eng zusammenstehende Beine, welche nebst den Füßen unbefiedert sein sollen. 7) Hoch aufgerichtete Stellung und elegante Haltung. 8) Schöne Färbung. — Alles Entgegengesetzte ist fehlerhaft.

Der Prager Zwergkröpfer. Columba gutturosa nana.

Diese Kröpfer stimmen mit den Brünnern überein, nur haben sie etwas befiederte Beine und Zehen, so daß sie einer Englischen Kropftaube in Miniatur gleichen. In allem übrigen können wir auf die Brünner Zwergkröpfer verweisen.

Der Englische Zwergkröpfer. Columba gutturosa nana anglica.

Vergl. Taf. 23, Fig. 1, 2, 3, 4.

The Pigmy Powter; Austrian Powter; Isabel Powter.

Von allen diesen Zwergformen sind diejenigen am wertvollsten, welche in ihrer Figur den großen Englischen Kröpfern am meisten gleichen. Sie kommen meist mit spärlicher Fußbefiederung vor und werden dann „spindelbeinig“ genannt; oder auch stärker befiedert an den Beinen, dann sind es „Oestreichische Kröpfer“, oder mit sehr starker Fußbefiederung, mit Hosen und Latschen.

Man findet auch alle Farben und Zeichnungen vertreten, wie bei ihren großen Vettern, auch die Elsterzeichnung. Am schönsten aber zeigen sich die Zwergrassen in der Isabellfarbe mit weißen Flügelbinden (Taf. 23, Fig. 1).

Es ist wirklich zu bedauern, daß die Zwergkröpfer, diese lebhaften und zierlichen Täubchen, nicht mehr Liebhaber bei uns finden.

* * *

Hängekropf.

Kropftauben überladen sich leicht mit Wasser und Futter, dann hängt der Kropf wie ein Sack herunter, bis *unter* die Magenöffnung, so daß Wasser und Futter im Kropf liegen bleiben und verderben. Dies ist eine Schattenseite dieser Rasse, denn die davon befallenen Tiere gehen leicht zu Grund, wenn nicht geholfen

wird. Man steckt den kranken Vogel in einen — unten abgeschnittenen Strumpf, massiert den Kropf samt Inhalt aufwärts nach dem Schnabel in seine richtige Lage, daß sich der Inhalt in den Magen entleeren kann, und hängt den Vogel an dunklem Platze, Kopf aufwärts, auf, knetet auch mehreremal den Kropf sanft mit seinem Inhalt etwas durcheinander, bis sich der Inhalt nach dem Magen entleert hat. — Auch kann man den Inhalt auf andere Weise entfernen. Man gießt dem kranken Vogel mit einem Kölbchen etwas frisches Wasser durch den Schnabel in den Kropf, knetet die Masse des Inhalts vorsichtig durcheinander und hängt den Vogel verkehrt, Kopf abwärts, auf. Dann sucht man mit Kneten und leichtem Drücken den Inhalt aus dem Schnabel zu bringen, worauf auch meistens ein Abgang erfolgt. Bald aber muß die Taube wieder, Kopf aufwärts, gehängt werden, nachdem man zuvor frisches Wasser in den Kropf geschüttet und den Inhalt durcheinander geknetet hat. Dies setzt man solange fort, bis sich der Kropf entleert hat. Eine Ricinusölkapsel fördert die rasche Entleerung. Wird der Kropf kalt, der Inhalt hart, so giebt man mit Hilfe eines Kölbchens der Taube einige Löffel voll warme Milch ein, im Notfall mit etwas Jalappe vermischt. Der kranke Vogel muß während dieser Kur warm gehalten werden. Hat er sich erholt, so wird er einige Tage knapp mit aufgekochten Wicken gefüttert. Kommt dieser Hängekropf öfter vor, so wird derselbe ein chronisches Uebel und ist nicht mehr zu beseitigen. Den Kropf deshalb aufzuschneiden, rät Verfasser nicht, das ist schnell gethan, aber sehr schwierig zu heilen und daher eine Qual für die kranke Taube.

* * *

Die Pfautaube. Columba d. laticauda, *Linné.*

Taf. 17, Fig. 5, 6, 7, 8 und Textfigur 76.

Pfauenschwanz, Fächerschwanz. — Columba tremula laticauda, *Willughby* 1676, *et Ray;* Col. laticauda, *Linné* 1758; *Brisson, Gmelin, Bechstein* und neuere Autoren. — Englisch: The Fantail. — Französisch: Le Pigeon paon, P. trembleur paon.

Diese — in ihrer Echtheit originellste aller Rassetauben scheint nicht vor Mitte des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt geworden zu sein, sonst hätten wohl Gesner und Aldrovand ihrer erwähnt. In Frankreich war sie früher als bei uns bekannt und kam unter dem Namen „Marseiller Pfautaube" in den Handel. Nach neuen Mitteilungen in der Schwalbe, Beiblatt 1884 Nr. 14, stammt diese Rasse von der Hindostanschen Halbinsel (d. i. der nördliche Teil Vorderindiens).

Kennzeichen. Der Schwanz hat 24 bis 32 Federn, welche in einer Wölbung aufgerichtet getragen werden. Die echte Pfautaube ist klein, kurz und rund von Körper und zierlich in allen ihren Teilen.

Die Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende beträgt 31 cm; davon kommen auf den Schnabel 2 cm, auf den Schwanz 11 cm; die Flugbreite ist $^{2}/_{3}$ m; das Fußrohr 2,2 cm. — Gewicht 345 gr.

Ein schöngebogener, federreicher, frisierter Schwanz ist bei dieser Taube der entscheidende Teil und bildet ihre Hauptschönheit. Sie ist nicht so groß wie eine Feldtaube, die feinrassige eher noch kleiner, kurz und rund; der Kopf ist schön geformt und klein; er verdünnt sich nach dem feinen Schnabel; die Stirn ist mittelhoch und bildet nur einen schwachen Winkel mit dem Schnabel; tief im Nacken sitzt eine bohrerartig gedrehte Spitzhaube, was sehr ziert, doch giebt es auch glattköpfige und selten breitgehaubte. Der Hals ist lang, nach oben dünn, unten voll, und pulsiert beständig, im Affekt geht er in Zittern über; bei vielen Spitzgehaubten steht im Nacken ein Federkamm; die Läufe sind unbefiedert; die volle, breite, gespaltene Brust steht auffallend hervor. In der Aufregung zieht das Tier den gebogenen Hals zurück,

der Schwanz wird zur Erhaltung des Gleichgewichts nach vorn gerichtet, so daß die Schwanzfedern den Nacken berühren; die Flügel hängen an den Seiten herab, dürfen aber nicht geschleppt werden, noch weniger sich unter dem Schwanz kreuzen; von dem Rücken bleibt nur noch ein kleiner Teil sichtbar; je weniger „Sattel", desto schöner; im Affekt trippelt die Pfauentaube auf den Zehenspitzen und zittert mit dem Halse. Wirft die Taube den Kopf zurück, ohne den Schwanz zu erheben, oder umgekehrt, stellt sie den Schwanz so weit nach vorn, daß sie den Hals nicht zurückbeugen kann, oder gar den Kopf durch den Schwanz steckt, und beinahe überschlägt, so sind das sehr störende Fehler. Ein großes gewölbtes Rad, von den Schwanzfedern gebildet, ist eine Zierde, ein zusammengedrückter Hühnerschweif ein Fehler. Eine Normaltaube hat 28 bis 32 Schwanzfedern; in Frankreich, wo diese Rasse fein gezüchtet wird, giebt es Tauben mit 40 Schwanzfedern; das Rad kann aber dann nicht mehr schön getragen werden, weil es zu schwer ist. 28 schön frisierte Federn im Schwanze genügen vollkommen.

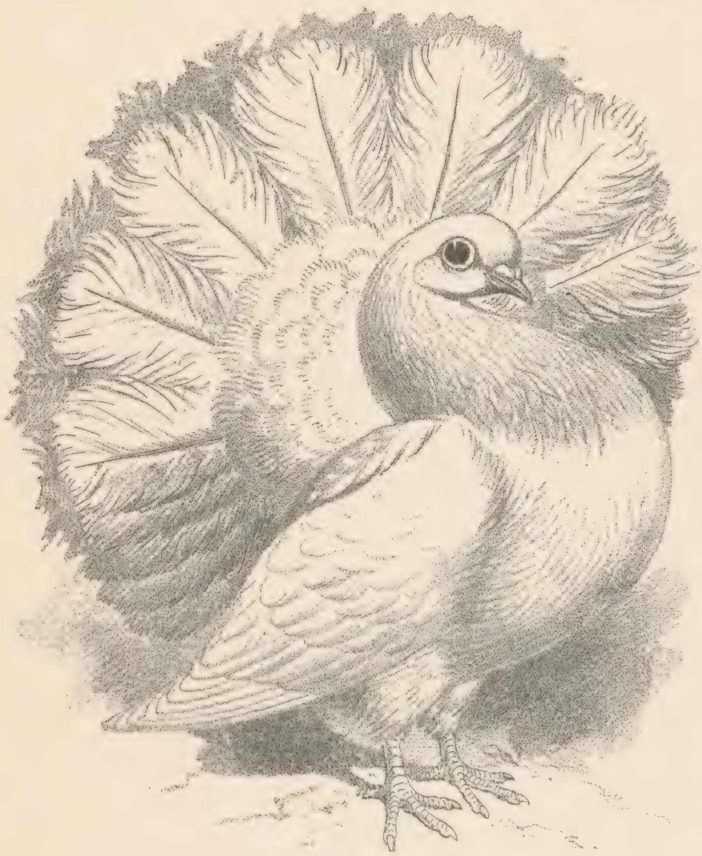


Fig. 76. Pfauentaube.

Die Schwanzfederfasern sind gleich dem übrigen Gefieder der Taube seidenartig weich, ohne großen Zusammenhang, dabei sehr breit, bis zu 8 cm. Diese Fasern trennen sich von der Spitze an vier und mehr Centimeter tief herunter, je weiter desto bester, und hängen einzeln und in Büscheln herab (entgegen der gewöhnlichen Federkonstruktion), so daß jede dieser Federn einem „Tannenbäumlein" mit herabhängenden Zweigen zu vergleichen ist, ein jedes verschieden ohne alle Steifheit, weil diese Fasern in sehr gefälliger Form teils geflammt, teils gelockt rechts und links auf die untern Teile der Fahnen herabhängen und sich mit ihnen und ihren Nachbarn leicht verschlingen und verflechten. Diese ganz eigentümliche Faserteilung, welche trotz aller Unregelmäßigkeit doch regelmäßig spitz gezackt erscheint, nennt man „Frisur", und zwar sollen sämtliche Schwanzfedern in dieser Weise frisiert sein; wenn dies auch bei den Eckfedern etwas weniger der Fall ist, als bei den übrigen, so darf ihnen doch diese Frisur nicht ganz fehlen. Bei solchen stark frisierten Tauben findet sich auch ein Ansatz zur Frisur an sämtlichen Schwungfedern erster Ordnung.

Die Schwanzfedern stecken staffelförmig im Bürzel, und umgeben denselben in 2—3 Reihen auf drei Seiten, so daß nur die untere offen bleibt, etwa so: ⌐‾¬; sie bilden auf diese Weise eine Wölbung oder Mulde, auch wenn sie nicht aufgerichtet sind. Dies letztere wird dadurch bewirkt, daß die Taube den Bürzel aufstülpt, eine eigentümliche Fähigkeit, welche außer der Pfautaube nur allein die Hühnertaube in beinahe gleichem Grade besitzt, nur daß diese wie alle andern Tauben 12 Schwanzfedern hat. Aus oben ersichtlichem Grunde vermag die Pfautaube den Schwanz nicht zusammenzulegen oder beim Fliegen flach auszubreiten, weil die Schwanzfedern in einem dreiviertel Kreis um den Bürzel herumsitzen. Die obern Schwanzfedern der Pfautaube, an der oben übergebogenen Spitze des Bürzels befindlich, sind etwas mehr nach vorn gerichtet, als die übrigen. Das Rad bildet, von hinten gesehen, etwa dreiviertel eines Kreises; sein wagerechter Durchmesser mißt 12—16 cm.

Die schönste Entwicklung dieser Rasse findet in der weißen Farbe statt, dann in der schwarzen, dann in der wildblauen; am schwächsten in der roten und gelben Farbe, meistens mit schwachem Schwanz und nicht frisiert, so daß der Kenner nicht befriedigt wird. Durch Zusammenpaarung weißer und schwarzer Pfauen können schwarze Weißschwänze und deren Gegensätze, weiße Schwarzschwänze schön und rassig erzielt werden; hierzu gehört aber Zeit und Geduld. Sucht man durch Anpaarung geringerer farbenschwänziger Bastarde ans Ziel zu kommen, so verdirbt man die Rasse und erhält keine ganz feine Taube, am allerwenigsten unter den Rot- und Gelbschwänzen. Verpaart man eine Pfautäubin mit einem Mövchentauber, oder auch mit einem Feldtauber, so erhält man Bastarde bis zu 16 Schwanzfedern, welche dieselben nur halbaufgerichtet tragen und die bei uns „Hohlschwänze“ benannt werden. Sie sehen aus wie eine in Entwicklung begriffene Pfautaube, sind aber nicht geschätzt.

Ob eine Taube vollschweifig wird, sieht man bereits an den nackten Jungen; je weniger Milchflaum sie um den Steiß haben, desto mehr Schwanzfedern bekommen sie; ebenso sieht man schon an der Haltung der kleinen Flügel, ob es Schleppflügel werden.

Die Vermehrung dieser Tauben ist nur mittelmäßig; auch fallen sie gern in oben offene Schornsteine, und es ist deshalb zweckmäßig, diese, wenigstens auf eigenem Hause, mit einem Drahtgitter zu bedecken. Auf freiliegenden Häusern werden sie Raubvögeln, auf dem Hofe den Katzen zur Beute, gegen welche Unfälle sie der Liebhaber zu schützen suchen muß. Das Flugloch muß so hoch sein, daß sie den Schwanz nicht streifen; sie verlassen aber bei windigem und schlechtem Wetter den Schlag nur ungern, weil sie des großen Schwanzes wegen etwas schwerfällig fliegen. Eine echte Pfautaube darf aber gewiß als eine unserer schönsten Hoftauben betrachtet werden und ist liebevoller Fürsorge wert. Die feine Pfautaube findet man beinahe ausschließlich nur in Deutschland, im südlichen häufiger als im nördlichen.

Die Hühnertaube. Columba d. gallinaria.

Taf. 18, Fig. 5, 6, 7.

Diese originelle Taube ist von starker Gestalt, ganz kugelig, beinahe so breit wie lang, und hochgestellt. Sie hat mit einem Huhn, dessen Namen sie führt, in Gestalt, im Gange und in dem wunderlichen Aufstülpen des kurzen Schwanzes auch wirklich einige Aehnlichkeit; auch hat sie die Größe eines Zwerghuhns.

Der stets unbehaubte Kopf ist dick, vorn etwas länglich zulaufend, die Stirn mittelhoch, der Nacken stark und rund. Der Schnabel ist verhältnismäßig kurz, kräftig und wenig gebogen; die Nasenhaut ist kräftig, nicht in Warzen ausartend;

das Auge liegt etwas vertieft; die Färbung des Auges entspricht dem Gefieder; das Lid ist fleischig und lebhaft rot; der lange und dicke Hals ist fast wie bei der Gans gebogen, im Affekt bläst ihn die Taube ziemlich stark auf. Die Brust ist rund und voll, wohl auch gespalten. Der After ist dick mit Flaum besetzt, wie bei einer Henne. Die Länge beträgt 44,2 cm, wovon auf den Schnabel 2,6 bis 2,8 cm, auf den Schwanz 12 cm abgehen; Flugbreite 70,5 cm; Brust- und Rückenbreite je 13 cm; die Beine (Schenkel, Lauf und Mittelzehe) 18,5 cm, welche ausgestreckt 2,5 cm über den Schwanz reichen, was bei keiner andern Taube vorkommt. Gewicht stark 625 gr.

Diese Rasse ist in der weißen Farbe am vollkommensten; den Weißen stehen zunächst die einfarbigen Blauen; bei anders Gefärbten sind die Kennzeichen abgeschwächt. Die Schwingen (Spieße) sind schmal, kurz und stehen 4 cm vom Schwanzende ab; sie stehen hoch am Körper und werden auf drei verschiedene Weisen getragen: über dem Schwanz gekreuzt oder zusammenstoßend, zwischen oder unter demselben. Beim Gehen breitet die Taube die Zehen ziemlich weit auseinander, macht große Schritte und tritt laut auf. Im Affekt bläst sie den dicken Hals ziemlich stark auf, und zieht oft Kopf und Hals so weit zurück, daß ersterer dem Schwanze nahe kommt, ohne ihn zu berühren. Die Hühnertaube hat ebenfalls einen aufgestülpten Bürzel wie die Pfautaube und trägt die Schwanzfedern in der Art zusammengelegt, daß eine der beiden Mittelfedern oben liegt und die folgende ganz oder teilweise deckt, diese wieder die unter ihr liegende ihrer Abteilung (sechs auf der rechten und sechs auf der linken Schwanzseite) und so fort nach beiden Seiten hin, gleichwie ein Dachziegel den andern, so daß also die Schwanzfedern je zwei nebeneinander und sechsfach dicht in- und übereinander geschichtet liegen, wenn die Taube den Schwanz zusammengezogen hat.

Der Flug ist trotz der kurzen Schwingen rasch und kräftig, wobei sie den Schwanz etwas muldenförmig wölbt, die mittleren Federn am tiefsten, die äußeren etwas höher gefächert, also der Wölbung des Pfauenschwanzes entgegengesetzt. Es ist eine sehr dauerhafte, muntere, zutrauliche Taube; unaufhörlich läßt der Tauber sein kräftiges Rucksen hören, spielt mit dem Schwanze, indem er ihn fächerförmig ausbreitet und schließt, damit wippt und aufstreicht, aber kaum den Boden mit demselben berührt. Wenn ihrer viele zusammengehen, so gleichen sie in der Ferne einer Herde kleiner Gänse. Zur Zucht ist sie ausgezeichnet, vermehrt sich schon im ersten Jahre, zieht, mit Ausnahme der Mauser, beinahe das ganze Jahr, und bringt die Jungen gut auf. Selbst als Schlachttaube bezahlt sie die Futterkosten mit ihren großen, wohlschmeckenden Jungen, und es ist kaum zu begreifen, wie eine so originelle, nutzbare, lebhafte Rassetaube derart in Abgang hat kommen können, daß sie zur Zeit kaum noch aufzutreiben ist.

Die Birmanische Hühnertaube. Columba d. albimaculata, *Washington.*

Epaulettenscheck, Handltaube. — Englisch: The Burmese or Florentine Pigeon.

Die Gestalt dieser originellen Taube bietet die beste Repräsentation einer schön ausgeprägten Hühnertaube. Die unterscheidenden Kennzeichen hat Freiherr Stefan von Washington auf Schloß Pölz in Steiermark dem Verfasser des Illustrierten Mustertaubenbuchs, Herrn Gustav Prütz, mitgeteilt. Aus diesen Kennzeichen ergiebt sich nachstehende Beschreibung.

Der Schnabel ist kurz, gerade, die Schnabelspitze sanft gebogen; Schnabelwarze klein; Kopf gewölbt, abgerundet, gleich breit, nicht sehr lang; Wangen flach; Kehle stark eingebogen; Nacken stark und abgerundet; Haltung niedersichtig, d. h. unter der Horizontallinie getragen; Augen tief im Kopf; Augenringe schmal; Hals sehr lang, nach dem Kopf an Umfang verlierend, überall schön rund; Kropf

wenig vortretend; Haltung des Halses stark Sförmig gebogen; weit nach rückwärts getragen, so daß Kopf und Schwanz nahe zusammen kommen; Brust breit, voll, vorstehend (nach Art der Pfautaube); Rücken breit, sehr kurz; Bürzel etwas schmal, aufgestülpt; Steiß flaumfederig; Flügel ziemlich klein aber kräftig, hoch und fest an den Leib gezogen, etwas gewölbt; Haltung: die Spitzen der Schwingen treffen über dem Schwanze zusammen; Schwanz sehr klein, möglichst kurz und vollkommen geschlossen, Federrand wie beschnitten aussehend; die einzelnen Schwanzfedern sehr kurz und nahezu gleichmäßig schmal befahnt. Haltung des Schwanzes: ganz schmal zusammengezogen, so aufrecht als möglich, so daß der Schwanz mit Kopf und Hals fast in Berührung kommt; Beine, Schenkel lang, etwas gestreckt und außerhalb des Bauchgefieders getragen; Befiederung nicht sehr voll, knapp anliegend. Allgemeine Erscheinung: kugelig, kompakt, abgerundet, beinahe so breit wie lang. Haltung: Affektiert und pfautaubenartig. Färbung: stets mit weißer Zeichnung an Kopf und Flügeln versehen, mag nun die Grundfarbe des Gefieders blau, schieferblau, gehämmert, schwarz, braun, braunmarmoriert oder steingrau sein. Färbung des Schnabels bei dunkeln Grundfarben schwarz oder schwärzlich; bei steingrau und braunmarmoriertem Grund — bräunlichgelb; bei Braun möglichst hellgelb; Schnabelwarze weißlichgrau; Läufe, Zehen und Augenringe sind karminrot.



Fig. 77 b.
Kopf der großen Maltesertaube.



Fig. 77 a. Große Maltesertaube.

Die Große Maltesertaube.

Columba d. brevicauda, *Fürer.*

Fig. 77. a. b.

Große Hühnertaube.

Nach Fürer stammt diese Taube aus Italien, wo sie sich hin und wieder in den größern Städten findet. In Ober- und Niederösterreich trifft man sie ebenfalls, namentlich in der Umgegend von Linz.

Um ermüdende Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir den Leser auf die Abbildungen, sowie auf die allgemeine Beschreibung der Hühnertauben, welche auch für diese Rasse Geltung hat. Vergl. auch Taf. 18, Fig. 5.

Die Florentinertaube. Columba d. brachyura, *Brehm.*

Piemontesertaube, Hinkeltaube, Kurzschwänzige Taube. — Englisch: The Florentine Pigeon.

Diese Taube unterscheidet sich von andern Hühnertauben durch ihre eigentümliche Zeichnung, welche sich der Leser am besten veranschaulichen kann, wenn er sich die Fig. 8 und 9 von Taf. 18 mit weißen Schwingen versehen denkt. Die Färbung betrifft im allgemeinen den Kopf samt Oberhals vom Nacken an, die Flügel und den Schwanz; alles übrige ist weiß. Die Hauptfarben sind blau mit schwarzer Flügel- und Schwanzbinde, schwarz, rot und gelb; zuweilen auch silberfarben mit gelblichen Querbinden. Man ist in neuerer Zeit sehr darauf bedacht, andere Farben, z. B. Reingelb oder auch Weißschildige herzustellen, ist aber damit noch nicht weit gekommen, weil die Rasse-Eigentümlichkeiten bei solchen Züchtungen leicht notleiden. Diese Rasse soll so groß wie ein Bantamhuhn sein und den Schwanz stark aufstülpen.

Der Hühnerscheck. Columba d. austriaca, *Washington.*

Fig. 78.

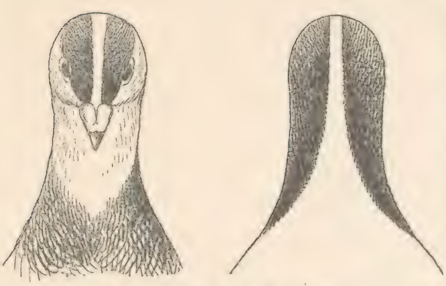


Fig. 78. Eigentümliche Kopfzeichnung der Hühnerscheck-Taube.

Bei dieser schön und eigentümlich gezeichneten Taube verweisen wir den Leser auf nebenstehende Abbildung. Die Art der Zeichnung ist eine ganz besondere, welche bei keiner andern Rasse sich wiederholt. Gefärbt sind der Schwanz und dessen Deckfedern, die Flügel, aber ohne die großen Schwingen, und ein Teil des Kopfes bis weit herab auf die Brust, mit Ausnahme eines weißen Scheitelstriches, der die Kopffärbung in zwei gleiche Hälften abteilt, wie aus nebenstehenden Textbildern, Fig. 78, deutlich zu ersehen ist. Die Schnabelfarbe ist stets hellgelblich; die Nägel sind hellhornfarbig.

Die Hühnerschecken fallen mehr durch diese seltsame Zeichnung des weißgescheitelten Kopfes auf, als durch ihre Figur, in der sie die Rasse nur wenig repräsentieren; sie stehen darin selbst den Florentinern noch nach.

Die Kleine Maltesertaube. Columba d. melitensis, *Baldamus.*

Diese zierliche Taube ist ein Zwerg unter ihren großen Vettern, nämlich nur von der Größe einer gewöhnlichen Haustaube; sie ist aber so selten geworden, daß sie kaum mehr aufzutreiben ist. Sie kommt in mancherlei Farben und Zeichnungen vor, auch häufig in Weiß, zuweilen findet man bei ihr eine seltsame Rebhuhnfarbe: grau mit schwarz meliert. Im übrigen ist sie das Miniaturbild der Großen Maltesertaube.

Im Gegensatz zu diesem Hühnertaubenzwerg erwähnen wir des „Leghorn-Runt", welcher die größte aller domestizierten Rassen sein soll. Er ist aber ebenso schwer aufzutreiben, wie sein rebhuhnfarbiger Vetter. — Die Modenesertaube findet der Leser bei den Tümmlern, wo sie besser steht, als hier.

Die Mähnentaube. Columba d. jubata, *Willughby.*

Columba jubata, *Will.; Ray; Gmelin; Fürer* 1858, No. 17 in Korths Taubenztg. — Englisch: The Raff. — Französisch: Le Pigeon à crinière.

Diese Taube soll zur Zeit nur in Thüringen vorkommen. Sie ist von der Größe einer starken Feldtaube. Der Kopf hat die gewöhnliche Form, ist stets glänzend

schwarz, das große Auge schwarzbraun; das Bein ist behost und belatscht, die Krallen sind weiß. Das volle, etwas lose Gefieder ist weiß, mit Ausnahme des ganzen Kopfes bis in den Nacken; sie gehört also zu der Gruppe der Mohrenköpfe.

Was diese Taube kennzeichnet, ist eine tief im Nacken sitzende, nach oben, unten und auf die Halsseiten fallende wallende Federmähne, welche den schwarzen Nacken und Seitenhals begrenzt und da endigt, wo der Latz gegen die Brust abschneidet; außerdem ist auch der ganze Schwanz schwarz. Nach oben reichen die Federn nur so weit, daß der Hinterkopf frei herausragt. Diese Mähne besteht aus zerschlissenen, etwas weitläufig stehenden, flockigen und beweglichen Federn, welche am Seitenhals nicht gescheitelt und gekämmt, wie bei der Perückentaube, sondern ungeordneter und mähnenartiger um den Hals hängen. Von der edeln Perückentaube unterscheidet sie sich so wesentlich, daß von einer Verwandtschaft die Rede nicht sein kann. Viel wahrscheinlicher ist es, daß diese Taube nur eine vervollkommnete Latztaube ist, welche eine große Muschelhaube von ähnlicher Struktur hat. Uebrigens ist es eine zärtliche, etwas scheue Taube und ihre Eier sind auffallend rund.

Länge der Mähne (auch Krausel, Zopf), des schwarzen Latzes, der weit auf die Oberbrust herabreichen soll, sowie des schwarzen Schwanzes, stark befiederte Füße und Zehen und Reinheit der Zeichnung sind die Merkmale, auf welche der Kenner bei dieser Taube zu halten hat. Nur in schwarzer Zeichnung trifft man diese Taube vollkommen.

Eine geringere Varietät ist die

Latztaube, Columba d. galeata.

Diese Taube hat ebenfalls eine Muschelhaube und einen Ansatz der Mähne bis über den Nacken herab, aber nicht so scharf charakterisiert wie bei der vorbeschriebenen. Auch ist der Schwanz, wie die ganze übrige Befiederung, bis auf den gefärbten Brustlatz, schneeweiß. Die Beine sind befiedert. Auch findet man diese Taube in anderen Hauptfarben, Schwarz, Blau, Rot und Gelb. — Geht die Farbenzeichnung bis tief über die Brust herab, wo sie ziemlich scharf abschneidet, so nennt man sie: Brusttaube, Columba pectoralis. (Ein Mohrenkopf mit weit herabgehender Zeichnung.)

Ihrer wenig edeln Formen wegen haben diese Tauben nicht viele Liebhaber, obwohl man sie als seltene „Spezialitäten" bezeichnen kann.

Die Perückentaube. Columba d. cucullata, *Linné.*

Taf. 17, Fig. 9, 10, 11, 12, 13.

Dichter-, Kappen-, Schleier-, Jakobiner-, Zopftaube. — Columba anglica et russica, *Gesner;* Col. cucullata et Jacobaea, *Willughby et Ray* 1676; *L.* 1758; *Gmelin; Bechstein; Fürer* 1858. — Englisch: The Jacobins. — Französisch: Le Pigeon nonnain.

In dieser altbekannten Taube erblicken wir eine der schönsten und edelsten Rassen, und verweisen den Leser besonders auf die betreffenden Abbildungen.

Kennzeichen. Eine Federkrause zieht sich an den Halsseiten bis über den Flügelbug herab, ragt nach oben über einen Teil des Scheitels, wie eine Kapuze, und bildet nach der hintern Seite des Halses eine Mähne; längs der Halsseiten ist diese Federkrause nach vorn und hinten, oben und unten, gescheitelt. Schlanker und länger als die Feldtaube.

Länge 34,3 cm, davon auf den kurzen Schnabel 1,6 cm, auf den Schwanz ca. 13 cm; Flügelbreite 68 bis 70 cm; das Bein (samt Schenkel und Mittelzehe, wie bei allen folgenden Taubenrassen) 9,5 bis 11 cm. — Gewicht 345 gr.

Der Kopf ist fein, der Schnabel kurz, das häufig perlfarbige Auge ist mit einem fleischroten Hautringe umgeben; die Stirn ist hoch, der Scheitel flach und breit, die Füße sind niedrig, bald glatt, bald mit Stiefeln; die Zehen sind klein; der Hals lang, Rücken und Brust schmal; die Flügel lang, bis zum Schwanzende reichend. Je dichter und geschlossener die Halskrause ist, je weiter sie den Scheitel bedeckt, desto schöner ist sie. Bei schönen Exemplaren nähern sich diese Krausen auf dem Vorderhalse bis auf 1,2 cm. Die Federn sollen dicht am Hals liegen und lang sein; wenn man die Taube vorsichtig am Schnabel zieht und den Hals streckt, sollen die Federkrausen übereinander gehen. Das Gefieder ist weich und locker.

Die echtrassige Taube hat stets einen weißen Kopf bis unter die Kehle; ferner trägt diese Farbe der Mittel- und Unterrücken, weit oben gegen den Oberrücken abgeschnitten, der Schwanz und die großen Schwingen; die übrigen Teile sind gefärbt: tief schwarz, schön taubenblau, oder satt dunkelrot-braun. Unter den einfarbigen sind die weißen die feinsten und man trifft darunter wahre Muster von Schönheit. Man findet übrigens alle Farben vertreten, auch die gelbe, aber die so gefärbten Exemplare sind meistens etwas kurzhalsiger und nicht so schön und lang behängt.

Diese feine Taube vermehrt sich gering. Sie ist phlegmatisch, zutraulich, gewöhnt sich leicht ein, fliegt nicht viel, klatscht und gaukelt im Flug, hat einen trippelnden Gang und eine hellrucksende Stimme, wobei es sehr schön aussieht, wenn ihre metallschillernde Perücke während des Rucksens auf- und niederwallt. — Unter den Bastarden wären die Rosenperücken mit der nach vorn stehenden Schneppe (Schnabelrose) zu erwähnen, welche aber die eigentümliche Rasseschönheit abschwächen.

Die Trommeltaube. Columba d. tympanizans, *Frisch.*

Taf. 18, Fig. 1, 2, 3, 4.

Deutsche Trommeltaube, Russischer Trommler, Trompeter, Federfüßiger Trommler, bei uns kurzweg: Türke. — Columba dasypus, *Aldrovand, Brisson, Linné* 1766; *Gmelin*; — Col. tympanizans, *Frisch* 1734, *Bechstein, Temminck*, und alle Neuern. — Englisch: The Trumpeter. — Französisch: Le Tambour.

Kennzeichen. Auf dem Kopf eine breite Muschelhaube; die Stirn ist mit einer auf den Schnabel hereingebogenen Federschneppe geziert; die Schenkel sind mit Hosen bekleidet, der Lauf und die Zehen mit sehr langen Federn versehen. Größer als die Feldtaube. Das Gefieder ist voll und dicht, die Taube trägt es etwas aufgelockert.

Länge 37 bis 39,5 cm, wovon auf den stämmigen Schnabel stark 2 cm, auf den Schwanz 18 cm abgehen; der Rücken ist 13 cm breit; Flugbreite 73 cm; das Bein mißt 12 cm. — Gewicht $^1/_2$ Kilo und darüber.

Der Kopf ist groß, mit einer schönen, zirkelrunden, über den Scheitel hereinhängenden, federreichen Haube geziert; vorn an der breiten, mittelhohen Stirn steht ein nach vorn gerichteter, aus gebogenen Federn bestehender Büschel, welcher sich gleichmäßig über die ganze Stirn, über die Nasenhaut bis an die Augen legt, wie ihn keine andere Taubenart hat. Je regelmäßiger gefüllt und größer diese Schneppe (Kuppe, Strauß, Rose) ist, desto schöner. Hauptsache ist, daß sich diese Federn gleich von der Wurzel an nach außen umbiegen, die genannten Teile flach bedecken und nicht steif in die Höhe stehen. Das Auge ist entweder rotgelb oder dunkelbraun, auch perlfarbig. Der Schnabel ist kräftig, der Hals stark, Brust und Rücken breit; die Schwingen erreichen fast das Schwanzende und werden etwas breit getragen; die Schenkelfedern, sogenannte Hosen, sind bis 8,5 cm lang; die Latschen an Lauf und Zehen sind die längsten, die überhaupt bei Tauben vorkommen, bei

manchen echtrassigen Individuen erreichen sie zuweilen die enorme Länge von 15 cm, und gleichen, unversehrt, einem Paar Flügel; alle sind nach außen gerichtet und etwas rückwärts gebogen. Durch diese reiche Befiederung erscheinen die Beine kurz und dachsartig.

Das Merkwürdigste an dieser Rasse ist ein ganz eigentümliches Ruchsen, welches in einem Zuge minutenlang dauert. Aus dem gewöhnlichen Ruchsen, bei einer guten Trommeltaube aber meist ohne dieses, fällt sie nämlich in ein rollendes, tiefes und hohles Trommeln, wobei sie — meistens stille sitzend — den Schnabel bewegt, den Kropf wenig aufbläst (was man gern hat), sich mit dem Vorderkörper hin und her dreht und eine zitternde Bewegung mit den Schwingen macht. Zum Trommeln in gutem Stile gehört ein richtiger Ansatz, ein kräftiger Vortrag, sowie ein Steigen und Fallen des Tones, der Triller und das Anhalten. Je häufiger und länger eine solche Taube trommelt (denn so heißt der Liebhaber dieses Ruchsen), um so wertvoller ist dieselbe. Die besten Trommler halten damit 5 bis 7 Minuten und länger an, besonders wenn man ihnen Hanfsamen zu fressen giebt. Selbst während des Fressens trommeln sie fort, und wenn man eine Anzahl guter Trommler besitzt, verursachen sie durch ihre Stimmübungen ein gar wunderliches Getöse. Die Täubin trommelt schwächer und kürzere Zeit. Schon bei den Jungen verrät sich der künftige gute Trommler durch lange anhaltendes Piepsen.

Die schönste Ausbildung der Rasse tritt in weißer, tiefschwarzer und dunkelroter Färbung auf; die blauen mit schwarzen Flügelbinden sind auch noch gut; am seltensten sind die gelben Trommler mit reichem Federschmuck. Eine Trommeltaube der beschriebenen großen Rasse, stets einfarbig, schwarz oder kupferrot, mit broncefarbenem, prachtvoll glänzendem Halse, feurig rotgelben Augen, großer Muschelhaube und Stirnrose nebst gewaltigen Federfüßen, gewährt einen sehr stattlichen Anblick. — Außer den genannten Grundfarben kommen auch weiße mit Perl-, rotbraunen und schwarzbraunen Augen vor. Die gelbe Farbe repräsentiert die Rassezeichen am schwächsten; es empfiehlt sich daher, die gelben Tauben mit schönen, guttrommelnden, roten zu verpaaren, wodurch man Größe, Farbe und Stimme verbessern kann.

Man erzieht ferner schöne kräftige Schwarzbrüste, welche im Jugendkleide beinahe ganz schwarz, nur oben etwas weiß melirt sind; erst in der zweiten und dritten Mauser bildet sich auf dem Oberkörper samt Kopf das Weiß immer reiner und weniger gefleckt, der Unterkörper samt Schwanz tief schwarz aus. Es giebt ferner schöne Rotbrüste, auch Schwarztiger und Rottiger. Mit getigerten Taubern, welche oben viel Weiß haben, und einfarbigen Täubinnen in den betreffenden Farben kommt man auf die Schwarz- und Rotbrüste. Sehr schön sind auch die reinweißen Trommeltauben, in der Regel bei uns mit dunkeln Augen, doch werden die mit Perl- oder rotgelben Augen für feiner gehalten. Man trifft weiter Schild-Trommeltauben und Gemönchte (bei uns „Blassen"), mit weißem Kopf, weißen Spießen, weißem Schwanz und weißen Federfüßen.

Der Gang dieser Taube ist etwas schwerfällig wegen der großen Latschen, über welche sie oft stolpert; deshalb muß auch ihr Schlag geräumig und eben sein und rein gehalten werden. Sie hat einen kräftigen, klatschenden Flug, ist hart und fruchtbar, wie nicht leicht eine andere, überhaupt eine der schönsten, unterhaltendsten, zutraulichsten und nutzbarsten Hoftauben. Es ist nicht selten, daß sie jährlich ihre 5 bis 6 Bruten macht, wenn man die Jungen bald wegnimmt. Diese sind sehr fleischig und wohlschmeckend. Sie entstammt einem nördlichen Klima, was der Schutz für die Augen, Athmungswerkzeuge und Ohren durch die Schneppe, die federreiche Haube und die wohlgefiederten Füße bekunden, welche treffliche Dienste gegen die Unbill eines rauhen Klimas leisten. — In der Gegend von Moskau soll man

diese Rasse am schönsten und größten finden; die etwas kleinere in Thüringen (Weimar), Sachsen und Schlesien. — Diese Taube eignet sich sehr gut zum Halten in der Stube, wird sehr kirre, brütet gut und erzieht auch die Jungen gut.

Die Strauß- oder Trompetertaube

hat keine Muschelhaube, dagegen vorn an der Stirn eine Federschneppe; je vollkommener diese ist, desto besser. Sind solche Tauben gut belatscht, schön von Farbe und von guter Stimme, so finden sie viele Verehrer. —

Die glattköpfige Trommeltaube

hat auf dem Kopf weder Querhaube noch eine Stirnschneppe, ihr Kopf ist kleiner, der Hals schwächlicher, überhaupt ist sie in allen Körperteilen kleiner und beweglicher, als die Russische Trommeltaube und steht im Aeußern der Feldtaube näher. Von dieser unterscheidet sie sich durch ein Perlauge, kurzen Schnabel, untersetztern Körper, kurze Beine, mit oder ohne Höschen und Strümpfe; die Zehen sind meist unbefiedert (denn starke Latschen kommen hier nicht vor). Die Farbe ist häufig trüb, schmutzig blaugrau, in verschiedenen Abstufungen, doch auch in andern Nüancen. Unter diesen nicht schönen Tauben findet man jedoch wahre Trommelvirtuosen, welche die echten Trommler noch übertreffen. Ohne sichtbare Anstrengung der äußern Kehlmuskeln wirbelt, schnurrt, klappert und rollt die Taube ihre sonderbaren Töne heraus, und je schneller und anhaltender der Vortrag, je melodischer die Stimme, desto wertvoller die Taube. Der Schluß soll immer mit einem deutlichen und scharfen „täck" enden. Diese und die vorhergehende Taube ist in dem Altenburger Land heimisch, wornach sie auch „Altenburger Trommeltauben" benannt werden. —

Die Russische Trommeltaube. Columba dasypus, *Linné.*

Taf. 18, Fig. 4.

Bucharische Taube.

Diese federreiche Taube ist jetzt in unserem Vaterland ziemlich unbekannt, obgleich sie früher aus Deutschland nach England kam, wo sie noch heute gezüchtet wird. Sie unterscheidet sich durch folgende Merkmale. Sie ist noch größer als unsre heimischen Trommler, die Rose auf dem Kopf ist nicht nur ein nach dem Schnabel gebogener Schnepp, sondern eine Rose (Mütze, Helm oder Tolle), welche den ganzen Kopf wie ein Kolpack oder Turban bedeckt, sich von einem Federwirbel mitten auf dem Scheitel ausbreitet, nach allen Seiten hin weich und flach anlegt und hinten von der Muschelhaube abgegrenzt wird. Diese Mütze ist oft so groß, daß sie den Vogel am Sehen behindert und man die Federn etwas abkürzen muß. Die Muschelhaube muß sich in schöner runder Form ganz um den Hinterkopf ziehen; die reiche Befiederung derselben soll nach vorn gebogen sein, und bis zur Höhe des Scheitels überhangen. Haupterfordernisse einer schönen Muschelhaube sind Länge und Ebenmäßigkeit, sowie eine gewisse Elasticität der Federn, wie bei der Mähne der Perückentauben.

Die Fußbefiederung beginnt mit langen Federhosen, setzt sich in gleicher Weise an der Außenseite der Läufe fort und bildet an der Fußwurzel und den Zehen dichte und starke Latschen, je länger, desto besser die Rasse.

Im Uebrigen verweisen wir den Leser auf die Abbildung und hinsichtlich des Betragens, der Stimme und Zucht auf das bei dem deutschen Trommler Gesagte.

* * *

Noch mag hier erwähnt werden, daß sich der eigentümliche Federschnepp über dem Schnabel auch anderen Tauben aufzüchten läßt, besonders Perücken, aber nirgends als eine Verschönerung — eher als Gegenteil — gelten kann, deshalb ist auch keinem Züchter zu empfehlen, solche Kuriositäten herzustellen, sondern lieber auf reinrassige Zucht zu halten.

Riesentaube. Columba d. maxima.

Diese Tauben zeichnen sich hauptsächlich durch auffällige Größe aus.

Die Römische Taube. Columba romana, *Brisson*.

Taf. 24, Fig. 7, 8.

Spanische Taube, Kampanische Taube, Riesentaube. — Columba campania, *Plinius;* — Columba domestica, var. major, *Will. et Ray; Brisson;* — Col. hispanica, *Linné* 1758; — Col. romana, *Brisson* 1760. — Englisch: Runt-Pigeon, the Roman Pigeon. — Französisch: Le Pigeon romain.

Mit diesem Taubenriesen, der übrigens außer seiner Hünenfigur nur wenig Originelles aufweist, können wir die Rassetauben abschließen.

Kennzeichen. Sie ist doppelt so groß als die Feldtaube, lang und breit, starkknochig, ziemlich hochbeinig und langhalsig, wegen ihrer nachlässigen Haltung scheinen diese Teile aber kürzer. Der Nasenhöcker ist kräftig, etwas gerissen, der Schnabelwinkel zuweilen warzig; das Augenlid lebhaft fleischfarb oder rot; der nackte Augenkreis ebenfalls rot und schmal, 4 mm breit und nicht sehr dick; der Schnabel stark. Länge 57 cm, wovon auf den Schnabel 2,5 cm, auf den Schwanz 20,5 cm abgehen; Flugbreite fast 1 m; die längste Schwinge mißt 28,7 cm; das Bein (Schenkel, Lauf und Mittelzehe) 19,5 cm. Gewicht 1 Kilo und darüber.

Die Römertaube ist stets unbehaubt und hat einen länglichen sogenannten Gänsekopf mit starken Wangen, gewölbtem Scheitel, mittelhoher Stirn; die Nasenhaut ist kräftig, der Schnabelwinkel zuweilen warzig. Der Schnabel ist dem Gefieder entsprechend gefärbt, 2,5 cm lang und an der Wurzel 1,8 cm dick, ziemlich stumpf. Das Auge liegt etwas tief, die Iris ist meist perlfarbig, das Augenlid lebhaft rot, ebenso auch die dasselbe umgebende 3 mm breite und nicht sehr dicke Augenhaut. Der Hals ist 9,5 cm lang und dick, die Taube trägt ihn jedoch nicht aufgerichtet. Sie kann den Kropf ziemlich aufblasen; dieser und der Hals sind mit Haarfedern behängt (wie bei den Kropftauben), nämlich 2,4 cm langen haardünnen, oben zerfaserten nackten Kielchen, welche als Seitensprossen mit den gewöhnlichen Deckfedern unten verwachsen sind. Die Brust ist breit, das Kielbein hoch; Beine und Füße gewaltig stark und unbefiedert. Das Gefieder ist voll, aber lose, meistens einfarbig, oft sehr schön meliert; den langen Schwanz trägt sie horizontal, oft ein wenig aufgerichtet; die langen Schwingen öfter zur Seite hängend; dieselben bedecken den Schwanz bis auf 2,4 cm.

Sie ist in den meisten Ländern von Süd- und Westeuropa verbreitet, so in Frankreich, Spanien, Italien und England, ist jedoch in schöner großer Rasse überall nur sparsam zu treffen, weil bei Zucht solcher Tauben das meiste auf die Bemühungen der Züchter ankommt. Ob Spanien oder Italien die Urheimat dieser Taube ist, kann mit Bestimmtheit jetzt nicht mehr nachgewiesen werden, denn zwar schon Plinius erwähnt derselben als der „Großen Kampanischen Taube", welche zu jener Zeit sehr berühmt war, läßt uns aber über deren Ursprung im Dunkeln, wie wir es auch in Bezug auf die meisten andern Rassen geblieben sind. Das jedoch ist dadurch konstatiert, daß es eine Mittelmeer-Rasse ist. Sie kommt aber in vielen, mitunter sehr geringen Spielarten vor, so daß es den feinen Züchter nicht wenig Mühe kostet, befriedigende Rassetauben wieder aufzufinden, sei es nun in Spanien, Frankreich, Italien oder in unsrem Vaterlande. So wie wir sie jetzt besitzen und wie sie wahrscheinlich auch schon im Altertum war, erscheint sie, nach Fürer, als eine Mischrasse der großen orientalischen Warzentauben und großen Kropftauben, vielleicht mit etwas Blut der Hühnertaube gemischt, was sich zuweilen im abgerundeten, ein wenig hohlen Schwanz andeutet. Mit der Benennung: Monteneur bezeichnet

man einen solchen Bastard von Römer- und Maltesertaube. Die kurzen Flügel neben dem kurzen Schwanz machen diese große Taube fast einem Huhn vergleichbar.

Im ganzen muß die Taube auffallen durch Größe, Stärke, lange Schwingen und Schwanz, kräftige hohe Füße, schöne Färbung und Perlauge. Der Nasenhöcker und die Augenringe werden mit der Zeit krustig, die Beine rauh. — Sie geht rasch, weitspurig, fliegt schwer und geräuschvoll, läßt ihre tiefe Stimme gern hören, und ist lebhaft und zutraulich. Gegen andre kleine Tauben aber ist sie gewaltthätig und denselben durch ihre Stärke gefährlich. Um ihre Brut zu sichern, hält man für sie Feldtauben zum Ausbrüten und Erziehen der jungen, bis man den Stamm so volkreich hat, als man wünscht. Um die Füße dieser schweren Taube zu schonen, hat man darauf zu achten, den Schlag immer tief mit Straßensand, oder noch besser, mit weicher lockerer Rasenerde zu bestreuen. Diese Taube war bei den alten Römern Lieblingstaube und sehr teuer. Ein Schlag voll solcher Tauben sieht auch wirklich imposant aus. In Frankreich soll man sie gegenwärtig am schönsten züchten; es giebt jedoch eine solche Menge Abänderungen, daß man kaum weiß, wohin sie zu stellen sind, ob zu der Römischen oder zu der Türkischen Taube. Da aber Körpergröße hier das Entscheidende ist, so nimmt man die oben angegebenen Kennzeichen als bestimmende Merkmale für gute Rasse an.

Die Große Karnotaube, Carneau, auch Carniau, findet sich hauptsächlich in Nordfrankreich und den benachbarten belgischen Provinzen. Es ist dies eine schöne rostfarbige Varietät der Römertaube mit Blut der Malteser. Die rote Farbe ist gehoben durch eine weiße Flügelrose und weißen Bürzel. Das übrige wie beim Römer. Siehe auch Leipz. Geflügelzeitung Nr. 38, 1892 (mit Bild).

Die Montaubantaube, ebenfalls von riesiger Größe, zeichnet sich durch eine schöne große Muschelhaube aus. Sie soll aus Montauban im südwestlichen Frankreich stammen und von da aus in den Handel gekommen sein. Ein einjähriger Tauber zeigte folgende Maße: Totallänge 54, Flügelbreite 98, Schwanz 18,5 cm. Gewicht 900 Gramm. Täubin in Länge 4 cm weniger, Gewicht 880 Gramm.

* * *

Die Lockentaube. Columba d. hispida, *Linné.*

Taf. 22, Fig. 7, 8.

Strupptaube, Woll-, Lockentaube, Perltaube. — Columba crispa, *Aldrovand*, *Brisson;* — Col. hispida, *Linné* 1766; *Gmelin*; *Bechstein; Fürer* 1858. — Englisch: Frillback. — Französisch: Le Pigeon frisé.

Diese, sowie die nächstfolgende Taube sind mehr als Abnormitäten zu betrachten, zu deren Nachzüchtung schon besondere Liebhaberei gehört; deshalb sind sie auch recht selten geworden.

Kennzeichen. Größe der Feldtaube, niedrig gestellt, von Farbe meist weiß, selten dunkel gefärbt. Alle Federn sind an den Spitzen nach oben gedreht, infolgedessen die Taube wollig oder lockig aussieht.

Der Kopf ist fein und öfters mit einer schönen breiten, aus zierlichen Löckchen bestehenden Haube geziert; Schnabel und Krallen fleischfarbig; die Iris orangerot; der Hals mittellang, Schultern und Brust breit; das Bein ist kurz, Lauf und Zehen etwas dünn, der Lauf oben kurz befiedert. Das Gefieder ist dicht und weich; alle Federn des Oberkörpers (die 12 Schwanzfedern ausgenommen) sind an der Spitze in zierlichen Löckchen gekräuselt; besonders die Flügeldeckfedern zweiter Ordnung; auch die Schwingfedern, namentlich die kleinern, haben diese Neigung zum Kräuseln.

Diese ganz besondere Federstellung macht das Aussehen der Taube zottig oder lockig. Sie ist lebhaft, gesund, fliegt gut, vermehrt sich aber nur sparsam, und muß während der Mauser in einem vor Wind geschützten Schlag gehalten werden, da sie empfindlich ist und an einzelnen Stellen oft ganz kahl wird. In den Niederlanden wird sie noch in echter Rasse getroffen, wiewohl sparsam weiter gezüchtet.

Die Perltaube, welche in Deutschland vorkommt, hat meistens nur auf den Flügeldeckfedern einige unvollkommen geringelte kleine Löckchen, und hält mit der oben beschriebenen nicht entfernt den Vergleich aus; aber auch diese ist selten.

Die Seidentaube. Columba d. saetacea, *Aldrovand.*

Seidenhaartaube, Haartaube. — Col. saetacea, *Aldr.* 1599; *Brisson; Bechstein.* — Französisch: Le Pigeon soie.

Kennzeichen. Wie eine große Feldtaube, aber etwas schwerfälliger. Das Gefieder ist voll, locker und seidenartig zerschlissen; die kleinern Federn liegen strahlig übereinander, die größern hängen gleich Fransen am Körper. Fliegen kann diese Taube nicht, weil die weit auseinander stehenden Fasern der Schwung- und Schwanzfedern die Luft nicht halten, wie dies auch bei den Seidenhühnern der Fall ist.

Der feine Kopf ist unbehaubt, der Hals etwas kurz, Brust und Rücken breit, die mittelhohen Beine sind bis zur Hälfte des Laufes befiedert, die langen Zehen sind dünn; die Schwingen sind lang, spitz und erreichen das Schwanzende. Die besonders stark zerschlissenen, etwas nach oben gerichteten hintern Schwingen überragen auf beiden Seiten den Unterrücken, so daß der hintere Körper der Taube ein ganz haariges, buschiges Aussehen hat. Von den 7 cm breiten Schwanzfedern sind die mittlern 2,5 cm länger als die äußern, und alle stehen doppelt so weit auseinander, als bei andern Tauben. Das ganze Gefieder ist sehr weich und seidenartig anzufühlen.

Diese merkwürdige Taube fand sich früher in Holland und war schon zu Aldrovands Zeit vor 300 Jahren bekannt, ist aber jetzt überall eine Seltenheit. Sie ist beinahe immer weiß, dann ist der Schnabel nebst den schwach gebogenen, nach innen mit einer Schneide versehenen Krallen blaß fleischfarbig. Der Gang ist etwas steif, weil der Lauf im Verhältnis lang ist; von einem Fluge ist keine Rede, da die zerschlissenen Schwanzfedern nicht geeignet sind, Luft zu fassen, daher muß sie stets am Boden bleiben. Ihr Schlag steht am besten zu ebener Erde an einem vor Raubtieren verwahrten Platz. Gegen sehr große Kälte und Winde ist sie empfindlich; dagegen muß daher ihre Wohnung geschützt sein. — Sie brütet und füttert gut, trotzdem kommen die Jungen schwer auf, weil meist nur die Sommerbruten gedeihen. Sie ist lebhaft und wird an ihren Futterherrn außerordentlich anhänglich.

Die hohlschwänzige Seidenhaartaube, vermutlich ein Bastard mit der Pfautaube, hat 12 und mehr Federn im breiten, etwas gewölbten Schwanze, welcher aber nicht aufrecht, sondern horizontal getragen wird. Die Schwung- und Schwanzfedern sind bei ihr besonders strahlig und kraus. Zuweilen fällt ein junges von ihr, welches keine zerschlissenen, aber doch weiche seidenartige Federn hat, und mit einer Haartaube verpaart, wieder echte Haartauben erzeugt.

In Spanien, wo ihnen das Klima zuträglich ist, findet man noch mehrere Spielarten der Haartaube.

* * *

Außer den beschriebenen Rassetauben mögen noch einige interessante

Ausländische Wildtauben

beschrieben werden, welche wir zuweilen in Zoologischen Gärten oder auch in Vogelhandlungen antreffen.

Gruppe: Schweiftaube. Ectopistes, *Swainson* 1828.

Ein langer stufiger Schwanz von der Länge des Flügels, schlanke Vögel, aber verschieden in Größe, von der einer Haustaube bis herab zu einem Zwergtäubchen von kaum Drosselgröße. Hieher zählt man etwa 30 Arten, unter denen die Wandertaube Nordamerikas die merkwürdigste ist.

Die Wandertaube. Columba migratoria, *Linné.*

Ectopistes migratorius, *L.*

Kennzeichen. Der zwölffederige Schwanz ist stufenförmig, verschmälert zugespitzt, die äußern Federn kaum halb so lang als die mittlern; die äußersten hellgefärbten Federn haben auf der innern Fahne einen schwarzen Fleck; die Schnabelfirste kürzer als die halbe Kopflänge; Stirn flach; die 3 ersten Schwingen wenig verschieden, die 2. am längsten.

Länge 38,2 cm, wovon auf den sehr stufenförmigen Schwanz 19,5 cm kommen; Flügellänge 20,6 cm, Flügelbreite 57,3 cm. Etwas schwächer als die Feldtaube.

Beschreibung. Der Oberleib ist mohnblau; die Schwungfedern schwarz, vier der hintern mit einem schwarzen Fleck; der Unterkörper ist weinrot; in den Seiten blaß mohnblau; der Bauch und die untern Schwanzdeckfedern weiß; der Hinterhals und die Halsseiten mit Metallschimmer; die beiden mittleren Schwanzfedern schwärzlich, die übrigen weißlich, auf der äußern Fahne, die erste ausgenommen, aschbläulich, alle mit einem großen schwarzen Fleck auf der innern Fahne, in welchem ein rotbrauner steht. Der Schnabel und die fleischige Nasenhaut ist schwarz; der Augenstern rotgelb; der nackte Kreis um das Auge rötlich fleischfarben, die Füße rot. — Das Weibchen ist viel trüber gefärbt, oben mehr ins Bräunlichgraue, unten fehlt das Weinrot, welches durch Braungrau getrübt ist.

Diese Taube findet sich nicht in unserem Erdteil, sondern gehört dem amerikanischen Kontinent an und vermehrt sich in den endlosen, undurchdringlichen Urwäldern Nord- und Südamerikas zu einer so unglaublichen Menge, daß sie wirklich ungeheuren Schaden auf den Feldern anrichtet. — Zuweilen verfliegt sie sich nach Europa, denn sie wurde schon mehrmals in England erlegt. — Nach Audubon nisten sie drei- bis viermal in einem Sommer, und legen in ein schlechtes Nest aus Reisern zwei weiße Eier. Sie brüten in zahllosen Gesellschaften in den Walddistrikten, oft in einer Ausdehnung von 40 englischen Meilen, und dann hat jeder Baum so viel Nester, als er zu tragen vermag. Diese Plätze sehen fürchterlich aus, weit und breit ist der Boden mit ihrem Kot zollhoch bedeckt, die Oberfläche mit Aesten bestreut, welche durch das Gewicht der Vogelscharen abgebrochen sind; das Gras und Unterholz ist vertilgt, und die Bäume sind auf Tausenden von Morgen abgestorben. Auf solchen Stellen der Verwüstung wächst viele Jahre nichts mehr.

Unter allen geflügelten Horden auf dem ganzen Erdball kommt nichts Aehnliches mehr vor; denn alle menschlichen Begriffe übersteigend, sind die unabsehbaren Wanderzüge dieser Tauben, welche sie teils wegen Nahrungsmitteln, teils um ihren Aufenthalt zu verändern, in Gemeinschaft unternehmen. Man hat berechnet, daß in einem einzigen solchen Zug oft mehr als 2000000000 Tauben fliegen. Die Breite eines solchen Heeres ist mit dem Auge nicht zu erreichen, und die Länge des Fluges dauert 4—5 Stunden; dann kommen hinterher noch abgelöste, große Scharen.

Sie fliegen in mehreren Schichten übereinander, und dann so geschlossen, daß auf jeden Schuß mehrere fallen müßten; doch halten sie sich meist höher, als ein Schuß reicht. — In den westlichen Wäldern am Ohio, Kentucky und Indiana sind diese Flüge am verheerendsten; beinahe eben so stark in Pennsylvanien, Tennessee und Virginien. Unsere Waldbesitzer würden sich entsetzen, wenn sie diese Waldverwüster in der Nähe hätten; anders gestaltet sich die Sache aber in den ungeheuren Urwäldern Nordamerikas, deren Holz und Gras keinen Wert hat. Dort steht der Schaden, den sie verursachen, in keinem Verhältnis zu ihrem Nutzen. — Haben die Bewohner ihre Brüte- und Schlafplätze in den Urwaldungen entdeckt, so kommen sie aus weiter Ferne mit Flinten, Stangen, Schwefeltöpfen, und in wenigen Stunden haben sie ganze Pferdelasten getöteter Tauben, wodurch ein solcher Brüteplatz eine wichtige Erwerbsquelle wird. Die Tauben werden teils frisch verspeist, teils eingesalzen oder geräuchert.

Audubon sah im Herbst 1813 am Ohio, unweit Louisville, einen Zug von Nordost nach Südwest gehen, der den ganzen Horizont verfinsterte; der Kot fiel wie Schneeflocken. Als er abends nach Louisville zurückkam, 55 englische Meilen von seinem Ausgangspunkt, hatte sich der Zug noch nicht vermindert, und dauerte noch drei volle Tage fort. Die Zahl soll über eine Billion betragen haben. Er fand einen Brüteplatz 3 Meilen breit und 40 Meilen lang im Walde, auf welchen von der Bevölkerung über 300 Schweine getrieben wurden, um sie mit getöteten Tauben zu mästen. In großen Haufen saßen daselbst die Leute und beschäftigten sich mit Rupfen und Einsalzen. Kurz vor Sonnenuntergang kündigte ein brausendes Getöse, wie von einem Sturm, die rückkehrenden Scharen an. Nun wurde Feuer angemacht und dieselben mit Flinten und Stangen begrüßt; es war ein betäubender Aufruhr, man hörte kaum das Knallen der Schießgewehre, noch weniger das Wort des Nachbars. Zu Tausenden setzten sich die Tauben auf die Aeste, welche hin und wieder brachen und hundert andre totschlugen. Die Ankunft dauerte bis Mitternacht und bei Sonnenaufgang waren wieder alle verschwunden. Dann sammelte man die Getöteten auf Haufen und ließ die Schweine aus dem Pferch, um die zerstreuten zu verzehren. Bussarde, Falken, Geier und Adler schwärmten umher, und Füchse, Bären, Iltisse und Beuteltiere suchten sich ebenfalls zu sättigen. — Zu solchen Zeiten kommen dann ganze Wägen voll auf die Märkte, und morgens, mittags und abends ist der Tisch mit nichts als Tauben besetzt.

Ihre Nahrung besteht in Eicheln, Bucheln und Sämereien der Waldbäume; ferner aus Reis, Buchweizen, Hanf, Welschkorn und verschiedenen Beeren. Wenn sie einen Wald ausgefressen haben, so müssen sie oft 200—300 Meilen weit nach ihren Nahrungsmitteln fliegen. Fallen diese zahllosen Schwärme aber auf die Getreidefelder, dann ist es um die Ernte geschehen, wodurch sie für die Grundbesitzer eine entsetzliche Plage werden. Die Lebendigen, welche zum Abschlachten bestimmt sind, füttert man mit Getreide und Buchweizen. — Diese interessante Schilderung ist von Audubon vor ca. 90 Jahren entworfen worden. Der Leser ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß die damaligen Zustände nicht mehr existieren. Nur noch selten beobachtet man zahlreiche Flüge, die aber mit den oben geschilderten wohl nicht mehr zu vergleichen sind.

Gruppe: **Zwergtaube.** Chamaepelia, *Swainson* 1827.

Sehr kleine Tauben von zierlicher Gestalt mit dünnem Schnabel; der Schwanz hat $^3/_4$ bis ganze Flügellänge und ist gerade, nur die beiden äußersten Schwanzfedern sind bedeutend kürzer als die andern. Der Lauf ist nackt. 15 Arten, welche in wärmern Gegenden Amerikas leben. Hier beschrieben 1 Art.

Die Sperlingstaube. Columba passerina, *Linné* 1758.

Grundtaube, Kokozin. — Chamapelia passerina.

Kennzeichen. Der Oberkopf ist bläulich aschgrau; der Oberkörper graurötlichbraun, an Brust und Vorderhals dunkelbraun, ebenso auf den Flügeln, welche unten braunrot sind. Schnabel und Füße sind gelb; das Auge gelbrot. — Beim Weibchen fällt der Unterleib mehr ins Bläulichgraue. Das Vaterland dieser Taube ist Mexiko, Carolina, Georgia, Louisiana, Florida und Westindien, wo sie die Küsten und die Wälder in großer Menge bewohnt. Ihre Nahrung besteht aus Getreidekörnern, besonders Reis, vielen Sämereien und Beeren, weshalb sie sich auch beständig auf den Feldern aufhalten. — Dieses ausgezeichnet niedliche Täubchen ist nicht viel größer als eine Lerche, daher die kleinste ihrer Familie. Sie wird als ein niedliches Geschöpf in den Käfigen gehalten, und mit Hirse, enthülstem Hafer, Kanariensamen, süßem Hanf und Mohn gefüttert. — Wegen ihrer Schüchternheit passen sie nur mit beschnittenen Schwingen in eine Volière, weil sie bei unbedeutenden Veranlassungen fliegend umherjagen und Störungen verursachen. Ihr Ruf ist ein lautes: „jeho!“ auf welches meist ein sanftes: „wub wub“ folgt. Als gesellige Tierchen verlangen sie eine größere Gesellschaft von ihresgleichen, um sich zum Nisten zu bequemen; in gemischten Volièren thun sie es, nach Dr. Ruß, nicht. Sie halten sich in kleinen Flügen von 15—20 Stück zusammen, sind fast immer auf den Feldern mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt, wippen mit dem Schwanze nach unten, und fliegen nur kurze Strecken. Ihres schmackhaften Fleisches wegen werden sie künstlich gemästet, und unter dem Namen Ortolane auf die Tafeln gebracht.

Gruppe: Erdtaube. Geotrygon, *Gosse* 1850.

Vögel, in der Größe zwischen Turtel- und Haustaube stehend, mit mäßig langem Schwanze. Die Handschwingen des bald mehr, bald weniger gerundeten Flügels zeigen die Außenfahne an der Basis breiter, an der Spitzenhälfte von etwa der Mitte an verschmälert. Die hohen Läufe sind vorn mit einer Reihe von Schildern bekleidet, sonst nackt oder genetzt. Von etwa 6 Arten hier beschrieben 1 Art.

Die Dolchstichtaube. Columba cruentata, *Tathan.*

Phlegoenas et Caloenas cruentata, *Bonaparte* 1850.

Kennzeichen. In der Mitte des Kropfes ein blutroter Längsfleck, genau wie eine blutige Stichwunde aussehend. Stirne hellgrau, Hinterkopf, Nacken und Oberkörper violett und grün glänzend, auf dem Unterrücken matt bräunlich; große Flügeldecken dunkel rotbraun mit grauen Spitzen. Kehle, Vorderhals und Unterkörper weiß, inmitten des Kropfes ein blutroter Längsfleck, der täuschend einer blutenden Wunde gleicht; Weichen und Steiß rostgelblich; mittelste Schwanzfedern graubraun, äußere grau mit schwarzer Binde vor der Spitze. Etwas größer als die Lachtaube. Heimat: die Philippinen-Inselgruppe in Hinterindien. Fütterung wie bei den Lachtauben angegeben.

Gruppe: Krontaube. Megapelia, *Kaup* 1851.

Diese Gruppe enthält die größten aller Tauben, bis zu Fasanengröße. Die Läufe sind nicht geschuppt, sondern gekörnt. Der etwas gerundete lange Schwanz ist etwas kürzer als der stumpfe Flügel; im Flügel die 3. und 4. Schwinge die

längsten. Auf dem Kopf steht ein Federbusch wie eine Krone aus aufrecht stehenden zerschlissenen Federn. Von 5 Arten hier beschrieben 2 Arten.

Die Krontaube. Columba coronata, *Linné* 1766.

Goura coronata, *Flemming* 1822; Megapelia coronata, et Lophyrus coronatus, *Kaup* 1851.

Die größte aller Tauben, so groß wie ein Fasan. Sie ist blaugrau; eine Platte zwischen den Schultern und die Flügel rotbraun; die größten Flügeldeckfedern zeigen in der Mitte ein weißes Band; ein Strich durchs Auge schwarz; die Schwanzfedern mit einer hellgrauen Spitze. Das Auge ist rot, der Schnabel schwärzlich, die Füße rot, weiß gepudert.

Die Heimat dieser großen und schönen Taube ist auf Neu-Guinea nebst den nahegelegenen größern Inseln Maigiu, Salavati und Misul. In der Lebensweise ähnelt sie den Fasanen, lebt aber weniger versteckt; der Forscher Wallace hat sie oft auf den Waldpfaden umherlaufen sehen, wo sie unter den Bäumen die herabgefallenen Früchte auflicst. Das Reisigncst setzen diese Tauben auf starke Aeste in der Höhe von 2 Metern; dasselbe enthält 2 Eier. Im Londoner Tiergarten werden stets Krontaubenpaare unterhalten, dieselben kamen auch zu regelrechtem Brüten, und brachten nach 28 Tagen ein Junges heraus, das aber am 17. Tage tot im Neste lag. Die Zahl der gelegten Eier in Gefangenschaft beträgt eines bis zwei. Bis jetzt war der Erfolg in allen Tiergärten der gleiche: sie legten Eier, brachten aber kein Junges auf. Vielleicht wäre Weichfütterung während der Brutzeit zweckdienlicher (wie bei unsern Wildtauben), als reine Körnerfütterung. Das Gewicht dieser Tauben beträgt 6—8 Pfund. Das Fleisch ist weiß und fein. Diese Tauben sind aber viel zu kostspielig, um sie als Schlachttiere zu benützen. Man füttert sie mit Wicken, Welschkorn, Gerste, wie unsre Waldtauben.

Die Fächertaube. Columba Victoriae.

Goura Victoriae, *Traser* 1845; Megapelia Victoriae, *Bp.* 1851; Lophyrus Victoriae, *Kaup* 1851.

Die prächtige Taube hat Aehnlichkeit mit der vorbeschriebenen, ist aber etwas kleiner, dunkler schieferblau; über dem Flügel eine breite, hellgraue und darunter eine schmälere rotbraune Binde; der Schwanz mit weißgrauer Spitze. Die Federn der Kopfkrone sind nicht zerschlissen, sondern enden mit kleinen Federchen, und erinnern so an die Pfaukrone. Seltener als die vorige, und bis jetzt nur auf einigen Inseln bei Neu-Guinea, so namentlich auf der Insel Obi an der Pittsstraße getroffen.

* * *

Pflege und Zucht der Haustauben.

Man hält die Tauben gewöhnlich in eigenen Verschlägen auf dem Giebelboden, oder auch wohl in freistehenden Gebäuden in den sogenannten

T a u b e n s c h l ä g e n,

welche so allgemein bekannt sind, daß sie jeder Zimmermann oder Schreiner mit Hilfe sachverständiger Anleitung herstellen kann. Unbedingt ist es aber zweckmäßiger, den Taubenschlag nicht in ein Wohnhaus, sondern womöglich frei, etwa auf eine Waschküche oder in ein besonderes Geflügelhaus zu verlegen, und zwar d e s U n g e z i e f e r s h a l b e r, das sich im Laufe der Zeiten im Gefolge der Tauben ein-

nistet und sich dann leicht den angrenzenden Wohnräumen mitteilt. — Die Haupterfordernisse, welche einem Taubenschlage nicht fehlen sollen, sind folgende: Man richte ihn womöglich nach Südost; besonders erquicklich für die Tauben ist die Morgensonne. Der Platz muß sicher, d. h. den Besuchen der Katzen, Marder, Wiesel u. dgl. unzugänglich sein; das Innere des Taubenschlags muß gut verschalt werden, damit weder Wind noch Regen eindringen können; die Thür in den Schlag muß genau schließen, um Ratten und Mäusen den Zulauf zu verwehren; das Durchnagen derselben wird dadurch verhindert, daß man die Thür unten mit Blech beschlägt. Um die Tauben ohne Störung beobachten zu können, vergesse man nicht, eine vergitterte oder verglaste Oeffnung mit einem Schieber in der Thüre anzubringen. Das Flugloch sei 60 cm hoch und 60 cm breit; erlaubt es der Raum, deren zwei anzubringen, so ist das insofern gut, als oft mancher streitlustiger Tauber einen Ausflug für sich in Anspruch nimmt, und die andern Tauben stört und verjagt. Das Flugloch wird mit einem Fäller (Fallfenster) geschlossen, und ist eine Arbeit des Glasers. Wenn nun das Fallfenster 60 cm Höhe hat, so kann die Hälfte mit 30 cm Höhe aufgezogen werden, was einen bequemen Aus- und Eingang für die Tauben bildet. Der Fäller wird durch eine Schnur aufgezogen und niedergelassen, welche man durch Ringe oder Rollen vor die Thüre des Taubenschlags oder an einen beliebigen Platz hinleitet. Um Fremden das willkürliche Ziehen an der Schnur zu wehren, kann man da, wo sie gehandhabt wird, ein schließbares Kästchen darüber anbringen lassen. Ein Flugbrett wird unter dem Fäller nach außen und innen angebracht, damit sich die Tauben auf demselben aufhalten können, was sie gern thun. Auch wird dieses Flugbrett mit Leisten eingefaßt, damit die Wicken nicht wegrollen, wenn man Futter darauf wirft, um scheue Tauben anzulocken. Sehr gut ist es, wenn dieses Brett durch einen Vorsprung von oben gegen Regen geschützt werden kann. Um den Taubenschlag hell zu machen, müssen einige vergitterte Fensterchen angebracht werden. Ein Haupterfordernis ist eine solche Größe, daß man bequem darin stehen, nach den Nestern schauen und sie reinigen kann. Kleine, enge Schläge, in die man beinahe kriechen muß, die also nicht gründlich gereinigt werden können, werden zuletzt Kolonien für Ungeziefer aller Art, als: Milben, Flöhe, Wanzen, und zwar in einer Menge, daß sie nicht nur die Bruten zerstören, sondern auch die Alten bis aufs Blut schinden, zuletzt sich selbst im ganzen Hause verbreiten, und beinahe nicht mehr auszurotten sind. Mehlkäfer und Mehlwürmer finden sich ebenfalls in den Mistkrusten der Taubenschläge, schaden jedoch, solange sie auf dem Boden hausen, den Tauben nicht, fressen sich aber in die Holzböden ein und zernagen diese. Auch kommen diese Würmer zuweilen in die Mistkrusten der Nester unter die Lagerstätte der Jungen, welchen sie die weichen Beinchen zerfressen; dann ist es aber höchste Zeit, dergleichen Ungeziefer zu vertilgen. Die Mehlwürmer und Käfer sind leicht zu sammeln, wenn man feuchte Wolllumpen auf dem Boden ausbreitet, worunter Käfer und Würmer kriechen, täglich gesammelt und gelegentlich verwertet werden können. Ungeziefer nistet sich übrigens auch in geräumigen Taubenschlägen ein, wenn deren Reinigung nachlässig gehandhabt wird.

Die Hausgiebel kann man in einfacher und doch zweckmäßiger Weise für Taubenschläge einrichten. An die Dachsparren nagelt man rechts und links in gleicher Höhe kleine Lattenstückchen, legt auf dieselben ein abgepaßtes Brett, vor das Brett wieder eine kleine Latte, welche vorn abschließt, und zwar in einer Weise, daß man noch das Brett unter der vorgenagelten Latte hervorziehen und reinigen kann. Auf dem Brett legen die Tauben sehr gern das Nest an. So können die Dachsparren aufs Zweckmäßigste als Nestfächer benutzt werden. An geraden Wänden macht man Fächer von Latten, zwischen denen in der nötigen Entfernung Brettstücke

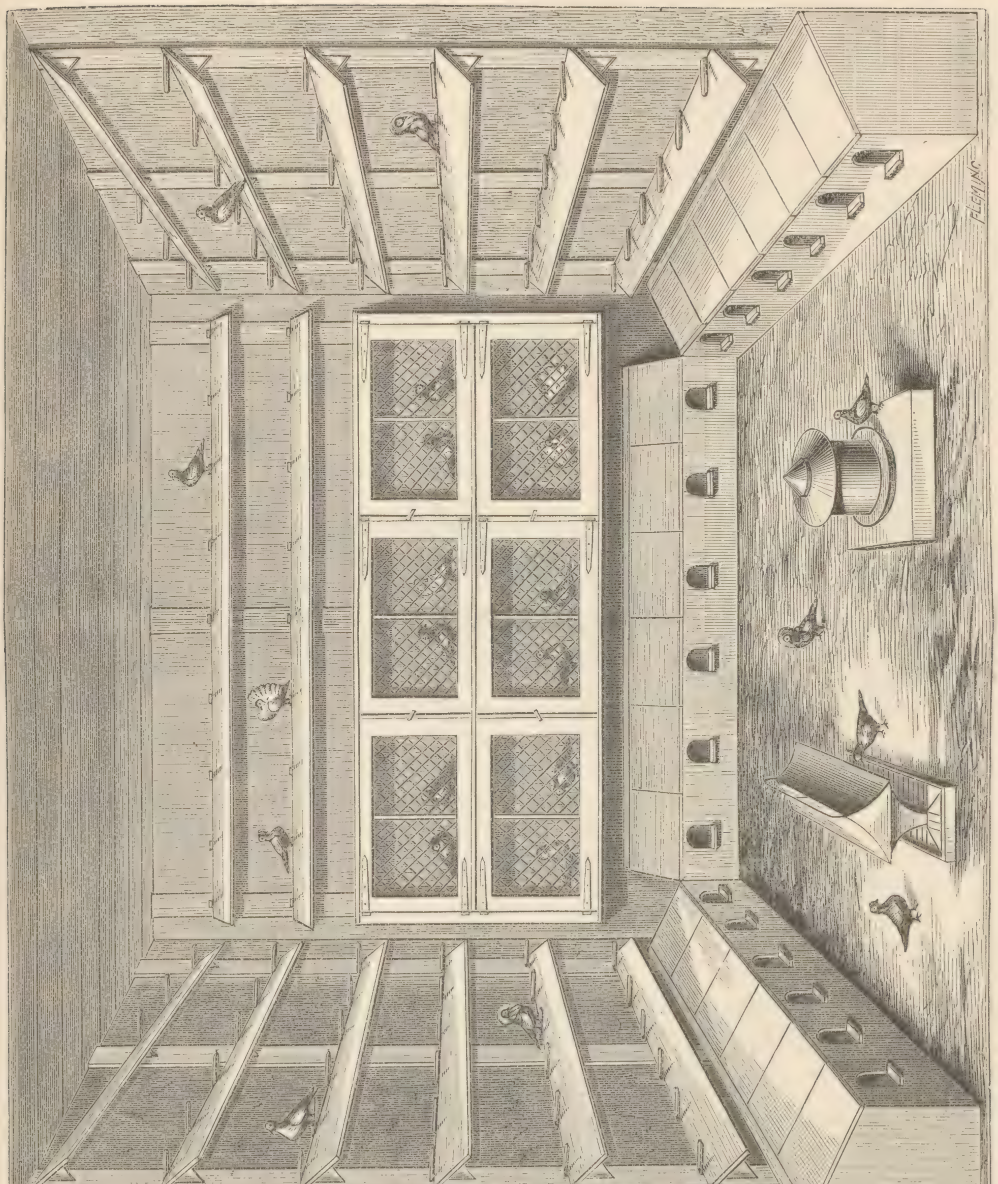


Fig. 79. Innere Ansicht eines fein eingerichteten Taubenschlags.

eingelegt, und vorn ebenfalls wieder Latten vorgenagelt werden, damit Eier und Junge nicht herabfallen können. Auch hier muß die vorgenagelte Latte etwas höher stehen, damit man noch das Brett, worauf das Nest zu liegen kommt, hervorziehen und reinigen könne. Die Fächer erhalten die richtige Größe mit 50 cm Länge, 40 cm Höhe; die Tiefe richtet sich nach der Bretterbreite, die man als Einlagen verwendet, also 25—30 cm.

Ein Taubenschlag, auf diese Weise eingerichtet, erfordert keine besondern Nester; man legt in die Fächer kurzes Stroh und Reisig, auch in die Ecken des Schlags,

damit die Tauben selbst bauen können, oder man legt Stroh ein und bereitet selbst die kunstlosen Nester; dies genügt. Auf jedes Paar Tauben rechnet man zwei Nester; auch die Jungen, welche nachkommen, müssen in Betracht gezogen werden, so daß man für Alte samt Jungen den Raum von 4 Nestfächern rechnen darf, um Uebervölkerung zu vermeiden.

Will man eine feinere Einrichtung (was nur zu loben ist), mit Anwendung von künstlichen Nestern, so müssen diese abgenommen werden können, um sie durch Eintauchen in siedendes Wasser vom Ungeziefer zu befreien. Sie sind häufig von Weiden, Bast und Stroh verfertigt, welche samt und sonders zu verwerfen, denn sie geben nur Brutstätten von zahllosem Ungeziefer, welche die Nestjungen zu Tote quälen. Dagegen sind Gipsnester zu empfehlen, welche in der nebenstehenden Form von F. W. Bertrams in Dortmund eingeführt wurden. Diese Form ist durch seine Schwere und den breiten Boden absolut vor dem Umschlagen gesichert, die Eier liegen sicher und das Nest kann von der Taube ohne jede Anstrengung leicht bestiegen werden. Gleichgeformte Nester können auch aus gebranntem Thon gefertigt werden.

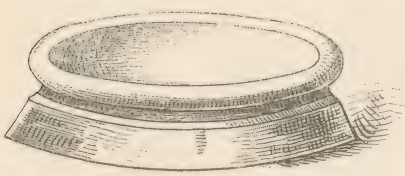


Fig. 80. Taubennest.

Das Taubenrad ist ein rundes oder vieleckiges Häuschen auf einer Säule, mit vielen Oeffnungen zum Aus- und Einfliegen der Tauben. Man sieht sie in Höfen und Gärten, meistens unbevölkert, weil es sehr schwer hält, Tauben hier einzugewöhnen: es ist mehr als eine Spielerei zu betrachten. — Besser ist ein solches, welches auf 4 Säulen steht, ohne Abteilungen, innen ein Zimmer, mit Nestern an den Wänden, einem Flugloch, Fenster und einer Thüre versehen, sodaß man mit Hilfe einer Freitreppe oder Leiter ins Innere gelangen kann. Diese muß stark gemacht sein, damit beim Besteigen keine Gefahr ist. Hier werden die Tauben eingewöhnt, dann läßt man sie fliegen. Diese Wohnungen müssen so weit von Gebäuden oder Bäumen abstehen, daß ein Raubtier keinen Sprung nach denselben ausführen kann.

Für die Patienten und diejenigen Tauben, welche man absperren, oder miteinander zusammenpaaren will, hält man im Schlag noch einige mit Holzstäben

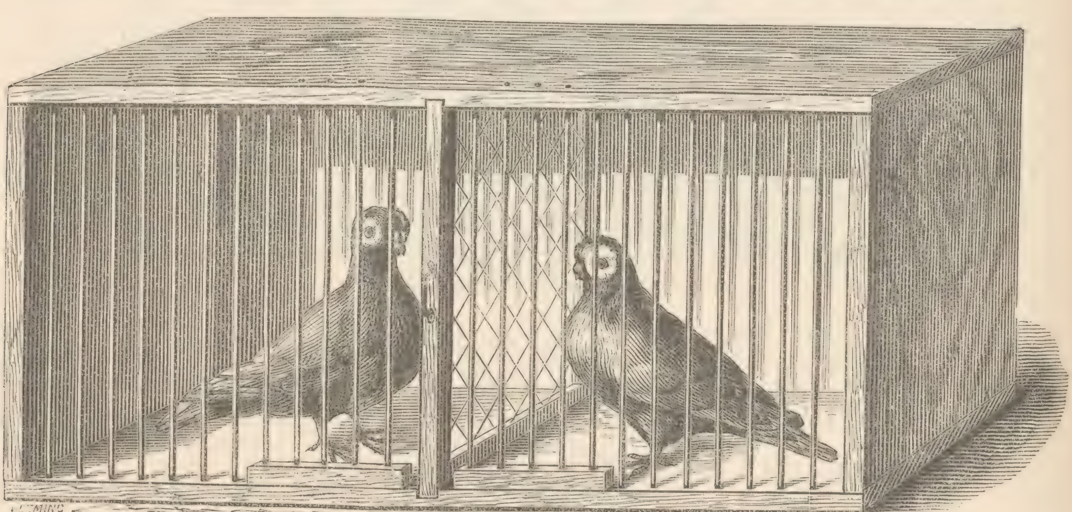


Fig. 81. Paarungskäfig für Tauben.

vergitterte Käfige, etwa von $1^1/_4$ m Länge, 70 cm Tiefe, 57 cm Höhe. In die Quere befestigt man eine Sitzstange, auf welcher die Tauben bei Nacht schlafen. Je besser und praktischer eine solche Taubenwohnung hergerichtet wird, desto wohler fühlen sich die Bewohner, desto mehr Genuß hat der Besitzer.

Einkauf.

Man halte sich an sachverständige Bekannte und reelle Taubenverkäufer, damit das Lehrgeld, welches man anfänglich zahlen muß, bis die eigenen Kenntnisse ausreichen, nicht gar zu hoch ausfalle. Die gewöhnlichen Betrügereien raffinierter Händler sind das Ausreißen unrichtig gefärbter Federn, oder das Färben derselben, Verkauf von Paaren einerlei Geschlechts, und was noch das wenigst schlimme, Abgabe von nicht zusammengewöhnten Paaren. Das Halten der Tauben mit der rechten oder linken Hand sieht der Leser genau durch die Abbildung. Die Brust der Taube wird in die flache Hand gelegt, den Kopf nach dem kleinen Finger gerichtet, die Beine gehen zwischen dem ersten und zweiten Finger durch; der Daumen wird über Rücken und Flügel gelegt. Die Taube wird fest gehalten, aber nicht gedrückt. Man sehe auf gesunde, gut befiederte Tauben, deren Alter sich nicht über drei Jahre erstreckt, und besorge den Ankauf am liebsten im Frühjahr, weil da die Brutgeschäfte beginnen und es bei Werttauben sicherer ist, sie erst fliegen zu lassen, wenn sie Junge haben; man braucht also damit nicht allzu lange zu warten. Uebrigens geht die Eingewöhnung bei nötiger Vorsicht auch zu andern Zeiten wohl von statten. — Alte Tauben, welche aus der Nachbarschaft sind (worunter man wohl bis eine Stunde Entfernung verstehen darf), muß man mindestens 6 Wochen eingesperrt lassen, ehe man sie ausfliegen läßt, weil sie gewöhnlich wieder ihrem alten Schlage zufliegen, und man sich daher nur Sorge und Mühe macht, wenn man sie früher ausläßt.

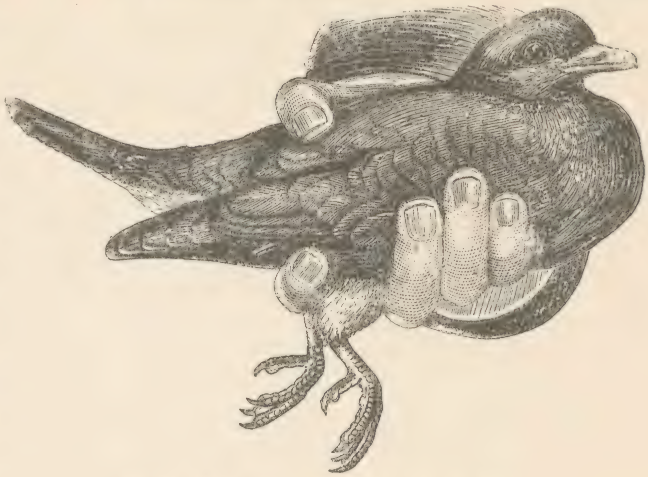


Fig. 82. Das Halten der Tauben mit der Hand. (Nach Trefz, Praktischer Taubenzüchter).

Die Eingewöhnung

der jungen Tauben geht dagegen weit leichter von statten; daher ist es in mancherlei Beziehungen besser, die Anlage eines Schlages mit Jungen zu machen, die aber natürlich schon dem paarungsfähigen Alter nahe sind. Früher, als nach 14 Tagen, muß man jedoch niemals frisch gekaufte Tauben fliegen lassen, sonst ist große Gefahr, daß sie zwar ausfliegen, aber den Einflug in das fremde Lokal scheuen, planlos herumirren, schließlich aufgefangen werden und dem rechtmäßigen Eigentümer verloren gehen. Für die ungeduldigen Taubenliebhaber, die da glauben, ihre Neulinge schon den andern Tag fliegen sehen zu müssen, giebt es ein altes, aber wahres Sprichwort: „Wer kann sein Geld nicht lassen liegen, der kauf sich Tauben, dann sieht er's fliegen.“ — Also nicht hitzig sein mit dem Fliegenlassen, und lieber die Tauben

eine Woche länger einsperren, als sie verlieren oder in andern Schlägen gegen Fanggeld wieder zusammenholen müssen!!

Schwer fliegende Hoftauben sind leichter einzugewöhnen, als die guten Flieger. Läßt man sie erstmals fliegen, dann geschieht es am besten gegen Abend, oder an einem trüben oder Regentage. Bei Nebel sie fliegen zu lassen, ist nicht rätlich, weil sie sich verirren könnten. Am ersten Ausflugtage läßt man sie hungrig werden, streut dann viel Futter auf das Flugbrett, zieht langsam den Fäller in die Höhe und hütet sich, ein erschreckendes Geräusch zu machen. Nur den Futterpfiff lasse man hören. Auch treibe man sie nicht mit Gewalt hinaus, weil ihnen das Scheu vor dem Schlag einflößen würde. Es ist deshalb gut, wenn man einige Wochen vor dem Fliegenlassen Futter auf das Flugbrett streut, damit sie sich an dasselbe gewöhnen und auch durch das noch nicht geöffnete Fallfenster die Umgebung betrachten können. Schüchterne Tauben wagen es oft wochenlang nicht, vor das Fallfenster zu treten oder ins Freie zu gehen; aber man hüte sich sehr, diese auszutreiben, weil dies den sehr mißlichen Nachteil haben könnte, daß sie nicht mehr in den ungastlichen Schlag zurückkehren wollen. Ist es Frühjahr, so warte man ab, bis sie Junge haben, welche sie nicht leicht verlassen. — Hat man schon eingewöhnte Tauben, so müssen die neuen Tauben in besonderen Verschlägen, deren es in jedem soliden Schlage mehrere giebt, die nötige Zeit abgesperrt bleiben, ehe man sie hinausläßt. Ueberhaupt ist die Eingewöhnung viel leichter da, wo schon fliegende Tauben sind; das macht vornehmlich ihr starker Hang zur Geselligkeit, daher das Sprichwort: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.“

Ich will hier aber nicht unerwähnt lassen, daß ich vor vielen Jahren (1854) von einem kaum 1000 Schritte von mir entfernt wohnenden Taubenfreund 6 Stück Purzeltauben kaufte, von denen mir nach 12tägigem Eingesperrtsein nur eine durchging; die andern blieben trotz der Nähe ihres früheren Schlages. — Andererseits trifft man wieder bei einzelnen Tauben eine große Anhänglichkeit an ihren früheren Aufenthalt. Ich gab nach dem benachbarten Badeort Berg, eine schwache Stunde von meiner Wohnung in Stuttgart entfernt, einen Flug Kreuztauben, von denen sich ein blaues Paar nach dem Auslassen wieder einstellte; da sie bei mir keinen Einlaß fanden, weil der Fäller geschlossen war, flogen sie wieder heim, besuchten mich aber von da an in den Vormittagsstunden beinahe einen Monat regelmäßig. Brutgeschäfte machten diesen Ausflügen ein Ende. — Ein Paar weiße Trommeltauben, von mir auf hiesigem Platze abgegeben, stellte sich nach etwa sechsmonatlicher Abwesenheit wieder ein; ebenso einige Holländerkröpfer, die ich sehr oft dem neuen Besitzer zusenden mußte, und die sich sogar im darauffolgenden Jahr, nachdem sie den Winter mit ihren Besuchen ausgesetzt, wieder einfanden, ohne jedoch mehr in den Schlag zu gehen, den sie wegen des vielen Auffangens und Fortschickens fürchten lernten. Alle diese Fälle zählen aber zu den Ausnahmen, die sich nicht oft ereignen. — Es kommt überhaupt viel darauf an, ob die einzugewöhnenden Tauben vorher viel zum Fliegen angehalten wurden und der Gegend kundig sind; oder ob es faule Dachhüter sind, welchen außer einigen Nachbardächern sonst alles fremd ist.

Ein Mittel, um Tauben, von denen man das Durchgehen befürchtet, zum Bleiben zu zwingen, ist einfach: man beschneidet die 4 vordersten Schwingen hart an ihren Deckfedern, wodurch die Flugkraft so abgeschwächt wird, daß sie zu hohen Luftflügen nicht mehr aufsteigen können, sondern nur kürzere Strecken zuwege bringen, daher notgedrungen in der Nähe ihres Schlages bleiben müssen.

Einmal angewöhnt, werden sie dem Schlag nicht mehr leicht untreu, es müßten denn Störungen durch Raubtiere vorfallen; dann gehen sie längere Zeit nicht mehr in ihre Behausung, gegen deren Sicherheit sie nun mißtrauisch geworden sind, und bleiben lieber auf den Dächern der Nachbarschaft über Nacht. Man locke

sie mit dem Futterpfiff und durch Streuen von Futter auf das Flugbrett, setze auch schleunig einige Tauben in die Verschläge, Junge, welche piepen, und Alte, welche fleißig ruchsen, denn ihre Scheu wird schneller besiegt, wenn sie Taubenstimmen im Schlage hören. Derartige schreckhafte Störungen suche man aber mit allen Mitteln zu verhüten, besonders schließe man abends durch Herablassen des Fällers den Schlag ab, damit kein Raubzeug eindringen kann.

In alten Taubenbüchern wird Anisöl empfohlen, um die Tauben sicher an den Schlag zu fesseln. Man bestreicht die Tauben mittelst eines Pinselchens mit einem Tropfen Anisöl; ebenso auch das Flugbrett. Der Geruch spielt bei Menschen und Tieren eine weit größere Rolle, als gewöhnlich angenommen wird; auch kann es jedenfalls nicht schaden, obiges wohlfeile und harmlose Mittel anzuwenden.

Die Nahrung

der Tauben ist gar sehr verschieden, und ich verweise in dieser Beziehung auf die bei der Felsentaube angegebenen Nahrungsmittel, S. 212. So nähren sich auch unsere im Haus gehaltenen Feldflüchter. Da sie aber, wenn der Boden zugefroren ist, oder Schnee liegt, auch bei anhaltendem Nebel und Regenwetter, nicht wohl auf das Feld fliegen und sich Nahrung verschaffen können, so wäre es Tierquälerei, sie in solchen Zeiten ohne Futter zu lassen. Dann füttert man gesottene Kartoffeln, die man einen halben Tag vor dem Gebrauch liegen läßt, wodurch sie den Klebstoff verlieren (welcher beim Stampfen inkommodiert), zerstampft und vermengt sie mit Kleie, giebt nebenher auch ein kleines Quantum Gerste oder Scheunengesäme; dabei befinden sich die Tauben wohl. Steht altbacknes Brot zur Verfügung, um so besser; man weicht es auf und mengt es mit etwas guter Kleie; so giebt das ein gutes Futter. Noch besser aber findet es Verfasser, wenn man das Brot gut dörrt, und dann zu Gries stößt. Auch dieses ist ein nahrhaftes Futter. Scheut man die Kosten nicht, so füttert man sie wie die Hoftauben. In Städten, wo die Tauben nicht leicht aufs Feld fliegen, sondern ihr Futter auf den Straßen zusammensuchen, muß bei widrigem Wetter die gleiche Futterunterstützung stattfinden. Während der Brütezeit ist es ebenfalls geraten, vor Abend einigen Zusatz zu geben; dies kommt den Alten zu gut, welche kräftiger bleiben, um so fleißiger brüten und ihre Jungen leichter erziehen.

In England füttert man Bohnen, Wicken, graue Erbsen, kleinen Mais, für große Tauben auch große Maiskörner und Weizen (bei uns Dinkel benannt), und als Reizmittel etwas Hanfkörner, 2 — 3 Gramm pro Kopf und Tag.

In Frankreich füttert man — außer oben genanntem — Buchweizen, Linsen, weiße Bohnen, Weinbeerkerne. Das weiche Futter besteht aus Kartoffeln, Kleie, vermischt mit Salat, Nesseln, Gras, sowie mit etwas Salz. Dieses Weichfutter sollen die Tauben besonders während der Brutzeit außerordentlich gern fressen und ihre Jungen sollen dabei vorzüglich gedeihen. Bekanntlich füttert man bei uns nichts Grünes, es dürften aber Versuche damit gemacht und die Resultate in Fachblättern veröffentlicht werden. Bei jungen Wildtauben ist Weichfutter mit Grünem sogar nötig.

Wenn ein Städter Feldtauben anschafft, mit der Absicht, sie auf der Straße ihr Futter suchen zu lassen, so müssen sie zuerst regelmäßig eingewöhnt und gefüttert werden. Das Futter wird mit einem gewissen Pfiff vorgestreut. Nach dem Ausflug bekommen sie nur noch halbe Portionen, damit sie hungrig werden; durch den Futterpfiff lockt man sie aber auf die Straße oder in den Hof, wo Futter hingeworfen wird, und so lernen sie allmählich auf der Straße suchen, bis sie sich endlich ganz daran gewöhnen.

Um Tauben ans Feldern zu gewöhnen, läßt man sie recht hungrig werden, steckt sie in einen geräumigen Käfig mit großem Thürchen (oder in eine Kiste, welche

man mit aufgenagelten Stäben und einer Thüre in einen Käfig verwandelt), trägt sie aufs Feld und wirft etwas Futter in den Käfig, mehr noch vor denselben. Man zieht nun, damit sie nicht schüchtern werden, in einiger Entfernung mit der Schnur das nur angelegte Thürchen langsam auf, wornach sie herauskommen und das außen liegende Futter fressen werden. Dann kehren sie nach ihrer Heimat zurück, aber es dauert öfters keine Stunde, so fliegen sie freiwillig wieder nach dem Platz, wo sie gefüttert wurden. Hilft es das erstemal nicht, so müssen Wiederholungen gemacht werden, bis sie sich endlich bequemen, auf die Felder zu fliegen und dort ihrer Nahrung nachzugehen.

Das Futter für die Hoftauben in Deutschland, und zwar das nahrhafteste, sind Wicken, bei uns Futterwicken genannt, Vicia sativa, mit $^1/_3$ Gerste vermengt; alles Andere muß diesem nachstehen. Die Tauben ziehen überhaupt die Vicien, zu denen auch die verschiedenen Erbsenarten und Linsen gehören, jedem andern Körnerfutter vor. — Gesäme, das viele kleine Wickenarten, bei uns Vogelwicken benannt, enthält und mit großen Wicken und Gerste gemischt wird, kann ebenfalls als sehr gutes Futter empfohlen werden. Reines, aus Vogelwicken bestehendes Gesäme ist auch zu empfehlen, es muß aber sehr reichlich gefüttert werden, da es weniger nährt, als die große Futterwicke. — Ferner verzehren sie Hanfsamen, Weizen, Welschkorn, kleine Brotkrumen, weniger gern Hafer und Roggen; letzterer soll, in Menge genossen, sogar schädlich sein, besonders den Jungen.

Die Fütterung findet am besten täglich zweimal statt: in der Frühe, etwa 8 Uhr, und nachmittags gegen 3 Uhr. Der geeignetste Ort zum Füttern ist im Taubenschlag selbst. Das untenstehende Textbild zeigt dem Leser in Fig. 83 ein feineres Futtergeschirr „nach dem System des Mühlenrumpfes“ eingerichtet, in welchem so lange das Futter nachrollt, als die Kapsel damit gefüllt ist. Die Drähte dienen dazu, daß die Tauben das Futter nicht verschleudern können, was sie bei offenen Geschirren immer thun. Man kann zwar auch auf einem Futterbrett vor dem Fenster füttern, dann muß es aber reichlich geschehen, und das Futterbrett mit einem Wetterdach versehen werden, damit es Schutz gegen Regen und Schnee biete. Wenn die Tauben vor das Fenster gewöhnt und nachlässig gefüttert werden, so treibt sie der Hunger, vor fremde Fenster zu fliegen, und sie können somit leicht in Gefangenschaft geraten. Diesen Nachteil kann das Futtern auf dem Futterbrett leicht zur Folge haben. Auf dem Hof werden die Tauben von manchen Liebhabern ebenfalls gefüttert; dies kann aber nur dann gutgeheißen werden, wenn kein anderes Geflügel dabei gehalten wird, welches die Tauben verdrängt und verkürzt, und wenn zur Zeit, wo ziemlich erwachsene Junge im Schlage herumlaufen, noch nebenbei im Schlage gefüttert wird. Diese Zeit ist überhaupt für solche Junge die kläglichste; von den Eltern werden sie nur noch sparsam gefüttert und zum Alleinfressen sind sie noch zu ungeschickt; deshalb kommen diese Armen beim Füttern oft zu kurz, und rennen nun mit bittend erhobenen Flügeln und kläglichem Piepen nicht nur den Eltern, sondern auch andern Tauben nach, um sie zu bewegen, ihren

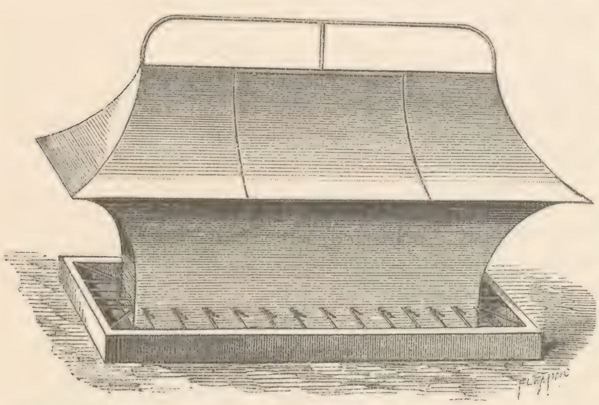


Fig. 83. Feines Futtergeschirr. (Nach Fulton, Book of Pigeons).

Hunger zu stillen, welchem Verlangen indes die meisten Tauben entfliehen, oder die Bittenden gar mit Schnabelhieben abweisen. Einem solchen Mißstande kann nur durch reichliche Fütterung im Schlage abgeholfen werden. Unter reichlicher Fütterung verstehe ich so viel Futter, daß nicht alles bei der Futtergabe aufgezehrt werden kann, sondern eine hinreichende Portion für die langsamer fressenden jungen Tauben liegen bleibt. Dem erfahrenen Taubenhalter ist dies wohl bekannt, der Anfänger muß jedoch darauf aufmerksam gemacht werden.

Zum Wassergeschirr nimmt man ein blechernes Gefäß mit zwei Nasen an der Seite, in welche das Wasser durch kleine, unten angebrachte Löcher dringen kann; das Geschirr wird mit einem Deckel verschlossen, damit die Tauben sich nicht darin baden können. Am zweckmäßigsten sind die pneumatischen Trinkgeschirre von Zink, und übertreffen weitaus alle andern, weil darin das Wasser immer frisch bleibt. Fig. 84a zeigt uns ein sehr gutes pneumatisches Wassergefäß mit einem Hut, das sich leicht reinigen läßt, und von den Tauben rundum benützt werden

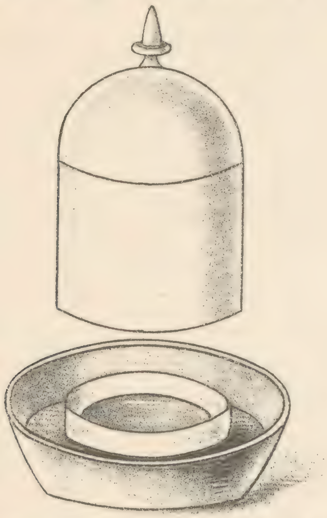


Fig. 84a. Pneumatisches Wassergefäß.

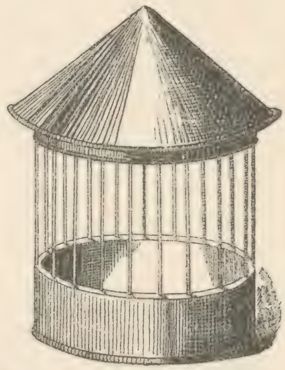


Fig. 84b. Einfaches Trinkgeschirr. (Nach Bungartz, Brieftauben.)

kann. Fig. 84b ist ein einfaches Trinkgeschirr, dessen Dach sich beim Reinigen abnehmen läßt. Das gleiche Geschirr ist aber auch gut als Futtergeschirr zu verwenden. Uebrigens ist auch eine einfache kleine Wanne, mit einem Brettstückchen halb bedeckt, hiezu tauglich. Die Höhe darf 15 cm, der Durchmesser 30 cm betragen, was für 12 Paar Tauben hinreicht. Das Wasser muß täglich frisch gegeben werden. Im Winter erhalten die Tauben morgens erwärmtes Wasser; dieses nimmt man weg, ehe es einfriert, und setzt nachmittags in einem andern erwärmten Geschirr wieder aufs neue temperiertes Wasser vor. Abends wird das Geschirr weggenommen und an frostfreiem Platze aufbewahrt. Schnee und klein zerstampftes Eis, welches die Tauben fressen, ersetzt Wasser und kann von dem angewendet werden, dem das Hin- und Hertragen erwärmten Wassers zu lästig ist. Wasser zu geben, ist übrigens sicherlich den Tauben zuträglicher, als Schnee. Wenn die Tauben trinken, so strecken sie den Schnabel bis über die Naslöcher ins Wasser und ziehen oder pumpen nun dasselbe in kurzen Zügen ein. — Im Sommer stellt man täglich eine höhere Wanne mit etwa 40 cm Durchmesser und 6 cm hoch mit Wasser gefüllt, zum Boden hin, was als ein Bedürfnis nicht übersehen werden darf. Bei Regenwetter lüften die Tauben die Flügel, lassen sich darunter regnen und verschaffen sich auf diese Weise ein Bad.

Ein halbes Kilo Wicken und Gerste reicht für 8 Paare aus, oder man nimmt für eine Taube als Maß 2 Eßlöffel voll Futter. Für große Tauben ist auch dieses Maß verhältnismäßig zu vergrößern. Während der Brutzeit darf ja nicht gekargt werden, die Tauben sollen überhaupt nie in eigentlichen Hunger geraten, sodaß sie mit erhobenen Flügeln um Futter betteln.

Die Tauben fressen sehr gern Salz und Salpeter, und suchen diese Stoffe auf salzhaltigen Böden, namentlich an Salzlecken, welche für das Vieh angelegt sind, an Plätzen, wo Urinablauf ist, oder an salpeterhaltigen Lehm- und Mörtelwänden zu bekommen. Salz dient zu ihrer Gesundheit, deshalb ist es zweckmäßig, ihnen solches in beliebigem feststehendem Geschirre zu geben. Man nimmt gewöhnliche reine trockene Erde, zerbröckelt sie und mengt ungefähr den vierten Teil Salz darunter, mischt es wohl durcheinander, und erst dann wird die Mischung mit einigen Löffeln voll Wasser angefeuchtet und noch einmal durcheinander gemengt. Es darf jedoch durchaus keine Schmiere daraus gemacht, sondern nur angefeuchtet werden. Die Tauben werden sogleich davon naschen, und wenn nach einiger Zeit die Mischung trocken ist, wird sie vom Koth gereinigt, frisch zerbröckelt und aufs Neue angefeuchtet. Die Zuthaten von Anis, Fenchel, Eberwurz, Honig, sogar Wein, sind durchaus nutzlos, und es ist Zeit, die Vorschriften zu Taubenbeizen, aus ältern Büchern abstammend, in die Rumpelkammer zu verweisen. Hauptsache bleibt Salz und Salpeter, und damit diese nicht im Uebermaß genossen und den Tauben schädlich werden, eine Zuthat von Erde, sei es nun Lehm-, oder gewöhnliche Rasen- oder Gartenerde; Lehm ist aber vorzuziehen. Anis, den sie des Wohlgeruches wegen lieben sollen, sah ich sie nie fressen. Man halte nur den Schlag rein und säubere ihn öfters, denn reine Luft ist nach meiner Ansicht der beste Wohlgeruch für die Tauben. Zerstoßener Mörtel (Lehm, Sand und abgelöschter Kalk) in Geschirren aufgestellt, wird von den Tauben ebenfalls genascht, und dient vorzüglich den Täubinnen zur Bildung der Eierschalen. Grober Wassersand hilft zur Verdauung und soll nicht fehlen; mengt man etwas Salz darunter und feuchtet die Mischung an, so bildet diese eine wahre Delikatesse für die Tauben.

Beim Einkauf der Wicken sehe man auf frische Ware, die Körner müssen voll und mattglänzend sein. Alte, eingeschrumpfte, oder nach Schimmel und Moder riechende Wicken taugen nichts.

Die Kennzeichen des Geschlechts

bei der Haustaube (vorausgesetzt bei einer und derselben Rasse) sind folgende:

Um die männliche Taube, Tauber, Käuter oder Käutel genannt, von der Täubin zu unterscheiden, werden folgende Kennzeichen angenommen: Der Tauber hat einen dickern Kopf, stärkern keilartigen Schnabel mit mehr aufgetriebener Nasenhaut, weshalb er kürzer erscheint, als der Schnabel der Täubin, welcher dünner, unter der Nasenhaut etwas eingedrückt ist; die Beine sind höher und stärker, die Haltung aufrecht, der Gang stolz, der Blick feurig. Er ist beweglicher, als die Täubin und läßt seine Stimme gerne hören. Die Knochen am Bauch, die Schamknochen genannt, sind beim Tauber enger, als bei der Täubin; zieht man dem Tauber, während er in der einen Hand gehalten wird, den Schnabel vorwärts, so zieht er den Kopf wieder an sich, während es die Täubin gutwillig leidet. Nimmt man ihn in beide Hände und wiegt ihn auf und ab, so widersetzt er sich heftig und brummt. Die Stimme des Taubers, das Ruchsen, Girren oder Gurren ist viel anhaltender und gröber. Wenn auch einzelne Täubinnen sich wenig in der Stimme von dem Tauber unterscheiden, zuweilen sogar selbst den Begattungsakt mit

andern vollziehen, so ist dem Tauber doch nur allein das sogenannte Treiben der Täubin eigen, d. h. der Tauber läuft der Taube nach, er umtanzt sie mit verliebtem Girren oder sucht sie nach einem bestimmten Nestplatz zu treiben, was sich auch die Täubin in der Regel gefallen läßt und durch ein deutliches Kopfnicken ihre Geneigtheit zu erkennen giebt. — Vieljähriger Umgang mit den Tauben bildet so zu sagen eine Art von Instinkt für die Bestimmung der Geschlechter aus, ohne daß man die Gründe dafür deutlicher angeben könnte, als es hier geschieht.

Die Täubin ist in allen Teilen schwächer und zarter, auch leichter an Gewicht; ihr Kopf ist dünn und länglich, die Kehle geschmeidiger, der Hals dünner; sie geht und steht niedriger; ihr Benehmen ist schüchterner, ausgenommen wenn sie Junge hat. Sie zittert öfter mit den Flügeln, ihr Blick ist sanfter. Setzt man mehrere Tauber und Täubinnen in einem engen Behälter zusammen, so stehen die Tauber aufrecht und rucksen und streiten miteinander, während sich die Täubinnen gewöhnlich still niederducken, und wenn sie einmal hacken, geschieht es meistens ohne Rucksen oder nur mit einem ganz kurzen. Die Scham- oder Legebeinknochen stehen weiter, oft daumenbreit auseinander. Wenn junge Täubinnen anfangen, paarungslustig zu werden, dann treiben sie zuweilen andere ihres Geschlechts mit allen Gebärden eines Täubers. Die Scene ändert sich aber sofort, wenn sie selbst von einem wirklichen Tauber getrieben werden. In diesem Falle brüsten sie sich, laufen stolz und langsam voraus, hüpfen bald vor, bald gegen den Tauber, nicken mit dem Kopfe, breiten den Schwanz aus, lüften die Flügel, lassen sie auseinanderfallen oder hängen. Ein von einem andern getriebener Tauber dagegen weicht diesem in der Regel unwillig aus und läuft davon, oder wird erzürnt und macht sich kampfbereit.

Die jüngern Tauben erkennt man an dem zarten Schnabel mit weichhäutigem Höcker, den spitzigen feinen Krallen, an den hellroten Füßen, die bei den Alten mehr blutrot und starkschuppig sind, an den mattgefärbten Augen, dem trübern Gefieder, dem der schöne Metallschiller am Halse fehlt. — Um das Alter der Tauben sicher festzustellen, legt man denselben Fußringe an; im Geburtsjahre keinen, im ersten Jahr einen ans linke Bein, im zweiten Jahr denselben ans rechte Bein, im dritten Jahr zwei Ringe ans linke Bein, im vierten Jahr dieselben ans rechte Bein, im fünften Jahr drei Ringe ans linke Bein, im sechsten Jahr legt man einen vierten Ring ans rechte Bein, im siebenten Jahr kommt ein zweiter Ring ans rechte Bein, im achten Jahr kommen drei Ringe ans rechte Bein, so daß jeder Fuß drei Ringe trägt. Ringe aus Aluminium*) sind leicht und schmal, und werden der Taube nicht lästig.

Die Paarung

beginnt im Frühjahr und dann ist der Tauber besonders aufgeräumt, läßt oft sein ruchsendes Gurren ertönen, das etwa wie „ruku murrkruh", aber in verschiedenen Modulationen, klingt; er umtanzt seine Täubin mit aufgeblähtem Gefieder, etwas hängenden Flügeln, ausgebreitetem, auf dem Boden streifendem Schwanze, worauf die Täubin mit deutlichem Kopfnicken ihre Geneigtheit zu erkennen giebt. Wenn sie der Tauber im Neste haben will, wird sie entweder von ihm mit Ruchsen und Schnabelhieben dahin getrieben, oder er legt sich ins Nest und ruft sie mit heulendem „huu huu huu" zu sich, worauf sie dann auch gewöhnlich mit ausgebreitetem und aufstreichendem Schwanze und dem schon mehrfach erwähnten Kopfnicken auf ihn zuläuft und ihm mit ihrem Schnabel auf dem Kopf krabbelt. Vor der Paarung reibt der Tauber seinen Kopf zum öftern auf dem Rücken, und beide fangen an, sich zu

*) Aluminium liefert Karl Irion, Techniker in Rottweil a. N., Württemberg.

schnäbeln, d. i. sich wechselweise und mehrmals nacheinander aus dem Kropfe zu füttern, und nun erst folgt die Begattung; dann schreiten sie mit stolzem Anstande einher, oder fliegen spielend und mit den Flügeln klatschend eine Strecke fort. Ein einmal verbundenes Paar trennt sich im Leben nicht wieder und ist auch außer der Fortpflanzungszeit immer beisammen; Ausnahmen hievon sind selten. — Die Täubin kann auch ruchsen, aber der Ton ist leiser und kürzer. —

Bei der Paarung beachte man folgende Regeln: 1. daß die zu verpaarenden Tauben weder zu jung noch zu alt sind. — 2. daß die Tauben kein Nestpaar und überhaupt nicht allzunahe Verwandte sind, weil die Nachzucht sonst klein und schwächlich ausfällt, was insbesondere bei solchen Rassen ein Fehler ist, die sich durch kräftige Entwicklung auszeichnen sollen, und denen man — um diesen Zweck zu erreichen — gute Exemplare aus andern Familien der gleichen Rasse zuführen sollte. Das Züchten mit Nestpaaren oder ganz nahen Verwandten nennt man Inzucht; dieselbe muß trotz allem bei schwierigen Zeichnungen beibehalten werden. — 3. Die Anpaarung soll nicht vor dem ersten Federwechsel stattfinden, nicht während der Mauser, auch nicht wohl im Herbst oder Winter, sondern nach Ausgang des Winters, im Anfang des Frühjahrs, wo die Taube unmittelbar in die Hecke eintreten kann. — Bei den Hoftauben, die man in einen Schlag setzt, sehe man darauf, daß immer schöne Paare von einerlei Rasse und einerlei Zeichnung zusammenkommen. Wenn beide in ihrer Art schön sind, so wird auch die Zucht gut ausfallen. Hat man keine Gelegenheit, sie gepaart zu kaufen, so sperrt man sie vorher so lange zusammen, bis sie sich angenommen haben (was daraus ersichtlich, daß sie sich schnäbeln, und was unter günstigen Umständen schon nach wenigen Tagen stattfindet), wenn man nämlich darauf sieht, eine reine Zucht zu erhalten. — Will man gepaarte Paare trennen und mit andern paaren, so müssen die Tauben an einen Platz gebracht werden, wo sich die vorigen Gatten weder hören noch sehen können, sonst geht es sehr schwer. Ist eine sehr widerspenstig, so entfernt man sie einige Zeit und läßt sie allein, dann erst werden sie wieder zum Anpaaren zusammengesperrt.

Die Tauben beginnen ihre

Brutgeschäfte

zu Ende des Februar oder Anfangs März, weshalb man ihnen zum Bau ihres Nestes das nötige Quantum Reisig, Pflanzenstengel und Stroh in die Ecken des Schlages legen muß. Den Tauben, welche kein Geschick zum Nestbauen haben, macht man selbst ein solches zurecht. Die Täubin legt 4 bis 9 Tage nach der Begattung zwei weiße Eier, doch ist die Form und Größe bei den verschiedenen Rassen verschieden und dem Körperbau derselben entsprechend. Tauben von kurzem gedrängten Bau legen rundliche, solche von langem und gestrecktem Bau, wie Perücken, Kröpfer, legen längliche Eier. Die Größe der Eier variiert von 29 + 23 mm bei der Lachtaube, bis 50 + 32 bei der Riesentaube. Die Eier der Feldtauben messen etwa 38 + 27 mm. Das Korn der Taubeneier ist eigentümlich und muß berücksichtigt werden, um sie von andern weißen Vogeleiern: Spechten, Eulen, Papageien, mit Bestimmtheit unterscheiden zu können. Es ist glatt, glänzend und kreideweiß. Die ersten Legeproben einer Täubin fallen bisweilen recht klein aus. Ist an einem Ei die Schale etwas verletzt, so läßt sich dadurch helfen, daß man die eingedrückte Stelle vorsichtig heraussaugt und dann ein weißes Papierchen mit arabischem Gummi darauf klebt. Ein Gelege mit nur einem oder mit drei Eiern gehört zu den Ausnahmen.

Als eine Merkwürdigkeit kann man bei den zahmen und wilden Tauben die regelmäßige Zeit betrachten, in der sie ihre Eier ablegen, und die bei gesunden normalen Täubinnen nie oder nur höchst selten differiert. Das erste Ei

legt die Täubin stets abends zwischen $4\frac{1}{2}$ und 7 Uhr, den andern Tag wird ausgesetzt, am darauf folgenden Tag, zwischen 1 und 2 Uhr, also etwa 43 Stunden später, wird das zweite Ei gelegt. Das erste Ei wird nicht fest besessen, nur behütet; erst nach dem Legen des zweiten Eies fängt das gemeinschaftliche Brüten an*). Morgens zwischen 9 bis 10 Uhr löst der Tauber die Täubin beim Brüten ab, und läßt derselben freie Zeit zum futternehmen, trinken und sonnen bis 3 oder 4 Uhr nachmittags, wo die Täubin ihren Platz wieder einnimmt. Die Brütezeit dauert bei unsern heimischen Tauben $17\frac{1}{2}$ Tag oder 420 bis 424 Stunden. Wenn die $17\frac{1}{2}$tägige Brutzeit vorüber ist, der man wohl noch einen Tag zugeben kann, so erscheinen die Jungen, indem sie sich aus dem Ei herauspicken; die Schale ist nämlich während der Bebrütung so mürbe geworden, daß das Oeffnen mit dem Schnabel leicht geschieht; derselbe hat zu diesem Zweck an der Spitze ein starkes Korn, womit die Schale durchgebrochen wird; indem sich das Junge dabei dreht, wird auch ein Deckel am stumpfen Teil des Eies ausgedreht, sodaß das Junge ausschlüpfen kann. Diese Umdrehung findet von der Linken zur Rechten statt, und scheint vermittelst der Beine bewirkt zu werden. Anstatt daß dieser Schalendeckel abfällt, findet man denselben merkwürdigerweise im Innern der verlassenen Schalen nebst einem kleinen Schmiß. Kommen die Jungen nicht zu gleicher Zeit aus, so ist das ein Beweis, daß das erste Ei bebrütet, statt behütet wurde, was man nicht gern hat, und daher einer solchen Täubin fernerhin lieber das erste Ei nimmt, ein anderes unterlegt, und erst nach dem Legen des zweiten Eies das erste wieder beilegt. Nach 6 Tagen kann man die Eier prüfen, indem man sie gegen das Licht hält; die dunkeln sind gut, die hellen nicht. Man läßt aber auch schlechte Eier bei feinen Rassen 2 Wochen liegen, um die Legekraft nicht allzusehr anzustrengen. Ist ein Junges so schwach, daß es die Schale nicht durchbrechen kann, so nimmt man am stumpfen Ende vom Ei vorsichtig den Deckel (nicht mehr) ab, um demselben Luft zu verschaffen, zieht das Junge aber nicht heraus, sondern wartet ab, bis es sich vollends selbst herausarbeitet. Kommt beim Abnehmen des Deckels noch Blut, so beweist dieses, daß das Junge noch nicht reif ist, die Hilfe also zu früh kam. Ueberhaupt menge man sich möglichst wenig in die Brütgeschäfte mit Nachhelfen, denn gewöhnlich verdirbt man mehr, als man gut macht. In der frisch verlassenen Schale findet man vom Jungen das erste Exkrement, woraus sich schließen läßt, daß der Verdauungskanal des Tierchens schon im Ei seine Funktionen verrichtet. Die ausgeschlüpften Jungen sind gewöhnlich, aber nicht immer, zweierlei Geschlechts. — Man hat zwar, wie schon erwähnt, den Grundsatz, keine Nestpaare zusammen zu geben, weil aus solcher Zucht schwächliche Junge fallen sollen, muß aber nicht selten — um reine Zeichnungen herzustellen — dieselben doch beisammen lassen.

Abweichungen vom normalen Verpaaren und Legen ereignen sich ebenfalls. Z. B. eine ledig gewordene Täubin wird begattet, legt ihre zwei Eier, brütet allein und bringt bisweilen auch die Jungen auf. Oder es paaren sich zwei Täubinnen und brüten ihre gelegten Eier gemeinschaftlich, aus denen aber natürlich nichts werden kann. Das Zusammenleben von Taubern endet gewöhnlich mit Schnabelhieben und Flügelschlägen. — Fehlerhafte Bildungen der Eier, schwache Schalen oder gar keine solchen sind bei der Taube ziemlich selten. — Im Falle eine Täubin nicht legen kann, so giebt man ein warmes Bad von 30° R. Ein solches Bad ist sehr zu empfehlen, stärkt legkranke Vögel ungemein, und ich habe damit schon mancher Täubin, selbst Kanarienvögeln, geholfen. Man bedeckt nachher die nasse Taube gut, sodaß sie recht warm sitzt, läßt aber den Schnabel frei,

---

*) Diese Regelmäßigkeit der Täubinnen beim Eierlegen hat zuerst Direktor Fürer durch genaue Beobachtungen festgestellt und in Korths Taubenzeitung 1858, Nr. 29, veröffentlicht.

damit das Tier leicht atmen kann. Pfefferkörner werden in diesem Falle nicht gegeben.

Will man die Eier einige Zeit aufbewahren, so stellt man sie frisch (unbebrütet) in Sand oder Asche, den stumpfen Teil, wo das Luftbläschen ist, nach oben gerichtet, bedeckt sie vollständig mit obigem Material und bewahrt sie an einem kühlen Platze auf, wodurch sie einige Wochen keimfähig bleiben.

Die ausgekrochenen Jungen sind wunderliche Gestalten, dickschnäbelig und großäugig; die schwachen Augen sind anfänglich geschlossen, weil sie den Reiz des Lichtes noch nicht zu ertragen vermögen, aber nicht zugewachsen. Der Oberkörper ist mit gelblichen oder graulichen Dunen bedeckt, die Jungen der gelben Tauben sind meist nackt; nach 8 bis 10 Tagen brechen Schwung-, Schwanz- und andere Federn hervor (Fig. 85), und die Jungen sehen hell aus den erstarkten Augen; nach 14

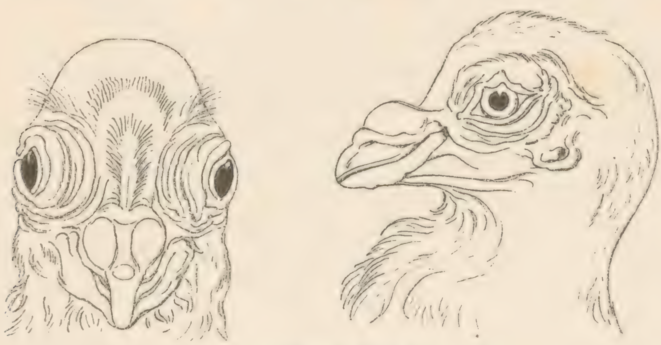


Fig. 85. Mastjunge Berbertauben, 10tägig.

Tagen kommen immer mehr Federn zum Vorschein und verdrängen den Flaum, der an der Spitze der hervorbrechenden Federn noch längere Zeit sichtbar bleibt; mit 3 Wochen sind die Jungen ziemlich befiedert. Etwa 9 bis 14 Tage werden sie von den Eltern durch Bedecken erwärmt und so lange, bis sie selbst fressen können, mit erweichten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert, und zwar die ersten 6 — 8 Tage mit breiartig erweichter Futtermasse. Beim Aetzen nehmen sie den Schnabel des Jungen in ihren eigenen, und würgen die Nahrung herauf, welche von dem Jungen mit geöffnetem Schnabel empfangen und verschluckt wird. Der Kropf der Alten ist während dieser Zeit nicht häutig, sondern verdickt und drüsig. Nach 4 bis 5 Wochen gehen die Jungen aus dem Neste und fangen an, allein zu fressen, obgleich sie die Alten noch lange mit einem bettelnden Piepen verfolgen.

Gutziehende Tauben machen in einem Jahre 3 bis 4 Bruten, sogar zuweilen 5; es ist aber nicht ratsam, die Tauben im Oktober noch brüten zu lassen, da in dieser späten Jahreszeit höchst selten die Jungen aufkommen. Man verwende die spätgelegten Eier einfach zum Verspeisen, denn sie schmecken so fein wie Kibitzeier. — Wertvollen Hoftauben, welche schlecht brüten, pflegt man die Eier zu nehmen und diese gut brütenden Tauben unterzuschieben, wodurch deren Nachkommenschaft sichergestellt wird. Verunglücken den Jungen ihre Eltern, und man kann sie gerade keiner Stiefmutter zuteilen, so muß man die Auferziehung selbst übernehmen, was am einfachsten durch regelmäßiges, dreimaliges Stopfen und Tränken, morgens, mittags und abends, mit aufgequellten Wicken oder Erbsen besorgt wird; am leichtesten geht es, wenn man das Aetzfutter in den Mund nimmt und mit der Zunge in den aufgesperrten Schnabel bringt; die übrige Zeit muß man sie warm halten und mit einem leichten Tuch bedecken. — Sämtliche Haustauben stehen in so naher Verwandtschaft, daß sich die verschiedenen Rassen, wenn anders die zu bedeutende

Verschiedenheit der Körper- und Schnabelgröße nicht hindernd im Wege steht, leicht zusammenpaaren lassen und fruchtbare Junge erzeugen. Etwas Schönes ist aber selten daraus zu hoffen, weil die charakteristischen Rassenunterschiede durch Kreuzung größtenteils verloren gehen.

Solche planlose Kreuzungen haben für den Kenner absolut keinen Wert.

Die Mauser

fängt bei den jungen Tauben mit dem Stimmbrechen an, d. h. wenn die piepende Stimme aufhört und in die knurrende übergeht, in einem Alter von 7 Wochen; im dritten Monate ist die Stimme entwickelt. Das kleine Gefieder fällt zuerst auf der Oberbrust aus, und allmählich verbreitet sich so das Ausfallen und Nachwachsen über den ganzen Körper. Am Kopf werden sie zuweilen ganz plattig. Mit dem kleinen Gefieder fängt aber auch die Mauser der Schwing- und Schwanzfedern an; hier aber nur eine um die andere, nicht viele auf einmal. Den Anfang macht im Flügelbug die 10. Feder*) von vorn gezählt; diese bildet gleichsam den Eckstein, an den sich die andern Federn anschließen; wenn diese bis auf weniges ausgewachsen, fällt die 9. Ist die vorerwähnte 10. Schwinge nun völlig ausgewachsen, so fällt die 11., dann die 8. und 12., die 7. und 13. u. s. f., bis der ganze Flügel abgemausert hat. Mit jeder Schwingfeder kommt auch deren größte Deckfeder in die Mauser. Mit der 8. Schwungfeder fallen ferner 2 Steuerfedern, welche den mittelsten am nächsten stehen, dann fallen die äußersten, nach diesen das 4. Paar, das 3. Paar, das mittelste Paar, und endlich das 2. Paar, von außen nach innen gezählt. Junge Tauben, welche in der warmen Jahreszeit mausern, haben mit 5 Monaten Alter das neue glänzende Federkleid gegen das matte Nestgefieder vertauscht und sind dann vollkommen paarungsfähig, sogar schon einige Wochen früher. In der kalten Jahreszeit hört die Mauser entweder ganz auf, oder geht nur sehr langsam von statten. Die Spätjahrstauben, welche mit unfertiger Mauser ins Frühjahr hinüber kommen, werden aber dennoch zur Fortpflanzung tüchtig, und hier kann man die Fälle erleben, daß sie im Nestgefieder (wenigstens im teilweisen) ihre Bruten machen. Die Mauser ist in vielen Taubenbüchern auffallend unrichtig angegeben. Sehr ausführlich hat Fürer über die „jungen Tauben" in Korth, Taubenzeitung 1858, Nr. 36—48, berichtet.

Bei den alten Tauben beginnt die Mauser schon Mitte oder Ende des Mai, wenn sie noch in eifrigen Brutgeschäften begriffen sind. Auch diese Mauser fängt mit der 10. Schwinge im Flügelbug an, ist aber nicht so regelmäßig, wie bei den Jungen. Ich will das Resultat meiner Untersuchungen, die ich am 8. Juni 1862 vornahm, mitteilen. Erstes Exemplar: im Flügel war in der Mauser begriffen die 9. Schwinge, in jedem Flügel gleich; zweites Exemplar: die 9. und 10. in einem, die 8. und 9. im andern Flügel (unregelmäßig); drittes Exemplar: die 8., 9., 10. im einen, die 7., 8., 9. im andern Flügel; viertes Exemplar: die 8. in einem Flügel auf drei Vierteile ausgewachsen, in dem andern Flügel nichts; fünftes Exemplar: die 6. Schwinge; sechstes Exemplar: die 9. Schwinge; siebentes Exemplar: die 7., 8., 9. Schwinge; achtes Exemplar: die 7. erst 2,4 cm groß, die 15. noch 1,2 cm zum Auswachsen, zwischen diesen Schwingen alles neu; bei diesem waren auch im Schwanz zwei neue Federn bis auf 1/4 ihrer Länge ausgewachsen, und zwar die 2. von außen; diese Taube war also am weitesten in der Mauser vorgeschritten.

---

*) Bisweilen trifft man eine Taube, welche weniger Federn im Flügel hat; bei einer solchen sitzt dann die 9. Feder im Bug und ist nun die bei der Mauser zuerst ausfallende.

Bei allen diesen Exemplaren war am kleinen Gefieder noch keine Spur von Mauser zu entdecken; es waren lauter alte, brütende Feld- und Kreuztauben. Bei einer alten Lachtaube war am 14. Juni die 7., 8., 9., 10. und 11. Schwinge neu, die 7. aber erst 2,4 cm lang; sonst war am ganzen Körper kein Federnwechsel sichtbar. Auch diese Taube war in der Brut begriffen. Zur Ausbildung der Schwung- und Schwanzfedern rechnet man 5—6 Wochen; während dieser Zeit ist aber das Kleingefieder noch nicht vermausert. — Im September sind die Tauben, welche so frühzeitig anfangen, gewöhnlich mit der Mauser fertig; sie dauert jedoch bei vielen Individuen bis in den Oktober und November hinein.

Der Flug

der meisten Haustauben ist äußerst flüchtig, kräftig und ausdauernd, mit einem pfeifenden Säuseln verbunden, das wie „wich wich wich!" klingt. Sie schwingen die Flügel in ziemlich schnellen großen Schlägen, können aber auch ganze Strecken ohne Flügelbewegung durch die Luft schwimmen und machen manche gefällige Bewegungen. Die kleinen Arten fliegen gern hoch, was die großen und schwerfälligen weniger thun. Wenn sie sehr eilen wollen, schwingen sie die Fittiche in kleinen, stoßweisen Schlägen und schießen dann wie ein Pfeil dahin; in der Nähe ihres Schlages aber nehmen sie oftmals jenen eigentümlichen Flug an, bei welchem sie mit weitausholenden Flügelschlägen die harten Schäfte der großen Schwingfedern oberhalb des Rückens zusammenschlagen, wodurch ein lautes Klatschen hervorgebracht wird; auch sieht man sie manchmal mit hochgehaltenen Flügeln schweben, was sich schön ausnimmt.

Nutzen

leisten die Tauben neuerdings besonders durch Besorgung von Depeschen in Kriegs- und Friedenszeiten. Geschätzt wird auch das zarte Fleisch der Jungen, das gesund und wohlschmeckend ist. Man pflegt die Tauben zuerst je nach dem Alter mehr oder minder zu sieden, bekommt davon gute Kraftbrühe, und dann erst brät man sie. Drei ausgeweidete Tauben geben ein gut gewogenes Pfund Fleisch, und darüber. Das Fleisch der Alten ist zäher, kann aber durch saure Beize in einigen Tagen sehr mürb gemacht werden. — Außerdem verzehren die Tauben auf den Aeckern und Feldern viele, der Kultur schädliche Unkräuter, namentlich Platterbsen (Lathyrus), Vogelwicken (Vicia peregrina, pannonica, narbonensis), die Samen kreuzblütiger Pflanzen und kleine Gehäusschnecken. — Schöne Hoftauben werden bisweilen mit guten Preisen bezahlt. Den Taubenmist kaufen die Gärtner als einen vortrefflichen Dünger, der in Wasser aufgeweicht und gehörig verdünnt für manche Pflanzen sehr gut ist, besonders für Kürbisse, Melonen und Gurken. — Außerdem vergnügen die Tauben den Liebhaber durch ihre wohlproportionierte Gestalt, die Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben, durch ihre Zutraulichkeit und ihren gewandten, prächtigen Flug, womit sie den Schlag zu umkreisen pflegen. — Das Alter der Tauben soll sich bis auf 16 Jahre erstrecken, zu guter Zucht taugen sie aber nur etwa 6 Jahre.

Ungeachtet ihrer großen Nutzbarkeit verursachen die Tauben doch mancherlei

Schaden,

zumal zur Zeit der Aussaat und der Ernte, wo sie eine wahre Plage des Landmanns werden können, wenn sie in zahlreichen Schwärmen einfallen. Haben sich erst große Flüge auf solchen Aeckern, welche ein Lieblingsfutter enthalten, eingewöhnt, so sieht es oft schlimm mit der Ernte aus. In vielen Staaten ist deshalb zur

Zeit der Aussaat und der Ernte das Fliegenlassen der Tauben bei Strafe verboten, und dürfen die auf den Feldern sich einstellenden Tauben durch die Flurschützen erlegt werden. Die Hoftauben werden nur auf den Dächern zuweilen schädlich, wenn sie von den Dachziegeln die verwitterten Mörtelbrocken abpicken und solche dadurch vor der Zeit entblößen; mitunter verunreinigen sie auch die Dachrinnen, was ihnen aber der Liebhaber verzeiht. — Sehr ausführlich ist Schaden und Nutzen der Feldtauben von Dr. Schleh-Herford in Liebe's Monatsschrift 1890, Nr. 5, S. 122 ff. geschildert.

Durch verkehrte Behandlung, schlechtes Futter, Mangel an frischem Wasser, unreinliches Lokal u. dergl. sind die Tauben mancherlei

Krankheiten

und andern Uebeln ausgesetzt, deren hauptsächlichste folgende sind:

Der Pips, Schnupfen, Rotz ist ein Katarrh, wobei sie den Schnabel aufsperren, husten, oder den Schleim, der sich im Hals und in den Nasenlöchern sammelt, wegzuschleudern suchen, und mit aufgesträubtem Gefieder umhersitzen. Vor allem unterlasse man das Ablösen des Zungenhäutchens und das Ausdrücken der Fettdrüse auf dem Bürzel, weil dies ganz nutzlose Quälereien sind. Man wasche mit Hilfe eines Schwämmchens vor allem den Schleim aus den Augen, dem Schnabel und dem Rachen ab, schütte etwas Salzwasser (etwa einen Eßlöffel voll) mit einem Kölbchen in den Schnabel der Taube, damit sie schlucken muß, und stopfe Pillen von zerhacktem Knoblauch, Salz und weichem Brot zusammengeknetet, nach; ferner gebe man als Krankenfutter Hirse, Kanarien- und Hanfsamen; das Trinkwasser wird mit etwas Glaubersalz gemischt. Das Abwaschen des Schleims mit frischem Wasser wiederholt man, bis der Ausfluß ein Ende nimmt. Daß die Taube abgesperrt wird, versteht sich von selbst, da diese Krankheit ansteckend ist. Die Pillen, welche man einstopft, haben die Größe eines Maiskornes.

Der Krebs. Der Entwicklung dieser Krankheit geht ein entzündlicher Zustand der betreffenden Teile voraus, und sie tritt teils innerlich, teils äußerlich auf. Es bilden sich kleine, wicken- bis erbsengroße Geschwüre mit käsigen, harten, tief mit dem Fleisch verwachsenen Körnern, welche sich im Hals, im Rachen, an der Zunge, oder äußerlich am Schnabel in den Winkeln, am Rande, in den Nasenhöhlen festsetzen; diese Geschwüre heilen zuweilen aus, ohne weiter um sich zu greifen; öfters aber fressen dieselben so um sich, daß sie edle Teile, z. B. Auge, Schnabel gänzlich zerstören und den Tod durch Abzehrung herbeiführen. Man wascht die äußerlichen Geschwüre durch Hilfe eines feinen Schwämmchens oder eines steifen Kolorierpinselchens mit starkem Essigwasser oder Alaunlösung aus; für die innern Geschwüre, Rachen und Hals, nimmt man eine Flügel- oder Schwanzfeder, die man in obige Lösung taucht und herumdreht, um Schleim zu beseitigen. Als Futter gebe man Wicken, Rübsamen und Salz.

Durchfall. Man stopft etwa 6 Pfefferkörner ein, und giebt zu den Wicken noch eingequellten Weizen.

Kropfkrankheiten. Die Tauben brechen ihre Nahrungsmittel wieder aus, sind traurig und fallen schnell ab. Diese Krankheit ist gefährlich, weil andere Tauben die ausgewürgten Körner fressen und davon angesteckt werden. Man entfernt die Kranken, giebt denselben Kochsalz, mit Lehm oder feuchter Rasenerde vermischt, oder stopft Salz, in Brotpillen geknetet, ein, wenn sie nicht geneigt sind, selbst Salz zu fressen; füttert leichte Sämereien, aufgequellten Weizen, Rübsamen und Hirse. Etwas Salz befördert die Verdauung. — An dieser Krankheit leiden besonders die gut-

blasenden Kropftauben. Wie man den überfüllten Kropf auswäscht und ausknetet, ist schon am Schluß bei den Kropftauben besprochen. Das Operieren des kranken Kropfes ist sehr schwierig und sollte von ungeübten Personen niemals unternommen werden, um das kranke Tier nicht nutzlos zu quälen, denn eine fehlerhafte Behandlung zieht stets den Tod der Taube nach sich. Zu einer richtigen Operation gehört ein sachverständiger Tierarzt und eine gewandte sichere Hand. Die operierte Taube wird aber — auch im günstigen Falle — durch die Schnittnarbe am Kropfe entstellt, und ist höchstens noch als Zuchttaube zu verwerten, aber nicht leicht mehr zu Ausstellungszwecken. Der Operateur steckt die Taube in einen Strumpf, damit sie keine störenden Bewegungen machen kann und nur der Kopf mit dem obern Teil des Kropfes frei bleibt; dann hat er von vornherein sehr zu beachten, daß — um den Kropf zu öffnen — zwei Häute mit haarscharfem Messer zu durchschneiden sind: 1) die Oberhaut (Epidermis), welche die Federn trägt; die Kropffedern werden an dem Teile, wo der Schnitt stattfinden soll, mit der Schere abgeschnitten, damit sie beim nachherigen Zunähen nicht eingenäht werden und die Heilung verhindern würden; — 2) die eigentliche, innen schleimige Haut des Kropfes. Der Schnitt muß mehr nach oben, über der Mitte des Kropfes gemacht werden, und ja nicht in die Quere, sondern der Länge nach, was wesentlich zu rascherer Heilung beiträgt. Ist der innere Teil des Kropfes mittelst weichen Schwämmchens oder Haarpinsels mit warmem Salzwasser gereinigt, so wird der Kropf zugenäht, und zwar: 1) die innere Kropfhaut mit engen dichten Stichen (der erste Stich von innen heraus, den weißen Faden mit Knopf versehen), so daß die Wundränder gut zusammenschließen; man bestreicht sodann die Wunde mit Salzwasser mittels eines zarten Pinselchens. Dann näht man 2) die Epidermis (oder Federhaut) zusammen, und zwar auf gleiche Weise, wie die innere Haut. — Das Futter über die ganze Zeit der Heilung besteht aus halb gekochten, oder über Nacht in Salzwasser erweichten Wicken, in kleinen Portionen, die man je nach der Verdauung wiederholt. Ist die Operation schlecht ausgeführt oder die Wunde mangelhaft zugenäht und heilt nicht bald zusammen, so ist das Tier verloren; im günstigen Fall verläuft die Heilung in kurzer Zeit.

Haben alte Kröpfer einen mit Wasser überfüllten Hängekropf, so hängt man die Taube — in einen Strumpf gesteckt — köpflings abwärts und knetet gleichsam das Wasser zum Schnabel heraus, in den man den Finger so steckt, daß das Wasser ablaufen kann. Tauben mit Sack- oder Hängekröpfen werden aber dem Züchter zu einer Plage und sollten bald ausgemerzt werden; es ist auch nicht ratsam, solche Tiere zur Weiterzucht zu verwenden, da sich das Uebel vererbt.

Der gelbe Knopf. Dem Patienten dringt zum Schnabel und durch die Nase ein zäher, gelblicher Schleim, die Verdauung ist schwach und die Taube fällt schnell ab. Erkältung, unverdauliches, verdorbenes, oder übermäßig altes Futter, das zu lange im Kropfe bleibt, auch faules Wasser u. dergl. ist häufig die Ursache dieser Kropfkrankheit. Man reinigt mittels eines Schwämmchens den Schnabel; mit einem in reines Wasser getauchten Kolorierpinselchen spült man die weiße Schleimhaut im Munde und Hals ab, giebt reines Wasser, mit Kochsalz- oder Sodalösung, welches man mit dem Pinsel in den geöffneten Schnabel träufelt, und stopft gut gequellte Hirse, Wicken oder Erbsen mit dem Finger ein, aber nicht viel; erst wenn Verdauung erfolgt, stopft man öfter. Wenn man zeitig hilft, kann die Taube gerettet werden. Wenn die Krankheit mit Erbrechen verbunden ist, muß der Patient abgesperrt werden, um einer Ansteckung vorzubeugen, da gesunde Tauben, wie oben bemerkt, die ausgewürgten Stoffe fressen und dadurch die Möglichkeit einer Weiterverbreitung nahe liegt.

Augenkrankheit. Auf den Augenlidern, bei zunehmendem Uebel auch am Schnabel und bis in den Rachen hinein, entstehen warzenartige Geschwürchen, erst klein, dann zunehmend und sich mit Eiter anfüllend. Oft verbreiten sich diese Geschwüre weiter auf den Kopf, um die Ohrgegend, am Körper und häufig unter den Flügeln. In alten Taubenbüchern findet man diese Krankheit als Blattern, Pocken bezeichnet. Meine Ansicht ist die, daß dieser Ausschlag, gleich der Krätze, von kleinen, dem Menschenauge unsichtbaren Schmarotzerinsekten herrührt, denn mit äußerlichen Mitteln habe ich solche angesteckte Tauben verschiedenemal kuriert. Ich betupfte oder bestrich die Warzen vermittelst eines Kolorierpinselchens mit unserem gewöhnlichen gereinigten Erdöl, welches sogleich durch die Hautzelle dringt und die darunter befindlichen Schmarotzer tötet. Das Erdöl bringt der Taube keinerlei Gefahr, wenn man es mit der nötigen Vorsicht anwendet. Ueberhaupt mache ich darauf aufmerksam, daß man bei allen Krätze-, Grind- und Warzenausschlägen mehr auf Schmarotzertiere als auf innerliche Krankheiten schließen und darnach seine Maßregeln treffen sollte. Zum Töten solcher Schmarotzer ist das gewöhnliche gereinigte Erdöl das einfachste Mittel. Unter allen Umständen gebe man aber viel frisches Wasser, in das man etwas Glaubersalz wirft, bis das Uebel wieder beseitigt ist.

Abzehrung. Wenn die Tauben aus irgend einem Grunde nicht fressen wollen und abmagern, sind sie oft noch durch Einstopfen von aufgequellten Wicken und Hirse, auch altbackenem Brot zu retten, was man fortsetzt, bis sie wieder selbst fressen. — Für kranke Turtel- und Lachtauben ist Hirse das beste Futter zum Stopfen. — Einst kam ein junger Marder in meinen Taubenschlag, Eier und Junge wurden ruiniert, mehrere Alte totgebissen, drei aber lebten noch, da die Bisse ins Genick nicht tötlich waren. Die Verwundeten hatten aber nicht mehr die Kraft, den Kopf zu beugen und Futter aufzunehmen, wären also unfehlbar eine Beute des Hungers geworden, wenn ich nicht zu Hilfe gekommen wäre. Ich stopfte sie mit Wicken und Gerste aus dem Munde, tränkte sie eben so, und nach neun Tagen waren sie wieder vollkommen hergestellt. Zum Zwecke des Stopfens wickelt man sie mäßig fest in ein Hand- oder Taschentuch und läßt nur Kopf und Hals etwas vorsehen; dann hat man beide Hände zur freien Verfügung, mit deren Hilfe man den Schnabel öffnet, und so recht bequem aus dem Munde mit der Zunge einstopfen kann. Wenn die Taube schwer verdaut, giebt man mehrmals nur Wasser, und erst, wenn der Kropf geleert ist, wieder Körnerfutter.

Lähmung, welche namentlich bei den Jungen durch Erkältung der Füße, besonders durch Fallen in kaltes Wasser entsteht, habe ich öfters durch Einstopfen von täglich drei ganzen Pfefferkörnern beseitigt. Pfeffer erwärmt den Magen.

Verkümmerte Junge, welche von den Alten schlecht erwärmt werden, oder allein im Neste sitzen und dadurch die zu ihrem Gedeihen so nötigen Wärmegrade nicht haben, besonders wenn kühle Witterung ist, zehren bei vollem Kropfe ab; sie werden mager und schwach an den Beinen und am Unterleib, und gehen ein. Will man bei wertvollen Exemplaren helfen, so badet und reinigt man den Patienten in Wasser, das auf 30 Grad R. erwärmt ist, etwa 10 Minuten lang, indem man die Taube bis an den Kopf ins Wasser hält. Ist sie durch das Bad recht durchwärmt, so wird sie auf eine mit Lappen bedeckte Wärmeflasche von obiger Temperatur gesetzt und nicht allzu fest bedeckt. Die Fütterung nimmt man vor, wenn der Kropf beinahe entleert ist und zwar mit halb gekochten Wicken. Zum Futter kommen jedesmal 2 Pfefferkörner. Man läßt die Taube öfters trinken, weil hiezu ein Bedürfnis vorhanden ist, aber nie zu viel auf einmal.

Warme Bäder und warmes Abtrocknen sind überhaupt für Lähmungen und Erkältungen die beste Hilfe, welche man leisten kann, obwohl nicht in allen Fällen wirksam, da es sehr schwer hält, einmal zurückgekommene Junge wieder herzustellen.

Läusekrankheit, sollte heißen Milbenkrankheit; die Tauben werden wie die andern Vögel von diesen Insekten äußerst gequält, besonders die Jungen und Täubinnen im Neste. Dazu gesellen sich nicht selten noch Flöhe und Wanzen, Federläuse und Lausfliegen. Dann ist es aber um die Bruten geschehen, wenn nicht wirksam eingeschritten wird. Selbst Speck-, Aas- und Mehlkäfer samt Schmeißfliegen setzen ihre Eier in schmierige Nester ab, deren Larven dann die Jungen am Leibe anfressen, sodaß sie dadurch verkrüppeln oder sterben. Die Stellen im Schlage, wo sich die Insekten verbergen, werden vermittelst eines Pinsels mit gewöhnlichem Erdöl ausgepinselt, die Löcher und Ritzen werden an Stellen, wo der Pinsel nicht ausreicht, mit Hilfe eines kleinen Spritzchens ausgespritzt; die Nester werden in siedendes Wasser getaucht, ebenso die Bretter, auf welchen die Nester liegen, und nachher mit echtem persischen Insektenpulver bestreut; auch wird den Tauben solches auf den Kopf, den Hinterhals, unter die Flügel, auf den Bürzel und Bauch zwischen die Federn gestreut. Dies wiederholt man von Zeit zu Zeit, bis das Ungeziefer vertrieben ist. Auch kann den mit Ungeziefer behafteten Tauben eine Mischung von Anisöl und Molkenwasser fein aufgespritzt werden. Die Mischung ist: 1 Teil Anisöl auf 10 Teile Molkenwasser (Wasser der fest geronnenen Sauermilch).

Um Ratten und Mäuse zu vertreiben, wende man gut gestellte Fallen an. Gefährlicher noch sind die Katzen. Man stelle Fallen, welche mit Baldrian geködert sind, oder bringe Drahtschlingen an. Wenn man nicht Abhilfe schafft, erwürgen sie jede Taube, die ihnen zugänglich wird, stören die ganze Zucht und vertreiben die Tauben vom Schlag, ganz ähnlich wie der Marder; daher sind solche Störenfriede energisch zu beseitigen. Ich habe irgendwo gelesen, daß frische Raute, Garten- oder Weinraute, Ruta graveolens, L., vor die Taubenschläge gelegt, ein sicheres Mittel sei, die Katzen zu vertreiben. Einer Probe wäre es schon wert, obwohl der Verfasser keinen rechten Glauben zu diesem Mittel hat.

Bei allen Krankheiten, die außer den angeführten noch vorkommen mögen, wende man einfache Mittel an, und suche durch Reinlichkeit, frisches Wasser und gutes Futter entgegenzuwirken. Als Medikamente verwende man namentlich Kochsalz, welches die Verdauung befördert; zerhackten Knoblauch, welcher schleimabführend ist, auch innere Schmarotzerwürmer vertreibt, und Pfeffer, welcher erwärmt.

Wasservögel. Natatores.

Die Vögel dieser Ordnung haben Schwimmfüße, die Läufe bei den meisten sind so kurz, daß sie kaum das Maß der längsten Zehen erreichen; das Schienbein ist größtenteils in den Rumpf versenkt; die Zehen bis an die Nägel mit ganzrandigen Schwimmhäuten verbunden, oder mit ganzrandigen Hautlappen versehen. Alle verstehen geschickt zu schwimmen, die meisten auch zu tauchen, denn das Wasser ist ihr Element, worauf sie den größten Teil ihres Lebens zubringen. Viele betreten das Land nur, um zu brüten. Auf oder im Wasser suchen sie ihre Nahrung, auf ihm ruhen sie aus oder bewegen sich im Spiele. Die meisten Wasservögel haben eine laute, lärmende und harte Stimme, nichts von den biegsamen und melodischen Tönen, womit viele unserer Landvögel Wald und Flur beleben. Ihre Stimmen durchdringen das Getöse der Winde, das brausende Stürmen und den Donner der Wogen. Auch sind die meisten Wasservögel bei Nacht thätig, oder mindestens mit einer Sehkraft begabt, welche die Dunkelheit der Nacht durchdringt. Ihr Gefieder ist dicht und stark eingefettet, wodurch die Haut trocken bleibt. Sie bewohnen die Meere aller Zonen, von den Polen, soweit noch tierisches Leben möglich ist, bis unter den Aequator. Man darf annehmen, daß sie näher nach den Polen kommen, als alle andern warmblütigen Tiere. Soweit polwärts die mutigsten Seefahrer vordrangen, fanden sie noch Seevögel nistend, in Gegenden, wo sich der Weiße Bär nicht mehr sehen läßt, und in Meeren, welche Robben und Walrosse verlassen haben. Meer und Eis bieten ihnen in diesen kalten Himmelsstrichen alles, was sie zu ihren einfachen Bedürfnissen nötig haben. Sie ruhen, reisen und schlafen auf den Eisbänken, aber das stets offene Meer spendet ihnen Futter im Ueberfluß. Die zunehmende Dunkelheit nach dem Herbstäquinoctium treibt sie nach Gegenden, welche noch einige Tagesstunden Helle haben; daher sie den Winter über sich zuweilen auch in unsern Gegenden zeigen, und später zu ihrem Eise zurückkehren, indem sie dem Gang der Sonne schon vor dem Frühlingsäquinoctium nachziehen.

Nach Form der Füße und des Schnabels unterscheiden wir folgende 5 Abteilungen: 1) Mövenartige Vögel, Laridae; 2) Sturmvögel, Procellaridae; 3) Pelekanartige, Pelecanidae; 4) Entenartige, Anatidae; 5) Taucherartige, Colymbidae. Zusammen 5 größere Abteilungen mit 37 Familien.

Aus dieser großen Ordnung heben wir hervor die Abteilung

Entenartige Vögel. Anatidae, *Leach* 1816.

Bei diesen ist der Schnabel selten länger als der Kopf, oft kürzer, hart, aber mit einer weichen Haut überzogen, oben abgerundet, nach vorn niedrig, oft breiter als hoch, statt der Spitze mit einem besondern Nagel; längs dem Ober- und Unterschnabel verläuft jederseits eine schmale Furche bis an den Nagel und grenzt die feste Horndecke von der weichen Schnabelhaut ab; in derselben verzweigen sich Nerven, wodurch sie tastfähig wird; der gegeneinander passende inwendige Rand

beider Schnabelhälften ist mit harten kammartigen Knochenblättchen (Lamellen) in die Quere besetzt, deren äußere Enden sich bei manchen in scharfe Zähnchen verlängern, weshalb viele Autoren diese Abteilung: Zahnschnäbler, Lamellirostres, benennen. Die Zunge ist fleischig, feinfühlig, an den Rändern verhornt, gefranst oder gezähnelt und bildet einen vortrefflichen Seiher, welcher ermöglicht, die kleinsten Nährstoffe im Schnabel zu behalten und das Wasser rechts und links aus dem Schnabel zu scheiden; die meist niedrigen Füße haben vier Zehen, von denen die drei vordern durch zwei volle Schwimmhäute verbunden sind; die kleine Hinterzehe ist völlig frei, etwas höher eingelenkt, doch mit ihrer Spitze den Boden berührend; die Läufe sind vorn teils genetzt, teils getäfelt. Die Flügel sind verschieden, doch wird die Spitze meist von den ersten Schwingen gebildet; der Schwanz hat mehr als zwölf Steuerfedern; die Befiederung ist reich, die Haut mit überaus elastischem Flaum dicht besetzt. Die Weibchen sind kleiner als die Männchen, und auch meist weniger schön gefärbt. Sie brüten fast alle auf süßen Gewässern, gehen erst nach der Brutzeit an die Seeküste, zum Teil aufs Meer, auf welchem indessen viele überwintern. Die Brütezeit dauert je nach Größe 3—4 ½ Wochen. Die mit dichtem Flaum bedeckten Jungen können bald nach ihrer Geburt unter Anleitung der Eltern (meistens der Mutter) sich auf das Wasser begeben und ihre Nahrung suchen. Schwimmen und Tauchen ist ihnen angeboren. — Die Zeit der Mauser ist für sie eine bange Periode, denn sie verlieren die Schwingen beinahe auf einen Schlag, wie wenn sie gerupft wären, und können daher über drei Wochen nicht mehr fliegen. Sie ziehen sich deshalb ihrer Sicherheit wegen in die einsamsten unzugänglichsten Sumpfdickichte zurück und führen hier ein verborgenes stilles Leben. Der Jägersmann kennt aber diese Verstecke und beutet sie zu seinem Vorteil erbarmungslos aus. — Die Entenartigen Vögel nähren sich von Gesäme, Pflanzen, Laich, Konchylien, kleinern Fischen, Fröschen, Würmern, sowie allen Arten von Kerbtieren. Sie legen wohlschmeckende Eier, 5—15 an der Zahl, welche einen hellen grünlichen oder bräunlichen Ton haben. Sie sind wegen ihres schmackhaften Fleisches und wegen besonderer Güte ihrer Federn allgemein ein Gegenstand der Jagd oder sonstiger Ausbeute.

Der Magen der entenartigen Vögel ist starkwandig mit harten Reibplatten versehen; ein Kropf fehlt, dagegen ist der Vormagen sehr entwickelt. Die Darmlänge ist groß, und bei den vorwiegenden Pflanzenfressern findet man zwei lange recht entwickelte Blinddärme; die Windungen laufen in vielen ovalen parallelen Lagen von oben nach unten, ähnlich wie bei den Reihern. Die Zahl der Wirbel ist bei Schwänen: 21—24 Hals-, 10—11 Rücken-, 7—9 Schwanzwirbel; bei Enten und Gänsen: 13—18 Hals-, 9—10 Rücken-, 7—8 Schwanzwirbel. Ferner gehören zu den Rückenwirbeln vorn und hinten stets stark entwickelte falsche Rippen. Ein besonderes Merkmal der Anatiden bildet also die große Anzahl der Hals- und Rückenwirbel. Das Verhältnis des Rumpfes zur Darmlänge ist 1 : 11—12. (Von Dr. Gadow viel ausführlicher erläutert in Cabanis Journ. 1876, 172, und 1877, 386). Die Luftröhre ist bei vielen entenartigen Vögeln mit ganz eigentümlichen Erweiterungen oder gar mit (trompetenartigen) Biegungen ausgezeichnet, so bei Cygnus ferus (musicus), nicht bei Olor; bei Anas boschas, acuta, penelope, moschata, marila, fuligula, ferina, fusca, hiemalis, tadorna u. a., meistens aber nur beim Männchen.

Familie **Ente.** Anas, *Linné* 1735.

Eyton 1838; *Schlegel* 1866.

Sie haben einen mit weicher Haut überzogenen, gezahnten Schnabel, der breiter ist als hoch, am Ende mit einem Nagel; die Zunge ist groß und fleischig, an den

Rändern hornartig aber feinfühlig. Diese Einrichtung des Schnabels und der Zunge bildet einen natürlichen Seiher, mit dem sie beim Durchschnattern des Schlammes die kleinsten genießbaren Stoffe zurückhalten, das Ungenießbare wieder ausspritzen können. Auch die weiche Haut des Schnabels ist, wie vorn bemerkt, tastfähig oder feinfühlig, besonders auch bei den Arten, welche ihre Nahrung vermittelst des Schnatterns im Schlamme finden. Die Füße sind weit hinten, mit einer verkümmerten Hinterzehe; Läufe vorn quergetäfelt, hinten feiner genetzt; die Flügel sind mittelgroß, schmal, vorn spitz; die 3 ersten Schwingen bilden die Spitze, die 2. Schwinge nur wenig länger, als die 3.; Schwanz kurz, breit, am Ende zugerundet, auch zugespitzt, mit 14—20 Federn. Das kleine Gefieder bildet eine dichte reiche Bedeckung und fühlt sich wie Seide an. Der Afterflügel ist zuweilen mit eigentümlich geformten Federn geschmückt. Ueberhaupt gehören die männlichen Enten in ihrem Prachtgefieder zu unseren schönsten Wasservögeln. Nach ihrer Gestalt unterscheiden sich die Enten hauptsächlich durch die niedrigeren Füße, den platten Schnabel, den abschüssigen Hinterkopf und den schwächern Hals von den Gänsen; die meisten sind auch schlechter zu Fuße als diese. Es sind Vögel von Mittelgröße; die größte Ente ist so groß wie eine kleine Gänseart, die kleinste noch kleiner als ein Rebhuhn. — Die jährliche Mauser ist bei den Weibchen meist einfach, bei den Männchen doppelt. Die Hauptmauser beginnt bei den Männchen, wenn die Weibchen noch brüten, erstreckt sich über das ganze Gefieder und giebt dem Männchen ein einfaches Kleid, das dem der Weibchen ähnelt; man nennt es Sommerkleid. Vor Eintritt des Winters, früher oder später, stellt sich eine zweite Mauser ein, die sich aber nicht über Schwing- und Schwanzfedern, sondern nur über das kleinere Gefieder erstreckt, und dem Männchen das Pracht- oder Hochzeitkleid verschafft. Die Hauptmauser tritt bei den Weibchen 2 Monate später ein, wenn ihre Jungen schon fliegen lernen. Bei Männchen und Weibchen fallen die Schwingfedern zuletzt, aber dann fast alle auf einmal aus, so daß sie einige Wochen zum Fliegen untüchtig sind; eine höchst ängstliche Zeit für sie, in welcher sie sich sehr versteckt halten. Das Jugendkleid ist dem der alten Weibchen ähnlich. Die Dunenjungen kommen sehr entwickelt aus dem Ei, haben gleich offene Augen, ihre Dunen sind anliegend, matt glänzend (fast ölig), die am Schwanz mit steifen deutlichen Federstrahlen versehen; die Unterdunen sind weich, wollig und stark entwickelt. Die kleinen Dunenjungen sämtlicher Arten haben eine ganz merkwürdige Gewandtheit beim Fange verschiedenster Wasserinsekten, welche sie mit unfehlbarer Sicherheit zu erschnappen wissen, wobei sie zuweilen fußhohe Sprünge ausführen. — Aus den Dunen entwickeln sich die Federn der Unterseite zuerst, dann auch die am Oberkörper und auf dem Kopf; die Schwungfedern, mit welchen sie flugfähig werden, bilden sich zuletzt aus, wenn sie schon fast ganz ausgewachsen sind.

Sie sind über alle Zonen unserer Erde verbreitet, doch in der gemäßigten häufiger als in der heißen oder kalten. Viele Arten sind in unsäglicher Anzahl vorhanden und bedecken große Wasserflächen, wenn sie sich auf ihren Wanderungen als gesellige Vögel versammeln. Die Gebiete unseres Erdteils speziell betreffend, findet das besonders an den Küsten der Nord- und Ostsee statt. Auch auf der großen Heerstraße, welche die Donau bildet, erscheinen in jedem Herbst zahlreiche Flüge der verschiedenen Entenarten. Schon in den Niederungen der Donau bei Wien erscheinen große Gesellschaften von Wildenten, obgleich hier nur die Stock-, Knäck-, Krick- und Moorenten als Brutvögel anzusehen sind. — Tag und Nacht macht bei ihnen keinen Unterschied, sie sind in letzterer sogar am thätigsten, nur in stockfinstern Nächten schlafen sie. Im ganzen aber schlafen sie wenig und sehr leise.

Die Körperstellung ist bei den Arten verschieden, doch wird der Hals meist in der Form eines S zusammengezogen, so daß er kürzer erscheint, als er wirklich

ist. Der Rumpf wird gewöhnlich wagerecht getragen; nur die Arten, bei welchen die Füße weit hinten liegen, nehmen zuweilen eine aufrechte Stellung an. Der Gang ist — einige Arten der Süßwasserenten ausgenommen — mehr ein Watscheln, und nicht so leicht und frei wie bei den Gänsen, desto besser aber können sie schwimmen und tauchen, das letztere mitunter sehr rasch und lang, nach welcher Fähigkeit sie in Schwimm- und Tauchenten abgeteilt werden. — Sie fliegen leicht und schnell mit rasch aufeinander folgenden Schlägen der weit ausgestreckten Flügel, mit rauschendem, pfeifendem oder klingendem Getön, bei den Arten verschieden, so daß sie das geübte Ohr des Kenners auch in finsterer Nacht unterscheiden kann. Auf ihren Herbstwanderungen, welche sie nach milderen Gegenden, bis Südeuropa, Kleinasien und Nordafrika ausdehnen, fliegen sie hoch in großen Scharen, aber die Arten gesondert, und wenn viele einer Art beisammen sind, in einer schrägen Linie oder auch in zwei großen schrägen Linien, welche ein hinten offenes Dreieck bilden, und meist ein altes Männchen voran. Von einem einzelnen gepaarten Pärchen fliegt aber stets das Weibchen voran.

Die Enten sind schlau und listig, haben ein gutes Gesicht und Gehör und einen sehr scharfen Geruch, denn sie wittern ihren Feind oft früher als sie ihn sehen. Ihre Stimme ist quackend oder schnarrend, auch dumpf pfeifend, beim Männchen fast immer anders als beim Weibchen, ihr Zischen ist mehr ein Fauchen zu nennen. Die Jungen haben eine piepende Stimme.

Sie nähren sich von Vegetabilien und Animalien, als: Pflanzen, Wurzeln, Sämereien, Getreide, Insekten, Würmern, Schnecken, Muscheln, Frosch- und Fischlaich, Fröschen, Fischen, selbst von Aas- und andern Abgängen. Die Nichttauchenden schnattern mit dem zartfühlenden Schnabel manche Nahrungsmittel aus dem weichen Schlamm und Morast hervor, oder stellen sich köpflings ins Wasser, so daß nur der hintere Rumpf senkrecht empor steht, und erhalten sich durch Strampeln in dieser Stellung, um tiefer liegende Nahrungsmittel erreichen zu können, was man gründeln heißt.

Die meisten nisten an süßen Gewässern und Sümpfen, wo viel Rohr, Binsen, Schilf und Gesträuch wächst. Die Ehen werden kurz vor der Begattung geschlossen und dauern nicht viel länger als diese. Wenn die Männchen um die Weibchen kämpfen, zausen sie sich gegenseitig tüchtig herum, zerkneipen sich, sind aber den Weibchen nicht sonderlich treu. — Die Nester stehen bald im Gestrüpp, auf Seggenkufen, in Schilf, Rohr, Binsen, bald in Wiesen, im Getreide, unter Gebüsch, in Steinhaufen, auf Weidenköpfen, selbst auf höheren Bäumen, wo gewöhnlich ein altes Krähennest die Grundlage bildet. Nur wenige Arten nisten in tiefen Erdhöhlen. Das Nest ist kunstlos aus trockenen Wasserpflanzen zusammengeschichtet, mit sehr tiefem Napf, der mit Dunen gefüttert wird, welche sich das Weibchen auf dem Unterleib ausrupft, wodurch ein großer Brütfleck entsteht. Beim Abgang werden die Eier mit diesen Dunen sorgfältig bedeckt, um sie warm zu erhalten und zugleich den Blicken der Feinde zu entziehen. Die 6—16 Eier eines Geleges sind feinkörnig, oft glänzend, mit weißlichem, ins olivengrünliche spielendem Ton; das Brüten wird je nach Größe der Enten — bei kleinen in 22, bei großen Enten in 28 Tagen vom Weibchen allein besorgt, ebenso die Auferziehung der Jungen, um welche Dinge sich das Männchen nicht kümmert.

Die Abteilung der eigentlichen Enten ist aus vielen Arten zusammengesetzt, welche ein sehr verschieden gefärbtes Gefieder haben; sie würden demnach leicht zu unterscheiden sein, wenn nicht in jeder Art die Verschiedenheit der Geschlechter, sowie das Sommer- und Prachtkleid des Männchens große Unterschiede und deshalb Irrungen veranlaßte. Bei den meisten zeichnen sich jedoch die breiten Schwingen zweiter Ordnung als ein auffallender, prächtig gefärbter, glänzender Spiegel aus, der bei den Männchen stets brillanter, als bei den Weibchen und Jungen ist.

Das Männchen nennt der Jäger Antvogel; im Dialekt: Erpel, Entrich, Enter, Antrecht, Rätscher; das Weibchen schlichtweg: Ente, Entin.

Wegen ihres meist wohlschmeckenden zarten Fleisches sind sie Gegenstand der Jagd und werden zur kleinen Jagd gezählt. Wo sie nicht unter Jagdgesetzen stehen, sucht man auch ihre wohlschmeckenden Eier zur Speise auf.

Zu dieser überaus artenreichen Familie zählt man etwa 180 Arten, welche — oft nur kleiner Unterschiede wegen — in sehr viele Gruppen eingeteilt sind.

1. Klasse: **Schwimm-Ente,** Anatina, *Vigors* 1825.

Sie tauchen nur in der Not oder aus Spielerei, aber nie nach Nahrung unter, haben eine schlankere Gestalt als die Tauchenten, einen längeren Hals und kleinere Füße, gehen besser und fressen gern Sämereien und Körner. Die Hinterzehe ist ohne Lappen; die 4. Zehe ist kürzer als die 3.; der Nagel der 4. Zehe liegt nur am Grunde, höchstens bis zur Hälfte in der Schwimmhaut. Die Zehen sind überhaupt kürzer als bei den Tauchenten. Beim Schwimmen sinken sie nicht so tief ins Wasser ein und tragen den Schwanz auch höher über der Wasserfläche. Nach Form des Schnabels, teilweise auch des Schwanzes, sondert man sie in Gruppen.

Gruppe: **Süßwasser-Ente.** Boschas, *Ray* 1713.

Die Arten dieser Gruppe zeichnen sich als echte Enten aus: durch einen gestreckten schmälern, fast gleich breiten Schnabel mit schmalem Nagel; die Lamellen des Oberkiefers im Enddrittel des Schnabels schräg zum Kieferrande gestellt, am Außenrande nach hinten gerichtet und in eine stumpfwinklige Spitze ausgezogen; durch einen etwas schmälern Kopf, längern und schwächern Hals und schlanken Rumpf, durch die kleinern Füße und durch ein bei beiden Geschlechtern höchst verschieden gefärbtes Gefieder. Die ruhenden Flügel werden durch einen großen metallisch glänzenden, meist schwarz und weiß eingefaßten Spiegel geziert, welcher durch 10 hintere Schwingen gebildet ist, und erreichen mit ihren Spitzen nur die Schwanzwurzel; Schwanz bei den meisten 16 Federn, zuweilen auch mehr.

In keiner Entenfamilie ist die Verschiedenheit des Gefieders beider Geschlechter größer, ebenso die durch eine Doppelmauser bewirkte Veränderung des unansehnlichen Sommerkleides gegenüber dem schönen Pracht- oder Hochzeitkleide bei dem alten Männchen augenfälliger. Die kleineren Weibchen sehen ihren Männchen im Prachtkleide nicht ähnlich, ausgenommen auf dem Vorderflügel und Spiegel, welche jedoch meistens unansehnlichere Farben tragen. Bei den Dunenjungen entwickeln sich die Federn der Unterseite als schützende Grundlage viel frühzeitiger als die des Oberkörpers, auf welchem lange der Flaum sichtbar bleibt, ganz so wie bei dem meisten Wassergeflügel. Die Schwungfedern sind mit 6 Wochen Alter noch kurz, und erst mit 3 Monaten können sie Flugproben wagen. Zwischen Männchen und Weibchen ist auch in der Stimme ein merklicher Unterschied bemerkbar; beim Männchen ein tiefes, beim Weibchen ein hohes weittönendes Quacken oder Knäken.

Sie leben fast nur auf süßen Gewässern, am liebsten auf seichten und stehenden, wo sie sich in Schilfgräsern, Rohr, Binsen, Weidengebüsch u. a. verstecken können. Größere Wasserflächen und das Meer dienen bloß gelegentlich zu Zufluchtsstätten. Sie wandern im Spätjahr nach mildern Gegenden; in unserem Erdteil nach dem Süden Europas, nach Nordafrika u. s. w.; der Hauptzug fällt in die zweite Hälfte des September und in die erste Hälfte des Oktober, verzögert sich aber bis in den November hinein, und selbst im Dezember werden noch herumstreichende Enten auf

offenen Wassern gesehen. Ihre Nahrung besteht aus zarten Pflanzenteilen, Sämereien, Insekten, Konchylien, Laich, kleinen Fischen u. a. Wegen des delikaten Wildbrets sind sie allgemein ein Gegenstand der Jagd, und man stellt ihnen auf vielfältige Weise nach, teils mit Schießgewehr, teils auf großen Herden, Schlagwänden oder in großartigen Entenfängen. — Diese Gruppe ist sehr reich an Arten, man zählt deren etwa 50.

Die Stock-Ente. Anas boschas, *Linné*.

Fig. 86.

Märzente, Spiegel-, Blau-, Gras-, Hag-, Rätsch-, Busch-, Stoß-, Moosente, bei uns schlichtweg: Wildente. — Anas fera, alte Autoren; — Boschas major, *Aldr.; Will. et Ray; Albin; L. cit.;* — A. boschas, *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1791, 1809; *Br.; K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves;* — A. adunca, krummschnäbelige Var.; *L.* 1758—66, *ex Will.;* — A. conboschas, *Br.* 1831. — A. boscas, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Der Schnabel ist schmutzig gelbgrün oder auch graugrün, mit gelbrötlichen Flecken; der Spiegel ist groß und glänzend blaugrün mit violettem Schimmer, oben und unten schwarz, dann weiß begrenzt. Zahl der Schwanzfedern veränderlich, 16—20. Kleiner und zierlicher als die Hausente, welche von ihr abstammt. Die Männchen haben eine Knochenblase an der Luftröhre; die 2 mittlern obern Schwanzdeckfedern gekrümmt und aufgerichtet.

Länge 52,5 cm, Flugbreite 90,5 cm, Schnabellänge 5,4 cm, Schwanzlänge 8,7 cm, Höhe des Laufs 6 cm. Gewicht $2\frac{1}{2}$ Pfund.

Beschreibung. Prachtkleid: Kopf und Hals sind grünschwarz mit Metallschiller; mitten um den Hals zieht sich ein weißer Ring; der ganze Kropf ist dunkel glänzendkastanienbraun, nach unten sanft verlaufend; Halswurzel, Seiten, Brust, Bauch und Schenkel sind sehr lichtgrau (eigentlich zart punktierte, schwarzbraune Wellenlinien auf weißem Grunde); die Tragfedern sind licht aschgrau; die untere Schwanzdecke ist samtschwarz. Die Schultern sind weißgrau mit zarten, braunschwarzen Wellenlinien dicht gewässert; die Schäfte der großen Schwingen braun, dunkler als die Innenfahne; die größten, etwas zugespitzten Schulterfedern sind lichtgrau, nach den Kanten schwärzlich gewässert; der Oberrücken ist dunkelbraun, weißgrau bespritzt; Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecke tiefschwarz. Der graue Flügel hat in der Mitte einen großen lasurblauen Spiegel mit violettem und etwas grünem Metallschiller, oben und unten samtschwarz, und dieses weiß eingefaßt. Die Schwanzfedern sind bräunlichgrau mit breiten, weißen Seitenkanten; die beiden mittelsten Schwanzfederpaare tiefschwarz; auf dem Bürzel einige mittlere Federn (bei alten Männchen zwei Paar, bei jungen Männchen nur ein Paar Federn) spiralförmig aufgerollt. Diese Auszeichnung ist nur dieser Art eigentümlich.

Das beschriebene Gefieder trägt die männliche Ente vom November bis in den Mai. Von da an kommt sie in die Mauser und erhält nun ein weit einfacheres Gewand, welches man das Sommerkleid nennt. Dieses unansehnlichere Kleid sieht dem der Weibchen ähnlich, es zieht mehr in das Rostgelbgraue, am Kropf sind auf hellkastanienbraunem Grunde braunschwarze Mondflecken; es fehlen dem Sommerkleide auch die aufgerollten Mittelschwanzfedern. — Das Weibchen ist stets viel einfacher und bescheidener gefärbt als das Männchen, daher, wie bei den meisten Enten, auf den ersten Blick zu erkennen. Hauptfärbung rostgelbbraun mit schwarzbraunen Flecken (entengraubraun); der Flügel hat ebenfalls einen violettgrünen Spiegel; der Schnabel ist graugrün. — Beim Schnabel fällt die Beweglichkeit des Oberkiefers, namentlich beim Gähnen oder Schreien auf; beim Männchen im Prachtkleide ist er olivengelbgrün, im Sommerkleid schwärzlich olivengrün, in

der Jugend gelblich fleischfarben; das Auge ist im Alter dunkelbraun, in der Jugend (wie bei den meisten jungen Vögeln) matter, graubraun; die Füße sind schön gelbrot.

Bei dieser weit verbreiteten zahlreichen Entenart giebt es mehrere Abänderungen, sowohl etwas größere als kleinere, mit heller und dunkler Färbung; auch die reinweiße Färbung kommt — wiewohl selten — bei der Wildente vor. Eine Stockente mit 18 Schwanzfedern, die Nordente, Anas conboschas, *Br.* 1831, soll in Grönland vorkommen. Vater Brehm hielt diese Rasse für die eigentlichen Stammtiere unserer Hausenten. — Die Krummschnabelente, Anas adunca, *L.* 1758, ist eine monströse Abänderung mit etwas längerem, gewölbt niederwärts gekrümmtem Schnabel. Sonst gleicht sie in allem der gemeinen Stockente.

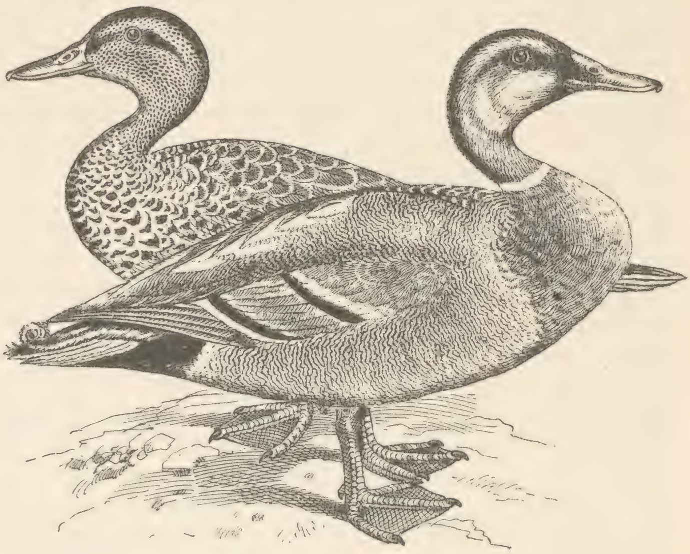


Fig. 86. Stockenten.

Die Wildente hat eine sehr weite Verbreitung auf der nördlichen Erdhälfte. Man findet sie in ganz Europa und Asien, in Nordafrika und in Nordamerika. In unserem Erdteil bewohnt sie den ganzen Norden, von Island, Skandinavien, Nordrußland bis ins südliche Deutschland und in die Schweiz, wo auch viele brüten. An der mittlern und untern Donau ist sie sehr gemein; auf den Seen der Dobrudscha zu Tausenden als Brut-, zu Hunderttausenden als Zugvogel zu treffen. In Finnland überall häufig, außer im höchsten Norden, scheint jedoch die äußersten Schären zu vermeiden. Die Nordgrenze erstreckt sich nicht bis zur Grenze des Waldes; im Kemiflußgebiet bis zu 68 Grad noch brütend. Bei Archangel häufig; an der Eismeerküste kommt diese Art nicht vor. — Bei uns auf allen größern und kleinern Seen, Teichen, Flüssen und selbst Bächen zu treffen, wenn sie nur die nötige Sicherheit bieten. — Ueberhaupt in ganz Deutschland überall bekannt, und wasserreiche Gegenden besitzen sie mitunter in bedeutender Anzahl. Zur Ueberwinterung ziehen sich die meisten nach dem Süden Europas, nach Spanien, Südfrankreich, Italien bis Griechenland, und nur wenige hinüber bis Nordafrika. In der gleichen Breite bewohnen sie auch Asien bis zum fernsten Osten in China und Japan. Nordamerika bewohnen und durchreisen sie vom Norden bis Mexiko, kommen aber nur selten im Zug bis auf die Antillen. Sie leben fast nur auf süßen Wassern; am liebsten auf stehenden und seichten, selbst von unbedeutendem Umfang; auch in Sümpfen, wo sie sich in Weiden, im Rohr, Sumpfgräsern und Schilf verstecken können. In nördlichen Ländern, wo im Winter die Gewässer eine Eisdecke verschließt, sind sie Zugvögel, in mildern aber mehr Strich- und Standvögel. Ihre Zugzeit ist Oktober und November, im Frühjahr Ende Februar oder März. Zuerst flüchten sie, wenn im Spätherbst Fröste eintreten, aus ihren stillen Gewässern auf die Flüsse, wo sie sich in Scharen sammeln; wenn aber

auch diese gänzlich zufrieren, sind sie genötigt, weiter zu ziehen und in milderen Gegenden ein Unterkommen zu suchen, von denen sie jedoch frühzeitig wieder zurückkehren. Ihre Reisen machen sie meistens bei Nacht in großen Scharen; wenn sie Eile haben, auch am Tage. Sie fliegen dabei sehr hoch und in einer schrägen Linie oder im Winkel; meist ein altes Männchen voran.

Unter allen Wildenten brüten diese am häufigsten in Deutschland. Ihr Nest setzen sie an buschreiche Ufer, unter Weiden, Erlen, ins Rohr, Schilf, Sumpfpflanzen, ins Gras, in hohle Weidenbäume, auf deren Köpfe; selbst im Walde auf hohe Eichen und andere Waldbäume, in verlassene Krähen- oder Raubvogelhorste, ins Heidekraut, in Reps- und Brachäcker u. s. w. Es besteht aus trockenen Stengeln, Schilf, Binsen und dürrem Laub, alles lose aufeinander gehäuft und innen ausgerundet. Anfang April findet man darin 8—14 Eier, welche 5,8 + 4,3 cm messen; sie sind schmutzig weiß und spielen etwas ins Blaugrünliche, Olivengrünliche oder Olivenbräunliche. Die Poren sind sehr fein und flach, die Schale zart und glänzend. Von den Eiern der Hausente sind sie kaum zu unterscheiden. So oft das Weibchen vom Neste geht, bedeckt es die Eier mit Laub und dürren Pflanzen. Die Brütezeit dauert etwa 26 Tage; die Landleute behaupten 4 Wochen. Die mit feinen Dunen bekleideten niedlichen Jungen sind gewöhnlich oben schwärzlichgrün, unten heller; aber auch gelblich, was auf helleres oder dunkleres Gefieder schließen läßt. Sie haben eine feine hohe piepende Stimme, womit sie Eltern und Geschwisterchen rufen. Gegen das diebische Raubgesindel verteidigt die Entenmutter ihre Brut, sowohl Eier wie Junge, sehr tapfer, wenn sie sich nur halbwegs gewachsen fühlt, und stellt sich gegen Krähen, Weihen u. dgl. durch heftige Schnabelstöße und Flügelschläge zur Wehr. Wenn das Nest auf Bäumen angebracht war, so packt die Mutter die ausgekrochenen Jungen mit dem Schnabel und trägt sie einzeln nach dem Wasser, wobei es sich jedoch ereignet, daß die letzten ungeduldig werden und über Bord fallen, was ihnen aber nichts schadet, da sie sehr leicht sind, und nun von der Mutter weiter geleitet werden. Buffon führt mehrere Beispiele an, welche beweisen, daß die Wildenten ihre Jungen mit dem Schnabel nach dem Wasser tragen. (Buff. Uebers. 33. Bd., S. 96, 187, 239.) Ein Fall, der Neuzeit angehörig, daß eine Ente ihre Jungen einzeln mit dem Schnabel von einem Teich auf einen andern trug, lesen wir: Wien. Mitt. Nr. 11. — Auch bei der Waldschnepfe ist beobachtet worden, daß sie ihre Jungen durch die Luft forträgt, um sie anderswo in Sicherheit zu bringen. (Cabanis, Journ. 1875, 413.) Desgleichen wurde dies schon beobachtet bei Raubvögeln und Nachtschwalben. (Cab. J. 1855, 34—39.) Verfasser führt diese verschiedenen Thatsachen deshalb an, weil es in neuerer Zeit bezweifelt wird, daß die Entenmutter ihre Jungen aus hochgelegenen Nestern auf das Wasser oder auf den Boden herabtrage; man ist geneigt, anzunehmen, und es kann auch angenommen werden, sie fielen einfach aus der Höhe auf den Boden, ohne — bei ihrem leichten Körperchen, mit dichtem Dunenpelz bekleidet — Schaden zu leiden, und würden dann von der Mutter nach einem Wasser geführt. Es findet sich jedoch eine Analogie außer den obigen Angaben auch noch bei verschiedenen andern Tieren, so z. B. zunächst bei der Hauskatze, welche ihre Jungen mehreremale in andere Verstecke trägt, wenn ihr der vorige Nestplatz nicht sicher genug scheint. Sie nimmt dabei die Jungen sorgfältig in der Nackengegend zwischen ihre Zähne, die Kleinen hängen ruhig in dem Rachen ihrer Mutter, und lassen sich diesen Platzwechsel gewöhnlich stillschweigend gefallen. Auch bei Wieseln und Mardern wurde schon dieses Verschleppen der Jungen beobachtet. Bei Ratten habe ich dieses Wegschleppen der Jungen in andere Verstecke ebenfalls schon bemerkt; das Gleiche beobachtete ich auch bei Mäusen, und es mag noch bei manchen Tieren vorkommen, die sich der Beobachtung mehr entziehen. In Anlagen, wo Wildenten gehalten werden und das

Ausbrüten von Eiern auf Bäumen nicht allzuselten vorkommt, würden sich ohne große Mühe solche Vorkommnisse feststellen lassen*). — Mit kluger Umsicht und vieler Wachsamkeit, so schildert Naumann, führt die Mutter die Jungen immer auf solches Wasser, das ihnen viele Verstecke gewährt, erwärmt sie bei Nacht unter ihren Fügeln und bleibt so lange bei ihnen, bis sie ziemlich flügge sind. Dafür sind jene aber recht folgsam, hängen mit Liebe an der Mutter, und beobachten ihre Winke in allen Fällen. Sie sind, wie bemerkt, anfangs mit Dunen bekleidet, wie die Jungen aller größern Vögel, und daß sich bei den Dunenjungen die Federn auf dem Bauch viel früher entwickeln, als auf dem Rücken, ist schon vorn bei der Familie gesagt. Die Flügeldeckfedern bleiben fast 6 Wochen kurz, und erst mit 3 Monaten können sie Flugversuche anstellen. — Merkwürdig ist die Schlauheit und Behendigkeit der jungen Entchen, wodurch sie sich so schnell wie Wassermäuse vor Feinden verkriechen und verstecken können; sind sie auf dem Wasser, so fahren sie schnell unter den Wasserspiegel, schwimmen weit hin und kommen — womöglich durch Wasserpflanzen gedeckt — nur mit dem Köpfchen bis über die Augen aus dem Wasser, so daß nur ein sehr geübter Beobachter sie wieder entdeckt. Für ungeübte Augen sind sie verschwunden. Die Mutter sucht zu gleicher Zeit durch niedriges lahmes Umherflattern den Feind auf sich selbst zu lenken, durch diese List fortzulocken und, wenn dies gelungen, mit Ernst zu entfliehen und auf weitem Umweg wieder zu ihren Kinderchen zu schleichen und sie zusammenzulocken. Beim Insektenfang, z. B. der Wasserschnaken, entwickeln die dunenjungen Entchen eine Gewandtheit im Wegschnappen derselben, welche fast einen Fliegenfänger beschämen könnte. Nie bemerkt man ein Fehlschnappen. Oft müssen sie dabei in die Höhe springen oder kleine Strecken nachsetzen. Es ist recht unterhaltend, ihren gewandten Insektenfang zu beobachten. Im Oktober verlieren sie ihr Jugendkleid und erhalten dann ihr ausgefärbtes; die Männchen bekommen erstmals ihr schönes Prachtkleid, und brauchen zu dieser Mauser etwa bis Mitte November; die Weibchen mit ihrem einfachen Kleid sind 14 Tage früher mit der Mauser fertig, und haben jährlich nur eine einzige Mauser zu bestehen, die bei alten Weibchen auf den August fällt. — Ueber die Bruten in Ostasien äußert sich Middendorf: Am 22. April kamen sie in Amginsk an und waren im ganzen Stanowoi-Gebirge bis zu dessen Kamm hinauf verbreitet. An der Südküste des Ochotskischen Meeres und im Sajangebirge findet sich diese Entenart gleichfalls und nicht selten vor.

Diese Wildente ist eine der schönsten Enten, wenn sie ihr Hochzeitkleid angethan hat. Dieses schöne Kleid trägt das Männchen vom November an bis in den Mai, wo dann die zweite Jahresmauser beginnt, die es seiner Pracht beraubt und dem Weibchen ähnlich macht. Im Juni ist die Mauser schon im vollen Gange, dann vereinigen sich die mausernden Männchen in kleinen oder größern Gesellschaften auf größern stehenden Gewässern, bis sie gegen Ende Juni auch die Schwing- und Schwanzfedern, fast alle gleichzeitig, verlieren, und etwa 14 Tage, bis in die

*) Dies ist in der Neuzeit geschehen und das Ergebnis in den Wien. Mitteilungen veröffentlicht durch Prof. Gabr. Szikla. Durch ausdauernde Beobachtung wurde folgendes von genanntem Herrn bemerkt. Am 3. Mai schlüpften die Jungen aus, was an den vielen Eierschalen unter dem Brutbaum (einer alten Kopfweide) bemerkt wurde. Den andern Vormittag gegen 1/210 Uhr wurde es unruhig im Neste. Die Alte begab sich auf den Rand des Nestes, stürzte sich nach einer kleinen Weile mit wenigen schwachen Flügelschlägen fast senkrecht an den Fuß des Strunkes, gefolgt von 3—4 Jungen, und wiederholte unten den Lockton, worauf die verlassenen Jungen oben im Neste hin und her trippelten und ihr bekanntes bib bib bib jammerten. Dies dauerte jedoch nur 1—2 Minuten, worauf eines nach dem andern herabstürzte und sich um die Mutter sammelte, welche nun mit ihren 10—12 Jungen dem nächsten Wasser zuwatschelte. (Wiener Mittlg. 1887, Nr. 7 und 8, S. 115.) Somit scheint beides — das Tragen durch die Mutter und das freiwillige Herabstürzen von hochgelegenen Nestern — vorzukommen.

zweite Woche des Juli hinein, flugunfähig sind und sich deshalb ängstlich an einsamen, busch- und schilfreichen tiefen Gewässern verbergen. Dies ist dann frelich eine bange Zeit für sie. — Die Stockente steht wagrecht, mit S-förmig angezogenem Halse, geht ziemlich behende, doch bei jedem Schritte etwas watschelnd; man sieht sie, wie noch viele Wasservögel, sich schwimmend auf den Kopf stellen, um mit dem Schnabel zu gründeln, der Hinterteil steht dann senkrecht vom Wasserspiegel in die Höhe, der ausgestreckte Kopf steckt in der Tiefe, den Grund mit dem Schnabel durchtastend, und mit den Füßen rudernd erhalten sie sich im Gleichgewicht. Sie kann auch gut untertauchen und selbst weite Strecken unter Wasser fortrudern, dies thut sie aber mehr spielend oder in der Not, nicht um Futter zu suchen. Im Fluge streckt sie die Flügel weit aus, den Hals gerade vor, und bewegt nun die Flügel äußerst hastig in kleinen Schlägen, wobei sie schnell durch die Luft schießt. Ihre Flügelschläge sind von einem vernehmbaren Pfeifen: „wich wich wich!" begleitet, das so eigentümlich ist, daß es von dem Kennerohr selbst in dunkler Nacht erkannt und unterschieden wird. Sie schwimmt leicht und gefällig, und schläft häufig auch schwimmend. — Wenn die Pärchen vereinzelt fliegen, so fliegt gewöhnlich das Weibchen voran, der Antrecht nach, was man noch bei mehreren Wasservögeln bemerkt.

Ihre Nahrung besteht in den zarten Blättern der Grasarten, vieler Sumpfpflanzen, aus Knospen, Keimen, Samen, Getreide, Wurzeln, Rüben, Eicheln, Baumfrüchten, ferner: aus Käfern, Fliegen, Libellen, Larven, Regenwürmern, kleinen Schnecken, Maden, Laich, Fröschen, Fischchen u. dgl. Sie durchschnattern den ganzen Tag das morastige Wasser, wobei sie so viel Gefühl im Schnabel haben, um das Genießbare heraustasten und verzehren zu können; Schlamm und Wasser lassen sie seitwärts wieder auslaufen. In stehenden Wassern mögen diese und andere Enten wohl unschätzbare Mengen kleiner Larven vertilgen, welche uns später als entwickelte Stechschnaken bis aufs Blut peinigen würden. Die Zugenten, welche bei Tag auf den Gewässern zusammenliegen, stehen — nach Borggreve — abends regelmäßig auf, und streichen in die stillen, bei Nacht einsamen Flußniederungen, wo sie sich einzeln auf die kleinen Lachen verteilen und sich bei Nacht sättigen. Mit dem ersten Morgengrauen locken sich dann wieder kleine Gesellschaften von 5—15 Stück zusammen, und treten die oft viele Meilen weite Tagereise nach den größern Seen an, wo sie dann in Gesellschaft den Tag über von dem bei Nacht gesammelten Ueberfluß zehren, denn die erlegten waren meist so vollgepfropft, daß ihnen die Sämereien und Knollen bis zur Zunge anstanden. Dies waren die Samen von Poa fluitans, aquatica, Wurzelknollen von Sagittaria sagittifolia u. a.

In der Gefangenschaft giebt man ihnen Gerste und Hafer, auch altbackenes und geweichtes Weißbrot, klein geschnittene gelbe Rüben, Kohl, gekochte Kartoffeln, aber auch öfters zerkleinerte Fleischabfälle, besonders wenn sie brüten sollen. Ganz junge, noch mit Dunen bekleidete Entchen, die man selbst erziehen will, füttert man mit geriebener Semmel, Rinderherz und gelben Rüben, Ameiseneiern, gehackten Hühnereiern und Fleischstückchen, hält sie nebenbei noch recht warm, indem man sie öfter mit wollenen Lappen bedeckt und unter Tags darin schlafen läßt, wenn sie sich satt gefressen haben; bei Nacht ist es ohnehin notwendig, sie trocken und warm zu halten, sonst verkümmern sie unfehlbar. Wenn sie etwas erstarkt sind, bedarf es solcher Umstände nicht mehr, und es genügt ein einfaches Futter aus erweichtem, ausgedrücktem und klein gehacktem altbackenem Weißbrot, Hirse, geschnittenem Kohl und Hafer, dem man zeitweise Fleischstückchen beifügt.

Die Stockenten muß man unbedingt für die Stammeltern unserer Hausenten halten; sie gewöhnen sich da, wo man sie hegt, pflegt, ihnen Futter streut und Schutz gegen Verfolgungen angedeihen läßt, trotz ihrer Wildheit ziemlich bald, doch nur nach und nach an die Nähe des Menschen und sie paaren sich auch nicht selten

mit den ohne Aufsicht umherschweifenden Hausenten. Diejenigen, welche unter solchen Umständen aufwuchsen, und den Anblick der Menschen gewöhnt wurden, wie z. B. in öffentlichen Lustgärten, wo sie, nebst anderem Wassergeflügel, zur Zierde auf den Teichen gehalten werden, kann man nur noch Halbwilde nennen, und der ohnehin nicht starke Wandertrieb wird in solchen Fällen wenn nicht ganz, doch ziemlich unterdrückt. Das ist z. B. der Fall im Stuttgarter Schloßgarten, wo sie sich beinahe wie zahme Enten benehmen, daselbst brüten und von einem Teich zum andern streichen, auch in dem nahe gelegenen Neckar einfallen, und selbst kleine Gewässer in und neben der Stadt besuchen. Gern lassen sie sich im Schloßgarten von Spaziergängern und Kindern füttern. Im Spätjahr sind früher einige Dutzend abgeschossen worden, was aber die andern Enten so sehr ängstigte, daß viele den unheimlichen Platz, wo sie ihre Sicherheit so gefährdet sahen, gänzlich mieden. Man bemerkt auch wirklich eine sichtliche Abnahme, und es wäre zu wünschen, daß die vorgesetzte Behörde dieses Abschießen für immer wegfallen ließe. Wenn sich die Zahl der Wildenten so erheblich vermehrt, daß es wirklich die Mühe lohnt, sie im Park abzufangen, so ließe sich an geeignetem Platz, durch Einfassung eines Kanals mit Weidengebüsch und Rohr, ein Entenfang anlegen, welcher die Enten nicht ängstigt, noch weniger vertreibt. — Im Winter darf nicht versäumt werden, diesen Halbwilden eisfreie Stellen zu erhalten und sie mit Futter zu unterstützen. Daß diese klugen Vögel eine wohlwollende Behandlung und damit verbundene Sicherheit zu schätzen wissen, beweist folgender Fall, der sich im Berliner Tiergarten ereignete und in Fachschriften (Schweiz. Bl. 1886, Nr. 46) erzählt wird: „Eine Entenmutter kam kürzlich mit einer Schar von 14 Kinderchen abends nach 10 Uhr an das verschlossene Thor des Zoologischen Gartens der Reichshauptstadt. Es war eine Stockente mit ihren noch nicht flüggen Jungen. Der Mutter waren im Frühjahr die Schwingen nicht rechtzeitig gestutzt worden, und so gelang es ihr, nach dem benachbarten Neuensee zu entwischen. Dort nistete sie und gründete die zahlreiche Familie, welche sich durch ihre Zutraulichkeit bald die Liebe aller Gondelführer erwarb. Die Sehnsucht der Alten aber zur Scholle, auf der sie das Licht der Welt zuerst erblickt hatte, sowie auch vermutlich das Andenken an das dort gespendete reichliche Futter veranlaßte sie, endlich für sich und ihre Familie — am Thore des Zoologischen Gartens laut schnatternd — Einlaß zu begehren. Der Portier machte auch diesmal eine Ausnahme und öffnete unentgeltlich das Thor. — Dieser Fall macht es auch glaublich und erklärlich, daß jetzt an jedem Abend nach 10 Uhr, sobald der letzte Vogelsang verstummt ist, zum Staunen aller Weidmänner, ganze Scharen Wildenten den Zoologischen Garten besuchen; trotz der rauschenden Konzerte, trotz der unruhigen Menschenmenge, fallen diese Schwärme im Ententeich ein, und werden von ihren daselbst lebenden Verwandten mit fröhlichem Geschnatter begrüßt." Eine fast gespenstische Eigentümlichkeit dabei fällt auf; man hört das Flügelpfeifen der hart vorbeistreichenden Enten, man fühlt gleichsam den Luftdruck vorüberschießender Schatten, und doch ist man außer stande, etwas zu sehen. Es scheinen körperlose Gestalten, welche hier ihr geheimnisvolles Wesen treiben.

Die ersten Paare Wildenten, welche man als Stammhalter auf einem größern, passenden Teiche aussetzt, gelenkt man an einem Flügel, damit sie nicht entweichen können, und man kann denselben auch einige zahme Enten beigesellen, welche die Färbung der Wildenten haben. Diese Bastardzucht thut so lange Dienste, bis sich die echten Märzenten genügend vermehrt haben. Dadurch ist auch der Anfang zur Domestizierung gemacht, denn wenn man sie durch mehrere Generationen im engen häuslichen Kreis forterzieht, kann man sie als gezähmte Rasse betrachten und frei laufen lassen, weil ihr Flug allmählich schwerfällig wird und ihnen das Fortstreichen erschwert.

Will man sie auf dem Hofe halten, so taugen die eingefangenen Alten nicht wohl dazu, weil sie zu stürmisch und wild sind und die Geduld des Liebhabers zu lange auf die Probe stellen. Namentlich wollen die meisten Arten von Wildenten anfänglich nicht ans Futter gehen, und verhungern lieber, wenn man nicht nachhilft. Das geschieht durch Stopfen mit Fleischstückchen, altbackenem Brot, Welschkorn, Gerste, bis sie sich nach einiger Zeit zum Selbstfressen bequemen. Neben dem Stopfen versäume man nicht, noch diese Futterstoffe nebst Wasser vorzusetzen, damit sie — sobald der Appetit sich bei ihnen regt — sogleich gedeckten Tisch vorfinden. Auch durch gute Gesellschaft von eingewöhnten verträglichen Enten werden sie heimischer und geneigter zum Selbstfressen. Vor dem Aussetzen auf den Hof oder in ein Bassin beschneidet man die Flügel. Erst später, wenn sie schon gut eingewöhnt sind, kann man sie — wenn nötig — gelenken. — Leichter geht es, wenn man sich eine Partie Eier von wilden Enten verschafft und sie einer zahmen Ente zum Ausbrüten giebt; dieses ist die einfachste und leichteste Art, um zu einer solchen Zucht zu gelangen, denn sie werden von der zahmen Entenmutter geführt, erwärmt und erzogen. Die Fütterung der jungen Entchen ist vorn angegeben; sie gedeihen in dem Falle, daß man sie nicht selbst zu erziehen hat, bei dem Futter, das man den jungen Hausenten giebt, vortrefflich. Auch ihnen muß man die Flugkraft lähmen und zwar die Schwungfedern des einen Flügels kurz beschneiden, weil in einem engern Gewahrsam die Lust zum Wegstreichen in ihnen rege wird, und man Gefahr läuft, daß sie gänzlich ausbleiben. — Die Lockstimme ist beim Weibchen ein lautes, weitschallendes „quääk quääk quääk quääk!" das beim Männchen einsilbig und tiefer ist und „quaak, quaak" lautet; somit ist der tiefe Ton ein Kennzeichen für den Enterich, die hohe Stimme für die Ente. Ein geübtes Ohr weiß Enterich und Ente schon bei den Pieptönen zu unterscheiden. Die Lockrufe der Wildenten sind weniger hastig, etwas langsamer als bei den Hausenten.

Das Männchen hat vielerlei Benennungen. Der Jäger nennt es Ent- oder Antvogel; der gewöhnliche Mann: Erpel, Entrich, Antrach, Antrecht, Enter, Rätscher, Drake, Myk, Rätsch und Warte; das Weibchen wird überall schlechtweg Ente genannt.

Die Märzente wird (wie alle andern dieser Gattung) zur niedern Jagd gezählt. Eine Schrotflinte, gute Wasserstiefeln und ein wohl abgerichteter Wasserhund sind notwendige Requisiten der Entenjagd. Die Märzente ist äußerst scheu und vorsichtig, und muß deshalb mit Besonnenheit und Sachkenntnis ungesehen hinterschlichen werden. Sie riecht (windet) und hört (lauscht) sehr scharf, weniger gut sieht (äugt) sie. — Eine gewöhnliche und sichere Weise, sie zu schießen, ist der Abendanstand an solchen Plätzen, welche sie häufig besucht. Man verbirgt sich entweder in einer Hütte (Entenschirm), oder in einem dichten Rohr- oder Weidenbusche. Eine bis zu vier Fünfteilen eingegrabene, wasserdichte, oben mit Zweigen bedeckte Tonne ist hinsichtlich der Gesundheit nicht genug zu empfehlen und verschafft große Erleichterung, besonders in sehr sumpfigem Boden, wo man sonst bis über die Kniee einsinken würde. Daß man sich bei dem Anstande ganz ruhig zu verhalten hat und nicht mehr bewegen darf, als zum Schießen und Laden notwendig ist, ist nicht außer acht zu lassen, wenn die Jagd ergiebig werden soll. Vom August bis in den Oktober ist der Anstand besonders lohnend, wenn die Enten in den Brüchen nach dem reifen Samen des Schwadengrases (Festuca fluitans), ihrer Lieblingsnahrung, fliegen, wozu sie sich gewöhnlich mit Eintritt der Dämmerung einfinden. Man stellt sich deshalb bald nach Sonnenuntergang, den Luftzug ins Gesicht, auf den Anstand, und schießt sie hier im Fluge herab. Nach gethaner Arbeit sucht man mit Hilfe seines Hundes die erlegten Enten zusammen, und ein guter Schütze hat schon zuweilen seine 20—25 Stück aufgelesen. — Auch auf dem Morgenanstand kann

man etwas ausrichten, wenn man den Strich abgelauert hat, auf welchem die Entenscharen ihren nächtlichen Tummelplatz verlassen, um nach den größern Gewässern zu ihrem Tagewerk zurückzukehren.

Lebendig fängt man sie mit Laufschlingen, die von 6—7 haltbaren Pferdehaaren gemacht sein müssen. Man lockt eine Entenfamilie mit Hafer auf das Plätzchen, das man zum Fang benutzen will, und erst wenn man sich überzeugt hat, daß sie das ihnen gestreute Futter einige Abende nacheinander aufgezehrt haben, richtet man die Laufschlingen her. Ein solcher Fang schlägt selten fehl. — Mit Angeln werden sie ebenfalls gefangen, wenn diese, mit einer Lockspeise versehen, an ihren Futterplätzen festgeknüpft werden. Dieser Fang ist übrigens grausam. An den Ufern großer Teiche und Landseen fängt man sie auch auf dem Entenherd mit weiblichen Lockenten.

In Gegenden, wo sich die Enten in sehr großer Anzahl zum Herbstzuge versammeln, errichtet man großartige Entenfänge (Entenkojen), deren es in Deutschland sonst viele gab; es existieren dergleichen noch bei Wörth (Rheinpfalz), Weißensee (Thüringen), Maienburg (Prov. Hannover), Rintheim bei Karlsruhe und an andern Orten; auch der Entenfang bei Holitsch an der March ist erwähnenswert. — Der sog. Entenfang ist ein kleiner Teich von etwa 100 m im Durchmesser (in der Nähe eines bedeutenden Gewässers), welcher mit Rohr, Schilf, Weiden- und Erlengebüsch besetzt ist. Von diesem aus sind nach den vier Hauptwinden vier Kanäle gegraben, welche anfangs etwa 7 m breit sind, sich aber allmählich verengern, bis sie bei einer Länge von 50 Schritten in eine ½ m breite Rinne, und zuletzt noch schmäler auf dem Trockenen enden. Diese Gräben laufen aber nicht geradeaus, sondern im Halbmond, damit die Wildenten den schlimmen Ausgang nicht übersehen können. Zwölf Schritte weit ist jeder Kanal von oben frei, dann aber überspannen ihn einfache Reife von etwa 3½ m Lichthöhe, welche je von einem zum andern mit weitläufigen Stäben bedeckt sind, die eine Art Laube oder ein weites Gitterwerk bilden; dieser wird im Verlauf immer enger und niederer, wie der Kanal an Größe abnimmt, und ist zuletzt nur noch mit einem weitmaschigen Bindfadennetz überspannt, welches endlich in einen langen Garnsack endet. Auf dem Teiche nun sind dressierte Lockenten, welche die verschiedenen Wildenten herbeilocken und mit ihnen nach den Kanälen schwimmen, in welchen sie gewöhnt sind, ihr Futter aufzunehmen. Sind sie mit einer Partie Fremder unter das weite Gitterwerk geschwommen, so kommt der in einem Schilfhäuschen versteckte Entenfänger, welcher alles wohl beobachtet hat, herbei, und treibt sie vollends in den cylinderförmigen Garnsack, in welchen sie auch in der Angst blindlings hineinfahren und nun sämtlich gefangen sind. Die Lockenten, welche den Entenfänger gewöhnt sind, gehen nicht mit in den Cylindersack, sondern kehren vorher wieder zurück, um ihr verräterisches Gewerbe von neuem zu beginnen. Damit der Entenfänger bequem zu den Kanälen gelangen kann, um die Enten zu treiben, sind schmale Lücken durch das 2 m hohe Rohr schräg in der Art gebahnt, daß er zwar nach der Spitze des Kanals sehen kann, nicht aber nach dessen Mündung.

Auf den Inseln Sylt und Föhr, beide an der Westküste Schleswigs, sind bedeutende Entenfänge, und namentlich ist der auf Föhr einträglich und wichtig. Von erfahrenen Entenfängern werden daselbst in einem Herbst oft mehr als 30000 Stück verschiedener Arten gefangen und zum Verkauf nach größern Städten abgesendet. Für eine gut dressierte Lockente werden bis zu 30 Mark bezahlt.

Man verspürt in neuerer Zeit allgemein eine numerische Abnahme der Stockenten. H. Schalow sagt in seiner „Ornis der Mark Brandenburg“: Der Grund ist wohl hauptsächlich in der Veränderung der Bodenkultur zu suchen. Die Wiesen werden vielfach trocken gelegt und in Aecker verwandelt, und damit den Enten ihre

Nist- und Futterplätze genommen. Wo früher Tausende gefangen wurden, werden jetzt kaum noch Hunderte erlegt (Cabanis Journ. 1876, 12).

Noch teile ich dem geneigten Leser als Kuriosum mit, welche erfindungsreiche Köpfe die Amerikaner sind. Bindet da ein Biedermann, der an den romantischen Ufern des Kodorus in Pennsylvanien wohnt, seinen Gänsen und Enten kurze Angelschnüre mit Haken und Wurm an die Beine und jagt sie ins Wasser. Die Fische beißen an und zerren an der Schnur, worauf das Federvieh erschrocken ans Ufer eilt, jeder Vogel am Bein hinten einen Fisch. Das Uebrige besorgt nun der Farmer. (Eine richtige „Zeitungs-Ente“! Der Verleger.)

Die Hausente. Anas domestica, *Linné.*

Ihre Länge beträgt 58 cm, die Flügelbreite 95 cm, Schnabellänge 6,6 cm. Wir haben auch hier Abänderungen in der Größe, denn die großen Doppelenten sind um ein Dritteil, ja um das Doppelte größer und im Verhältnis auch schwerer.

Beschreibung. Die Hausente stammt von der Stockente, A. boschas, ab, ist aber im Laufe vieler Jahrhunderte größer, kurzhalsiger, mit einem Worte plumper geworden, was auf Rechnung der häuslichen Verhältnisse zu setzen ist, welche der Hausente ein viel leichteres, ruhigeres Futtersuchen ermöglichten und derselben durch den Aufenthalt beim Wohnhaus das Fliegen beinahe entbehrlich machten, wodurch diese Fähigkeit im Laufe der Zeiten auch sehr zurücktrat; denn das schwerfällige Flattern der Hausente darf mit dem gewandten Fliegen der Stockente nicht verglichen werden. Uebrigens ist die Aehnlichkeit in Gestalt, teilweiser Färbung, Betragen und Lebensart so groß, daß ich den geneigten Leser auf die Durchlesung des naturgeschichtlichen Teils der Stockente verweise.

Wie bei den andern Haustieren, kommen auch hier Farbenänderungen vor; z. B. außer der rein wildfarbigen, welche der Stammrasse am meisten gleicht, schwarzgrüne, graue, braune, braungelbliche, rötliche und rein weiße. Eine Spielart hat auch eine Federkrone oder Holle auf dem Scheitel, oft von der Größe eines Apfels, doch scheint diese Erscheinung auf reinem Zufalle zu beruhen, denn die Holle läßt sich durch Paarung nicht mit Sicherheit fortpflanzen.

Der Spiegel auf dem Flügel ist blau mit grünem Schiller, und schwarz eingefaßt; weiße Enten haben keinen Spiegel. Der Schnabel ist bei den dunkelfarbigen olivengrün; bei den hellfarbigen gelb oder grünlichgelb; die Schwimmfüße sind rot oder olivengrün.

Das Männchen, Antrecht (dessen verschiedene Namen sind bei der wilden Ente angeführt), hat einen dickern Kopf, längern Hals, schöneres Gefieder, und auf dem Schwanz einige in die Höhe gekrümmte Federn. Seine Stimme ist ein tiefes „quaak, quaak, quaak, quaak!“ Das Weibchen ruft mit hellen, weitschallenden Tönen: „drääk, drääk, drääk!“

In wasserreichen Gegenden, wo Seen, Bäche, Flüsse, Teiche, Sümpfe u. dgl. sind, kann die Entenzucht mit Vorteil betrieben werden, weil die Enten hier im stande sind, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Dann verursacht diese Ente unter allem Hausgeflügel am wenigsten Mühe und Erziehungskosten. Wo sie aber durchaus auf die Hausfütterung angewiesen ist, wird sie durch ihre Gefräßigkeit kostspielig.

Man weist ihnen zu ihrem Aufenthalt einen mit Stroh belegten Stall an, in welchem sie bei Nacht schlafen, und in dem die Nester, einige mit Stroh gefüllte, niedere Körbe, für die Weibchen angebracht werden, und worin sie hinreichend gegen

die Besuche der Katzen, Marder, Wiesel u. s. w. geschützt sind, was sich bei allem Federvieh ohnehin von selbst versteht.

Im Betragen haben sie gerade nichts Empfehlendes; ihr Gang ist wackelnd; wo sie des Wassers entbehren müssen, sind sie unreinliche, schmutzige Vögel, dabei außerordentlich gefräßig, denn sie schnattern in allen Pfützen, Morästen und trüben Wassern herum, aus denen sie die unflätigsten Dinge verzehren, gleich den Schweinen. Sie haben aber nichtsdestoweniger den Trieb und ein Verlangen, ihr beschmutztes Gefieder tüchtig abzuwaschen, wenn sich nur irgend eine halbwegs günstige Gelegenheit darbietet, welche man ihnen auch da, wo man sie hält, stets verschaffen sollte. — Man bemerkt bei ihnen eine ganz besondere Pantomimik, denn man sieht oft einige zusammenstehen, mit dem Kopfe seitwärts zur Erde nicken und hört dabei ein sonderbares Lied schnattern, was eine Unterhaltung eigener Art ist. Bemerkenswert ist die Feindschaft der stärkern Gänse gegen die Enten, weshalb man letztere nicht in zu nahen Verkehr mit jenen bringen darf, weil sie sonst vom Futter abgetrieben und auch beim Brüten gestört werden.

Zu Ende des März beginnt das Eierlegen; da die Enten aber ihre Eier gern verschleppen, so muß man sie morgens beim Hinauslassen aus dem Stall zuvor befühlen, damit sie erst ihr Ei ablegen, falls man ein solches spürt. Will man sie brüten lassen, so nimmt man die 2 ersten Eier weg, weil diese gewöhnlich nicht befruchtet sind. Doch sind die Enten keine frühen Brutvögel, wie die Gänse, sondern meist erst in der 2. Hälfte des April wird die Entin brütelustig. Man überläßt ihr 9—10 Eier. Die Brutzeit dauert 25—26 Tage, und die Mutter giebt sorgfältg auf ihre Pieperchen acht. Bei uns läßt man die meisten Eier durch Haushühner ausbrüten, wodurch man schon im April junge Entchen erhält. Die Henne bringt in 25 Tagen die Enteneier zum Ausschlüpfen. Eine Ente legt 20 Eier, welche wie bei der Wildente schmutzig weiß, etwas ins grünliche, olivengrünliche oder ins bräunliche spielen, aber wenig größer sind. Als große Seltenheit kamen schon schwärzliche Eier vor, deren Pigment wohl auf einen besondern Nährstoff zurückzuführen sein wird. Die Schale der Hausenteneier ist glatt, zart, doch starkschalig und mattglänzend, fast wie eingefettet. — Durch fleißiges Wegnehmen kann man bei einer guten Entin die Legekraft bis zu 80 und 100 Eiern steigern. Sie messen 6 + 3,6 cm. — Der Landmann läßt deshalb die Ente sagen: „Beim Hafer will ich legen, bei der Gerste muß ich legen, giebt man mir aber Brot, leg ich mich halb zu Tod.“ Einer Ente giebt man 9 Eier, einer Landhenne 8 und einer Truthenne 16 Eier zum Ausbrüten, aber nicht mehr, damit die Eltern im stande sind, die gegen Kälte empfindlichen Jungen gut zu erwärmen. — Wenn Hühnerarten die ausgebrachten Jungen herumführen, so sieht es spaßhaft aus, mit welcher Aengstlichkeit sie die zum Wasser eilenden Jungen davon abzuhalten streben. Unter stetem Glucksen rennen die Hühner am Wasser auf und ab, gewöhnen sich zwar endlich daran, entschlagen sich aber bald solcher, nach ihrer Meinung mißratener Kinder, die ihnen so viel Sorge machen. Man nehme übrigens Bedacht darauf, daß sie, sobald ihre Stiefmutter sie verlassen hat, abends in einen Stall kommen, worin trockenes Stroh angebracht ist, damit sie sich gegenseitig erwärmen, denn Erkältungen zu Wasser oder zu Land ziehen ihnen leicht den Tod zu.

Das Futter der mit gelblichen oder schwarzgrünlichen wollartigen Dunen bekleideten Jungen besteht in den ersten 8 Tagen ihres Lebens aus klein gehackten Eiern, Fleisch und altbackenem, in Wasser erweichtem Brot, das fest ausgedrückt und zerrieben wird; ein gutes Futter für die Jungen ist halbgekochte Hirse und Kanariensamen; die nächste Zeit bekommen sie gehackte Eier, Käsequark und angefeuchtetes Gerstenschrot; saure Milch mit Brot vermischt ist ebenfalls ein gutes Futter; so auch ein dicker Brei von Gerstenmehl mit Salat, zarten Kohlblättern oder klein

gehackten Nesseln vermengt; vor allem andern grünen Futter schaffe man aber Meerlinsen (Lemna) herbei, welche sie äußerst begierig fressen. Später bekommen sie Gerste, Hafer, Trebern, Brot, saure Milch u. dgl., besonders aber versäume man nicht, alle Fleischabfälle zu füttern, welche eine Lieblingskost sind. — Die Alten füttert man außer den angegebenen Getreidearten noch mit Hirse, angefeuchteter Kleie (ausgenommen Roggenkleie, welche ihnen schädlich ist), gekochten Kartoffeln, Rüben, Eichelmehl, Trebern aus Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, mit Küchenabfällen; kurz, beinahe alles ist ihnen zusagend. Auf Höfen, wo sie keinen freien Lauf haben und beständig gefüttert werden müssen, sind gekochte und zerstampfte Kartoffeln mit Kleie vermischt, und etwas Gerste und Hafer als Zusatz, das billigste und nahrhafteste Futter. Das Futter darf man mit ziemlich viel Wasser vermischen, damit es breiartig wird, was sie lieber fressen als trockenes Futter. — Wo man kleine und große Gehäusschnecken leicht sammeln kann, versäume man es nicht; die größern müssen aber vorher zerstückelt werden.

In Gegenden, wo sie sich den Tag über auf Gewässern aufhalten, brauchen sie nur wenig oder gar keinen Futterzusatz, was man daraus merkt, daß sie nicht hungrig nach Hause kommen und wohlbeleibt sind. Bedürfen sie eines Zusatzes, so giebt man ihn morgens und abends; und füttert man zu einer bestimmten Stunde, so stellen sie sich auch regelmäßig zur Fütterung ein. Im Winter füttert man sie reichlicher, weil sie da weniger finden können. — Auf den Feldern und Angern suchen sie sich Schnecken, Regenwürmer, Kohlraupen, Insekten, Gras und andere Gewächse; auf den Gewässern: Fisch- und Froschlaich, abgestandene Fische, auch lebendige, wo sie solche erwischen, ferner Frösche, Salamander, Wasserlinsen u. s. w. — Zucker soll ihnen tödlich sein; mit 25 Gramm soll eine Ente sterben.

Die Jungen bekommen in einem Alter von 5 Wochen Federn, und behalten 5 Monate ihre piepende Stimme. In 6 Monaten sind sie ausgewachsen und gefärbt, die Männchen bekommen auf dem Bürzel die aufgerollten 2 Federchen, schönes Gefieder, tiefe Stimme, und taugen nur zur Fortpflanzung, wozu man sie 3 Jahre benutzt. Auf einen Entrich rechnet man 10—12 Enten. — Sie erreichen ein Alter von 12—15 Jahren.

Die Chinesen verstehen es, die Enteneier durch künstliche Wärme oder auch im warmen Dünger auszubrüten.

Ihr Fleisch giebt trotz der unreinen Nahrungsmittel einen vortrefflichen Braten. Zur Mast braucht eine Ente 16 Tage, und man hat hiebei nichts weiter zu thun, als sie in einen engen Stall zu sperren, reichlich mit Futter zu versehen, und namentlich groben Sand und frisches Wasser nicht zu vergessen. Mit Weizenschrot, das mit Milch angemacht ist, werden sie binnen 8 Tagen sehr weiß und fett. Das Fett ist nicht haltbar, sondern gerät bald in Fäulnis. Das Gewicht einer ausgewachsenen getöteten, nicht gemästeten Ente, gerupft, aber noch mit den Eingeweiden, beträgt 1,40—1,250 kg; der Abgang durch Eingeweide beträgt etwa 200 gr. Die Eier sind gut in der Haushaltnng zu gebrauchen und taugen besonders zu Backwerk. Doch sind Enteneier nicht so lange aufzubewahren wie Hühnereier, man darf nur etwa auf 2 Monate lange Haltbarkeit rechnen. Die Federn benutzt man zum Ausstopfen der Betten; man hält sie sogar der Gesundheit für zuträglicher, als Gänsefedern. Gegen das Zusammenballen der Entenfedern giebt man folgendes Mittel an: In einen Kessel mit siedendem Wasser wirft man so viel ungelöschten Kalk, daß es einer Lauge gleicht, rührt die Entenfedern hinein, läßt sie darin einigemal aufwallen, preßt sie aus und trocknet sie an der Sonne oder am Ofen. Wenn sie dann wieder locker gezupft sind, bleiben sie elastisch und ballen sich nie.

Erkältungen sind die Jungen besonders ausgesetzt, wenn ihre Mutter mit allzuviel Brut beladen ist, da sie dieselben dann nicht genügend bedecken kann, oder wenn

sie bei rauher Witterung zu lange auf dem Wasser bleiben. Es empfiehlt sich in solchen Fällen, daß man einigemal ein weißes Pfefferkorn einstopft, gehacktes Fleisch zu fressen giebt und das kranke Junge so lange warm eindeckt, bis es wieder hergestellt ist. An Wasser zum Trinken darf es nicht fehlen, und wenn das Junge nicht fressen will, so stopft man rohes Fleisch ein.

In China ist die Zucht der Hausenten schon sehr alten Datums. Die Chinesen brüten in eigentümlichen „Tonnenbrutmaschinen" Tausende von Enten aus, führen die Herden an die Ufer der Flüsse und Seeküste, begleiten sie in Kähnen, überwachen und schützen sie auf der grünen Weide, oder auf dem — durch die Ebbe bloßgelegten Schlick, wo sie bunt durcheinander laufen, aber durch den Ton eines Tamtams zu ihrem Herrn zurückgelockt werden. Auch in Cochinchina sieht man Entenherden, welche über 1000 Stücke zählen. Ueberhaupt bildet die Geflügelzucht in China einen wichtigen Erwerbszweig, schon deshalb, weil das Geflügel einen großen Teil der täglichen Nahrung aller Volksklassen ausmacht. Einen belehrenden Aufsatz über diesen Gegenstand brachten die Leipziger „Blätter für Geflügelzucht", der auch von Interesse für unsere Leser ist und welchen wir daher hier einschalten:

„Die Ente wird in China in großen Mengen aufgezogen und ihr Fleisch, sowohl frisch als gesalzen, vielfach gegessen. Die Enten werden allgemein künstlich ausgebrütet, da sie sehr unzuverläßliche Brüter sind. Die gemeine Hausente ist ziemlich groß; sie erreicht, für die Tafel fett gemacht, ein Gewicht von 1½—2 kg und wird wegen ihres außerordentlich wohlschmeckenden Fleisches sehr geschätzt. Nachdem sie flügge geworden, werden die Enten in großen Scharen in die Kanäle und von Teich zu Teich getrieben, wo sie ihr Futter finden. Sie werden in strenger Disziplin gehalten und gehorchen dem Rufe ihres Hüters in wunderbarer Weise. Die Mandarinenente ist kleiner als die gemeine Hausente und wird hauptsächlich wegen ihres brillanten Gefieders gehalten. In den Gärten der Reichen ist stets ein künstlicher Teich vorhanden, mit Mandarinenenten bevölkert. Sie sind dem Chinesen das Sinnbild der Gattentreue; ein Paar derselben wird gewöhnlich im Hochzeitszuge mitgeführt.

Präservierte Enteneier bilden in China eine Delikatesse, stets sind sie ein wichtiges Gericht beim Mandarinendiner. Die Eier werden in folgender Weise präserviert: Man macht aus Bohnenstroh und Lindenholzasche eine Lauge an, setzt schwarze Theeblätter und Salz hinzu, kocht die Mischung, bis alles Wasser verdampft und ein harter Kuchenrest übrig bleibt. Letzterer wird fein gepulvert, und in dieses Pulver werden die frischen Eier nebst etwas Reisschalen eingepackt; sie bleiben darin 100 Tage liegen, nach deren Verlauf sie zum Gebrauche fertig sind. Die so präservierten Eier halten sich mehrere Jahre lang. Sie haben das Aussehen von hartgekochten Eiern, und werden geschält und in dünne Scheiben geschnitten serviert.

Die Gans ist in China von reinweißem Gefieder, hat eine prächtige schwanenähnliche Haltung und wird außerordentlich groß und schwer.

Unter den Hühnern ist die große Yanchow-Rasse die verbreitetste; es sind große Tiere mit wohlschmeckendem Fleische, 4, 5—6 Pfund schwer, gute Legerinnen und Brüterinnen; ihre Eier sind groß und von lederbräunlicher Farbe. Die Hühner dieser Rasse legen während 8—9 Monaten des Jahres ca. 200 Eier, und setzen nur in den heißen Sommermonaten aus. Sie werden mehr als Schlachthühner denn als Leghühner gehalten, da besonders ihr Fleisch von sehr guter Qualität ist. Die Langshan, welche seit mehreren Jahren auch in Europa die verdiente Würdigung finden, sind eine distinkte rein gezogene Rasse, aus der Gegend des Yangtseflusses, gerade unterhalb Chin-kiang. Sie sind große, schwere, hübsche Tiere und werden 3½—4 kg schwer. Ihre Eier sind groß und von dunkelbräunlicher Färbung. Die Black-Bone oder Typhoonhühner sind eine beliebte Luxusrasse; ihr Gefieder ist weiß, während Haut, Beine, Knochen, Fleisch und Kamm dunkel sind.

Das Fleisch dieses Huhnes ist sehr geschätzt; in der Suppe gekocht wird es bei gewissen Krankheiten ärztlich verordnet. Eine weitere Varietät ist das Chowhuhn, ein kleines Huhn, das gewöhnlich nur 1—1 ½ kg schwer wird. Ein rein weißer Hahn dieser Rasse pflegt mit dem Sarg von Eingeborenen zur Begräbnisstätte geführt und daselbst geopfert zu werden. Ferner pflegen die Eingeborenen am chinesischen Neujahrstage einen Hahn auf ihren Schiffen oder Booten zu schlachten und das Blut zu verspritzen, um die bösen Geister zu besänftigen und sich für das anbrechende Jahr gut Glück zu sichern.

Das Truthuhn ist in China seit langem eingeführt und wird in Tien-Tsien nur für die fremden Märkte, d. h. für die Fremden in den Vertragshäfen gezogen.

Der Pfau wird in vielen Teilen Chinas gehalten, und ist, obwohl ursprünglich nicht im Lande einheimisch, dem Volke seit langem bekannt. Die Schwanzfedern werden von den Mandarinen zur Bezeichnung ihres Ranges auf dem Hute getragen.

Gold- und Silberfasanen können in China als Haustiere bezeichnet werden; sie werden vielfach gezogen, und es ist zweifelhaft, ob sie noch wild vorkommen.

Ferner ist auch der Cormoran domestiziert; derselbe wird wunderbar trainiert zum Fischfang verwendet. Diese Vögel werden mit großer Sorgfalt aufgezogen und für ihre Bestimmung vorbereitet. Ein Paar kostet 12—15 Goldgulden. Sie werden in kleinen Booten auf Seen und Flüssen zum Fischfange gebraucht; in der Regel macht sich je ein Mann in einem Boot mit 10—12 Cormoranen auf die Jagd. Die Vögel sitzen an den Bordseiten, auf ein Wort ihres Führers stürzen sie sich ins Wasser, um nach Fischen zu suchen. Sie tauchen zu diesem Zwecke unter und steigen mit dem Fische im Schnabel wieder an die Oberfläche, worauf sie der Fischer wieder zum Boote zurückruft. Gleich gelehrigen Hunden schwimmen sie zu ihrem Herrn zurück und lassen sich freiwillig in das Boot heben, wo sie ihre Beute niederlegen und dann die Arbeit neuerdings aufnehmen.

Der Gebrauch von Brutapparaten ist in China seit mehreren Jahrhunderten bekannt; die Apparate selbst sind aber bis heute recht primitiver Konstruktion. Das Bruthaus ist gewöhnlich ein langer aus Bambus hergestellter Bau, dessen Wände mit Kot überzogen und mit Stroh dicht verflochten sind. Entlang den Enden und der einen Langseite des Bruthauses sind eine Anzahl runder Strohkörbe angebracht, welche dick mit Kot überzogen sind, um zu verhindern, daß sie Feuer fangen. Jeder Korb steht auf einem Ziegel, unter welchem je ein kleiner Feuerherd angebracht ist. Oben wird der Korb mit einem Strohdeckel zugedeckt; der Deckel muß genau passen und während des Brutprozesses den Korb fest abschließen. Nachdem die Körbe mit den Eiern beschickt sind, werden die Herdfeuer angezündet und eine gleichmäßige Wärme unterhalten. Nach 4—5 Tagen werden die Eier sorgfältig eins nach dem andern herausgenommen und untersucht. Zu diesem Behufe werden sie gegen fast eigroße Löcher, welche in der Thür des Bruthauses angebracht sind, gehalten. Der Wärter sieht hindurch und entscheidet darüber, ob sie befruchtet sind oder nicht. Nur gute Eier werden in die Brutkörbe zurückgelegt. Nach 9 oder 10 Tagen, also 14 Tage nach dem Brutbeginne, werden die Eier aus den Körben genommen und auf Bretter ausgelegt. Hier wird keine Feuerwärme mehr angewendet, sondern sie werden mit Baumwolle und einer Art wollener Decke zugedeckt, unter welcher sie so lange bleiben, bis die Küchlein auskriechen."

* * *

Durch ihre langjährige Domestikation sind die Enten doch auch vielfach verändert worden. Aber von Rassen — wie wir solche bei den Hühnern finden — kann man nicht sprechen, denn ihre Aenderungen beziehen sich mehr auf Größe und Farbenschläge, weichen aber plastisch nur wenig von einander ab. Einen Unterschied wie zwischen Chabo und Malayenhahn findet man bei den Enten nicht.

Die Rouen-Ente, Anas Rouenensis,

ist — wie der Name besagt — ein Züchtungsprodukt der alten normännischen Hauptstadt Rouen und Umgegend, wo sie noch immer rein zu haben ist. Sie ist zu einem großen und schweren Fleischklumpen ausgebildet, und während eine fette Hausente selten 6 Pfund wiegt, soll man schon Rouen-Enten bis zu 20 und 25 Pfund mastfett gequält haben. Diese Enten werden nur in der Wildfarbe gezüchtet. Die Brust des Entrichs soll aber ein sattes tiefes Rotbraun (Weinrot) zeigen, ohne dunklere Federsäume. Der Schnabel ist lang und breit, der Oberschnabel senkrecht an die Stirne angesetzt, von Farbe gelb, etwas ins Grünliche ziehend; hellgelber Schnabel ist Fehler; bleifarbiger Schnabel wird ausgeschossen; Kopf und Hals prächtig grün mit Metallglanz und einem weißen Halsring, der aber hinten nicht schließen soll. Die Unterteile sind zart grau, samt den Unterschwanzdecken. Der Rücken ist schön grünlich schwarz; die 2 aufgeringelten Schwanzfedern dunkelgrün. Der Flügel ist graulichbraun, mit leuchtendem blauem Spiegel, welcher weiß eingefaßt ist; die Schwingen sind grau und braun, dürfen aber nicht „weiß" sein, welches als Fehler gilt.

Bei der Ente ist der Schnabel etwas schwächer, von Farbe orange, mit einem schwarzen Flecke gegen die Spitze hin, der aber die Schnabelspitze nicht erreichen darf. Während der Legezeit wird der Schnabel schmutzig braun, zuweilen selbst schwarz. Im übrigen das bekannte Entenbraun, am Kopf, von den Augen nach dem Nacken zwei deutliche dunklere Streifen; der Rücken sehr dunkel braun. Der dunkelbraune Ton wird bei den Züchtern höher geschätzt als der lehmfarbige. Die Füße sind bei Entrich und Entin orangefarbig. — Das gewöhnliche Gewicht ist 6—7 Pfund.

Die Peking-Ente gehört wohl auch hierher.

Die Aylesbury-Ente. Anas Aylesburiensis.
Fig. 87.

Dieser schöne große Entenschlag verdankt seine Existenz der Kunst englischer Züchter, und zwar wird derselbe seit alten Zeiten in Aylesbury und Umgegend (Stadt in der Grafschaft Buckingham, unfern London) gezüchtet, ist jetzt „weltberühmt und auch über einen großen Teil der Welt verbreitet".

Bei dieser Rasse giebt es nur eine Färbung: die rein weiße. Der Schnabel ist zart fleischfarbig. Indessen sieht man diese fleischfarbigen Schnäbel nur in ihrer Heimat, in anderen Gegenden werden sie gelb. Die Füße sind immer schön orangefarbig. Der Entrich wiegt 7, die Ente 6 Pfund. Durch Mästung bringt man sie auf 9 bis 10 Pfund.

Zu schönem Aussehen und gutem Gedeihen verlangen diese Enten fließendes, reines Wasser, welches dem Teichwasser vorzuziehen ist. Einem Entrich giebt man 2—3 Enten, nicht weiter, um befruchteter Eier sicher zu sein.


Fig. 87. Aylesbury-Ente. (Nach Wright, Book of Poultry.)

In Aylesbury und Umgegend werden viele tausend junge Entchen auferzogen und später der Stadt London zugeführt. Zum Ausbrüten der Eier werden meistens Hühnerglucken verwendet, die man bei Hühnerzüchtern entlehnen kann. Der Preis für eine Glucke beträgt gewöhnlich 3 Schilling (3 Mark). Eine Henne brütet nur 6—8 Eier aus; zur Führung der Jungen braucht man aber für 50 und darüber nur eine Glucke. Das Futter für die Dunenjungen ist hartgekochtes Ei und gekochter Reis, nebst Brot, klein gehackt und gut zusammengemischt; später Talggrieben und Gerstenmehl, mittelst Wassers, in dem die Grieben gekocht wurden, zu einem ziemlich dicken Teig angemacht. Gerste und kleinen Mais gibt man zur Abwechslung, wenn die Jungen älter sind. Zu all diesem muß man sie immer warm halten. Mit 6—8 Wochen sind sie verkäuflich. Das Gewicht beträgt dann etwa $2^1/_2$ bis 3 Pfund.

Das beste Mastfutter für ältere Enten ist gutes Gerstenmehl mit Talggrieben vermischt und aufgeweichtes Brot.

Die Schwedische Ente. Anas suecica.

Bei dieser Ente macht sich ein zartes Aschgrau in verschiedenen Nuancen bemerklich. Außer diesem ziemlich konstanten Farbenton haben sie nichts vor unseren gewöhnlichen Enten voraus, bei denen eine vorherrschend aschgraue Färbung eben auch nicht ganz selten auftritt.

Die Kayuga-Ente. Anas kayugensis.

Fig. 88.

Nordamerikanische Schwarzente, Große Mohrenente, Aethiopische Ente.

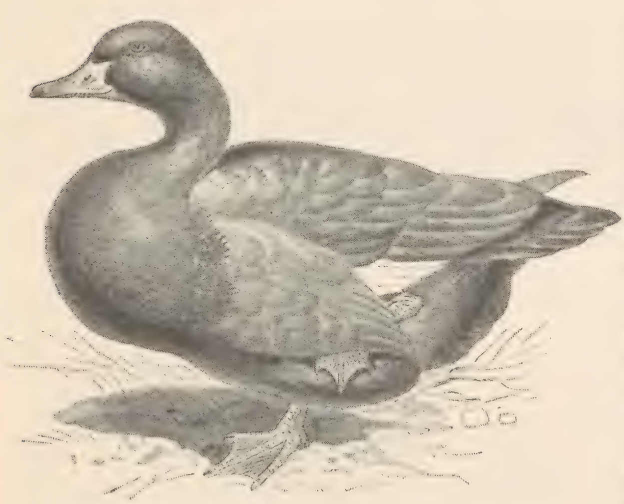


Fig. 88. Kayuga-Ente. (Nach Wright, Book of Poultry.)

Eine sehr große, schöne schwarze Rasse, mit einem herrlichen Metallglanz. Die Eier dieser Enten haben auch einen schwärzlichen Anflug, und auch die Knochen sollen schwärzlich sein. Gewicht 6—7 Pfund.

Sonst stimmen sie in allem übrigen mit andern Enten überein.

Die gleiche schöne Färbung kommt auch bei Enten vor, welche nur die Größe unserer gewöhnlichen Hausenten haben.

Der Schnabel dieser schwarzen Entenrassen ist blauschwarz mit einem schwarzen Fleck in der Mitte des Oberschnabels; die Füße sind ebenfalls dunkel, schwärzlich orange, oder braun.

Die Italienische Ente. Anas mediterranea.

Diese Ente kommt in allen Färbungen vor, die bei den Enten gefunden werden, aber sie ist namhaft größer als unsere Hausente und erreicht beim Entrich ein Gewicht bis 6 und 7 Pfund, bei der Ente 5—6 Pfund. Es giebt kaum ein anderes Geflügel, das sich in der Aufzucht so dankbar bewähren dürfte. Eine Ente

legt jährlich über 100 große schmackhafte Eier, und benützt man sie zur Zucht, so ist sie eine vortreffliche Brüterin und gute Mutter.

Was Aufzucht und Fütterung der Alten und Jungen anbelangt, so ist auf die Angaben bei unserer Hausente zu verweisen; aber diese stattlichen Enten sind allen Geflügelfreunden aufs wärmste zu empfehlen, da sie leicht aufzuziehen und vorzügliche Legerinnen sind. Bei ihrem schweren Körperbau eignen sie sich vorzüglich zur Mast; das Fleisch ist zart und schmackhaft.

Sie sind nützlicher als alle vorbeschriebenen Rassen.

Die Moschus-Ente. Anas moschata, *Linné*.

Bisam-Ente, Türkische Ente. — Cairina moschata, *Flemm.* 1822. — Englisch: The Musk-Duck. — Französisch: Le canard musqué. —

Die Moschus-Enten unterscheiden sich von andern Enten durch bedeutendere Größe, einen langgestreckten Körper, ziemlich langen Schwanz, etwas ausgerandete Schwimmhäute mit starken Nägeln an den Zehen; ferner durch nackte Zügel- und Augengegend, welche mit Warzen besetzt sind, sowie auch durch einen Schnabelhöcker, der nach Moschus riecht. Größe und Gewicht sehr verschieden; bis 12 Pfund beim Entrich, bis 7 Pfund bei der Ente.

Kennzeichen. Das Gesicht nackt und voll Warzen, auf dem Schnabel an der Stirn ein Höcker; Gefieder variierend; Stirnbefiederung auf der Firste abgerundet, nach vorn in einem Bogen vorspringend; Kiefer nach vorn schwach erweitert. Bei dem Weibchen sind die warzigen Auswüchse nicht so groß als beim Männchen. Etwas plumpe Gestalt.

Sie ist merklich größer, als die Gemeine Ente. Ihre Länge beträgt 7,6 dcm, Flugbreite 11,2 dcm, Schwanzlänge 18,5 cm.

Beschreibung. Die wilde Art ist ganz schwarzbraun, oben mit grünem Metallschimmer; unten heller; das Gesicht nackt, mit schwarzen und roten Warzen; der Schnabel schwärzlich, mit einem Höcker auf der Wurzel, welcher dem Weibchen fehlt; vor den Nasenlöchern eine hellbläuliche Binde, der Nagel blaßrötlich. Das Auge ist gelb, der nackte Zügel bräunlichschwarz. 18 Schwanzfedern.

Diese große Ente stammt aus Südamerika, nämlich aus Guyana, Brasilien und Paraguay. Kolumbus hat sie schon gezähmt auf der Insel Hispaniola (heutiges St. Domingo) angetroffen. Sie wurde in Europa domestiziert, ebenso auch in Mittelasien eingeführt, wo sie nun nicht nur in gezähmtem Zustande getroffen wird, sondern am Kaspimeer, in den südlichen Wolgagegenden, auf den Seen der Kaspischen Steppe, besonders an der Sarpa, vollständig verwilderte, so daß manche Autoren ihre Abstammung von dorten ableiteten. In Brasilien leben sie an den Seen und Flüssen in den Urwäldern, nicht in offenen Gegenden, fressen Wasserpflanzen, Sämereien, Insekten und besonders Schnecken, fliegen sehr schnell mit pfeifendem Geräusche und übernachten auf den wagrechten Aesten der Bäume. „In Brasilien heißt sie: Pato, ist dort die einzige gezähmte Ente und verändert die Farbe in weiß, schwarz, gefleckt. Sie legt 10—14 Eier in hohle Bäume oder auf eng verwachsene Gabeläste, ohne ein anderes Nest als die Federn, welche sich die Mutter aus der Brust rupft. Sie soll die Jungen im Schnabel ins Wasser tragen. Dies wird von den Indianern versichert, die bekanntlich gewohnt sind, scharf zu beobachten. Ihr Laut ist schwach, fast wie bei der Hausente.“ So berichten uns Prinz Wied und Azara, welche Südamerika als Reisende durchforschten und gut beschrieben.

Man hält diese stattliche große Ente seit der Entdeckung Amerikas auch in Europa häufig auf Höfen und Teichen, aber mehr zur Zierde als zum Nutzen.

Im domestizierten Zustande trifft man sie in verschiedenen Varietäten: grünschwarz, weiß, gescheckt, grau, rötlich und gelblich. Vom Scheitel läuft auf der hintern Seite des Halses eine Art kurze Mähne herab; die verlängerten Scheitelfedern können zu einer Holle aufgerichtet werden, was ihr ein schönes Ansehen giebt. Schnabel und Füße sind rot. Die Warzenhaut im Gesicht nebst der schönen roten oder schwärzlichen Farbe bekommt erst im zweiten Jahre die vollkommene Ausbildung und verschönert sich bis ins vierte Jahr. — Sie sind träg, fliegen wenig, schwimmen nicht gern und tauchen gar nicht; gehen unbeholfen, sind futterneidisch und riechen nach Bisam aus der Fettdrüse auf dem Bürzel. Wenn man sie nicht in Gärten und verschlossenen Revieren hält, verlaufen sie sich gern. Das Männchen hat eine heisere, schwache Stimme, bei dem Weibchen ist sie etwas heller.

Die Zeit des Eierlegens beginnt Mitte April; nachdem das Weibchen 12—15 Eier beisammen hat, welche glattschalig, fast walzenförmig, von Farbe schmutzig grünlichweiß sind, fängt es an zu brüten, welches Geschäft man es an einem verdunkelten stillen Platz des Hühnerhauses vollenden läßt. Indessen ist ihre Fortpflanzung mit Schwierigkeiten verbunden; sie müssen während dieser Zeit mit Sorgfalt abgewartet und gut gefüttert werden, sonst verderben ihre Eier oder sterben die Jungen. Es ist noch am besten, wenn man die Eier, etwa 6 an der Zahl, durch eine zahme Ente ausbrüten läßt. Mit der zahmen Ente bringen sie Bastarde hervor, welche ebenfalls wieder Eier legen, aus denen aber gewöhnlich nichts kommt. Diese Bastarde sind ein Mittelding zwischen beiden Arten; die Warzen sind nur schwach entwickelt. Sie fallen von der weiblichen Moschusente größer aus, als wenn die Bastarde von einer weiblichen Hausente abstammen, und kommen nicht selten vor.

Die Nahrungsmittel sind wie bei der Hausente. Im Winter müssen sie vor großer Kälte geschützt werden, sonst erfrieren sie die Füße. — Wenn man sie zum Verspeisen abgeschlachtet hat, schneide man gleich den Kopf und die Fettdrüse auf dem Bürzel weg, um den widrigen Bisamgeruch vom Fleische abzuhalten.

Zier-Enten.

Die Braut-Ente. Anas sponsa, *Linné.*

In Amerika: Summer- oder Wood-Duck. Fig. 89.

Kennzeichen. Der Schnabel erstreckt sich jederseits spitzwinklig in die Stirnbefiederung hinein. Kehle rein weiß; Zügel glänzend schwarz oder braungrau. Den Kopf ziert eine schöne Haube.

Länge 42 cm, Breite 65,5 cm, Flügellänge 20,5 cm, Schwanzlänge 9,5 cm. Ziemlich die Größe der Pfeifente.

Beschreibung. Oberkopf und Wangen glänzend dunkelgrün; Kopfseiten und ein Fleck an der Halsseite purpurgrün; die verlängerten Federn des Schopfes sind goldgrün, geziert durch zwei schmale weiße Längsstreifen; Seiten des Halses und der Brust lebhaft kastanienbraun, fein weiß getüpfelt; Schulterfedern, vordere Schwingen und Schwanzfedern purpurblau, grün und samtschwarz schillernd; Rücken und Oberschwanzdeckfedern schwarzgrün; einige seitlich verlängerte Deckfedern des Schwanzes rötlichorange; Unterschwanzdecke braun; Kinn, Kehle, ein Band um den Oberhals, Brustmitte und Bauch weiß; die Seitenfedern gelbgrau und fein schwarz gewellt; die Tragfedern des Flügels aber schwarz und weiß gesäumt. Das Auge ist schön rot, das Augenlid orangerot; der Schnabel weißlich, mitten gelblich, an der Basis rötlichbraun, spitzewärts schwarz; die Füße rötlichgelb. — Das Weibchen

ist viel bescheidener gefärbt; ihm fehlt der Schopf, obwohl die Scheitelfedern etwas verlängert sind. Die Oberseite ist braungrünlich und purpurglänzend mit vertuschten großen Flecken; der Kopf graugrün; der Hals bräunlichgrau, Gurgel weiß, Brust weiß und braun gefleckt; Bauch reinweiß; ein breiter weißer Streif umgiebt das Auge bis in die Ohrgegend.

Sie findet sich in Nordamerika, vom Ontariosee an bis Florida, auch in Mexiko und Westindien, besonders auf den großen Inseln Kuba und Jamaika. In den nördlichen und mittlern Staaten ist sie Brutvogel, die südlicheren besucht sie auf dem Zug. Sie hält sich auf den Süßwassern, Seen oder ruhig verlaufenden Flüssen auf, welche ganz oder teilweise von Wald umgeben und außerdem auch noch üppig mit Wasserpflanzen bewachsen sind.


Fig. 89. Brautente.

Diese prachtvolle Ente hat ein ebenso anmutiges Betragen, als sie schön ist, und ist, wie die Mandarinente, eine Zierde jedes Geflügelhofes. Ihre Bewegungen sind leicht, ihr Gang rasch, der Flug überaus gewandt, denn mit der Schnelle einer Ringeltaube schießt sie ohne Anstoß zwischen den Aesten der Bäume durch, wenn es gilt, einem Raubvogel zu entrinnen. Die langen Federn des Kopfes kann sie nach Belieben aufrichten und niederlegen. Das Schwimmen geschieht zierlich, auch taucht sie sehr geschickt. Sie bäumt gern auf, sucht auch in den Asthöhlen der höhern Waldbäume einen passenden Nestraum und schreitet zu diesem Zweck auf den Aesten sicher und gewandt einher. Das Weibchen zwängt sich mit überraschender Leichtigkeit in anscheinend kleine Höhlen und richtet sich das Nest zu, während das Männchen außen Wache hält. Die aufgefundene Höhlung, welche meist vom Kaiserspecht, Picus imperialis, *Gould.*, herrührt, wird viele Jahre lang beibehalten, wenn keine Störung eintritt. Die Pärchen halten treu zusammen und das Männchen zeigt sich zärtlich und liebenswürdig. Wenn aber das Brutgeschäft beginnt, bleibt das Weibchen einsam und besorgt die Brut allein. Die 7—12 Eier sind länglich, glattschalig, von Farbe gelblichweiß, oder auch mit grünlichem Schein, die Brutzeit dauert 25—26 Tage. Die Maße der Eier betragen 48 + 36 mm. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, so werden sie von der Mutter im Schnabel, eines nach dem andern, zum nächsten sichern Wasser getragen, ohne beschädigt zu werden. (Cabanis, Journ. 1875, 382.) Das Männchen streicht während der Brutzeit mit andern seinesgleichen umher, kommt im Juli in die Mauser und ist dann vom Weibchen nicht mehr viel unterschieden. Sie fliegen selten in größeren Scharen, sondern nur in Familien von einigen Individuen vereinigt. Die Brautente nährt sich von Sämereien, Beeren, zarten Wasserpflanzen, Getreide, Würmern, Schnecken, Insekten,

Laich und kleinen Wirbeltieren; ist leicht einzugewöhnen, auch wenn sie alt gefangen worden ist. Man füttert sie wie die Stockenten. Als Park- oder Hofvogel verdient diese schöne Ente mehr als jede andere gehalten zu werden, da sie jetzt durch Vermittlung der Tiergärten ohne namhafte Kosten zu erwerben ist, wenig Ansprüche macht und sich leicht fortpflanzt. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, besonders wenn ihr Aufenthalt naturgemäß ausgestattet und ruhig ist; sie gewöhnen sich auch zutraulich an den tierfreundlichen Pfleger, besser als die Stockenten, machen auch — bei Freiflug — weitere Ausflüge, ohne die Heimkehr zu vergessen (wie sonst bei vielen Wildenten üblich), und sind leicht zum Brüten zu bringen, wenn passende Nistkästen geboten werden. Herr Oberst Kaltenmaier in Basel, ein intelligenter Liebhaber und Züchter feiner Rassen, besonders von Fasanenarten, hat einen kleinen Teich so reizend und idyllisch angelegt, daß diese schönen Enten nicht nur daselbst brüten, sondern auch Ausflüge ins Freie machen, aber immer wiederkehren. Auch andere Wildenten fühlen sich heimisch in diesem traulichen Winkel. (Schweiz. Bl. 1890, Nr. 27.) — Ihre Stimme ist ein wohllautendes „piii", ein warnendes „huik huik!" Die Indianer verstehen es, ihre Pfeifenrohre sehr geschmackvoll mit dem gegerbten Pelz des Kopfes und Halses dieser schönen Enten zu verzieren.

Die Mandarin-Ente. Anas galericulata, *Linné.*

Englisch: Mandarin-Duck. — Französisch: Chinese canard.

Nicht nur die schönste Ente, sondern überhaupt einer der schönsten Vögel.

Kennzeichen. Auf dem Scheitel ein Federschopf, der oben grün ist; die kragenartig verlängerten Halsfedern rotbraun; eine besondere Zierde sind zwei Federn an jeder Seite des Rückens, welche sich wie zwei große Schmetterlingsflügel über dem Rücken erheben und wie Fächer aussehen. Größe der Brautente.

Beschreibung. Beim Männchen sind die Federn des Kopfbusches oben grün und purpurblau, seitwärts und hinten ins Nußbraune ziehend; vom Auge zieht sich ein breiter gelblichweißer Streifen gegen den Hinterkopf; die verlängerten spitzen Federn der Halskrause sind kirschrot; Vorderhals und Seiten der Oberbrust braunrot. Die erwähnten breiten schmetterlingsartigen Rückenfedern haben an der äußern Seite des Kiels Fasern von außerordentlicher Länge und ragen bei geschlossenem Flügel über den Rücken hervor, wodurch sich die männliche Ente von allen andern Arten unterscheidet. Diese Federn sind oben hellbraunrot, weiß und schwarz eingefaßt, unten blau-, nach dem Ende braunrot. Die Brustseiten sind je durch 2 schwarze und 2 weiße Querstreifen bezeichnet, während die Tragfedern, wie bei der Brautente, auf gelblichem Grunde dunkle Querwellen tragen; die Unterseite ist weiß; die Schwungfedern bräunlich grau, nach außen weiß gesäumt. — Das Weibchen gleicht dem der Brautente, doch ist seine Grundfärbung blässer und fahlgelblicher, der Kreis ums Auge und der nach dem Hinterkopf ziehende Streifen schmäler. — Auch die Jungen im Dunenkleid sind denen der Brautente ähnlich. — Anfangs Juni legt das Männchen sein unansehnliches Sommerkleid an und ist dann vom Weibchen kaum mehr zu unterscheiden.

Die Mandarinente bewohnt Nord-China, Japan, die Amurländer und zieht sich im Spätjahr bis nach Süd-China hinab. Sie ist bei uns zu Lande noch selten, weil sie teuer ist, jedoch in den meisten Tiergärten zu treffen. Ihr Freileben, das Brüten auf Bäumen in Asthöhlungen, Zahl und Farbe der Eier stimmen sehr mit der nahe verwandten Brautente überein; ebenso auch ihr Betragen. Für die Zucht ist aber diese Ente minder geeignet, woraus sich denn auch der viel höhere Preis der Mandarinente erklären läßt. Vielleicht wäre ein Zusatz von animalischer Nahrung, zerkleinertes Fisch- oder Schlachtfleisch, Ameiseneier, Eierkuchen, Quark; von

Sämereien aber Hanf, Hirse, Glanzhafer ein dienlicher Zusatz, um bessere Bruten herzustellen, denn so sehr die beiden Entenarten miteinander übereinstimmen, ist es doch möglich, daß sich die Mandarinente in Freiheit mehr von Wassertierchen nährt, als von Pflanzenteilen.

Die Buntschnäbelige Ente. Anas poecilorhyncha, *Pennant.*

Eine schöne Rasse, welche in Indien und Ceylon heimisch ist und dort wild lebt. Sie findet sich an gleichen Plätzen, wie unsere Wild- oder Stockente, nistet im langen Grase und legt bis 10 grünlichweiße Eier.

Scheitel und Nacken sind dunkelbraun mit hellbraunen Säumen; eine dunkle Linie vom Oberkiefer durch das Auge; Gesicht und Hals dunkel braunrot mit schmalen braunen Stricheln; Oberkörper und Schulterfedern dunkelbraun; große Flügeldeckfedern weiß, und schwarz gesäumt; 1. Schwingen braun; 2. Schwingen bilden einen schönen grünen Spiegel, mit schwarzer Spitze und weißen Säumen an der Innenseite der Federn; 3. Schwingen weiß, auf der Innenseite braun; Unterrücken schwarz; Schwanz braun; Brust hellbraun mit dunklen Säumen; Unterteile schmutzig weiß; untere Schwanzdecken schwärzlich braun. Schnabel schwärzlich, mit einem roten Fleck an der Wurzel und gelber Spitze; Iris braun; Füße orangegelb. Größe unserer Wildente, so auch das Weibchen in Farbe und Größe.

Es sollen die „schmackhaftesten" aller Enten sein; bis jetzt ist aber ihre Domestizierung noch nicht gelungen.

Die Indische Lauf-Ente. Anas cursoria.

Englisch: Indian Runner. Fig. 90.

Diese hübsch gezeichnete Ente ist erst seit ca. 20 Jahren in England eingeführt und es wird diese Rasse wohl auch noch in Deutschland eingeführt werden.

Was die Zeichnung anbetrifft, so möge der Leser das wohl gelungene Textbild vergleichen. Der Erpel zeigt eine dunkle Mütze auf dem Kopf, welche Farbe sich unter dem Auge in einem breiten Backenbarte längs der Kehle fortsetzt und hinter den Augen endigt. Der Schnabel ist lang und dünn, olivengrüngelb; der Hals schlank und von weißer Farbe; die Brust silberfarben, schiefer- oder bläulichgrau; ebenso der Sattel; unter den weißen Schwungfedern ist das Gefieder schwarz; der Schwanz ist hell, die Beine orangefarben. — Die Ente ist ähnlich gezeichnet, aber ihre Färbung zeigt Braun in verschiedenen Tönen, variierend von rehbraun bis dunkelbraun. — Die Jungen sind keineswegs empfindlich gegen die Witterung, entwickeln sich schnell, und — obwohl nie besonders groß — liefern sie doch einen sehr feinen Braten.



Fig. 90. Indische Lauf-Ente.

Als Lege-Enten sollen sie vorzüglich sein, und fast das ganze Jahr, nur die Mauserzeit ausgenommen, legen. — Sie variieren im Gefieder in braun, weiß, rotgefleckt, doch sind braune und weiße vorherrschend, welche denn auch für den eigentlichen ursprünglichen Farbenschlag gehalten werden. Eine ganze Schar der gleichen Zeichnung sieht sehr hübsch aus.

Die Erpel dieser Rasse haben die eigentümliche Gewohnheit, sich fast wie Kröpfer aufzublasen. Sie stehen nahezu senkrecht da, blasen ihren Kropf auf, bis er vom Schnabel berührt wird, stoßen dann einen tiefen Atemzug aus, senken den Kopf nieder und rasen mit ausgestrecktem Halse im Kreise rund um die Enten ihrer Kette herum.

* * *

Von andern Wildenten wären noch viele hieher zu ziehen, aber teils sind sie zu selten, teils auch kommen sie nicht lebend in den Handel und in die Hände der Geflügelfreunde.

Wer in den Besitz solcher schönen Fremdlinge kommt, hat dieselben so einzugewöhnen, wie es bei unserer „Wildente, A. boschas", angegeben ist. Sie sind meist sehr ängstlich und menschenscheu, gehen nur ungern ans Futter und müssen einige Zeit gestopft werden. Zu andern eingewöhnten verträglichen Enten gebracht, werden sie sich leichter der Gefangenschaft fügen, aber verträglich sind eben die meisten Enten nicht, deshalb macht ihre Eingewöhnung auch Mühe.

Familie **Gans**, Anser, *Brisson* 1860.

Barrère 1745; *Bechst.* 1802; *Steph.* 1819; *Boje* 1826; — Chionochen, *Reichb.* 1851.

Schnabel meist von der Länge des Kopfes; an der Wurzel bedeutend hoch, viel höher als breit, nach vorn allmählich abfallend, oben und unten in einen breiten gewölbten scharfschneidigen Nagel endigend; der Mund nur bis an den Kopf gespalten; die Randschneide des Oberkiefers übergreifend, inwendig mit starken Quereinschnitten, deren äußerste Enden in kegelförmige Zähne ausgezogen sind, denen die gleichmäßigen, noch schärfern Zähne des Unterkiefers entgegenstehen; am Gaumen ebenfalls eine Reihe kurzer Zähne; das durchsichtige Nasenloch öffnet sich vorn in der Schnabelmitte, in einer mit weicher Haut überspannten Nasenhöhle; die Füße sind von mittlerer Größe, kräftig, die drei starken Vorderzehen mit vollen Schwimmhäuten, die kleinere freie Hinterzehe etwas höher gestellt und berührt den Boden nur mit dem Nagel; Läufe vorn genetzt mit sechsseitigen längsgestellten Horntäfelchen besetzt, die seitlich kleiner und etwas viereckig werden; Schwimmhäute gegittert; die Färbung derselben ist verschieden, meist hell; die Flügel ziemlich groß, bis zur Schwanzspitze reichend; vorn spitz, die 1. und 2. Schwinge die längsten, denn zwei rudimentäre steifspitze Federchen vor denselben, nur 40—50 mm lang, können nicht als Schwingen gezählt werden. Am Flügelbug steht eine harte Schlagwarze; Schwanz kurz, aus 14—20 Federn bestehend. Das kleine Gefieder ist sehr dicht und weich, bei den echten Gänsen am Hals in unregelmäßige Längestreifen geteilt. Der Kopf ist schmal, etwas klein, der Hals ziemlich lang und dünn; die Färbung des Gefieders weiß, schwarz und grau mit geschuppter Zeichnung, das sogenannte „Gänsegrau". Die Mauser ist einfach, bei den Gänsen aber eine bange Zeit, denn die Schwingfedern fallen in der letzten Periode beinahe alle zumal aus, wodurch sie einige Zeit am Fliegen behindert sind, und nun in stiller Zurückgezogenheit ihre verstecktesten Plätze aufsuchen, um nicht gefährdet zu werden. — Der Schädel stimmt mit dem der Enten überein, Halswirbel finden sich meist 17,

bei aegyptiacus nur 14; 9 Rücken- und 7 Schwanzwirbel; die Luftröhre ohne Biegungen; die fleischige Zunge verhältnismäßig hart, seitwärts gezähnelt; der Kropf weit; der Magen muskulös.

Die Feldgänse sind vortreffliche Fußgänger, die besten unter allen Wasservögeln; auch ihr Flug ist kräftig, ausdauernd und fördert schnell, er ist meistens sehr hoch, nur an sehr düstern oder nebeligen Tagen fliegen sie so nahe an der Erde, daß man sie schießen kann. Ihre Bewegung beim Fliegen ist sanft, macht kein Pfeifen, und die schlagenden Flügel scheinen nicht über 2 Zoll von der Horizontallinie abzuweichen. Nur beim Auffliegen verursacht der starke Flügelschlag ein Gepolter, auch beim Niederlassen hört man ein Wirbeln. Im Wasser sind sie nicht so gewandt wie die Enten, können auch nicht besonders lange tauchen, letzteres mehr spielend, wie sie es besonders in der Jugend gerne thun, oder aus Not, dann aber auch tief; beim Schwimmen senken sie den vordern Teil des Rumpfes tiefer ein als den hintern. Sie leben fast allein von Vegetabilien, welche sie häufiger auf dem Trockenen als im Wasser suchen, stellen sich schwimmend auch auf den Kopf und gründeln, um auf diese Weise Nahrung zu erhalten. Die Wildgänse streifen weit umher, bleiben auch wenig lange an einem Ort, bringen fast den ganzen Tag auf dem Lande, in Feldern oder auf Wiesen zu, ziehen aber alle Abend regelmäßig fort, um sich auf Gewässern der Flüsse und Teiche zu begeben, wo sie oft erst nach Untergang der Sonne ankommen, um die ganze Nacht daselbst zuzubringen. Jede ankommende Schar wird mit Freudengeschrei empfangen und antwortet mit dem gleichen Gelärme. Morgens begeben sie sich wieder auf die Weideplätze. Ihre Sitten sind denen der Enten entgegengesetzt, welche nachts das Wasser verlassen und dafür die Weideplätze aufsuchen. Mit ihrem scharfen gezähnelten Schnabel können sie die Pflanzen gut benagen und abbeißen, besser als irgend ein anderer Vogel es in dieser Weise kann. Ihre Wanderflüge machen sie gesellig in großen und kleinen Scharen, welche sich oft zu Tausenden in ein einziges Heer vereinen, das aber dann stets aus vielen kleinen Familien besteht, die unter sich streng zusammenhalten, ihre eigenen Anführer haben, und sich so dem großen Haufen anschließen, mit welchem sie die gemeinschaftlichen Futterplätze besuchen. Ein solches Heer zerfällt wieder in drei Hauptteile, in die Vor- und Nachhut und in die Hauptarmee; auf diese Weise ziehen sie nach den Weideplätzen, wie auf die Reise. Die verschiedenen Arten weiden dabei getrennt, ohne sich ganz von der Schar abzusondern. Mit Enten, Schwänen und andern Vögeln halten sie keine Gemeinschaft. Auf der Wanderung bilden sie eine schräge Linie, wenn es nur wenige, zwei Linien, wenn es ihrer viele sind, die sich im spitzen Winkel vereinen (Pflugschleife). Voran fliegt wahrscheinlich das älteste und erfahrenste Individuum. Vater Joh. Andr. Naumann sagt: Die Ordnung beim Zug wird von keinem Vogel so in acht genommen, als bei den Kranichen, Störchen und Gänsen. Fliegt nur ein einzelnes Paar, so ist meist das Weibchen voran. — Sie sind vorsichtig, sehr wachsam und scheu; obwohl Tagvögel, die bei Nacht ruhen, hört man zuweilen auch während der Wanderzeit bei mondhellen Nächten ihre Stimmen in der Luft. Das dichte, warme Federkleid befähigt viele Arten, im höchsten Norden den kurzen Sommer zuzubringen und daselbst zu brüten, obwohl auch die heißen Erdgürtel viele und schöne Arten aufzuweisen haben. Auch für die Gänsearten ist die Mauserzeit, wie bemerkt, eine sehr ängstliche, weil sie fast alle Schwingen zumal verlieren und dann einige Zeit flugunfähig sind und ihre abgelegensten Verstecke aufsuchen. Unsere nordischen Arten überwintern in Südeuropa, Südwestasien und Nordafrika. Ihre Hauptzugzeit fällt auf die Monate September und Oktober, obwohl vorausreisende Scharen sich schon Ende August sehen und hören lassen. Die Zeit ihrer Wiederkehr ist — je nach der Witterung — im März und April.

Die Wildgänse leben in Monogamie, und die einmal geschlossenen Ehen dauern für die Lebenszeit. Ihre Nester verstecken sie in schwer zugänglichen Morästen im Schilf, Rohr und in Binsen; sie legen große weißliche Eier. Die Familienmitglieder sind sehr anhänglich und bleiben unter steter Obhut des Vaters bis zum nächsten Frühjahr, wo sich dann die Jungen absondern. Sie ziehen die süßen Gewässer den salzigen vor, bringen aber die meiste Zeit auf dem trockenen Lande zu. Man zählt zu dieser Familie etwa 45 Arten, welche in mehrere Gruppen eingeteilt sind.

Gruppe: **Feldgans**, Anser, *Brisson* 1760.

Chen, *Boje* 1822. — Hierher paßt auch die Familienbeschreibung. Für diese Gruppe zählt Gray in seiner Hand-List etwa 12 Arten, wovon hier: 4 Arten mit 3 Varietäten.

Die Weiße Wildgans. Anser hyperboreus, *Pallas.*

Schneegans, Weiße Gans, Polar-, Nordgans. — A. niveus, *Briss.*; — A. hyperboreus, *Pall.* 1769; — *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — A. nivalis, *Forster* 1781; — Anas hyperborea, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.* 1791; — Chionochen hyperboreus, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Das ganze Gefieder, ausgenommen die schwarze Flügelspitze, rein weiß; Oberkiefer seitlich mit Längsfurchen durchzogen; Schnabel und Füße orangefarbig. Die Flügel sind in der Ruhe mit dem Schwanz fast gleich lang, und enthalten 28 Schwingfedern, wovon die 10 ersten schwarz mit weißen Kielen sind. Im Schwanz sind 16 fast gleich lange Federn. Im Jugendkleid lichtgrau gewölkt; Schnabel und Füße grau. Größe etwas geringer als bei der Graugans. Gewicht 5 Pfund.

Länge (ohne Schnabel) 81 cm, Flügellänge 48 cm, Flugbreite über 15 dcm, Schwanz 14,5 cm, Schnabel 6 cm, Lauf 6 cm. Weibchen und junge Vögel kleiner.

Sie gehört dem hohen und höchsten Norden der Erde an. Am wenigsten wird sie in Europa getroffen; in Asien kommt sie nur nach Osten hin vor, so namentlich auf dem Kossogolsee (36 Meilen lang, durch seinen Abfluß Iga mit dem Selengastrom und Baikalsee in Verbindung stehend) in großen Scharen, und nach der Behauptung der dortigen Einwohner sollen sie auch daselbst nisten. Auf dem Kaspimeer überwintern sie nur selten. Dagegen zeigen sie sich in China und Japan, und auf der Halbinsel Korea mitunter in unabsehbaren Scharen, welche im März wieder ihren nördlichen Brutplätzen zuwandern. — Im höchsten Norden Nordamerikas sind sie allgemein verbreitet, und gehören zu den am zahlreichsten vorkommenden Arten, welche in den unermeßlichen Sümpfen der dortigen Tundren brüten. Im September wandern sie in die südlichen Staaten und kommen dann zuweilen bis Karolina, Mexiko und auf die Antillen. Höchst selten aber zeigen sie sich im nordöstlichen Europa, und nur wenige Exemplare solcher — durch strenge Winter und heftige Stürme herumgetriebenen Schneegänse — sind für Deutschland zu verzeichnen. — Sie nisten innerhalb des Polarkreises in unermeßlichen Scharen an Landseen und andern Gewässern der Tundra, bauen wie die Graugänse und legen 6—8 schmutzig gelblichweiße Eier; diese messen 72 + 48 mm.

Trotz der einfachen Färbung ist die Schneegans mit dem blendendweißen Gefieder, den schwarzen Flügelspitzen und den lebhaften Farben des Schnabels und der Füße ein schönes Geschöpf, und schon von weitem und in großer Höhe von den andern Gänsearten zu unterscheiden. Sie ist besonders gut zu Fuß, hat einen ausdauernden, schnellen Flug, und das Eigentümliche, daß sie auf dem Wander-

zug, wo eine hinter der andern fliegt, ein stumpferes Dreieck bilden, als andere wandernde Gänsearten. Für die Bewohner der hochnordischen Länder sind die Schneegänse von großem Nutzen; ihr Fleisch wird als wohlschmeckend gerühmt und jährlich in Menge von denselben verzehrt, oder in die europäischen Kolonien zum Verkauf gebracht. In dem stets gefrornen Boden jener hochnordischen Länder, welcher im hohen Sommer kaum 20 cm tief auftaut, werden tiefe Gruben gemacht, die gerupften und ausgeweideten Gänse schichtenweis aufeinander gelegt und wieder mit der gefrorenen Erde bedeckt. Hier halten sie sich zum Gebrauch so frisch wie in einer Eisgrube. Wenn aber das Federwild nicht gerupft und ausgeweidet wird, so geht es trotz der Eisdecke zu Grund. Eine Fangart im großen liest man: „Buffons Ueberstzg. 32. Bd. S. 248 von Pallas." Auch ihre Federn finden als eine sehr gute Ware willige Abnehmer.

Die Graue Wildgans. Anser ferus, *Linné* (cinereus, *Meyer*).

Graugans, Stammgans, Märzgans, Sommergans, Hagelgans, gemeinhin Wildgans. — Anser ferus*), alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; *Temm.* 1815; *Steph.* 1819; *Oken* 1837; *Rchw.* 1882; — Anas anser, var. ferus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; — Anser sylvestris, *Frisch*; *Briss.*; — Anser vulgaris, *L.* 1748; *Bechst.* 1809; *Pall.* 1811; — Anser cinereus, *M. & W.* 1810; *Br.* 1831; *K. & Bl.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *v. Hom.*; *Mev.* 1886; — A. palustris, *Flemm.* (*ex Ray*) 1828. — *) Der von Linné gegebene Name ist zur Ueberschrift gewählt. Fig. 91.

Kennzeichen. Der Schnabel ist orangefarbig ohne Schwarz, mit weißlichem Nagel; das nackte Augenlid und die Füße fleischfarbig; der ganze Unterrücken, Unterflügel und ein breiter Rand des Oberflügels hell aschfarbig; im Alter ist die Brust schwarz gefleckt. Die Flügelspitzen erreichen das Schwanzende nicht.

Länge 8 dcm, Flugbreite fast 16 dcm, Schwanzlänge 15,5 cm, Schnabellänge 7 cm, Höhe des Laufs 8,3 cm. Größe einer Hausgans, aber leichter. Gewicht etwa 7 Pfund.

Beschreibung. Hauptfärbung grau mit braunem und graugewässertem Rücken (gänsegrau), Schwungfedern dunkelbraun mit schwarzer Spitze; der ganze Unterrücken, der Unterflügel und ein sehr breiter Rand des Oberflügels hell aschfarbig, am Bauche weiß. Im Jugendkleid mit düstergrauem Gefieder und ohne schwarze Flecken auf der Brust. — Das Nestkleid besteht aus einem dichten Pelz von weichen haarartigen Dunen, die Oberseite ist düster olivengrün, auf den Seiten grünlichgelb, unten hell weißgelb. Lebendig kann man sie von jungen Hausgänsen leicht unterscheiden, der Hals ist dünner, mehr gebogen, der Rücken gekrümmter, der Bauch aufgezogen, die Schenkel herausgestreckt, deshalb stelzenbeiniger, auch laufen sie leichter und mit anderem Anstande. — Der Schnabel ist orangegelb ohne Schwarz; der Augenstern dunkelbraun; das nackte Augenlidrändchen und die Füße blaß fleischfarbig.



Fig. 91. Graue Wildgans.

Von der Acker- und Saatgans unterscheidet sie, außer den angegebenen Kennzeichen, sehr bestimmt eine mehr rein aschgraue, als braungraue allgemeine

Färbung; von der kleinern Bläßengans schon ihre bedeutendere Größe. Von der grauen Hausgans unterscheidet sie nichts als ihre schlankere Figur, etwas ausgebildetere Flugwerkzeuge und größere Gewandtheit, daher hält man sie mit voller Berechtigung für das Stammtier unserer Hausgans.

Diese Wildgans bewohnt ein gemäßigtes Klima (nicht aber den hohen Norden, wie man früher glaubte) in Europa und Asien. In unserem Erdteil: England, Norwegen, Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, die Mark, Sachsen, Schlesien und Böhmen, nebst andern zusagenden Strichen in Deutschland; ferner Oesterreich-Ungarn, die Moldau und Walachei, Bulgarien, Südrußland, besonders die Dobrudscha, wo sie gemeiner Brutvogel ist; die Türkei, Griechenland und Kleinasien mehr als Wintervogel. In Asien kommt sie im ganzen gemäßigten und südlichen Sibirien bis China und Japan vor. Im Winter bis Indien und Schangay. In unserem Vaterland bewohnt sie die wasserreichen Striche der oben angegebenen Staaten als mehr oder minder häufiger Brutvogel.

Als Zugvogel kommt sie familienweise oder in größern Vereinen bald Ausgangs des Februar, oder wenn keine gelinde Witterung ist, erst im März an, wenn auch Eis und Schnee noch nicht ganz abgeschmolzen ist, und zeigt ihre Ankunft durch fröhliches Schreien an. Ihr Wegzug im Herbst ist unmerklicher. Flugfähige junge Gänse ziehen ohne Anleitung der Eltern schon Ende Juli ab; die meisten jedoch zu Ende des August. Spätbruten — deren aber nur wenige sind — im September und Anfangs Oktober. Alle später bemerkten Graugänse sind herumstreichende Nachzügler. Im Winter erblickt man bei uns keine Graugans mehr. Auch an den Südküsten des westlichen Europa überwintern nur wenige. Ebensowenig in Südfrankreich und Italien. Desto häufiger aber in Südrußland, in der Dobrudscha, am Kaspimeer, wo sie auf einigen unbewohnten Inseln auch frühzeitiger Brutvogel ist; an den großen Seen Südsibiriens, und nach Keyserling und Blasius auch am Stillen Ocean. Während des Wanderflugs bilden sie ein hinten offenes Dreieck; man sagt, mit dem ältesten Ganser an der Spitze.

Einsame tiefliegende Gegenden, wasserreiche morastige Wüsteneien von großer Ausdehnung voll Schilf und Rohr mit großen Wasserflächen abwechselnd, teilweise mit Wald durchschnitten, wo die Ufer außer den Wasserpflanzen noch mit Gesträuch besetzt sind; große schilfreiche Seen und Landstriche von solcher Beschaffenheit sind die Orte, wo sie bisweilen in Menge beisammen nisten, und die sie auch gerne alle Jahre wieder beziehen, falls die Störungen und Veränderungen nicht zu auffallend sind. Insbesondere haben solche Gegenden einen Vorzug, wo Viehweiden, Aecker und Wiesen nicht allzu entfernt sind.

Im Frühjahr, zu Ende des Februar, gewöhnlich in der ersten Hälfte des März, kommen sie, wie schon bemerkt, in großen Gesellschaften und mit vielem Lärm bei den Brutplätzen an und sehen sich nach den schicklichsten Stellen für ihre Nester um. Die ältern Gänse sind gewöhnlich schon verpaart, die jüngern Männchen, welche sich zum erstenmal verpaaren, beginnen ihre Kämpfe um die Weibchen, und die noch nicht brütefähigen Gänse sondern sich in kleine Vereine ab und treiben sich gesellig, jedoch nicht allzuweit von ihren Stammgenossen, höchstens eine Meile entfernt, herum. — Die Stellen, welche auf größern Teichen zu Nestern gewählt werden, sind gewöhnlich weit vom Ufer entfernt, oder doch an den abgelegensten einsamsten Plätzen, von schwer oder gar nicht zugänglichem Morast oder tiefem Wasser umgeben, im Schutze von altem Schilf und Rohr oder durch Wasserweidengesträuch verborgen. Sehr gern wählen sie Inseln, die mit Schilf und Gebüsch überwachsen sind. Zum Nestbau werden eine Menge Materialien genommen, Schilfstengel, Stämme und Strünke, Halme und Blätter, Rohr, Seggenschilf, Binsen u. dergl., das stärkste zu unterst, und so ein Haufen ohne besondere Ord-

nung aufeinander geschichtet, welcher in der Mitte eine Vertiefung hat. Das Weibchen legt nun je nach dem Alter 5—10 Eier, die jungen weniger, die kräftigen, ältern mehr. Diese sind 8,1 cm lang und 5,7 cm breit, die Form ist eine ziemlich regelmäßig eiförmige, die Schale glatt, dichtporig, ohne Glanz, manchmal rauh anzufühlen, die Farbe trüb gelblichweiß. Sie gleichen den Eiern ihres gezähmten Abkömmlings, der Hausgans, zum Verwechseln. Innerlich scheint die Schale schmutziggelblich durch. Die Hauptlegezeit fällt in den April. Sobald das Weibchen ausgelegt hat, rupft es sich auf der Unterbrust und dem Bauch Dunen aus, mit welchen es die Eier umgiebt und nun mit fast bloßer Haut dieselben berührt. Auf Bornholm sind diese Nestdunen ein Nebeneinkommen des Kommandanten; deshalb werden die Brutgänse sehr geschont, und sind infolge dieser Schonung auch recht zutraulich. Bei jedesmaligem Abgange werden die Eier mit diesen Dunen bedeckt. Nach 27—28 Tagen schlüpfen die Jungen aus, einen Tag werden sie noch von der Mutter erwärmt und abgetrocknet, dann aber aufs Wasser geführt und unterwiesen, grüne zarte Spitzchen von Wassergräsern, Entengrün u. dergl. abzupflücken, wo möglich aber bald an ein grünes Inselchen oder dergleichen Ufer geleitet, wo sie zu weiden beginnen und sich sättigen. Abends begiebt sich die Mutter mit den Jungen ins Nest zurück und nimmt die Kleinen unter die Flügel, um sie vor nächtlicher Kühle zu schützen. Dies dauert so einige Wochen fort, nach welcher Zeit die Jungen keinen Raum mehr unter der Mutter finden, sondern dicht an sie gedrängt die Nächte zubringen. — Beim Ausziehen auf die Weideplätze zieht die Mutter voran, ihr folgen die Jungen auf ein Klümpchen zusammengedrängt, endlich kommt der Vater mit hoch aufgerichtetem Halse, ängstlich für die Sicherheit der Seinen bedacht und umher spähend, um bei dem geringsten Schein von Gefahr ein Zeichen zu geben, auf der Hut zu sein oder zu fliehen. Tritt eine wirkliche Gefahr ein, so ist der Herr Papa indessen der erste, welcher unter kläglichem Schreien die Flucht ergreift, wahrscheinlich um den Seinigen ein Beispiel seiner Gewandtheit zu geben. Die Mutter dagegen benimmt sich mutvoll und ist eher auf die Rettung ihrer Kinder als auf die eigene bedacht, fordert sie durch ängstliches Schreien auf, sich im Wuste zu verstecken, oder wenn das Wasser nicht weit, sich hineinzustürzen und durch Untertauchen zu retten. Ergreift man ein Junges, so stürzt sie schreiend herbei, fliegt dem Kinderräuber beinahe an den Kopf und verfolgt ihn dann noch eine weite Strecke. Auch im Falle einer Flucht fliegt sie nie weit weg, und ist bald wieder da, wenn die Gefahr sich entfernt hat, um die Ihrigen zu versammeln; später kommt auch der vorsichtige Vater wieder zu seiner Familie.

Eine besondere Eigentümlichkeit erzählt uns Naumann; es ist das Führen der Jungen auf ein anderes, von einem kleinern auf ein größeres Wasser, oder umgekehrt. Ihr Betragen hiebei ist voll Widersprüche und Rätsel, das Ausführen ihres Vorhabens voll Starrsinn. Wenn sie einmal einen Teich verlassen wollen, so führen sie es durch, wenn auch sämtliche Junge dabei zu Grunde gehen sollten. Die schwachen, oft kaum 2 Wochen alten Gänschen werden zuweilen auf 2 und 3 Stunden entfernte Wasser über freies Feld, Landstraßen, Feldwege, an Mühlen und selbst Dörfern vorbei geführt, so daß auf einer solchen unsinnigen Reise die Jungen durch Raubtiere oder durch die Strapazen des Marsches umkommen. Auch wenn man die Jungen mehrmals einfängt und auf die früher bewohnten sichern Teiche zurückbringt, lassen die Alten von ihrem tollen Vorhaben nicht ab und führen jene beharrlich wieder fort. Man will damit in Einklang bringen, daß das Vorgefühl eines trockenen Jahrgangs sie dazu antreibe, solche Teiche zu verlassen, welche in der Sommerhitze dem Austrocknen verfallen (Cabanis, Journ. 1855, 241). Wenn durch irgend ein Mißgeschick die Jungen um ihre Eltern gekommen sind, so schlagen sie sich zu andern Familien, wo sie friedlich aufgenommen werden.

Sie fressen von Getreidekörnern: Weizen, Roggen, Spelz, Erbsen, Linsen, Buchweizen, am liebsten Gerste und Hafer, indem sie die halbreifen und reifen Körner aus den Aehren und Kapseln herausklauben. Die Roggenkörner mögen sie am wenigsten, desto mehr aber die junge grüne Roggensaat; Erbsenkörner und das grüne Kraut dieser und der Wicken sind willkommen, dagegen verschmähen sie alle Wickenkörner, vermutlich weil sie ihnen schaden. Gern verzehren sie Mais, Eicheln und Bucheckern. Mit ihrem kräftigen gezähnelten Schnabel benagen und verspeisen sie rüben- und knollenartige Wurzeln, wie Möhren, weiße Rüben, Kartoffeln, Kohlrüben, Erdnußkraut (Lathyrus tuberosus), die Wurzeln von Löwenzahn, Kümmel, Pimpinell, wilden Möhren, vom Schilf, Rohr, Binsen u. a. Auch Rinde und Holz benagen sie gern, mehr zur Spielerei, wie es scheint, als um sich davon zu nähren. Von den Getreidearten weiden sie die jungen frischen Blätter ab; erst wenn diese älter und härter werden, achten sie solche weniger. Besonders gern fressen sie die sogenannten Gänse- oder Milchdisteln (Sonchus oleraceus, asper und arvensis). Unter allem aber behauptet junges, grünes, weiches Gras den Vorrang, ebenso der Klee, den sie vorzüglich zu der Zeit lieben, wenn er noch im ersten Triebe steht. Beim Weiden legen sie den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, um mit den gezähnelten Seitenrändern ins Gras zu greifen und so auf schnellere Weise die Kröpfe vollzustopfen. Schwadengras (Festuca fluitans) und Wasserlinsen (Lemna), auch Entengrün genannt, lieben besonders die noch kleinen Jungen. Sie weiden nur am Tage, abends fliegen sie auf Gewässer, wo sie übernachten.

Aus tieferem Wasser suchen sie mittels Eintauchens des langen Halses manches Genießbare vom Grund wegzuholen; wo dies nicht ausreicht, stürzen sie den ganzen Vorderleib ins Wasser, daß der Hinterkörper senkrecht in die Höhe steht, um den tiefer liegenden Nahrungsmitteln näher zu kommen, was man gründeln nennt. Auch verschlucken sie Dammerde oder groben Sand, welche bei den Reibungen des Magens die raschere Zerkleinerung der genossenen Pflanzenstoffe bewirken.

Kommt man in den Besitz von jungen oder alten Graugänsen, so erhält man sie mit demselben Futter, wie ihre nächsten Verwandten, die zahmen Gänse; was diesen zuträglich ist, bekommt auch ihnen wohl. Gerste, Hafer, gelbe Rüben (für die Jungen zerkleinert), Kohl, Klee, Gras, Milchdisteln sind unbedingt ein zuträgliches, gedeihliches Futter. Im Winter verlangen sie gegen Kälte, gegen die sie empfindlich sind, hinreichenden Schutz, weshalb man sie in einem warmen Stalle unterbringt, bei heiterem Wetter aber sogleich wieder herausläßt, weil sie bei anhaltendem Einsperren leicht verkümmern. — Den Durst stillen die Graugänse am liebsten mit klarem Wasser; auch nehmen sie sehr gerne ein Bad, indem sie schwimmend Kopf und Hals eintauchen, Wasser über sich hinabrollen lassen, mit halbgeöffneten Flügeln dazu schlagen, und gewöhnlich, wenn das Bassin tief genug ist, einigemal mit kurzem Anlauf tauchen, um sich gehörig abzuspülen. Das Einfetten der Federn aus der Schwanzdrüse wird nachher sorgfältig vollzogen. — Jung auferzogene oder jung gefangene Gänse gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, werden leidlich zahm, und können daher auf dem Hofe mit beschnittenen oder gelenkten Flügeln unterhalten werden. Nach mehrjähriger Gefangenschaft pflanzen sie sich auch mit andern Gänsen fort, wenn man ihnen einen abgesonderten, geräumigen Platz mit einem Schilfteich oder Bassin anweisen kann. Sie verleugnen aber ihr angeborenes wildes scheues Wesen nicht ganz. Von vier — jung auferzogenen Wildgänsen, welche Boje zur Beobachtung unterhielt, gingen drei schon im ersten Jahre durch, und nur eine stellte sich im nächsten Frühling wieder ein und zwar 13 Jahre lang. Die Zeit ihrer Ankunft war vom 1. bis zum 4. April, nie bälder, nie später. Auf dem Hofe zeigte sie sich sehr zahm, außerhalb desselben aber so scheu wie alle Wildgänse. Ihr Besuch in den ersten Wochen war morgens und abends,

wo sie Futter holte, sich etwa eine halbe Stunde verweilte und dann dem nahen See zuflog; späterhin, zur Zeit, wo die Wildgänse ihre Jungen ausbringen, blieb sie länger, fast den ganzen Tag auf dem Hof bis etwa abends 10 Uhr, wo sie sich regelmäßig erhob und dem erwähnten See zuflog. Vor dem Aufflug ließ sie jedesmal einzelne Rufe vernehmen, welche sich immer schneller folgten, bis sie ordentlich im Fluge war, dann verstummte sie. Ihre Ankunft im Hofe war stets lautlos. Einmal brachte sie eine zweite Gans mit, nachdem sie zuvor hoch in der Luft gekreist hatten. Die wilde Gans folgte mit allen Zeichen der Furcht, erhob sich aber sofort wieder mit heftigem Geschrei und flog eilig auf Nimmerwiedersehen davon. Im Herbst zog die Hofgans mit andern Wildgänsen ab, bis sie — nach oben erwähnter Zeit — nicht mehr gesehen wurde. Alt eingefangene Gänse gewöhnen sich wohl an ihren Pfleger, aber nicht dauernd an die Gefangenschaft. — Sie sollen sehr alt werden, man sagt 80—100 Jahre, wozu ich aber ein ? mache.

Sie ist zierlicher und schlanker als die Hausgans, Kopf und Hals sind feiner, der Blick listiger und mißtrauischer; die Stimme hingegen ist sehr übereinstimmend und kann nur vom Kenner unterschieden werden; doch ist sie etwas durchdringender. Wo sie sich sicher glaubt, hört man ein nicht sehr lautes, plapperndes, schnelles „taddaddaddat"; ihre Lockstimme ist ein lautes und weit hörbares „kaahkakak", ein noch lauteres „kühkak"; mit einem schnatternden „kaahkakak, kahkak, kakakahkak" drückt sie den Jubel aus, wenn sie nach kurzer Trennung wieder zu den Ihrigen kommt; mit lautem gellendem Trompetenton: „täng!" ruft der Ganser seinem Weibchen; im Unwillen hört man sie zischen; die Gans ruft heller; die Jungen piepen ganz wie unsere jungen Hausgänse. Die Graugänse sind aber klug genug, überall zu schweigen, wo sie ihre Sicherheit gefährdet glauben.

Die Jungen, welche man Ausgangs der Ernte schießt, geben einen delikaten Braten. Uebrigens ist die Graugans ein scheues, vorsichtiges Geschöpf, und daher dem Schützen die allergrößte Behutsamkeit zu empfehlen, wenn er sich ungesehen an sie schleichen will. Wenn man auf den Seen und Teichen ihre Aussteigeplätze kennt, ist der Anstand, abends gleich nach Untergang der Sonne, wenn sie ankommen ihre Nachtruhe zu halten, und morgens vor Aufgang, wenn sie wieder nach ihren Weideplätzen ziehen, am meisten anzuraten. Eigentümlich ist das einem leisen Trommelwirbel ähnliche Geräusch, welches sie beim Einfallen verursachen. Zur Mauserzeit, im Juni, verlieren die Alten ihre Schwingen fast auf einmal, weshalb sie sich dann im Schilfe verborgen halten. Zu dieser Zeit kann sie ein guter Wasserhund fangen. Man kann sie auch an ihren gewöhnlichen Aussteigeplätzen und Bahnen mit Tellereisen und in Fußschlingen lebendig fangen; doch ist beides unsicher und langweilig. — Ihre Federn sind elastischer, als die der zahmen Gans. In der Jägersprache heißt Familie = Kette.

Die Saatgans. Anser segetum, *Gmelin.*

Roggen-, Bohnen-, Moor-, Zug-, Schnee- oder Hagelgans. — Anas segetum, *Gm.* 1788; *Penn.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791; — Anser segetum, *Bechst.* 1809; *M. & W.*; *Br.*; *K. & Bl.*; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — Anser arvensis, größere Var. (gilt aber auch als gute Art), *Br.* 1831; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — A. obscurus, kleinere Var., *Br.* 1831. Fig. 92.

Kennzeichen. Die Flügelspitzen reichen bedeutend über das Schwanzende hinaus; der Schnabel ist schwarz, zwischen dem Nagel und Nasenloch orangefarben; der Unterrücken dunkelgraubraun; der obere Flügelrand und Unterflügel düster aschgrau; 18—20 Schwanzfedern; (die im hohen Norden wohnenden Saatgänse scheinen federnreicher zu sein).

Länge 6,7 dcm, Flugbreite 16,5 dcm, Länge des Schwanzes 12,5 cm, Schnabellänge 6 cm, Höhe des Laufs 7 cm. Etwas schlanker als die Hausgans.

Beschreibung. Hauptfärbung braungrau mit hellern Kanten; die Brust bleicher, grau, silberweiß geschuppt; die Tragfedern sind tiefbraun mit bräunlich-weißen Kanten, die Schwingen sind braunschwarz. — Der Schnabel schwarz, in der Mitte orangefarben; die Augensterne sind tiefbraun; die Füße sind orangerot.

Zu bemerken sind folgende standhafte Abänderungen, die manche Autoren auch als Arten gelten lassen: Die Ackergans, A. arvensis. Von Vater Brehm 1831 zuerst beschrieben. Sie ist noch etwas größer als die Saatgans, hat einen etwas gestreckten, an der Wurzel sehr hohen und breiten Schnabel, der in der Mitte orangerot, am Nagel und hinten an den Schneiden aber schwarz gefärbt ist; die zusammengelegten Flügel erreichen gerade das Ende des Schwanzes; der Unterrücken ist schwarzgrau; der obere Flügelrand tief aschgrau. — Mutmaßlicher Brutvogel im ganzen nördlichen Finnland, aber nur in den Waldgegenden des innern Landes; in Lappland bis zur Nordgrenze des Nadelholzes; in Norwegen bis Ostfinnmarken. (Cab. J. 1876, 53.)

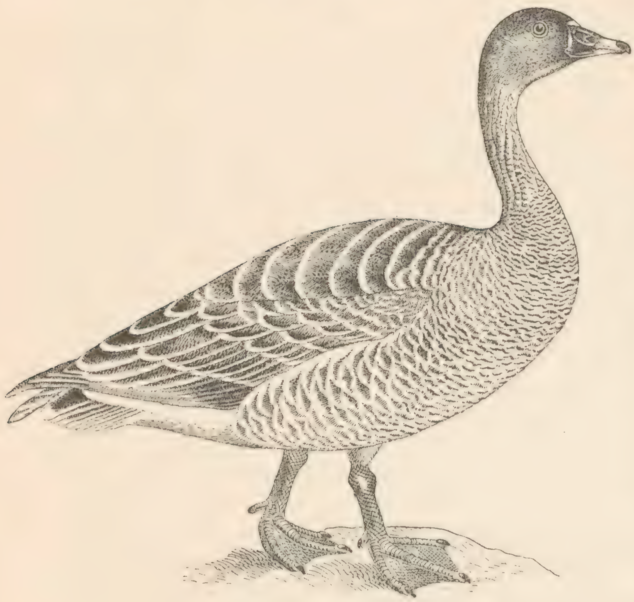


Fig. 92. Saatgans.

Die Kurzschnabelige, rosenfüßige Gans, A. brachyrhynchus, *Baillou* 1833; A. obscurus, *Br.*, A. brevirostris, *Thien.* 1838; A. phönicopus, *Bartlett* 1839. Sie ist merklich kleiner als die Saatgans, hat einen auffallend kurzen dicken, dem der Meergänse ähnlichen Schnabel, der schwarz gefärbt ist, aber ein blaß rosenrotes Querband hat; die starken Füße sind ebenfalls rosenrot gefärbt; die zusammengelegten Flügel erreichen das Ende des Schwanzes nicht. Die Totalfärbung dieser kleinen Gans ist eine sehr dunkle, besonders an Kopf und Hals. An Stirn und Kinn sitzen öfters kleine weiße Fleckchen. Bis jetzt ist diese Gans nur auf Spitzbergen als häufiger Brutvogel beobachtet worden. Auf dem Zug kommt die Kurzschnabel-Gans regelmäßig in Westeuropa vor, so in England, Nordfrankreich (wo Baillou im Jahr 1833 sie als neue Art bekannt machte), in Holland; seltener wird sie weiter östlich, an der deutschen Küste und in Jütland, noch seltener in Oesterreich-Ungarn gesehen. (Cab. J. 1883, S. 76, von Dr. Bolau.) — Wohl giebt es zwischen den beschriebenen, nahe verwandten Rassen wieder Mittelformen, welche das Feststellen der Lokalrassen erschweren, aber dieselben nicht aufheben.

Sie bewohnt den Norden aller drei Weltteile; auch Island. Im September bis in den Oktober hinein kommt sie auf dem Zug bei uns an, und im April kehrt sie auf ihre nördlichen Brutplätze zurück. Die nahestehende Ackergans kommt so ziemlich gleichzeitig, manchmal auch etwas später, als die Saatgans. Vom Herbst bis zum Frühjahr ist die Saatgans im mittlern Europa in vielen Gegenden in ungeheuren Scharen zu treffen, um zu überwintern, so lange es schnee-

freie Felder und offene Gewässer giebt; wird es aber strenger kalt, und namentlich wenn tiefer Schnee fällt, dann suchen sie mildere Gegenden auf. Sie erscheinen jährlich in Schwärmen auch in Italien, Ungarn und in der Türkei; bei anhaltendem strengem Winter gehen sie selbst über das Mittelmeer bis ins nördliche Afrika hinüber. In Deutschland giebt es Striche, wo sie häufig vorkommen. So ist, nach Landbeck, auch bei uns (in Württemberg) unweit Giengen an der Brenz, in der Nähe der Donau, bei Sachsenhausen ein hochgelegenes weites Feld, wo sich bei milden Wintern Tausende herumtreiben und erst im März an die Heimkehr denken. Auf der Wanderung fliegen sie sehr hoch und bilden entweder eine schräge Linie oder ein hinten offenes Dreieck. Während ihres Hierseins sind sie mehr Land- als Wasservögel, und besuchen besonders die Fluren, welche nicht gar zu weit, d. h. etwa 1—2 Stunden von Gewässern entfernt sind. Hier weiden sie unter Tags die Felder ab und fliegen des Nachts nach stehenden Wassern, um darauf zu schlafen. Sehr merkwürdig ist die Abneigung der Saatgans gegen die Graugans; wo sich die Saatgänse auf Gewässern zeigen, verschwindet die Graugans; auch bei Gezähmten bemerkt man diesen Widerwillen. Dagegen sieht man nicht selten Saat-, Schnee- und Bläßengänse in gemeinschaftlichen Scharen fliegen, nie aber vermischen sie sich untereinander, sondern die Arten halten gegenseitig zusammen. In China überwintern die Saatgänse in großer Anzahl bis zum Frühlingsabzug, und lassen sich oft im Innern der Stadt Peking nieder, wo sie sich viel zutraulicher benehmen als bei uns, weil sie daselbst durch schützende Gesetze allgemein geschont sind. — Zu Anfang Juli sind die alten Gänse leicht zu fangen, da sie während der Mauser beinahe alle Schwingen zumal verlieren.

Die Saatgans brütet in ziemlicher Anzahl an den Küsten des europäischen Eismeers vom Nordkap an; auch auf der Insel Tamsoë im Porsanger Fjord und noch auf andern günstig gelegenen Inseln. Sie kommt Ausgang April auf ihre Brutplätze, baut ein Nest wie die andern Gänse und bedeckt die Eier, so oft sie das Nest verläßt. Die Zahl der gelegten Eier beträgt 7—10, sie gleichen denen der Graugans, sind aber 3—6 mm kleiner. In den Brutgeschäften und der Lebensweise stimmt sie mit der Graugans überein.

Nach Middendorf ließen sich die ersten Saatgänse schon am 16. April an der Boganida, 70 Gr. n. Br. sehen, sie zogen nordwestlich in Truppen von 6—30 Stück, und schickten sich auf der gesamten Tundra des Taimyrflusses zum Brüten an. Am 1. Juli fand M. noch unter 74 Gr. ein Nest mit 4 stark bebrüteten Eiern auf dem Gipfel eines kegelförmigen Grashügels dicht am Flußufer, doch $3^1/_2$ m über dem Spiegel desselben. Am 17. Juli begannen die Gänse zu mausern, und noch am 26. Juli sah man zahllose Scharen federnder Gänse. Am 8. August waren nur noch kleine Gesellschaften von 3—7 Stück zurück, während die flüggen Gänse fortwährend in großen Schwärmen nordwärts (d. h. meerwärts) abzogen. Auch im Südosten Sibiriens kommt diese Gans brütend vor, sowohl an den vielen Gewässern des Stanowoigebirges, als auf der Großen Schantarinsel. Am 30. August kehrten die ersten großen Züge an die Südküste des Ochotskischen Meeres zurück und verweilten dort noch am 19. September in unschätzbaren Schwärmen, welche — fern von allem Wasser — auf den Moosmooren umherschwärmten und sich lediglich von Blaubeeren nährten. Diese ostwärts lebenden Saatgänse zeichnen sich durch etwas größere Schnäbel aus.

Sie lassen sich zähmen und pflanzen sich in einem angemessenen Raume mit den zahmen Gänsen fort, doch sollen, nach Bechsteins Mitteilung, die Jungen nicht sehr dauerhaft sein. Ihre Pflege siehe bei der Graugans.

Sie sind außerordentlich vorsichtig, und man behauptet, daß sie zu ihrer Sicherheit rings herum Wachen ausstellen und den gefährlichen Jäger vom schlichten

Bauersmann zu unterscheiden wissen. Sie gehören, wie die andern Wildgänse, zur niedern Jagd, und werden in Menge geschossen, indem man sie durch gezähmte Saatgänse herbeilockt, sich als Bauersmann verkleidet, oder auf einem Karren, in ein Bund Stroh gehüllt, an sie heranfährt.

Die Blässengans. Anser albifrons, *Linné*.

Weißstirn-, Helsing-, Lach-, Kolgans. — Anser helsingicus, *Clusius* 1605; *L. cit.* 1758—66; — Anas cinerea, fronte alba*), *L.*, Diagn. 1746—66; — Anas erythropus, Jugend, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Anser albifrons, *Penn.* 1766; *Scop.* 1769; *Bechst.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842, 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; Anas albifrons, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; — Ans. minutus, kleine Var., *Nilson* 1817; — A. medius, größere Var., *Temm.* 1820; — A. Gambelli, *Hartl.* 1852; — A. pallipes, *Selys* 1855; — A. frontalis, *Baird* 1858. — Fig. 93. — *) Grundlage für Albifrons.

Im allgemeinen ist sie wie die Saatgans gefärbt, aber kleiner und mit einer deutlichen weißen Stirnblässe versehen.

Kennzeichen. Der Schnabel ist ganz ungefleckt, hell orangefarbig mit weißlichem Nagel; der Unterflügel und obere Flügelrand schön aschgrau; der Unterrücken dunkelbraungrau; die vordern Schwingen sind schwarz, die hintern braunschwarz mit weißen Enden. Im Alter mit einem großen weißen Stirnfleck, welche Farbe den ganzen Schnabel umrandet und von einem schwarzen Streifen begrenzt ist; mit großen schwarzen dichtstehenden Flecken auf der Brust. In der Jugend ohne schwarze Brustflecke und ohne weiße Stirnblässe, letztere nur durch weiße Flecke angedeutet. Die Flügelspitzen gehen bis zum Schwanzende.



Fig. 93. Blässengans.

Beschreibung. Die Färbung ist gänsegrau, vom Kropfe an weiß, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken auf der Brust; die untern Deckfedern des Schwanzes und der After rein weiß.

Der Schnabel ist bei alten Vögeln fleischfarbig, bei jungen orangefarbig; der Augenstern ist tief braun; die Füße sind lebhaft rotgelb, bei recht Alten während der Begattungszeit rosenfarbig, bei den Jungen düster ockergelb.

Wie bei den Saat-, kommen auch bei den Bläßgänsen standhafte Abänderungen vor, die man mindestens als Lokalrassen, wenn nicht als Arten gelten lassen kann, da die Beobachtung lebender Vögel die artliche Trennung befürwortet. — Die Mittelgans, Anser medius, *Temm.* 1820; A. intermedius, *Naum.* 1842, 1860. Sie ist größer als die beschriebene, hat eine weiße nierenförmige Stirnquerbinde und einen weißen sichelförmigen Fleck an der Schnabelseite; die Stirnblässe ist etwas kleiner als bei der Bläßgans; der Schnabel ist fast einfarbig, rötlichgelb, nur etwas dunkel gefleckt; der Fuß lebhaft orangefarben. Länge 76, Breite 160, Flügellänge 47, Schwanz 13 cm. Im Jugendkleid fehlen die weißen Flecken am Schnabel und die schwarzen Brustfedern; das Gefieder ist einfarbig gänsegrau. Die Mittelgans soll als regelmäßiger Brutvogel im Norden Islands vorkommen.

Die Zwerggans, Anser erythropus, *Flem.* 1828; A. minutus, *Naum.* 1842, 1860; A. Temminckii, *Boje* 1822; A. brevirostris, *Br.* 1831; A. finmarchicus, *Rchw.* 1889 *ex Gunn.* 1767. Sie ist die kleinste dieser Gruppe; Kenner halten sie für ein Junges von Albifrons. Die Länge beträgt 60, die Flugbreite 158, Flügellänge 40, Schwanz 9 cm. Die Stirnblässe ist groß, noch größer als bei Albifrons, und ebenfalls schwärzlich umsäumt; die Brust sehr stark schwarz gefleckt, fast ganz schwarz; die Flügelspitzen reichen über das Schwanzende hinaus; das Augenlid ist am Rande schön orangefarben, sonst alles wie bei der Gemeinen Bläßgans. Als Brutplatz für die Zwerggans wird Nord-Lappland bezeichnet. — Auch bei diesen angegebenen Abänderungen kommen Zwischenstufen vor, welche den Anschluß an die Lokalrassen mitunter schwierig machen.

Die Bläſsengans bewohnt als Brutvogel den hohen Norden und noch häufiger den Nordosten Europas bis in den fernsten Osten Asiens, sowie Nordamerika. Sie brütet in Grönland, Island, Lappland, Finnmarken, Nordrußland, Nordsibirien. Auf dem Herbstzug im September und Anfangs Oktober trifft sie an der Ost- und Südküste Großbritanniens, Südschwedens, Norddeutschlands, Dänemarks, Hollands, Nordfrankreichs ein; ostwärts in Polen, Ungarn, an der mittlern und untern Donau bis ins Delta; an Griechenlands und Kleinasiens Küsten und Binnenlandseen, besonders auch an den Ufern des Kaspimeeres (var. minutus, *Nilson*); in Nordost-Afrika bis ins Nilthal, von wo sie sich im Februar und März schon wieder scharenweis nordwärts wendet. Von Nordost-Asien kommt sie im Winter bis Japan, in China bis Schangai. — Im Innern Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz oder an den italienischen Küsten meist nur einzeln und selten. Der Herbstzug fällt in den September und Oktober; der Widerstrich auf die Brutstationen beginnt im März und endet erst im Mai und Anfangs Juni. Sie hält sich gern zu den Saatgänsen, kommt aber auf dem Zug später an und zieht etwas früher als diese wieder ab. — Am 14. April kamen — nach Middendorf — die ersten Vorläufer an der Boganida (Taimyrland) an, aber erst am 27. Mai zogen Schwärme von Gänsen nördlich vom 73. Grad, und am 3. Juni langten die Gänse am Taimyrfluß an. An der Mündung der Päsina und Bolochnja gab es nur diese Art, ferner A. minutus, A. ruficollis, aber keine A. segetum.

Man findet die Bläſsengans brütend in den Finnmarken und von da an ostwärts durch den ganzen Norden der Alten Welt. Die Eier gleichen denen der andern Gänsearten, sind etwas kleiner als die der Saatgans, feinkörniger, 7 cm lang und 4,7 cm breit. Am 10. Juli fand Middendorf ein Nest mit 2 Eiern in der Vertiefung eines kegelförmigen, hohen Grasbüschels; die Eier waren in viele Dunen gebettet. Um diese Zeit begannen die nichtbrütenden Vögel zu mausern und am 15. Juli begegnete er Schwärmen, welche gar nicht mehr fliegen konnten; andere federten aber noch am 27. Juli. Am 3. August waren die letzten Jungen flügge. Am 6. September zogen Schwärme dieser Art an der Südküste des Ochotskischen Meeres durch.

Gegenüber der Saatgans macht sie sich durch die kürzern und stumpfern Flügel, wie auch durch ihre geringere Größe kenntlich, auch wenn die schwarzen und weißen Flecke des Unterkörpers nicht deutlich vorhanden sind. Die Stimme klingt sonderbar und hat mehr Aehnlichkeit mit den überschlagenden Tönen einiger Reiher; obgleich gänseartig, ist der Hauptruf ein kurz abgebrochenes „kläck kläck“, zuweilen „kläng, kläng“, übrigens nicht gut mit Silben auszudrücken. Wenn mehrere durcheinander schreien, klingt es fast wie Gelächter, daher der Name Lachgans.

Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, werden sehr zahm und halten bei guter Pflege, wie bei der Graugans angegeben, viele Jahre. Mit andern eingesperrten Gänsen halten sie keine Gemeinschaft.

Wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sind diese und die andern Wildgänse überall ein Gegenstand der Jagd; wegen ihrer Wachsamkeit und Scheu aber schwer zu schießen. Das sicherste Mittel, mehrere zu erlegen, bleibt jedenfalls der Abendanstand, an und auf den Gewässern, wo sie sich oft zu vielen Hunderten versammeln und Nachtquartier halten. Ihr in Menge herumliegender Unrat (Losung) giebt meistens die Stelle genau an, wo sie ihr Hauptlager halten, und daselbst versteckt man sich in einem dichten Binsenbusch, mit guten Wasserstiefeln angethan. Wenn man die Gänse anrücken hört, kauert man sich lautlos in dem Busche nieder und wartet, bis sie in dichten, verworrenen Haufen so nahe kommen, daß man glaubt, sie seien nur noch 3—4 Flintenlängen entfernt; dann feuert man beide Läufe in den nächsten, dichtesten Haufen. Schrecklich ist die Wirkung eines solchen Schusses, und der Lärm der Gänse wird noch hundertmal ärger, als er schon vorher war. Man ladet nun wieder rasch, und hat sich der Schütze gut postiert, so kann er in schneller Folge 4—6 Doppelschüsse anbringen. — Auf ihren Lagerplätzen in den Feldern kann man sie auch mit Fußschlingen fangen.

Die Hausgans. Anser domesticus, *Linné* 1746.

Zahme Gans, Gemeine Gans, Martinsgans.

Länge 7—10 dcm, Flugbreite 16—19 dcm. Uebrigens ist die Größe in den verschiedenen deutschen Ländern so ungemein abweichend, daß die pommerschen, mecklenburgischen, holsteinschen und teilweise hannöverschen Gänse als wahre Prachtexemplare den Schwänen nahekommen, während man sie an andern Orten in Dimensionen antrifft, welche die einer großen Ente eben nicht bedeutend übertreffen. Demnach wechselt auch das Gewicht von 4 bis zu 9 Kilo.

Beschreibung. Das Stammtier unserer Hausgans ist die Graue Wildgans, Anser ferus oder cinereus, deren Naturgeschichte wir ausführlich beschrieben haben. Sie ist aber infolge der Domestizierung etwas größer, plumper und weniger flugfähig geworden. Die graugefärbten Gänse gleichen ihren Stammeltern am meisten, es giebt aber auch rein weiße, gescheckte, schwarzgraue, braungraue, rötlichgraue; in allen gefärbten Kleidern findet man die hellgrau gesäumten Rücken-Tragfedern als eine eigentümliche Zeichnung bei den Gänsen sich wiederholen. Auf dem Kopf zeigen sich bei manchen Individuen größere oder kleinere Federkronen. Man nennt solche Gänse Gehaubte oder Kuppengänse.

Das Männchen, Ganser, Gänserich, auch Ganert, unterscheidet sich vom Weibchen (gemeinhin Gans genannt) durch stärkeren Kopf, dickern Hals und Schnabel, höhere Beine und eine rauhere, kreischende Stimme, welche „giekgaak!" lautet.

Das Weibchen, schlichtweg Gans, ist etwas kleiner, hat einen dünnern Hals und zuweilen einen Hängebauch, zumal zur Zeit des Eierlegens (Legebauch). Fette Ganser haben übrigens auch einen herabhängenden Fettbauch. Die Stimme der Gans ist mehr ein grobes Geschnatter oder Dattern als Geschrei und lautet: „kaakahkak! dattattat!" — Die jungen Gänse erkennt man beim Einkaufen an dem blasser gefärbten Schnabel und Füßen, an einer weicheren Gurgel, welche bei den Alten hart und verknöchert ist; ferner haben junge Gänse keinen Hängebauch. — Der starke Schnabel ist bei den Hausgänsen in allen Kleidern orangerot, der Nagel weiß; das Auge blau (bei den Wildgänsen braun); das Augenlid orangerot; die Füße rötlich fleischfarben.

Als nützliche Haustiere sind sie auf der ganzen Welt verbreitet und liefern uns Eier, Federn und Fleisch. Ihr Element ist das Wasser, und nur da, wo es an Gewässern nicht fehlt, kann ihre Zucht mit Nutzen betrieben werden. Unter

Tags giebt man ihnen freien Lauf; bei Nacht müssen sie in einem trockenen, vor Wind und Wetter geschützten Stall, den man öfters mit frischem Stroh, Laub oder Torfmull belegt, untergebracht werden können. In ihrer Nähe müssen Fuchs und Marder, ihre Todfeinde, vertilgt werden.

Die Gänse sind gesellschaftliche, zutrauliche Vögel, arglos und ohne Mißtrauen. Nur zur Brütezeit und wenn sie Junge haben, werden sie bissig, und fallen Kinder und Hunde, selbst erwachsene Menschen mit wütendem Grimme an, um ihre geliebte Nachkommenschaft zu beschützen. Wo man ihre Zucht im großen betreibt, werden sie durch einen eigenen Gänsehirten auf Weiden getrieben, dessen Ruf und Lappenfahne sie willig folgen. Beim Aus- und Eintreiben lassen sie mit großem Eifer ihre lauten Stimmen hören, daß Dorf und Flur davon erschallen.

Die Gänse schlafen nur wenig und niemals fest. Als die Gallier unter Brennus das unverteidigte Rom zerstört hatten, wollten sie auch das Kapitol überrumpeln. Sie wählten dazu eine stürmische Nacht und beschwichtigten das Bellen der Hunde durch vorgeworfene Nahrungsmittel. Es hatte aber jemand kurz zuvor der Juno eine lebendige, weiße Gans geopfert. Da es die Natur derselben ist, bei etwas Ungewöhnlichem sehr zu schreien, so wurden die schlafenden Schildwachen und ihr Führer M a n l i u s aufgeweckt und die bedrohliche Gefahr abgeschlagen. Zur Ehre dieser Gans stellte man nachher eine silberne ins Kapitol, und hielt jährlich einen Umzug durch die Stadt, bei welchem eine Gans vorangeführt wurde; Hunde dagegen wurden, zur Schmach ihrer Voreltern, an einem Holunderbaum aufgehenkt. Wurde ein neuer Stadtrat gewählt, so setzte man zuerst eine gebratene Gans auf den Tisch.

Aus der „Allgemeinen Geflügelzeitung" entnehmen wir folgendes:

„Während der Aufzuchtsperiode können die Gänse in Scharen gehalten werden und befinden sich hiebei ganz wohl. Dagegen würde dieses Vorgehen während der Legezeit nachteilig sein, ja man würde sich durch dasselbe der Möglichkeit eines vollkommenen Mißerfolges aussetzen. Um von den Gänsen viel Eier (zum Ausbrüten) zu erhalten, muß man ihnen viel Ruhe und größtmöglichste Bequemlichkeit geben. Die Gänseriche, welche im besten Einverständnisse miteinander während des Sommers und Herbstes leben, werden bei Beginn der Fröste streitsüchtig und kämpfen aufs heftigste untereinander während der Legezeit. Die Resultate dieser Streitigkeiten sind stets unbefruchtete Eier. Man sondert deshalb die große Herde in kleine Abteilungen, je 1 Gansert auf 5 Gänse, wodurch man sich eine reichliche Nachzucht sichert. Nur nehme man keine einjährigen Gänseriche, sondern solche von 2 Jahren und darüber. Mit 100 Gänsen und 20 Ganserten in der H e r d e wird man kaum soviel Nachzucht erzielen als mit 4—6 g e t r e n n t e n und wohlgepflegten Stämmen. Fließendes Wasser ist während der Legezeit für die Befruchtung der Eier unentbehrlich, da diese im Wasser viel leichter vollzogen wird, als auf dem Lande. Eine Gans von guter Rasse legt bis zu 30, ja 35 Eier, die alle befruchtet sind, wenn die Legerin in angemessenen Verhältnissen gehalten worden ist, d. h. viel Grünzeug, viel Platz, gutes Körnerfutter und Wasser zur Verfügung hatte. Den Gansert unterscheidet man nach Gang, Haltung und sonstigem Gebaren. (S. auch vorstehende Seite.) — Die künstliche Bebrütung der Gänseeier ist ebenso leicht zu handhaben, wie bei denen der Hühner. Nur ist es notwendig, daß die Eier sehr frisch sind und keine Reise gemacht haben. Nichtsdestoweniger ist zur künstlichen Brut der Gänseeier nicht zu raten. Die Gans legt nur während ihrer verhältnismäßig kurzen Brütezeit, sie brütet selbst durchschnittlich gut und führt ihre Jungen mit besonderer Sorgfalt. Die junge Gans hat das Bedürfnis, vom ersten Futter an ins Grüne zu gehen, und als Begleiterin zu solchen Promenaden taugt die künstliche Mutter nicht. — Brutapparate können etwa für überzählige Eier, oder wenn eine Gans eine unge-

schickte Führerin und Mutter ist, angewendet werden; aber die ganze Zucht künstlich anzulegen, ist wenigstens ohne Nutzen. — Wo Wiesen am Wasser, und zur Mauserzeit ausgedehnte Weideplätze zur Verfügung stehen, ist die Gänsezucht wohl eine der nutzbringendsten und am wenigsten den verschiedenen widerwärtigen Zufällen der Zucht andern Geflügels ausgesetzt."

Die Zeit zum Eierlegen beginnt im Februar, was die Gänse dadurch zu erkennen geben, daß sie sich überall hinsetzen und Geniste um sich herum ordnen. Man setzt dann für jede Gans ein eigenes Nest an einen geeigneten Ort; einen Korb, der mit Stroh und Nesselstengeln, deren Geruch sie lieben, gefüllt wird. Man nimmt übrigens die Brüteier gleich nach dem Legen weg und bewahrt sie auf, gewöhnlich bis zum März, wegen des für die Jungen notwendigen grünen Futters. Eine Gans legt 20—30 gelblichweiße, große Eier, die denen der Graugans an Korn und Färbung gleichen, aber etwas größer sind, nämlich 9 cm lang und 6,1 cm breit. Wenn man sie nicht brüten läßt, fängt sie des Jahrs dreimal zu legen an, wodurch gegen 50 Eier erzielt werden können; 3 Ganseier wiegen reichlich 1 Pfund. — Zum Brüten giebt man einer Gans 10 Eier, welche 28 Tage bebrütet werden. Futter und Wasser stellt man in die Nähe des Nestes. Die ausgeschlüpften Jungen, welche mit gelblichen oder schmutziggrünlichen Wolldunen bekleidet sind, läßt man 24 Stunden im Nest, damit sie recht trocken werden, dann erst hat man für geeignetes Futter zu sorgen.

Die erste Fütterung für junge Gänschen besteht aus zerhackten Eiern mit recht fein gehackten Nesseln oder Milchdisteln vermengt, dies giebt man 3 Tage; dann folgen gekochte Kartoffeln mit Kleie vermengt und etwas zerhackte Eier samt Grünem darunter; mit 8 Tagen läßt man die Eier weg und nimmt statt deren Gerstengrütze oder zerkleinertes Brot. Brennesseln sind für junge Gänschen ein sehr gesundes und zartes Futter, und werden begierig verzehrt. Gerstenmehl in kalter Milch aufgequellt und zerbröckelt, ist ebenfalls ein gutes Gänsefutter. Ein anderes, sehr zweckmäßiges, ist Kleie, Eier und Brennesseln. Altbackenes Brot mit Milch, erweichte Gerste oder Hafer taugt später als Futter. Ein flaches Wassergeschirr beschwert man mit einem Stein, damit es die alte Gans nicht umwerfen kann. Wenn man die Jungen mit der Mutter bald auf Wiesenplätze laufen lassen kann, wozu etwa 9 Tage Alter gehören, so ist es um so besser; mit 15 Tagen kann man sie unbedingt aufs Wasser lassen. Wenn die großen Federn hervorkommen, erhalten sie Hafer, gekochte Kartoffeln, Gerste und Grünes; nachdem sie gehörig befiedert sind, fressen sie mit den Alten.

Die Alten ernährt man mit Kleienbrot, Getreidekörnern, Blättern und Rüben von Kohl, Weißrüben, gelben Rüben, angefeuchteter Kleie, Welschkorn, gekochten Kartoffeln, Gras, Klee und Brotabfällen. — Auf der Weide fressen sie Gräser und Kräuter, besonders die Distelarten, und unter diesen am liebsten die Milch- oder Gänsedisteln sowie Brennesseln; namentlich auch Kerbel; auf Gewässern Meerlinsen, Sumpfgräser und Wurzeln. So lange sie den freien Lauf auf grünen Fluren, an grasigen Rainen, sowie überhaupt am Wasser haben, sind es wirklich sehr nutzbare Tiere und bedürfen wenig Futterzusatz; am meisten noch gegen das Frühjahr, wenn die Zeit des Eierlegens beginnt. Ist man im Winter genötigt, sie im Stalle zu füttern, so darf grober Sand und reines Wasser nicht fehlen; friert letzteres ein, so stößt man Eis oder giebt Schnee. Im ganzen besteht ihre Nahrung mehr in Vegetabilien als bei anderem Wassergeflügel. — Schierling, Bilsenkraut, Petersilie und Himbeeren sind ihnen schädlich, selbst tödlich.

Die Jungen, welche lange eine piepende Stimme behalten, verändern dieselbe innerhalb eines halben Jahres, was man ihr Schränken nennt; mit einem Jahr sind sie zur Zucht tauglich, aber erst im zweiten Jahr legt die Gans ihre gehörige Anzahl Eier. Man rechnet auf einen Gänserich 5 Gänse, und kann sie

gegen 10 Jahre zur Fortpflanzung brauchen; gewöhnlich schlachtet man sie aber im dritten Jahre, weil sonst das Fleisch zu zähe wird. Ihr Alter erstreckt sich bis auf 24 Jahre, ja man will Gänse von 80 Jahren beobachtet haben.

Der Nutzen, den uns die Gans verschafft, ist — bezüglich der Fleischproduktion — von allem Hausgeflügel der größte, und wird für die Oekonomie von namhafter Bedeutung. Obenan steht das Fleisch, welches gebraten und geräuchert eine schmackhafte Speise giebt; delikater und feiner noch ist es von jungen Gänsen, obgleich es für Leute, welche eine sitzende Lebensweise führen, schwer verdaulich ist. Die geräucherten pommerschen Gänsebrüste sind berühmt; die Straßburger Gänseleberpasteten nicht minder. Das Gänsefett, welches sich in steinernen, mit Rinderblase verschlossenen Töpfen lange Zeit aufbewahren läßt, steht bei den Hausfrauen in hohem Werte, weil die Gemüse besonders wohlschmeckend damit zubereitet werden können; die Gansleber gilt bei allen Feinschmeckern für eine Delikatesse und wird deshalb gut bezahlt. Die Eier werden in der Haushaltung verwendet, sind aber etwas schwer zu verdauen.

Um den Nutzen der Gans gehörig auszubeuten, wird sie gemästet, wodurch mehr Fleisch, viel Fett und eine große Leber erzielt wird. Man bringt sie in einen engen, hölzernen Behälter, und füttert sie einen Monat reichlich, wonach die Mästung vollendet und die Gans zum Abschlachten tauglich ist. Das Mastfutter ist verschieden, doch machen gekochtes Welschkorn, gequellter Hafer, Buchweizen oder Gerste die Hauptsache dabei aus. — Gekochte Kartoffeln mit Kleien vermischt werden ebenfalls als ein ganz taugliches und billiges Mastfutter empfohlen. Man füttert eine dieser Getreidearten, so viel die Gans zu fressen Lust hat; versäume aber ja nicht, was nicht oft genug wiederholt werden kann, weil dieses die Verdauung bei den meisten Vögeln am besten befördert, — groben Wassersand hinzustellen, oder unter das Futter zu streuen, und frisches Wasser. Will man das Wachstum der Leber recht befördern, so füttert man die Gans die ersten zehn Tage mit Gerstenschrot, worunter man etwas Ingwer und Salz mengt; Erbsen, in Salzwasser aufgeweicht, thun die gleichen Dienste.

Die Gänsebrüste und Keulen, welche man räuchern will, salzt man gut ein, läßt sie 3 Tage liegen, wickelt sie dann in Papier, worauf man sie mittels eines Schnürchens 8 Tage in einen Holzrauch hängt, wo derselbe etwas kühl ist, damit das Fett nicht abträufeln kann. — Eine getötete und gerupfte, aber nicht ausgeweidete Gans von Mittelgröße wog bei uns nach der Mast $6^5/_8$ Kilo und gewährte einen Ertrag von $2^3/_4$ Kilo Fett. Die Darmlänge dieser Gans betrug vom Schlundanfang bis After $3^1/_2$ m, bei einer Länge des Körpers von 62,5 cm. — Beim Schlachten werden diese Tiere durch ungeschickte Hände oft unmenschlich gequält, weshalb eine genauere Beschreibung des Schlachtens nicht überflüssig erscheinen dürfte. Das Schlachttier wird mit beiden Beinen an einer starken Schnur aufgehängt, so daß der Kopf nach unten sieht, und dann verschränkt man die Flügel. Mit der linken Hand nimmt man den Schnabel, drückt ihn auf die Kehle und hält das Genick sich zugewendet, wo man mit dem Finger zwischen Hinterhaupt und erstem Halswirbel die weiche Stelle sucht, welche durchschnitten werden muß, das scharfe Messer setzt man nun zwischen (nicht auf) den Federn ein, führt zwei rasche, kräftige Schnitte her und hin, und ist dadurch im stande, das Genick bis an die Kehle zu durchschneiden, und die Leiden des Tieres sind, wenn gut geschnitten wurde, sogleich beendet, da das Gehirn, als Gefühlsleiter, keinen Zusammenhang mehr mit dem Körper hat. Beim Schneiden hüte man sich, auf den Schädel oder die Halswirbel zu kommen, sonst sitzt das Messer fest und der Zweck ist verfehlt. Man muß gerade zwischen beiden durchschneiden, und man bemühe sich, dieses zu thun, um aus dem Schlachten keine Schinderei zu machen.

Das Blut der Mastgänse ist fett und delikat, die Farbe desselben zieht aber von den beigemischten Fettteilen etwas ins Weißliche; man läßt es unter fortwährendem Rühren nach dem Schlachten in ein Schüsselchen halbvoll Essig laufen, damit es nicht gerinnt, und kann es an kühlem Ort eine Woche aufbewahren. Man macht davon das Gänseklein, Schwarzsauer, oder den bei uns sogenannten Gänsepfeffer, wozu man Kopf, Hals, Vorderflügel, Füße und die bessern Eingeweide (die Leber abgerechnet) nimmt.

Da ich das Stopfen der Gänse für eine große Tierquälerei halte, so will ich dabei nicht verweilen, sondern bemerke nur, daß die angegebene Fütterungsweise im engen Stall, — wobei man aber die Gans selbst fressen läßt, was sie mag, — nach vielen angestellten Versuchen beinahe das gleiche Mastresultat geliefert hat. Die Mühe des Stopfens ist dann obenein noch erspart. Nur die Leber kann man — bei dieser Art zu mästen — nicht zu der krankhaften Größe bringen, wie bei dem Stopfen, womit manche gefühllose Frauen so lange fortfahren, bis das Masttier fast oder ganz erstickt; ein grausames Verfahren, nach welchem allerdings eine Leber bis zu 2 Pfund an Gewicht ausgenommen werden kann. Die grauenhafte Quälerei der Gänse, durch das Einnähen derselben in Tücher, wobei nur Kopf und Hinterteil frei bleiben, welche dann — einem Sacke gleich — aufgehängt und in diesem Zustande 3—4 Wochen gestopft werden, sollte unsere Gesetzgebung durch strenge Geld- und Freiheitsstrafen für immer beseitigen.

Die Federn sind zum Füllen der Bettstücke ebenfalls ein wichtiger Artikel. Man sammelt sie von den geschlachteten Gänsen. Um aber einen größern Gewinn davon zu haben, werden die Gänse (gleich den Enten) jährlich zweimal gerupft, in der Mitte des Juni und in der Mitte des August. Die Teile, welche das Berupfen ertragen können, sind: der Bauch, die Brust (der Kropf und Hals nicht) und die Federn unter dem Flügel. Weibliche Zuchtgänse läßt man vom Oktober an ungerupft; auch hat man darauf zu sehen, daß beim Rupfen die Federn reif seien. Die großen Tragfedern an den Seiten, über den Schenkeln stehend, darf man nicht wegnehmen, sonst sinken die Flügel herab und werden bisweilen lahm. Manche rupfen ihre Gänse dreimal, es ist aber übergenug, dieses zweimal auszuüben; denn der Mensch soll mit seinem Interesse auch Menschlichkeit und Schonung gegen hilflose, seiner Macht unterworfene Tiere zu verbinden suchen. — Aus den Schwingen macht man sehr gute Schreibfedern, sie werden im Wasser einige Stunden gekocht und dann in der Wärme getrocknet, damit sie spröd werden.

Die Seuche, welche zuweilen ganze Herden befällt, kuriert man mit einem halben Löffel voll Kochsalz, nebst einer Knoblauchzehe, welche man einstopft und welche den Krankheitsstoff abführen, indem sie darauf besonders viel zu trinken pflegen.

Gegen Läuse hilft Reinigung des Stalles mit Kalkwasser oder noch besser mit Petroleum und Einstreuen von persischem Insektenpulver zwischen das Gefieder. Einstreuen mit Tabaksasche, getrockneten und gepulverten Petersilien- oder Walnußblättern, ist ebenfalls zweckdienlich.

Die Embdener Gans.

Dieser große und schwere Schlag ist rein weiß, mit schönem blauem Auge (so selten bei andern Vogelarten), dunkel fleischrötlichem Schnabel und orangeroten Füßen. Die Haltung ist aufrecht, bei fetten Exemplaren berührt der Fettwanst fast den Boden, das Gewicht einer Mastgans kann bis zu 24 und selbst 30 Pfund betragen. Doch sind Gänse mit 18—20 Pfund zur Weiterzucht schon recht genügend.

Die Toulouser Gans.

Ebenfalls ein schwerer Gänseschlag, weißgrau von Farbe, wie ihre Stammrasse, mit weißem Bauch; seltener ganz weiß. Der Schnabel ist fleischrötlich, die Füße orangerot. Ihre Haltung ist weniger aufrecht, mehr gedrungen; der Hängebauch mit doppelten Fettwammen streift beinahe den Boden, und das Gewicht beträgt bei einer Mastgans 24, 27, selbst bis zu 30 Pfund.

Zuchtgänse dürfen nicht so viel wägen, bei ihnen genügt ein Gewicht von 18—20 Pfund vollständig.

Die Pommersche Gans.

Diese Gänse haben ein hohes und kräftiges „Gestell", und gehören zu der „schweren Ware". Im Gegensatz zu den Toulousern sind diese Gänse meistens ganz weiß, oder mit einem grauen Fleck auf Kopf und Schultern. Außer Größe und Schwere gleichen sie ganz den deutschen Landgänsen. In Neuvorpommern werden sehr viele gezüchtet, mit Hafer gefüttert und fett gemacht. Sie erreichen ein Höchstgewicht bis zu 24 Pfund. Gerupft werden diese Gänse so wenig als die vorbeschriebenen, weil dies der kräftigen Entwicklung sehr schaden muß.

Eine Wette wegen Herbeischaffung der schwersten Mastgans gewann Fürst Bismarck im Jahr 1852 als damaliger Bundesgesandter in Frankfurt a. M. gegen den damaligen französischen Gesandten. Ein berühmter Gänsemäster (Neumeister in Greifswald) lieferte eine Gans, die 27 Pfund wog, während der Braten des französischen Gesandten nur 18 Pfund betrug. Eine feiste pommersche Gans wiegt ungemästet 14—15 Pfund, gemästet 22—24 Pfund; sie liefert dann 7—9 Pfund Schmalz, und eine Leber von zuweilen $2^1/_2$ bis 3 Pfund Gewicht.

Die Italienische Gans.

Wie die Pommersche, so ist auch die Italiener Gans eine stattliche, aufrechtstehende Dragonerfigur mit etwas gestrecktem Körper, der sehr zu einer guten Mästung verhilft.

Sie kommt hauptsächlich in weißer Farbe vor; die Augen sind schön blau, Schnabel und Füße orangerot. Graue Flecken auf Kopf und Schultern sind nicht selten, dagegen ganz graue Färbung viel seltener. Gewicht 12 bis 14 Pfund. Durch Mästung können noch einige Pfund zugesetzt werden.

Im ganzen gleicht sie unserer Landgans durchaus, aber in etwas vergrößerten Dimensionen, so wie etwa das Livornohuhn sich gegenüber unsern Landhühnern ausnimmt.

Die Schwanen-Gans. Anser cygnoides, *Linné*.

Höckergans, Russische, Sibirische, Chinesische, Japanische, Guinea-, Trompeter-Gans. — Anser cygneus et guinensis, *Will. et Ray; Briss.; L. cit.* 1746—66; — Anser cygnoides, *Marsigli; Albin; Pall.; K. & Bl.* 1840; — Anser sinensis, *Frisch.; Steph.* 1816; *Rchw.* 1882; — Anas cygnoides, *L.* 1758—66; *Gm.; Lath.;* — Cygnopsis cygnoides, *Brandt; Mev.* 1886.

Der Schnabel ist fast wie bei der gemeinen Gans, aber hinten mit einem starken Höcker; Füße, Farbe und Körper gänse-, der Hals aber schwanenartig, d. h. lang. Im obern Kiefer hat der Vogel 24, im untern 30 senkrecht stehende Zähne; im Flügel sind 24, im Schwanz 14—16 Federn; die Schäfte der großen Schwingen weiß. Unter dem Schnabel hängt ein häutiger, gegen 2 Zoll langer Sack, der etwa 1 Zoll lang vom Halse absteht, und mit zarten, haarartigen Federn bewachsen ist; beim Schreien wird er etwas aufgeblasen. Der Schwanz wird beim

Schwimmen und Gehen stark aufgestülpt, so daß er mit dem Rücken beinahe einen rechten Winkel bildet. Eine Art.

Kennzeichen. Der Hals länger als bei den Gänsen; der Schnabel hinten mit einem mehr oder minder großen Stirnhöcker besetzt; derselbe ist von einem weißen Federkranz begrenzt (vorausgesetzt, daß die Färbung gänsegrau ist, denn bei weißer Varietät fällt dieses Kennzeichen weg); vom Kopf oben am Hals abwärts nach dem Rücken ein sehr dunkler Streif.

Länge ungefähr 1 Meter, Flugbreite 1,36 Meter. Größe reichlich der unserer Hausgans entsprechend.

Beschreibung. Die wildfarbige Schwanengans ist oben samt den Seitenfedern des Schenkels gänsefarbig, aber vom Oberkopf an längs des Nackens und Hinterhalses bis beinahe hinab zum Rücken zieht sich ein dunkelbrauner Streifen, der auf dem Hinterhals fast schwarzbraun wird und sehr auffallend von einer weißen Einfassung begrenzt wird; der Vorderhals ist grauweiß, die Brust lichtgrau; der Bauch und die untern Schwanzdecken weiß; der Schwanz ist kurz und stumpf und der Vogel trägt ihn in die Höhe gerichtet, besonders auffällig beim Schwimmen. Das Weibchen hat den Kehllappen kleiner, bei den Jungen ist er noch nicht entwickelt; ebenso ist es bei dem Schnabelhöcker. Der Schnabel samt Höcker ist (nach Prof. Oken beim Wildling) schwarz; das Auge dunkelbraun; die Füße sind sehr breitspurig und orangerötlich.

Bei domestizierten Gänsen dieser Art kommen aber außer der eben beschriebenen Färbung mancherlei Abänderungen vor, die häufiger ins Hellere und nur selten ins Dunklere übergehen, und infolgedessen giebt es auch verschieden gefärbte Schnäbel und Füße, z. B. schwarze Schnäbel und schwarze Füße; rote Schnäbel, rote Füße; und — wie bei den Wilden — schwarze Schnäbel und rote Füße. Bei den in reines Weiß ausgearteten Schwanengänsen sind Schnabel samt Höcker und die Füße schön orangerot; die so gefärbten Schwanengänse mit glänzendem seidenartigem Weiß sind wirklich prachtvolle Wasservögel.

Die Heimat dieser schönen großen Gans ist nach Linné, Pallas und Georgi das östliche Sibirien in der Nähe des Baikalsees und an andern größern Seen und Flüssen am Altai, wo sie während des Sommers mit ihren Jungen umherschwimmt, und selbst bei Sturmwetter das Wasser nicht verläßt. Auch auf den Kurilen und in Kamtschatka findet sich die Schwanengans. Sie überwintern in China, Japan bis Neu-Guinea und kehren im Frühjahr wieder auf ihre nördlichen Brutplätze zurück. Buffon verwechselte ihre Heimat mit Alt-Guinea, und verlegte so ihr Geburtsland in den Schwarzen Erdteil, ohne einen Gewährsmann, welcher dieselbe in Afrika wild gesehen hätte. In China und Japan hat man sie schon seit uralter Zeit als Hausgans gehalten und auch in Sibirien, Persien, in den Gegenden ums Kaspische und Schwarze Meer und in ganz Rußland ist sie eine beliebte Hausgans. Von hier kam sie allmählich in andere Länder Europas und auch nach Amerika. Bei uns sieht man sie nicht selten auf Teichen und Höfen von Herrschaften und Privatleuten, aber mehr als Zier- denn als Nutzgans. Ihr Betragen ist durchaus gänseartig, sie sind aber eigensinniger, bleiben gern im Freien über Nacht und benehmen sich gegen Hausgänse gewaltthätig, indem sie solche von einem kleineren Teiche abzutreiben suchen. Aber es ist eine schöne und nützliche Gans, eine stattliche Erscheinung zu Wasser und zu Land, ausdauernd und hart wie die Hausgans, denn sie kann, ohne Schaden zu leiden, im Freien überwintern. Der gewöhnliche Ton, den die Schwanengans hören läßt, ist wie eine dumpfe verstimmte Pfeife, man möchte sagen: heiser, wie wenn der Ton nicht ansprechen wollte, außerdem hört man aber eine weithintönende trompetenartige Stimme, welche ebenso schmetternd ist, als bei unsern Gemeinen Gänsen. Die Legezeit fällt gewöhnlich in

den Februar; je über den andern Tag wird 1 Ei gelegt, und es kann durch Wegnehmen der gelegten Eier die Zahl auf 30—40 (nach andern Angaben auch auf mehr) gesteigert werden. Diese gleichen den Eiern der Hausgans, sind aber weniger zugespitzt, mehr walzenförmig, und messen im Durchschnitt 79 + 56 mm. Man läßt sie durch Land- oder Truthühner ausbrüten. Ersteren giebt man 3, den Truten 7 Eier, welche in ca. 28 Tagen auskommen. Die erzielten Jungen gleichen jungen Hausgänschen und haben noch keine Spur von einem Höcker. Sie werden gefüttert wie letztere. Doch will ich nicht unterlassen, eine diesbezügliche Anweisung des gelehrten Ackerbauschriftstellers Columella (der etwa 50 Jahre n. Chr. Geburt in Tarent lebte), hier beizufügen: „Das ist ein Teig von gemahlenem Korn, also Mehl und Kleie beisammen, worein man Wegwarte, Lattich, Gänsedisteln oder auch zarte Nesselblätter, recht fein geschnitten mischt. Das beigemischte Grünkraut darf ungefähr die Hälfte des Mehlfutters betragen. Dazu kommt ein feststehendes Wassergeschirr, damit die Gänschen genügend Wasser trinken können, ohne das Geschirr umzuwerfen. Wenn sie 14 Tage alt sind, geht man allmählich zur Haberfütterung über." — Die domestizierte Schwanengans kann größer und schwerer werden, als ihre wilden Ahnen, bringt es bis zu 12 Pfund Gewicht und noch darüber; auch zieht sie mit der Hausgans fruchtbare Bastarde, bei welchen der Schnabelhöcker kleiner ausfällt. Man kann mit diesen Bastarden weiter züchten, denn es ist ein kräftiger nutzbarer Gänseschlag, etwas größer als die Gemeine, etwas kleiner als die Schwanengans. Bei den Schwanengänsen bemerkt man öfters einen starken Hängebauch. Sie sind sehr wachsam und verkünden jedes Geräusch durch ein großes Geschrei; selbst am Tage melden sie Menschen und Tiere an, welche auf den Hof kommen, und verfolgen sie oft recht dreist, um sie in die Füße zu beißen, was sie mit dem kräftigen Schnabel auf sehr empfindliche Weise thun können.

* * *

Einige **Ziergänse** mögen ebenfalls hier ihren Platz finden, da sie eigenartig schön sind, und auch in Gefangenschaft längere Zeit unterhalten werden können.

Gruppe: **Meergans,** Branta, *Scopoli* 1769.

Agass. 1848; — Bernicla, *Briss.* 1760; *Steph.* 1824; — Brenthus, *Sund.* 1836. — Die ganze Gestalt ist gänseartig, der Schnabel aber klein und dunkel; die Füße sind schwächlich mit etwas längern Läufen und sind schwarz; das dichte derbe Gefieder ist am Halse wenig oder nicht gerieft, auf dem Mantel aber von derselben Struktur, wie bei den echten Gänsen, und stellt eine geregelte Bänderzeichnung dar. Die Färbung ist im allgemeinen aschgrau, mit großen, tief schwarzen, weißen und zimtroten Teilen. Die Jungen sind anders als die Alten gezeichnet. Die Nahrung besteht der Hauptsache nach aus Vegetabilien, doch fressen sie mitunter auch Larven, Würmer, Schaltiere und Insekten. Sie leben mehr an salzigen Gewässern, während der Fortpflanzungszeit und Wanderung auch auf süßen, doch stets in der Nähe des Meeres oder in den geschützten Buchten desselben, welche gute Weideplätze in der Nähe haben. Den letzteren zuliebe unternehmen sie auch weite Wanderungen über Land. Auf dem Herbstzug ist die Ringel- und Weißwangengans an den irischen, nordfranzösischen, holländischen, schleswig-holsteinischen, jütländischen u. a. Küsten in zahllosen Schwärmen, aber je gesondert, zu treffen, und einige Zeit so gemein, daß alle Speisehäuser damit angefüllt sind, denn sie sind viel weniger scheu und viel leichter zu erlegen und zu fangen als die Saatgänse. Sie lassen sich auch zähmen und fressen mit den Hausgänsen.

Die Weißwangengans. Anser leucopsis, *Bechstein.*

Fig. 94.

Nonnengans, Baum-, Seegans, schottische Nordgans, Muschelgans, Bernache. — A. leucopsis, *Bechst.* 1803, 1809; *Br.* 1831; *K. & Bl.* 1840; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; — A. bernicla, *Pall.*; — Bernicla (erythropus, et) leucopsis, *Steph.* 1824; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Brenthus leucopsis, *Sund.* 1836; *Mev.* 1886; — Branta leucopsis, *Gray* 1844; *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Vorderkopf, Wangen und Kehle weiß; Hinterkopf, Hals, Brust und Schwanz schwarz; Schwingen samt Decken und Hinterrücken grau; der Schnabel schwarz. Größe der Bisamente.

Länge 70, Flugbreite 140, Flügellänge 43, Schnabel 7,8, Schwanz 13, Lauf über 7 cm.

Beschreibung. Gesicht, Kopfseite und Kinn weiß; vom Oberschnabel bis zum Auge ein schwarzer Zügelstreif; der Hinterkopf, Hals samt der Kropfgegend tief schwarz, von dem das Weiß des Unterkörpers scharf absetzt; die obere und untere Schwanzdecke rein weiß; der 14fedrige, beinahe gerade nur wenig abgerundete Schwanz braunschwarz; Oberrücken und Schulterfedern im Grunde hell bläulich aschgrau, jede Feder mit schwarzbraunem Ende und scharf getrennter weißer Kante; Flügel der Hauptfärbung nach hell aschgrau; die großen Schwingen nach der Spitze braunschwarz; die Tragfedern sind hellgrau mit breiten gelblichweißen Kanten. Die weiße Befiederung des Gesichts zeigt besonders nach der Mauser einen rostgelben Anflug, welcher später verbleicht. — Das Weibchen ist kleiner und weniger lebhaft gefärbt. — Das Jugendkleid ist viel düsterer als das beschriebene, diesem aber sehr ähnlich. — Der Schnabel ist ein verkleinerter Gänseschnabel, fein aber scharf gezähnelt, was von außen nicht sichtbar, von Farbe schwarz, bei den Jungen seitwärts etwas rötlich durchschimmernd; das Auge ist schwarzbraun; die Füße sind schlank, die Zehen etwas kurz, kohlschwarz, bei Jungen mit rötlichem Schimmer.



Fig. 94. Weißwangengans.

Diese Gans bewohnt den hohen Norden der Alten und Neuen Welt. Im obern Nordamerika ist sie häufig; in Asien scheint sie mehr den nordöstlichen Teil zu bewohnen. In Europa wohnt sie innerhalb des Polarkreises in Rußland, auf Spitzbergen, Lappland, Norwegen, Island, kommt auf ihren Wanderzügen im Herbst an das Gestade des südlichen Schwedens, an die Küsten der deutschen Ost- und Nordsee, an die Westküste Jütlands, Hollands, an die nördliche von Frankreich. Für das innere und südliche Deutschland ist sie eine sehr seltene Erscheinung und darf nur als vom Zufall verschlagen betrachtet werden. Ihre Wanderzüge gehen immer den Seeküsten entlang, und 6 Meilen landeinwärts wird nur selten eine solche Gans gesehen. In gewissen Strichen kommt sie jährlich und in großer Menge vor, so an der Seeküste von Holstein und Schleswig, wo sie auf den Ditmarser Austerteichen in enormer Zahl erscheint; so auch in Holland. Sie sucht gern solche Küsten und Inselchen auf, wo Salzpflanzen — wie Poa distans, Carex bulbosus u. a. — wachsen. Als Zugvogel kommt sie vom September an in südlicher gelegene Küstenländer und kehrt im April wieder auf ihre hochnordischen Brüteplätze zurück. Der Ringelgans geht sie überall aus dem Wege, wo sie mit derselben zusammentrifft, oder hält sich doch — wie Nau-

mann beobachtete — in möglichst großer Entfernung von derselben. — Sie pflanzt sich innerhalb des Polarkreises an geeigneten Stellen überall fort. Die trübweißlichen Eier sind 6,4 cm lang und 4,5 cm breit.

Die Weißwangengans ist ein hübscher Wasservogel, der immer sauber und geputzt einherschreitet. Sehr angenehm fallen die hellen und dunkeln Querbänder auf aschgrauem Grunde und der samtschwarze Hals mit dem scharfabgeschnittenen Weiß des Unterkörpers in die Augen. Ihr Gang ist leicht und zierlich, der Flug gewandt, und schon in weiter Ferne ist sie an den schroffen Farben und spitzen Flügeln von andern Gänsen zu unterscheiden. Ihre gänseartige Stimme ist ein rauhes, gedehntes „ka", ein kurzes „kak kak" und ein Zischen. — In der Gefangenschaft hält sie bei guter Pflege viele Jahre aus, erfreut durch ihr zutrauliches stilles Benehmen und ihre niedliche Gestalt. Sie frißt alles, was man andern Gänsen giebt, besonders Hafer, Brot, Kohl, Klee, Gras u. dergl. Reines Wasser in hinreichender Menge zum Trinken und Baden darf nicht fehlen. Sie sonnt sich gern, keucht aber schon bei 20 Grad Wärme mit aufgesperrtem Schnabel. Einen Begattungstrieb bemerkt man in der Gefangenschaft nicht. — Sie ist lange nicht so scheu, als die Saatgans und kann vom Schützen leichter beschlichen werden.

Die Kanadische Gans. Anser canadensis, *Linné.*

Kanadische Schwanengans, Kanadenser-Gans. — Anser canadensis, *Will. et Ray*; *Catesb.*; *Edwards*; *L. cit.* 1758—66; *Briss.*; *Lath.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; Anas canadensis, *L.* 1758—66; — Bernicla canadensis, *Boje* 1826; — Cygnopsis canadensis, *Brandt* 1836; — Brenthus canadensis, *Sund.*; Leucoblepharon canadensis, *Baird* 1858.

Kennzeichen. Kopf und der obere Teil des Halses schwarz; an der Gurgel ein weißes Feld, das hinter den Augen bis an den Hinterkopf hinauf reicht; Oberseite graubraun mit helleren Federkanten, Unterseite weißlich; Bürzel und Schwanz schwarz. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße schwarz. Das Weibchen ist etwas kleiner. — Länge 93, Breite 168, Flügel 48, Schwanz 20 cm. Größer als die Hausgans, mit gestreckterem Hals. Gewicht 8—9 Pfund.

Eine nahestehende Abänderung mag hier erwähnt werden: Die Kleine Kanadagans Anser Hutschinsi, *Richardson* 1829, stimmt in der Färbung mit der Kanadagans überein, ist aber kleiner und bewohnt den höchsten Norden von Nordamerika.

Diese schöne stattliche Gans bewohnt Nordamerika, hat sich aber — den vielen Verfolgungen der Ansiedler ausweichend — nach den großen einsamen Gewässern des Nordens zurückgezogen, wo sie noch in zahlreichen Scharen als Brutvogel haust. Im Spätjahr wandern sie in großen Zügen südlicher und zeigen sich dann in allen Staaten, wo sie noch eisfreie Gewässer antreffen. Ihr Wanderflug geschieht im Dreieck, wie bei den andern Wildgänsen. In der Hudsonsbay wird bei ihrer Ankunft alles aufgeboten, um sie zu schießen, und es soll früher ein einziger Mann in einem Tage manchmal 200 Stück erlegt haben. So war es — nach Wilson und Bonaparte — noch Anfangs der 20er Jahre, was sich aber wohl in der Jetztzeit sehr geändert haben mag. Sie nähren sich vorzüglich von Seetang an den Meeresküsten, auf dem Binnenlande von der jungen Saat, wodurch sie nicht geringen Schaden stiften. Brut- und Aufzucht der Jungen stimmen mit der Wildgans überein. Doch soll die Kanadagans ihr Nest auch auf Bäumen anbringen, was unsre Wildgans nie thut. Auch die Stimme lautet verschieden, etwa: „garauk, rauk, räh räh rauk, hurrruräit!"; sie erinnert an die Laute des Schwans.

Im Betragen und in ihren Eigenschaften stimmen sie mit unsern Graugänsen überein; sie sind ebenso vorsichtig, verschlagen und klug, stellen beim Weiden regel-

mäßig Wachen aus, welche die Gesellschaften von jedem gefährlichen Feinde benachrichtigen. Eine Viehherde oder ein Trupp weidender Büffel stört sie nicht im geringsten, vor einem Kuguar oder einem Bären, die sofort von den Wachen signalisiert werden, ergreift aber der ganze Haufen in schleunigster Eile die Flucht nach dem Wasser. Ihr Gehör ist so scharf, daß sie mit Sicherheit die verschiedenen Geräusche zu unterscheiden wissen. Wenn ein Dutzend Schildkröten ins Wasser plumpst, bleiben die Gänse ruhig an ihrem Platz, hören sie aber den Schlag eines Ruders, so werden sie ängstlich, sichern sich und sind sofort bereit zum Aufflug. Verwundete, welche durch einen Schuß zum Fliegen unfähig wurden, stellen sich, als ob sie kerngesund wären, laufen aber so schnell als möglich nach einem Versteck und huschen so geschickt zwischen den Pflanzen dahin, daß sie dem Jäger sehr oft entwischen. Der nordamerikanische Ornithologe Audubon, ein Zeitgenosse Naumanns und Verfasser eines ebenso unübertrefflichen Werkes der Vögel seines Vaterlandes, auch berühmt durch seine stilvollen Beschreibungen, berichtet über die List und Gewandtheit dieser Gans folgendes: „Einmal sah ich in Labrador eine Kanadische Gans, welche während der Mauser alle Schwingen verloren hatte, auf dem Wasser schwimmen und verfolgte sie mit dem Boot; bei Annäherung desselben tauchte sie und kam weit davon zum Vorschein, sie tauchte wieder und wurde hierauf nicht mehr gesehen. Nach langem Suchen bemerkte man sie dicht hinter dem Stern des Bootes, sie streckte aber nur den Kopf über das Wasser empor und schwamm in dieser Stellung so schnell wie das Boot weiter. Einer der Jäger versuchte sie mit der Hand zu ergreifen, die Gans tauchte aber so blitzschnell in die Tiefe, daß sämtliche Jäger ihr nichts anzuhaben vermochten.“ — Ein andermal wußte Audubon ein Paar auf einem Teiche, wo es brütete. Er besuchte die sonst überaus scheuen Tiere aber so oft, und versah sie auch regelmäßig mit Futterportionen, sodaß sie zuletzt ganz dreist wurden und den Forscher bis auf wenige Schritte ankommen ließen, dann aber stellte sich der Ganser zur Wehr, richtete sich in seiner vollen Größe auf und fuhr auch wohl auf den Eindringling los, um ihn zurückzuschrecken. Nach solchen Angriffen kehrte er jedesmal siegesbewußt zum Neste zurück und machte der Gattin durch Beugen des Kopfes vielfache Versicherungen von seiner Willfährigkeit, sie ferner zu verteidigen. Um die Tiere genauer kennen zu lernen, beschloß Audubon sie zu fangen. Durch Körnerstreuen brachte er es so weit, daß er sich bis auf wenige Meter dem Neste nähern durfte; doch nie duldeten sie, daß er die Eier berührte, in welchem Fall das Männchen wütend auf ihn zufuhr und in die Finger biß. Mit Hilfe eines großen Netzes, unter das sie mit Körnern geködert wurden, fing er die ganze Familie, Vater, Mutter und die ausgeschlüpften Jungen. Die Familie wurde nun mit gestutzten Flügeln in einen großen Garten gebracht; die gefangenen Eltern waren aber durch die erlebte Treulosigkeit ihres hochbeinigen Gönners so verschüchtert, daß sie anfangs sogar ihre Jungen vernachlässigten. Doch gelang es Audubon, sie nach und nach an Heuschreckenlarven, ihr Lieblingsfutter, eingeweichtes Gerstenschrot u. dgl. zu gewöhnen und die Jungen großzuziehen. Bei Eintritt strenger Kälte im Dezember beobachtete Audubon, daß der Ganser oft seine Flügel ausbreitete und dabei ein lautes Geschrei ausstieß. Auf dieses hin antworteten alle Glieder der Familie, zuerst das Weibchen, dann die Jungen. Die ganze Gesellschaft rannte hierauf, so weit sie konnte, in südlicher Richtung durch den Garten und versuchte aufzufliegen. Drei Jahre blieben die Vögel im Besitze Audubons. Die Alten konnten den Verlust ihrer Freiheit nicht verschmerzen und nahmen keine Brut mehr auf. Die Jungen aber pflanzten sich in der Gefangenschaft fort.

Die gezähmte Kanadische Gans gewährt den gleichen Nutzen wie unsre Hausgans, und gegenwärtig sieht man sie auf allen größern Bauernhöfen Nordamerikas.

Viele paaren sich auch mit andern Gänsen, besonders auch mit unsrer Hausgans. Das Fleisch ist delikat; Federn und Dunen sollen die unsrer Hausgans noch übertreffen. — Man hält sie auch in Europa häufig gezähmt auf herrschaftlichen Teichen und füttert sie mit Getreide, Rüben, gekochten Kartoffeln und Grünzeug.

Die Ringelgans. Anser bernicla, *Linné*.

Fig. 95.

Rottgans, Meergans, Brant-, Brent-, Kloster-, Mönchgans, Bernikel, Grauente, Karakas. — Bernicla, Bernacla, Brenta, et Branta, alte Aut.; — Anas torquata, *Belon*, *Aldr.*; — Anser torquatus, *Frisch* 1734; *Bechst.* 1809; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; — Anas bernicla, *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1791; — Anser brenta, *Pall.* 1781; *K. & Blas.* 1840; — Anser bernicla, *Bonnat.* 1787; *Ill.* 1811; — Anas monacha, *Besecke* 1792; — Bernicla torquata, *Boje* 1822; *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Bernicla monacha, *A. Br.* 1882; — Brenthus berniclus, *Sund.*; *Mev.* 1886; — Branta bernicla, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Kopf und Hals schwarz, ebenso der Schwanz; die Schwanzdeckfedern oben und unten sehr lang und weiß; am Hals mit weißen Seitenflecken, welche im Jugendkleid fehlen, das übrige Gefieder braungrau; der Schnabel schwarz. Größer als eine Hausente.

Länge 62, Flugbreite 124, Flügellänge 36, Schwanz 11, Schnabel 3,6, Lauf 6,2 cm.

Beschreibung. Kopf, Hals, Kropf kohlschwarz; an der Seite des Oberhalses steht ein halbmondförmiger weißer Fleck; die Schwing- und Schwanzfedern schwarz; der Bauch, dessen Seiten, obere und untere Schwanzdeckfedern rein weiß; der übrige Körper vom schwarzen Hals an düster aschbraun mit hellbraunen Federkanten und trüb bräunlichweißen Säumen; ebenso die Tragfedern. Im hohen Alter ist der Rücken fast rein aschgrau ohne Säume.

Der Schnabel ist kurz, an der Wurzel erhaben, nach dem Nagel schmal zulaufend, schwarz. Die Füße schwarz, rötlich durchschimmernd; das Auge schwarzbraun. — Das Flaumjunge ist von oben sehr dunkelgrau, von unten graulichweiß, ohne allen gelblichen Anflug; die Spitze des Nagels vom Schnabel ist weißlich.



Fig. 95. Ringelgans.

Sie bewohnt den höchsten Norden der drei Erdteile, wie A. leucopsis, wo sie bis zum 80. Grad und noch näher zum Nordpol ihre ungestörten Brutplätze hat. In unserem Erdteil kommt sie im September mit andern Arten zunächst auf die Inseln in der Petschoramündung, überflutet hier namentlich Waigatsch, Koguljew u. a., zieht wieder von hier nach den Küsten des Weißen Meeres und Finnischen Busens, an die westlichen (weniger östlichen) Gestade Jütlands, Schleswig-Holsteins in unschätzbaren Scharen; etwas weniger zahlreich an den andern deutschen Küstenstrichen der Nordsee; dagegen wieder in ungeheurer Anzahl an den holländischen und nordfranzösischen Küsten, wo sie in manchem Jahre zu Millionen

überwintert. So weit das Auge reicht, sieht man die Sandbänke und Watten von diesen Scharen bedeckt; ihr Geschrei, sagt Naumann, übertönt das Rollen der Brandung, und von ferne gesehen gleichen die schwärmenden Massen einem dichten Rauche, der die Luft verfinstert. Bei vieler Aehnlichkeit mit der Weißwangengans, auch hinsichtlich ihres Aufenthalts, findet man, daß beide Arten in einerlei Gegend doch ihre besonderen Lagerplätze haben, so z. B. in Pelworm, wo nur Ringelgänse, in Deichsand, wo nur Weißwangengänse ihren Aufenthalt nehmen, ohne daß diese Plätze einen wesentlichen Unterschied anzeigten. Bei uns im Binnenland erscheint sie nur selten unter den Saat- und Weißwangengänsen. — Ueber den Zug der Wildgänse auf der Westseite Schleswigs, samt den zugehörigen Inseln und Halligen in der Nordsee, spricht sich Dr. Rohweder sehr eingehend und besonders für Binnenbewohner sehr belehrend aus: „Von den fünf, regelmäßig im Gebiet vorkommenden Wildgänsen Anser albifrons, segetum, cinereus (= ferus), brenta (= bernicla) und leucopsis, ist cinereus mehr Strich- als Zugvogel; albifrons und leucopsis sind reine Passanten; segetum ist zum Teil Wintervogel und brenta ebenso sehr das letztere, wie Durchzügler. Gegen Ende des September treffen kleine Rotten von brenta, segetum und leucopsis mit dem Rest des cinereus, welcher vom August an von seinem Brutplatze her in geringer Anzahl die Küste besuchte, zusammen. Zwei oder drei Tage im Anfang des Oktober genügen, um solche Mengen von Rottgänsen herbeizuführen, daß ein breiter Ring von zahllosen Wildgänsen jede Hallig einschließt. Meist getrennt von dieser Art, aber doch unter sich in lockerem Verbande zusammenhaltend, bedecken Tausende von Saat-, Bläß- und Weißwangengänsen mehr die freien Flächen des Wattenmeeres. Ende Oktober und Anfang November ist in der Regel die Anzahl der Wildgänse am größten; bis Ende November oder Anfang Dezember — je nach dem Eintritt winterlicher Witterung — verschwindet die Hauptmasse. Nur die Rottgänse lassen sich kaum durch das ärgste Frostwetter ganz vertreiben, und auch einige Saatgänse bleiben gewöhnlich hier, bis der Frühjahrszug die Artgenossen und Verwandten vom Süden zurückführt. Im März und April zeigt sich jetzt wieder reges Leben. Aber geringer an Zahl, eiliger im Vorwärtsdringen, imponieren die Frühjahrspassanten nie in dem Maße, wie die Herbstwanderer. Die einzig Saumseligen sind wieder die Rottgänse, von denen ich bis zum 10. Juni kleine Gesellschaften zwischen den Inseln angetroffen habe. Dabei ist das Auffallende, daß diese Nachzügler — die doch die Brutzeit verpaßt haben — dennoch nie gänzlich bei uns zur Ruhe kommen; immer, wenn auch ohne Eile, streben sie nordwärts, und von Mitte Juni bis zur Mitte September sieht man auch auf unsrer Nordsee keine Rottgans. — Während des Tages halten sich alle Gänse entweder auf den tieferen Wasserflächen oder bei hohler Ebbe in der Nähe des bloßgelegten Wattes auf; im letzten Fall auf so geringen Tiefen, daß sie in dem wenige Zoll tiefen Wasser watend die dichten Rasen des kurzen Seegrases, Zostera minor, abzuweiden vermögen. Gegen die Abenddämmerung streicht ein großer Teil — mit Ausnahme der Rottgänse — die den Inseln gegenüber mündenden Flüsse aufwärts, um auf den an diesen liegenden Wiesen und Saatfeldern — oft meilenweit von der Küste — zur Aesung zu gehen. Ein andrer Teil begeht die Außenweiden der Inseln und Halligen und zerstört nicht selten an ihren Lagerplätzen die Grasnarben derartig, daß man solche Stellen noch im Vorsommer erkennen kann. Auch die Rottgänse weiden jetzt, dem steigenden Wasser voran, auf den trockenen Seegraswiesen, und kommen so bei Hochwasser an die Ufer der Inseln. — Geschossen werden wenig Gänse. Auf der See ist ihnen nicht beizukommen und der Strich beginnt so spät, daß die rasch eintretende Dunkelheit nur einen kurzen Aufenthalt erlaubt.“ (E. v. Homeyer, Reise nach Helgoland. S. 82.)

Im hohen Norden Sibiriens, an der Boganida, am Taimyr, an der Päsina, auf Spitzbergen samt Inseln häufig, wird diese Gans brütend getroffen, geht aber zu diesem Zwecke der größeren Mehrzahl nach noch viel nördlicher. Ihre trübweißen Eier sind 6,6 cm lang und 4,6 cm breit. Am 4. Juni zeigte sich, nach Middendorf, die Gans am Taimyrfluß, am 15. Juli hatte sie eben ausgekrochene Junge. Vom 11.—15. August sah Middendorf große Züge unter 75 Grad nordwärts (d. h. meerwärts) ziehen. — Da die Schwärme dieser Gans nicht auseinander stieben, wie es andre Gänse machen, so lange sie mausernd und flugunfähig sind, so ist diese Art noch leichter zu erlegen, als Anser ruficollis.

Es sind friedfertige, schüchterne, niedliche Geschöpfe, die sich in der Gefangenschaft auf einem umschlossenen Platze, mit größerem Wasserbehälter (besonders mit Meerwasser gefüllt) und grünem Rasen versehen, gut halten, aber nicht so dauerhaft sind als die andern. Ihr Hauptruf ist ein ziemlich starkes „knäng", ein tiefes kurzes „rot rot", und ein Zischen, alles gänseartig. Wegen ihrem Ruf: rot rot! wird sie von den Holländern und Friesen Rot- oder Rottgans genannt. — Da diese Gänse gern auf bestimmten Stellen nach ihren Lieblingsplätzen in den Meeresbuchten zurückkehren, wenn sie — während des Zuges auf ihren Raststationen — von den Futterplätzen abziehen, so kann man an manchem Morgen eine gute Jagd machen, wenn starker Nebel ist. Diese Gänse ziehen dann stets sehr niedrig und können den Jäger erst bemerken, wenn es zu spät ist. (v. Homeyer, Reise n. Helgoland, S. 83.)

Die Rothalsgans. Anser ruficollis, *Pallas.*

Rothals-Meergans, Spiegel-, Nord-, Mopsgans, Tschagwoi. — Anas (später Anser) ruficollis, *Pall.* 1769; *Gm.*; *Lath.*; *Br.*; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; — Anser pulchricollis, *Pall.* 1781; — Bernicla ruficollis, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; — Rufibrenta ruficollis, *Bp.* 1856; — Brenthus ruficollis, *Mev.* 1886; — Branta ruficollis, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Vorderhals samt Kropf rostfarbig, unter dem Kropf ein weißer Brustgürtel; Wangen weiß; Scheitel, Hinterhals, Rücken und Schwanz schwarz; der Schnabel braun mit schwarzem Nagel. Pallas nennt diese Gans die „kleinste und schönste" ihres Geschlechts.

Länge 55, Flugbreite 135, Flügellänge 37, der am Ende flach abgerundete, 16fedrige Schwanz 10,5, Lauf 5,5 cm. Schwingen 28 cm. Größe einer Hausente.

Beschreibung. Obigen Kennzeichen ist noch beizufügen: Kinn und Kehle schwarz, welche Farbe in einem Winkel bis ans Auge zieht; Zügel bis über die Augen weg, Kopfseiten, ein schmaler Streif an den Halsseiten weiß; im weißen Feld der Wangen ein dunkelbrauner fast dreieckiger Fleck; die Tragfedern mit mondförmigen weißen Kanten; die Mitte der Unterbrust, Bauch, obere und untere Schwanzdeckfedern weiß; auf dem mattschwarzen Flügel zwei lichte Querstreifen. — Das Weibchen ist kleiner und matter gefärbt. — Der ungemein kleine Gänseschnabel ist schwarz, ebenso die Füße; das Auge ist dunkelbraun, die Augenlider schwarz.

Ebenfalls ein hochnordischer Vogel. Die Heimat der Rothalsgans liegt unter dem arktischen Kreise im nördlichen Asien, wie es scheint in Sibirien und am Eismeer zwischen Ob und Lena. Auf dem Zuge kommt diese schöne Gans bis zum Kaspischen Meer, von wo aus sie die weitgedehnten Salzsteppen, welche dasselbe (nicht nur auf der Ost-, teilweis auch auf der Westseite) umgeben, besucht, sich von dem Gesäme und den Blättern der Salzpflanzen nährt, welche auf dem vorzeitlichen Meeresgrunde üppig gedeihen und ihre Hauptnahrung ausmachen. Schon sehr frühzeitig im Frühjahr beginnt die Rückwanderung. Seitenausläufer

der Hauptzüge kommen auch nach Südrußland. Nur selten aber kommt sie weiter westwärts in Europa vor und es wurden bis jetzt nur wenige Stücke erlegt, so in Galizien, auf der Insel Koos, an der pommerschen Küste, in Sachsen, in Württemberg, bei Straßburg, in Holland, Nordfrankreich, Großbritannien u. a. O. In Sibirien, wo sie brütet, waren an der Boganida am 25. Juni ihre Eier noch wenig bebrütet. Diese sind, als Gänseeier, recht eigentümlich gefärbt, nämlich gelbbräunlich, in der Mitte mit einem marmorierten Fleckengürtel. (Middendorf, Sibir. Reise, 2. Bd., S. 20, Fig. 3.) Sie messen 6,2 + 3,9 cm.

Dieser Prachtvogel hält sich in der Gefangenschaft leidlich gut, verträgt sich friedlich mit anderm Geflügel und gesellt sich besonders gern zu den Enten. Ihr Gang ist zierlich, leicht und schnell. Wie bei allen hochnordischen Vögeln muß man darauf sehen, daß ihm immer frisches Wasser in genügender Menge zum Trinken und Baden bereit sei, was viel zu seiner Munterkeit beiträgt; die Fütterung ist wie bei den andern Gänsen: Gerste, Haferschrot, viel Grünzeug. Die Lockstimme klingt wie „tschakoi". Pallas hat die Blutwärme dieser Gans untersucht und gefunden, daß diese etwas über 107 Grad Fahrenheit beträgt, deshalb wird ihr unsre Sommerwärme fast unerträglich, wenn man nicht im stande ist, sie durch Zufluß von frischem Quellwasser und Schutz gegen Sommerhitze recht kühl zu halten. Leider aber ist eine längere Unterhaltung sehr schwer und an Hecke nicht zu denken. Ihr Fleisch ist überaus zart.

Die Nilgans. Anser aegyptiacus, *Linné.*

Aegyptische Gans, Bunte, Fuchsgans. — Anser aegyptius, *Briss.*; — Anas aegyptiaca, *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; — Anser aegyptiacus, *Br.* 1831; *Naum.* 1842; — Anas varia, *Bechst.* 1809; — Anser varius, *M. & W.* 1810; — Chenalopex aegyptiacus, *Steph.* 1824; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Der halb enten-, halb gänseartige Schnabel und die gänseartigen Füße rot; das Gefieder entenartig, auf dem Flügel ein blaugrüner Spiegel, der nach dem Rücken rotbraun begrenzt ist; die den Spiegel nach vorn begrenzenden Deckfedern mit einer schwarzen Querbinde; untere Schwanzdeckfedern rostbräunlich; Gefieder mit feinen dunkeln Querwellen; auf der Brust ein dunkelrotes Schild; die Schwingen 3. Ordnung sind rostrot. Schwach Gänsegröße.

Länge 7,3 dcm, Flugbreite 13,6 dcm, Schwanzlänge 15,5 cm, Schnabellänge 4,8 cm, Höhe des Laufs 8,5 cm.

Beschreibung. Stirn und Scheitel sind weiß; das Auge umgiebt ein rostfarbenes Feld; Wangen und Kehle sind trübe rostgelblichweiß; der Hals ist schwach rostgelb, auf dem Nacken dunkler; den Unterhals umgiebt ein dunkelrostrotes Band; der Kropf ist gelbbräunlichweiß, bräunlich gewellt; auf der Brust steht ein rostrotbraunes Schild; der Oberrücken ist blaßrötlich weißgrau mit dunkelbraunen Wellenlinien dicht durchzogen; die längsten Schulterfedern sind rein rostrot, ebenso die kleinern Schwingfedern; die mittlern Schwingen bilden einen schwarzen, prächtig grün, blau und violett schillernden Spiegel, welcher oben weiß eingefaßt ist, mit einem schmalen, schwarzen Querbändchen im Weißen; die größten Schwingen sind schwarz; der Unterrücken ist schwarz, fein weiß bespritzt; der Schwanz und Bürzel glänzend schwarz. — Der Schnabel ähnelt in der Seitenansicht mehr einem Gänse-, als einem Entenschnabel, hat beim alten Männchen an der Wurzel dicht vor der Stirn einen kleinen Auswuchs, welcher in der Begattungszeit stärker anschwillt, und ist von Farbe rot, mit einem schwarzen Nagel, in der Jugend bleicher; der Augenstern ist gelbbraun; die Füße sind in der Jugend gelblich, dann fleischfarben, endlich hochrot. — Das Weibchen hat die gleiche Zeichnung des Gefieders, aber eine

minder schöne Färbung. — Das Dunenkleid ist von oben mit grauweißen und dunkelbraunen Streifen abwechselnd gezeichnet, am Unterrumpf weiß.

Das Vaterland dieser Gans ist Afrika in seiner ganzen Ausdehnung, Syrien und Natolien, auch die Inseln des Archipel, von wo sie sich bisweilen nach Italien und in das südliche Deutschland verfliegt. Auf einem Entenfange bei Werth, drei Stunden von Karlsruhe, wurde vor einigen Jahrzehnten von einem Pärchen das Weibchen gefangen. — Die Nilgans ist ein schön gezeichnetes, stattliches Geschöpf, und wird darum von den Liebhabern auf den Teichen unterhalten, hat aber einen herrschsüchtigen und zänkischen Charakter, denn besonders während der Paarungszeit kämpfen die Männchen auf Leben und Tod miteinander, schlagen sich mit den Flügelknochen, verbeißen sich ineinander und erschöpfen sich gegenseitig bis zum Niedersinken, oder es sucht der noch rüstige Kämpfer den ermatteten unter die Wasserfläche zu drücken und durch fortgesetztes Kneipen und Walken so lange hinzuhalten, bis er ersäuft ist. Auch gegen anderes Mitgeflügel zeigt sich dieser Vogel unverträglich und macht sich dadurch dem Geflügelliebhaber unangenehm. Man ernährt sie nach Art der Gänse; bei freiem Lauf geht sie auch auf den Insektenfang. Die Nilgans läuft sehr gut, schwimmt geschickt mit tiefgesenkter Brust, taucht rasch und schießt weite Strecken unter Wasser dahin, mit Füßen und Flügeln rudernd; fliegt leicht und schnell mit vernehmlichem Rauschen, und wo sie sich in Menge erhebt, zuerst in wirren Massen, dann aber, auf weitere Strecken in Keilform geordnet. Sie weidet nach Art anderer Wildgänse, gründelt aber auch im Schlamme der Gewässer. Junge Nilgänse fressen sehr gerne Heuschrecken. — Ueber das Brütegeschäft erfahren wir von A. Brehm: „In baumlosen Gegenden mag es vorkommen, daß die Nilgans auf bloßer Erde brütet; da wo der Wald den Strom begrenzt oder auch nur ein einzelner passender Baum in Ufernähe steht, legt sie ihr Nest stets auf Bäumen an, in Nordostafrika am liebsten auf einer dornigen Mimose, Harasi genannt. Es besteht größtenteils aus den Baumästen selbst, ist jedoch mit feinen Reisern und Gräsern weich ausgekleidet. Die Zahl der Eier beträgt im Mittel etwa 6—8, die Gestalt ist sehr rundlich, die Schale dick und glatt, die Färbung ein gelbliches oder graugrünliches Weiß." — Auf dem Hof legt das Weibchen zweimal, im April und September, 6—8 schmutzig grünlichweiße Eier, welche es allein in 26—28 Tagen ausbrütet, währenddem das Männchen Wache hält und es gegen ebenbürtige Feinde mit Schnabel und Flügeln verteidigt. Die Jungen gehen sogleich ins Wasser, um am Ufer Insekten und zarte Pflanzen zu suchen. Ausgewachsen aber halten sie sich meistens auf dem Lande auf und nehmen nur im Notfall ihre Zuflucht zum Wasser. Eine eigentümliche Gewohnheit beobachtete der Afrikareisende Dr. R. Böhm an diesen in kleinen Trupps zusammenhaltenden Gänsen am Strand des Tanganika-Sees: „Diese Gänse, erzählt er, beginnen plötzlich in komisch tanzender Weise zu trippeln, worauf sie schnell den Grund nach aufgescheuchten kleinen Tieren untersuchen." Ihre Stimme gleicht der der Hausgans, nur mit etwas höhern gellenderen Tönen, „kak", auch hört man ein lockendes „täng täng" und ein schmetterndes „täng, tängterrrrängtängtängtäng!" Die Eingebornen jagen die Nilgans nicht, nur von den Europäern wird sie als Federwild verfolgt, obgleich sie sich — wie alle Wildgänse — sehr mißtrauisch zeigt und der Gefahr durch Schießen rechtzeitig ausweicht. Dagegen haben sie in den Adlern und Krokodilen gefährliche Feinde. Die letzteren liegen unbeweglich, wie ein dürrer Stamm im seichten Wasser, am Ufer, und wenn das arglose Geflügel in die Rachennähe des riesigen Reptils kommt, das scharf auflauert, genügt ein blitzschnelles Zuschnappen, um den Vogel spurlos verschwinden zu lassen.

Die Struppgans. Anser crispus.

Auch Seidengans.

Diese Gans hat ein abnormes Gefieder, wie wir es beim Strupphuhn und bei der Strupptaube wiederfinden. Die weißen Federn hängen lang herab und wallen unregelmäßig durcheinander. Sie sind wie aus mehreren Kielen, je mit besondern Bärten, zusammengesetzt, liegen am Körper nicht an, sondern flattern lose herab und fühlen sich seidenweich an. Die Struppgänse paaren sich mit gewöhnlichen Hausgänsen und ihre Nachkommenschaft zeigt dann mehr oder weniger von dieser Abnormität des Gefieders. Im Uebrigen gleichen sie der Hausgans, haben aber ein Gewicht bis zu 10 Pfund. Das Fleisch dieser Gänse soll von ganz besonderem Wohlgeschmack sein.

Familie **Schwan.** Cygnus, *Linné* 1735.

Cygnus, Cycnus, Griech., alte Autoren; *L. cit.* 1735; *Briss.* 1760; *Bechst.* 1809; *Meyer* 1810; — Olor, Lat., alte Aut.; *Schwenkf.* 1603; *Lath.* 1790; *Wagler* 1832.

Der Hals ist außerordentlich lang und dünn, aus 23—24 Wirbeln zusammengesetzt; viel länger als der sehr gestreckte Rumpf, welcher zehn Rücken- und neun Schwanzwirbel enthält. Der Schnabel ist gleichbreit, vorn eher etwas erweitert, abgerundet, mit einem rundlichen Nagel, der die Hälfte der Kieferbreite einnimmt; die Zähnchen am Kieferrande in eine flache zusammengedrückte Spitze ausgezogen; die fleischige Zunge füllt den innern Schnabel fast ganz aus und hat an der Seite Fransen und Zäckchen; die Nasenlöcher in der Mitte der Schnabellänge, in einer großen mit der weichen Schnabelhaut überspannten Nasenhöhle ganz vorn geöffnet, eiförmig, durchsichtig; zwischen dem Schnabel und dem Auge ist die Haut an einer breiten Stelle nackt; Füße weit nach hinten, niedrig, stämmig; der Lauf weit kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel; die drei Vorderzehen sehr lang mit breiten Schwimmhäuten, die inneren längs der freien Seite mit Hautlappen; die kleine höher gestellte Hinterzehe den Boden kaum berührend; die Haut der Füße genetzt, die Schwimmhäute gegittert; Flügel sehr groß, mit etwas kurzen Schwingfedern aber sehr langen Armknochen; Gesamtzahl der Schwingen*) 31—33. Der Schwanz enthält 18—24, nach außen hin stufenweise verkürzte Federn. Die Befiederung ist sehr reich, das kleine Gefieder ungemein dicht und weich, unten pelzartig, oben großfedrig, ohne Glanz, auf der Haut mit einem überaus zarten elastischen Flaum dicht besetzt; die ruhenden Flügel sind, wie bei andern Schwimmvögeln, von starken Tragfedern unterstützt. Die Schwäne sind große Vögel und gleichen in dieser Hinsicht den Pelekanen, doch sind sie schwerfälliger. Sie schwimmen mit ungemeiner Kraft und Ausdauer, Geschicklichkeit und Anmut, rudern auch wohl nur mit einem Fuße fort, häufig auch mit aufgelüfteten Flügeln, sodaß der Wind wie in ein Segel darunter bläst, wobei der Hals in zierliche S-Form gebogen wird. Dagegen sind sie beim Gehen ziemlich schwerfällig und wankend; auch das Auffliegen kommt sie hart an, indem sie auf dem Wasser springend und patschend, dazu mit ausgebreiteten Flügeln schlagend, wenigstens 20—25 m zurücklegen, bis sie den nötigen Anlauf, womöglich gegen den Wind, genommen haben; dann geht es mit vorgestrecktem Halse, etwas gesenktem Kopfe und nicht sehr starkem Flügelschlage ziemlich

*) Cygnus ferus (musicus), 10 Hand-, 21 Arm-, 2 Schulterschwingen = 33; Cygnus olor 10 Hand-, 18 Arm-, 3 Schulterschwingen = 31. Die gleiche Zahl Schwingen wie Olor hat auch Gypaëtus. Bei Vultur monachus beträgt die Gesamtzahl 35. Am meisten Schwingen unter allen bekannten Arten hat der Albatros, nämlich 10 Hand-, 26 Arm-, 2 Schulterschwingen = 38 Schwingen. Welcher Unterschied zwischen einem Sperlingsflügel mit insgesamt 18 Schwingfedern! (Cab. J. 1855, 118 ff. von Professor Sundevall.)

schnell, und oft hoch, durch die Luft. Beim Niederlassen sind sie vorsichtig und lassen sich schwebend auf dem Wasser hingleiten, wobei sie noch, um den Anprall zu mildern, die Füße dem Wasser entgegenstemmen. Auf festem Boden fällt ihnen das Aufschwingen und Niederlassen noch schwerer, weshalb sie auch beides zu vermeiden suchen. Ihr Flug ist von einem starken heulenden Sausen begleitet, das man noch in weiter Entfernung vernimmt. Während der Mauser sind sie einige Zeit flugunfähig, weil sie ihre Schwingen binnen wenigen Tagen zumal verlieren. Untertauchen können sie nicht, weil sie der große Umfang ihres Federpelzes daran hindert, dagegen können sie mit ihrem langen Hals ziemlich tief köpflings gründeln. Die Gatten halten mit Liebe zusammen, tändeln miteinander und schnäbeln sich oft, besonders während und vor der Brutzeit, wobei sie sich mit den Hälsen umschlingen, sich senkrecht gegeneinander aufrichten und Brust an Brust, Bauch an Bauch schmiegen, fast wie es die Lappentaucher machen. Das Nest ist ein großer Haufen von Wasserpflanzen, bald auf dem Wasser aufsitzend, halb schwimmend, bald auf einem kleinen Hügelchen zunächst beim Wasser und enthält 6—8 schmutzigweiße große Eier, welche in ca. 5 Wochen ausgebrütet werden. Die dicht wolligen Dunenjungen bleiben lang unter dem Schutz ihrer Eltern, und erst wenn sie völlig flugfähig und selbständig geworden, entfremden sich allmählich Alte und Junge voneinander, benehmen sich nach einiger Zeit auch wirklich fremd, und die alten Paare vertreiben ihre Nachkommen aus der Nähe des Brutplatzes. Außer der Brutzeit, besonders zur Zeit des Wandertriebes zeigen sie wieder mehr Geselligkeit für ihresgleichen und halten sogar in Truppen zusammen. — Sie nähren sich von Vegetabilien, Wasserinsekten, Würmern, gelegentlich von kleinen Fischen, Fröschen u. a., welche sie am Ufer finden, oder vom Grunde mit ihrem langen Halse heraufholen, oder auch wohl dazu den halben Körper von den Füßen an überkippen, um noch tiefer auf den Grund zu kommen. Im hohen Norden nähren sie sich während der Brutzeit, wie auch das übrige Wassergeflügel, von den Eiern, Larven und Puppen der kleinen Wasserschnake, Culex pipiens, *L.*, womit die Oberfläche der Flüsse und Seen in Lappland und Sibirien oft dicht bedeckt ist. Ihre Nahrung suchen sie viel mehr im Wasser als auf dem Trocknen, wodurch sie sich von den Gänsen unterscheiden, bei welchen das Gegenteil der Fall ist. Diese Familie umfaßt etwa zehn Arten, wovon hier beschrieben: fünf Arten.

Der Höckerschwan. Cygnus olor, *Linné.*

Kaspischer Schwan, Zahmer, Südlicher, Gemeiner, Rotschnabel-Schwan. — Cygnus, *Gesn.; Belon; Aldr.; Jonston; Charleton;* — C. mansuetus, *Will. et Ray; L. cit.* 1746—66; — Cygnus olor,*) *L.* 1735; *Ill.* 1811; *Vieill.* 1816; *Br.* 1831; *Wagl.* 1832; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Anas cygnus, var. mansuetus, *L.* 1746—66; — Anser cygnus, *Klein* 1750; *Brünn.* 1764; — Anas olor, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; — Cygnus gibbus, *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; — C. sibilus, *Pall.* 1811; — C. immutabilis, weiße Var., *Yarrell* 1843. —*) Linné hat diesen Namen in seinem ersten systematischen Versuche vom Jahr 1735, also 53 Jahre vor Gmelin, aufgestellt. Was nun unsern Höckerschwan anbelangt, so hielten die meisten älteren Autoren, samt Linné, den Höcker- und Singschwan für die zahme und wilde Rasse einer Art, bis die anatomischen Unterschiede das Artrecht für beide Arten feststellte. Fig. 96.

Kennzeichen. Zwischen Schnabel und Auge ist eine nackte Stelle schwarz. Der ausgefärbte Vogel hat einen roten Schnabel mit einem schwarzen Höcker an der Stirn, der Nagel und Mundwinkel ebenfalls schwarz. Im Schwanz 22 bis 24 Federn. Volle Schwingenzahl 31. Der Oberkiefer hat längs des ganzen Randes spitzige Zähnchen; die Befiederung der Stirn nach vorn spitzwinklig begrenzt; die Naslöcher schräg. Die Luftröhre macht keine Windungen. Diese Art

schwimmt mit gebogenem Hals. Einer der schwersten deutschen Vögel, denn er wiegt 9—12 Kilo.

Länge 15,5 dcm, Flugbreite über 23 dcm, Schwanzlänge 24 cm, Schnabellänge 12,5 cm, Höhe des Laufs 10,5 cm.

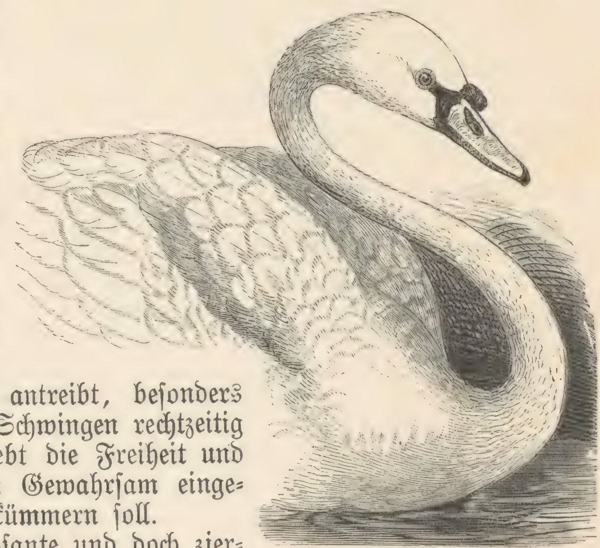
Beschreibung. Hauptfärbung rein weiß; der Kopf und Hals oft rostgelblich überflogen. — Der Schnabel ist hochrot, längs der Spalte mit einem schwarzen Rändchen; Nasenhöhle, Unterschnabel, der Knollen vor der Stirn und die breiten, nackten Zügel sind tief schwarz; der Augenstern tief nußbraun; die Füße sind matt schwarz. Beim Weibchen ist der Knollen oben an der Schnabelwurzel etwas kleiner. Die Jungen sind braungrau mit hellbleifarbigem Schnabel und Füßen; sie färben sich bei der zweiten Mauser heller, indem sie durch das reine Weiß der neuen Federn oft sehr scheckig aussehen, aber erst in der dritten rein weiß. Im dritten Jahre, das Geburtsjahr mitgerechnet, sind sie zur Fortpflanzung tauglich.

Die ursprüngliche Heimat des Höckerschwans ist — nach Prof. Oken — der Orient, d. h. die Breiten von Klein-Asien, Persien, das Schwarze und Kaspische Meer, sowie ostwärts die andern größern Seen Süd-Sibiriens; weitläufige wasserreiche Sumpfstrecken und die Deltas großer Flüsse. Im Orient wurde er auch seit den urältesten Zeiten domestiziert, und überall zahm und halbzahm auf Teichen und Flüssen gehalten, und verbreitete sich von da aus als Prachtvogel über das ganze gemäßigte und warme Europa, wo wir ihn noch heute finden, während er in seiner ursprünglichen Heimat — einzelne Striche abgerechnet — seltener geworden ist. Von den Alten wurden mehrere Flüsse angeführt, welche durch die Menge ihrer Schwäne berühmt waren, so der Mäander in Klein-Asien, der Strymon in Thracien, der Kaystros in Jonien, der Mincio im Mailändischen u. a. In unserem Erdteil ist der Höckerschwan in wildem Zustande (nach Sintenis) nur in der Dobrudscha gemein als Brutvogel, wo er sich auf größern Seen und in Balten aufhält; im Winter aber werden dort Schwäne in noch größerer Anzahl als im Sommer bemerkt, weil ihre Zahl durch Zuzüge aus andern Ländern verstärkt wird, und weil sich dann auch der Singschwan einstellt, der sich vom nordischen Eis hierher in diese milden Regionen flüchtet. Als Brutvogel bleibt aber der Singschwan hier nicht zurück; ihn zieht es wieder heim nach der reinen Luft seiner Nordlandsseen. Außer der Dobrudscha brütet der wilde Höckerschwan — nach Dr. Krüper — auch auf einigen großen Seen Griechenlands, so auf dem Kopais-See; ebenso auch in der Türkei. — Zahm, halbzahm und teilweise wieder verwildert, kommt er aber vom südlichen Skandinavien an bis in die Südstaaten Europas vor, wo wir ihn meistens auf herrschaftlichen Teichen als Ziervogel eingebürgert sehen. Auf großen ruhigen Gewässern in der Nähe der Ostseeküsten (Schleswig, Rostock) brüten alljährlich zahlreiche Höckerschwäne. — Die flugbaren halbzahmen Schwäne erfaßt im Spätjahr der Wandertrieb, und viele ziehen bis ans Mittelmeer, aber nur selten in dessen westliche Ausbreitung, häufig dagegen in die Gewässer der Dobrudscha, Griechenlands, der Türkei und Klein-Asiens, wo sich an den sumpfigen Deltas großer Flüsse die verschiedensten Sumpf- und Wasservögel versammeln und bis zur bessern Jahreszeit verweilen. Solche Sammelplätze nennt man in Smyrna „die Arche Noahs". Sie setzen übrigens auch nach Nord-Afrika über; Heuglin schreibt: „Im Winter einzeln und in kleinen Flügen in Unter-Aegypten, vorzüglich bei Damiette. Auch in Algier stellen ihnen die Araber nach". In gelinden Wintern bleiben auch viele der Halbzahmen an den Küsten der Ostsee, während sie sich an der Nordseeküste nur als Durchzügler zeigen. Viel seltener fallen sie auf Landseen ein, weil diese leicht überfrieren und sie dann zur Weiterwanderung gezwungen sind. Die Zugzeit beginnt im Oktober; der Flug richtet sich nach offenen Gewässern und im März

kehren sie wieder auf ihre Brutplätze zurück. Auf dem Zug halten sie in größern oder kleinern Truppen zusammen und formieren dann eine schräge Linie. Diese Zugschwäne fliegen sehr hoch und sind äußerst menschenscheu und vorsichtig, mögen die Glieder einer solchen Gruppe nun aus Halbzahmen, Verwilderten oder ganz Wilden bestehen. Bei diesem Umherschwärmen nach offenen Gewässern kommen sie auch zuweilen auf die Binnengewässer Deutschlands und der Schweiz.

In Deutschland und vielen Ländern Europas hält man die Höckerschwäne auf größern und kleinern Gewässern, in einem halbgezähmten Zustande; daher sind sie jedermann bekannt. Es giebt nicht leicht einen Park, ein herrschaftliches Schloß, ein schönes Landhaus, städtische Anlagen u. dgl. mit einem Teiche, auf dem nicht diese schönen stattlichen Tiere gepflegt würden.

In Berlin, Potsdam, Spandau und Brandenburg, auf der Spree, Havel und auf den vielen Seen dieser Gegenden werden eine Menge Schwäne unterhalten, welche sich des Schutzes der Regierung erfreuen und schon seit Jahrhunderten diese Landschaften als eigenartige Zierde beleben. Diese halbzahmen Schwäne sieht man aber nur selten fliegen, außer wenn bei ihnen der Wandertrieb erwacht und einen Teil derselben zur Reise in andere Gegenden antreibt, besonders wenn man unterließ, ihnen die Schwingen rechtzeitig zu kürzen. Der Höckerschwan liebt die Freiheit und kann nicht auf lange in engem Gewahrsam eingesperrt werden, wenn er nicht verkümmern soll.


Fig. 96. Höckerschwan.

Der Schwan hat eine imposante und doch zierliche Gestalt, und spielte deshalb schon in der Mythe der Alten eine große Rolle. Er wurde seit undenklichen Zeiten für ein Muster schöner Körperproportionen gehalten, von den Dichtern aller Zeiten gerühmt und von den Bildnern als Zierde aufgestellt. Der lange, schlanke Hals ist selten gerade aufgerichtet, meistens in S-Form gebogen, und wird überhaupt in so zierlichen Abwechslungen bewegt, daß man nicht satt werden kann, diese schönen Schwimmvögel zu beobachten. Prächtig sieht es aus, wenn der männliche Schwan im Frühjahr den Hals zurücklegt, die Flügel hoch lüftet, und so in gravitätischem Stolze auf der Wasserfläche dahinrauscht. Er schwimmt bald langsam und sanft, bald rasch und in kräftigen Stößen fortrauschend, wobei er nicht selten die Flügel wie Segel erhebt. Der wilde Höckerschwan fliegt auch gut, wobei er den langen Hals gerade ausstreckt, und jeder Flügelschlag ist von einem starken, weit hörbaren Sausen begleitet. Daß ihm aber das Auffliegen schwer wird, ist schon vorn in der Familienbeschreibung erwähnt.

Man nennt diesen Schwan mit Unrecht den stummen, denn im wilden Zustande hat er eine laute, trompetende Stimme, welche beim Männchen wie „kiurr“, beim Weibchen heller: „keiorr!“ klingt; im gezähmten Zustande hört man sie aber selten. Sie lassen gewöhnlich nur dumpfe, murmelnde oder leise grunzende Töne vernehmen, und im Unwillen ein Zischen wie die Gänse. — Gegen kleineres Wassergeflügel ist der zahme Schwan unduldsam, besonders gegen Gänse und Enten, sobald ihm nicht ein sehr großer Raum angewiesen ist, indem seine Herrschsucht so

ausartet, daß er solches unablässig verfolgt, oder gar tot beißt; doch sind Gänse und Enten klug genug, in gemessener Entfernung von ihrem hochtrabenden rauflustigen Verwandten zu bleiben, um sich nicht zu gefährden. Der Geselligkeitstrieb der Schwäne erstreckt sich überhaupt nur auf die eigene Art, und erleidet auch hier noch Ausnahmen, besonders an dem Brutplatz, wo sich die Männchen oft heftig befehden, mit den Schnäbeln packen, mit den Hälsen umschlingen und nun gegenseitig mit den starken Flügelknochen so kräftig aufeinander losdreschen, daß zuweilen einer der Kämpfer ganz unterliegt, oder gar ersäuft wird, wenn der Kopf des Besiegten allzulang unter Wasser gedrückt wurde. Die Weibchen nehmen nicht teil an diesen Kämpfen, sondern sehen ruhig zu. Es wird aus diesem Grunde zuweilen nötig, alte heißspornige Schwanenritter zu entfernen, um dem übrigen tyrannisierten Wassergeflügel Ruhe zu schaffen, wenn der Teich von kleinerem Umfang ist und noch anderes Ziergeflügel enthält. Will man die Zierde durch Schwäne nicht vermissen, so unterhält man ein einzelnes Schwan-Weibchen oder auch deren zwei, weil ihr Benehmen dann ein friedfertigeres ist, zumal sie auch keine Bruten zu führen haben.

Man baut ihm kleine Häuschen, worin er sicher nisten kann, und lähmt den erzielten Jungen einen Flügel, um das Fortfliegen zu verhindern. Die Häuschen, welche man zum Nisten baut, dürfen nicht hoch über dem Wasserspiegel sein, müssen fest gebaut, 1,2 m lang, ebenso breit und hoch sein, und mit einem 6 dcm breiten und 7 dcm hohen Eingang versehen werden. Zum bequemen Auf- und Absteigen errichtet man eine schräg aus dem Wasser sich erhebende Treppe.

Der wilde Höckerschwan nistet auf freiliegenden, großen Landseen, wenn an den Ufern viel Schilf und Rohr wächst, dieselben auch so beschaffene größere und kleinere Inseln enthalten. Für das Nest wird ein Plätzchen einige hundert Schritte vom Ufer erwählt, entweder auf einer kleinen Insel, oder in einem Schilf- und Rohrbusche, nie tief im Rohr, sondern nahe am Rande mit freier Aussicht auf die Wasserfläche. Es bedarf vieler Materialien, welche zu unterst aus Schilfstöcken, Rohrwurzeln, Stengeln, dann Halmenblättern und dergleichen bestehen, so daß es zuletzt einen dichten Klumpen von 1—2 m Durchmesser und ½—1 m Höhe bildet. So lange die Brut ungestört darin vollzogen werden kann, wird es alljährlich gern benutzt. Bei Verteidigung ihrer Eier und Jungen können sie mit den kräftigen Flügelknochen überaus empfindliche Schläge austeilen, welche kleinern Tieren tödlich werden. Dem Seeadler setzen sie kräftigen Widerstand entgegen, bauschen sich zu einem großen Federballen auf, ziehen den Kopf auf den Körper zurück und halten die Flügel als Schild entgegen, mit dem sie rasche und kräftige Schläge austeilen, und oft krönt der Sieg ihren Kampfesmut. Im Wasser fürchtet der Schwan den größten Hund nicht, wenn er seine Jungen zu verteidigen hat. — Die Gatten sind unzertrennlich und einander mit inniger Liebe zugethan; wenn sich einer zufällig einmal entfernt, so hat der andere keine Ruhe, bis er wieder mit ihm vereint ist. Sie schnäbeln sich, schlingen auch wohl die Hälse ineinander, stehen gegeneinander senkrecht in die Höhe, und tändeln oft sehr zärtlich.

Im April, d. h. gegen Ende dieses Monats, legt das Weibchen 5—8, selten 9 Eier, welche 11 cm lang und 8 cm breit sind. Die starke, grobkörnige Schale hat eine schmutzig graugrünliche Färbung. Die Brütezeit dauert 34—36 Tage, welches Geschäft das Weibchen allein besorgt, aber stets von dem Männchen durch Begleiten und treues Wachehalten unterstützt wird. Die ausgeschlüpften grauwolligen Jungen werden noch einen Tag erwärmt, dann aber aufs Wasser geführt, um sich sogleich schwimmend ihr Futter zu suchen, welches in kleinen Wassertierchen und zarten Pflänzchen, besonders Wasserlinsen und den Wurzeln der schmal- und breitblätterigen Rohrkolben besteht. Den Jungen kann man einen Futterzusatz dadurch

verschaffen, daß man Salat und zarte Kohlblätter klein hackt, und stark mit Kleienmehl bestreut und vermengt. Auch erweichtes altbackenes Weißbrot, kleingehackt, mit Kleie bestreut, ist ein gutnährendes Futter. Wasserlinsen, mit Kleie vermischt, sind ein nahrhafter Zusatz für die meisten entenartigen Vögel. Die Schwanmutter erwärmt ihre Jungen so lange unter den Fittichen, als sie Platz daselbst finden, bisweilen nesteln sie sich auch auf dem Rücken ihrer Mutter ein und schauen zierlich zwischen den Flügeln hervor; dann später, wenn die Jungen Federn zeigen, liegen sie in den Nestern dicht zusammen, und bleiben überhaupt in der Obhut ihrer Eltern, bis sie flugbar werden, die piepende Stimme in die knurrende übergeht und bis sie zischen gelernt haben, dann werden sie nach und nach selbständig und halten sich zu Altersgenossen. — Im Stuttgarter Schloßgarten war längere Zeit ein männlicher Bastardschwan, von einer weißen Mutter und einem schwarzen Vater abstammend. Er war völlig so groß, wie ein erwachsener weißer Schwan. Der Schnabel war rot und ohne Höcker; die Färbung weiß und schwarz gemischt, das Schwarz aber nirgends tief, sondern grau abgeschwächt. Im Jahr 1874 war er mit einem weißen Weibchen gepaart, welches vier Eier legte, aber nichts ausbrachte. Das Männchen beteiligte sich ebenfalls an der Brut.

Ihre Nahrung besteht aus den Wurzeln und Samen der Wasserpflanzen, grünem und reifem Getreide, vorzüglich aus Hafer und solchen Körnern, welche keine Grannen haben, aus Wasserinsekten, Würmern, Muscheltieren, kleinen Lurchen, aber nur gelegentlich aus kleinen Fischen, welche im seichten Wasser hilflos geworden sind. Eigentliche Fischfresser sind sie nicht und zum Fang solcher zeigen sie weder Neigung noch Geschick. Sie nähren sich der Hauptsache nach von Vegetabilien, wie die Gänse, ohne so fleischgierig zu sein, wie die Enten. Den Fischteichen werden sie durch ihre Nahrung nützlich, da sie vermittelst ihres langen Halses auf den Grund reichen, und die Wurzeln der Wasserkräuter ausziehen; daher können sie in kleinern Teichen, die schlammigen Boden haben, worin besonders die Schilfarten außerordentlich wuchern, dieselben, wo nicht ganz ausrotten, doch bedeutend in Schranken halten, damit der Teich nicht ganz verwachse und der Fischzucht schade. Entengries oder die sogenannten Wasserlinsen werden besonders gern von den Jungen verzehrt. — Das Futter, mit welchem man bei uns die Schwäne unterhält, besteht in Hafer, Gerste, Erbsen, Brot, das sie überaus gern fressen, gekochten Kartoffeln, Rüben, Salatblättern, Kohl u. dergl. Auf großen Teichen, wo sie das Futter selbst suchen können, und ordentliche Weideplätze daneben haben, bedürfen sie des Sommers wenig Zusatz; wo dieses aber nicht der Fall ist, muß man sie regelmäßig füttern. In strengen Wintern, wo man keine eisfreien Stellen im Wasser offen halten kann, treibt man sie in Ställe, welche man mit reinem Stroh, Sägspänen, trockenem Sand, zarter trockener Erde, Torfmulm u. dergl. bedeckt, hält sie überhaupt reinlich, giebt ein hinlänglich großes Wasserfäßchen mit stets frischem Wasser und ausreichendes Futter; auch befreit man sie, sobald es die Witterung erlaubt, wieder von dem Stallleben.

Will man die Schwäne zum Gelenken oder Absperren in die Winterquartiere fangen, so werden sie entweder, wenn sie noch nicht flugbar sind, auf Kähnen mit vielen Menschen an das Ufer oder ins Schilf getrieben und mit großen Hamen zugedeckt; oder man ergreift sie mit den Händen. Auch nimmt man große Stellnetze, welche an zwei Schlagstangen befestigt und an den äußersten Enden mit 2 Zugschnüren versehen sind. Die Netze stellt man in eine Ecke des Wassers, so, daß sie vom Wasser bedeckt sind. Sind die Schwäne darauf getrieben, so werden die Leinen angezogen und die Schwäne sind gefangen. Aufs Land getrieben, kann man sie auch mit einem Tiras überziehen, was besonders anwendbar, wenn das Wasser gänzlich zugefroren ist und sie leicht zu treiben sind.

Die Schwäne gehören zur hohen Jagd, übrigens sind sie in Deutschland dieser Gefahr nur selten ausgesetzt. — In Dänemark ist die Schwanenjagd zu gewissen Jahreszeiten eine große Lustbarkeit, die in der Nähe der Inseln, wo sie sich in der See aufhalten, vorgenommen wird. Es werden dann immer mehrere Hundert erbeutet. Ende Juli bis Ende August verlieren nämlich die Schwäne ihre Schwungfedern und ziehen in die See hinaus. So schnell sie nun auch schwimmen, so suchen ihnen doch die Fischer nahe zu kommen, um sie mit einer Stange, an deren Ende ein Haken ist, lebendig in das Boot zu ziehen. In Sibirien fängt man sie mit Schlingen, welche man mittels schwerer Steine, an Stellen, wo sie zu fressen pflegen, ins Wasser senkt. Zum gleichen Zweck macht man viereckige Gitterwerke aus weißen Stäben, befestigt in jedem Eck eine Schlinge, und legt solche, noch mit Steinen beschwert ins Wasser, worin sich die Schwäne beim Untertauchen nach Futter mit dem Hals fangen, erwürgen, und nur noch das Hinterteil aus dem Wasser hervorragen lassen. — Im wilden Zustande sind sie sehr scheu und vorsichtig.

Das Fleisch der alten Schwäne ist zähe, das der Jungen aber vortrefflich. Die fetten Brüste der Jungen oder Einjährigen werden eingesalzen und nachher geräuchert und geben einen leckern Bissen. Die Federn sind sehr nutzbar; die Schwingfedern haben sehr lange Spulen und starke Schäfte, und können als dauerhafte Schreibfedern verwendet werden; besonders hochgeschätzt sind die Dunen, welche den Eiderdunen in nichts nachstehen.

Die Bälge, worauf die Dunen noch stehen, gebraucht man zu Unterfutter und Muffen; auf erkältete Glieder gelegt, erwärmen sie schneller und besser, als alles andere Pelzwerk. — Außer der anerkannten Zierde, welche dieser schöne Vogel den Teichen verleiht, hat er auch noch den Nutzen, daß er die Reiher und andere Fischräuber anfällt und sie fortjagt, somit ein natürlicher Beschützer der Fischteiche wird. — Der Schwan soll ein Alter bis zu 100 Jahren erreichen.

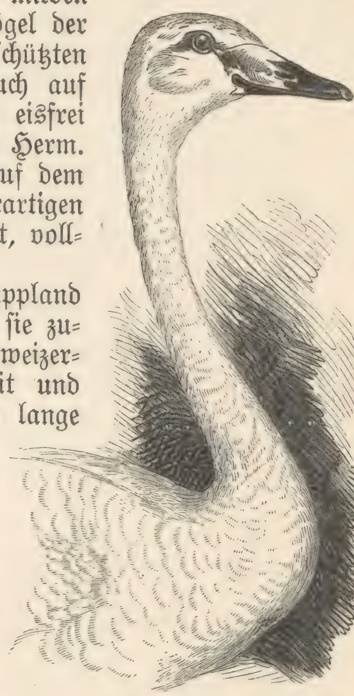
Der Nordische Schwan. Cygnus ferus, *Linné* (musicus, *Bechst.*).

Wildschwan, Singschwan, Gelbschnabel, Isländer-Schwan. — Cygnus ferus, *Gesn.*; *Belon; Aldr.; Will. et Ray*; *Albin; Edwards: Marsigli; Briss.; L. cit.* 1746—66; Anas cygnus, var. ferus*), *L.*, 1746—66; — A. cygnus, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; *Otto* (in Buffons Uebersetz., 32. Bd. 185) 1806; — Cygnus musicus, *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886. — C. melanorhynchus, *M. & W.* 1810; — Olor ferus, *Wagl.* 1832; — C. xanthorhinus, *Naum.* 1842. —*) Der von Linné gegebene Name ist zur Ueberschrift gewählt. Fig. 97.

Kennzeichen. Nasenlöcher gelb oder gelblich fleischfarben, welche Farbe auch die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge bis gegen die Mitte des Schnabels einnimmt; die Kinnhaut ebenso, nur die vordere Schnabelhälfte und die Ränder schwarz; Nasenlöcher parallel dem Kieferrande, von der Seite aus durchsichtig; die Lamellen des Oberkiefers am Rande nicht vorstehend. Der Schnabel ohne Höcker, aber unfern der Stirn sehr viel höher als bei olor, und zu beiden Seiten der Firste eine schwache Andeutung einer unbedeutenden Erhöhung; 33 Schwingen, 20—22 Schwanzfedern. Die Luftröhre tritt bei beiden Geschlechtern in das hohle Brustbein und macht darin mehrere Krümmungen; diese Art schwimmt wohl deshalb mit aufgerichtetem Hals. Gewicht 7—8 kg. Sonst alles wie beim Vorigen.

Dieser Schwan bewohnt als Brutvogel den Norden von Europa, Asien und Amerika. So Island, Lappland, Nordrußland, ganz Nordsibirien samt Kamtschatka; im nördlichen Nordamerika die Meeresbuchten, große und kleine Binnenseen, weitläufige Sümpfe und die Deltas großer Flüsse; im Winter wandert er im letztgenannten Erdteil bis nach Virginien, Karolina und Louisiana herab. In Sibirien verbreiten sie sich — nach Pennant — weit gegen Norden und schwärmen

im Sommer auf den Seen und Morästen der großen Sibirischen Tundra umher; im Winter hingegen ziehen sie sich in großer Menge nach dem Schwarzen und Kaspischen Meer, und wohl auch auf andere große Seen Südsibiriens, solange diese eisfrei bleiben. Middendorf traf sie am 24. Mai an der Boganida (Taimyrland), 70 Grad nördlicher Breite, und am 27. Mai am Taimyrfluß, 74—74½ Grad nördlicher Breite, brütend. Am 8. August waren sie an der großen Schantarinsel (Ostsibirien) in vollster Mauser, so daß binnen wenigen Stunden 21 Stück erlegt werden konnten. In China kommen sie im Winter bis Schangai, und in Peking überwintern sie bisweilen sehr zahlreich auf den Teichen rings um den Kaiserpalast, wo alle Vögel geschont und gefüttert, deshalb zutraulich werden. — In unserm Erdteil bleiben einzelne Singschwäne das ganze Jahr auf Island und wohnen auf dem offenen Meer, wenn das süße Wasser der Binnenseen zugefroren ist; allein die größere Menge zieht südwärts nach milden Gegenden. Sie sind dann regelmäßige Durchzugsvögel der Nord- und Ostsee; wohl am häufigsten in den geschützten Einbuchtungen der Ostsee um Rügen, Usedom; auch auf den Strömungen in der Ostsee, weil diese länger eisfrei bleiben. Ueber die Menge dieser Schwäne schreibt Herm. Maier aus Ost-Preußen (Cab. J. 1885, 96): „Auf dem Zuge rastet dieser Schwan am Frischen Haff in derartigen Mengen, daß die Wiesen, auf denen er sich niederläßt, vollständig weiß erscheinen.“


Fig. 97. Der Nordische Schwan.

Diese Schwäne kommen großenteils aus Lappland und Nordrußland. Von den Meeresküsten streifen sie zuweilen landeinwärts bis auf den Boden- und andere Schweizerseen, auch auf kleinere, wenn sie nur Sicherheit und Nahrung bieten. In der Schweiz prophezeit man lange und strenge Winter, wenn viele Schwäne einfallen. Sie zeigen sich auch im innern Deutschland auf verschiedenen offenen Wassern, oft nur ganz kurze Zeit, zuweilen aber mehrere Wochen herumziehend, solange sie Futter finden und durch Jäger nicht verfolgt werden. Sie wandern aber noch viel weiter gen Süden, und besuchen wohl auch die größern Gewässer Nord-Afrikas von Aegypten bis nach Marokko. Am häufigsten aber scheinen sie nach den Seen und größern Flüssen im Südosten Europas zu reisen, welche in Südungarn, in den angrenzenden Ländern (auch die Herzegowina ist angeführt), in der Dobrudscha, in Südrußland, in der Türkei, Griechenland und Kleinasien, während der Winterzeit unermeßliche Scharen Wassergeflügels beherbergen, worunter auch Singschwäne; am Schwarzen Meer, z. B. bei Varna zu Tausenden. In Unterägypten nur einzeln oder in kleinen Flügen. Die Züge beginnen an der Ostsee schon im Oktober und dauern — je nach Witterung — durch den ganzen November bis in den Dezember hinein. Im Februar und März kehren sie wieder auf ihre Brutplätze zurück, auf welchen sie schließlich, auch auf den nördlichsten, Ende April und Anfangs Mai ankommen. Diese Zugschwäne sind — wie schon bei der vorbeschriebenen Art bemerkt — bei uns sehr vorsichtig, eigentlich menschenscheu, weil jeder Sonntagsjäger die schönen großen Vögel mit Schießen verfolgt, während sich ihre Kameraden in Peking, wo sie durch Gesetze wohlwollend geschützt sind, aus der Hand füttern lassen. Auf dem Zug fliegen sie sehr hoch, lassen aber häufig

aus hoher Luft herab ihre wohlklingenden Rufe hören, wodurch man sie vom Höckerschwan unterscheiden kann.

Sie nisten in ausgedehnten schilfreichen Sümpfen, in einsam gelegenen großen — von Ried durchsetzten Wassern, besonders wenn diese von Wald umgeben sind, an Küsten, auf Inseln und noch lieber in Binnenseen, mögen diese in der Niederung oder auf Bergebenen liegen, wenn sie nur möglichst wenig Störung durch Menschenverkehr erleiden. Das Nest ist groß und breit, besteht aus Binsen und andern Wasserpflanzen, und wird im Schilfe angelegt. Die 5—7 Eier, welche man schon im April findet, haben eine etwas kürzere Gestalt, aber dieselbe Größe wie die des Höckerschwans, unterscheiden sich aber durch eine weißere, nur schwach ins Grünliche spielende Färbung und durch eine glattere, mehr glänzende Schale.

Er ist ebenso leicht zu zähmen wie der Vorige, steht ihm aber an Schönheit insofern nach, als er einen dickern Hals hat, der nicht so geschmeidig in S-Form gebogen werden kann, als beim Höckerschwan, sondern mehr gerade getragen wird. In Rußland hält man ihn seiner melodischen Stimme wegen lieber und häufiger auf den Gewässern zur Zierde, wo er sich in angemessener Gefangenschaft alle Jahre fortpflanzt. — Die Stimme dieses Schwans besteht in wohlklingenden langgezogenen Tönen, welche bei verschiedenen Individuen bald höher, bald tiefer liegen, aber doch harmonisch zusammenklingen. Diese Töne läßt er bei jeder Veranlassung als Lockton, Warnungsruf, und zu seiner eigenen Unterhaltung, sowohl im Fluge als schwimmend hören, so daß Pallas von diesem Vogel sagt: Seine Stimme hat einen lieblichen Klang wie von Silberglocken; er singt auch im Fluge und wird weithin gehört, und das, was man vom Gesang des Sterbenden erzählt hat, ist keine Fabel, denn die letzten Atemzüge des todwunden Singschwans bringen noch wohlklingende Töne hervor. Deshalb gab ihm Bechstein den Artnamen »Musicus«, obgleich viel Phantasie dazu gehört, aus dem Ruf des Schwans einen Gesang herauszuhören. Wenn aber derselbe nach einem fast endlosen und traurigen Winter bei seiner Heimreise nach dem Norden die Wiederkehr des Frühlings und die Erlösung aus der Gefangenschaft des langen Winters mit seinem Rufen ankündigt, so mag dies in den Ohren der Nordländer wohl die schönste Melodie sein. Der gewöhnliche gänseartige Schrei klingt nach Naumann wie: Kill klii! der angenehmere höhere Ruf: Uugh uugh, den der Schwan sowohl auf dem Zuge hoch in der Luft, als auch in Gesellschaft auf dem Wasser sitzend, in den erwähnten verschiedenen und angenehmen Modulationen hören läßt. — Der Singschwan ist ebenso rauflustig und gewaltthätig wie sein Vetter Höckerschwan; insbesondere mag er auch den letzteren nicht leiden, und treibt ihn stets ab, wo er auf kleinen Teichen mit ihm zusammen leben muß. Er setzt die Feindseligkeiten so lange fort, bis der Höckerschwan die Flucht ergreift.

In den nördlichen Gegenden stellt man ihm teils wegen seines Fleisches, teils der Federn wegen sehr nach, namentlich während der Mauserzeit vom Ende Juli bis Ende August, wo man ihn wegen der ausgefallenen Schwingfedern, die ihn am Fliegen hindern, mit Hunden hetzt, oder ihm auf leichten Kähnen nachrudert und ihn mit Stöcken totschlägt.

Der Zwergschwan. Cygnus minor, *Pallas*.

Kleiner Singschwan, Schwarznasiger, Bewick-Schwan. — Cygnus olor, var. minor, *Pall.* 1811; — C. Bewickii, *Yarrell* 1838; *Rchw.* 1889; — C. islandicus, *Br.* 1831; — C. minor, *Vieill.* 1820; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — C. melanorhinus, *Naum.* 1842; Dr. *Altum* in Naumannia 1854, S. 154; — Olor minor, *Bp.* 1854.

Kennzeichen: Naslöcher schwarz; die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge gelb oder fleischfarbig, diese Farbe nur auf ein Viertel des Oberschnabels

ausgebreitet, und lange nicht an die Nasenlöcher reichend; die übrigen drei Vierteile des Schnabels nebst der Kinnhaut schwarz; der Schnabel ohne Höcker; Nasenlöcher nach vorn schräg ansteigend, seitlich nur aus einem Punkte durchsichtig; 32 oder 34 Schwingen und 18—20 Schwanzfedern. Hauptfärbung wie bei den andern, rein weiß im Alter, in der Jugend graulich.

Länge 10,8 dcm, Flugbreite fast 2 m, Schnabellänge 9 cm, Lauf 10,7 cm. Gewicht $5^1/_2$—6 kg.

Außer den angegebenen Kennzeichen unterscheidet sich dieser Schwan hauptsächlich durch seine weit geringere Größe von dem Singschwan, mit dem er aber sicherlich nahe verwandt ist. Neuere Forscher betrachten ihn überhaupt nur als kleinere Form des Singschwans.

Der Zwergschwan bewohnt die gleichen Länder, wie der Singschwan (auch Island, Ornis 1886, 364), doch wie es scheint, in noch nördlicheren Breiten. Seine Hauptbrutplätze scheinen in Sibirien zu liegen, wo er — je nach der Breite — Brut-, Zug- oder Wintervogel ist, während er auf dem Zug weder in Turkestan noch in Persien vorkommen soll. Bei Astrachan ist er häufig durchziehend, und überwintert aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Kaspimeer. In Nordchina und in der Mongolei scheint unser Schwan regelmäßig zu überwintern, ohne jedoch an der Küste öfter bemerkt zu sein (v. Homeyer, Wand. d. Vög. 403). Nach Deutschland zieht der Zwergschwan aus nordöstlicher Richtung im Oktober durch Finnland, quer über die Ostsee nach der Westküste von Jütland („Wird jeden Winter auf Ring-Kjöbing-Fjord geschossen." Ornis 1885, 138), Schleswig-Holstein, nach Oldenburg, Hannover, Westfalen und in derselben Richtung weiter. In diesen Gegenden kommt derselbe nicht allein öfter vor, sondern ist auch fast ein regelmäßiger und in größern Truppen erscheinender Wanderer. Namentlich in den flachen Buchten von Oldenburg kommt derselbe regelmäßig im Oktober und März an (Wand. d. Vög. 123). Nach den Beobachtungen Pfarrer Jäckels wurde derselbe auch schon in Mittelfranken erlegt (W. d. Vög., S. 346). Bei Helgoland wird der Zwergschwan nicht beobachtet, während der Singschwan in jedem Winter vorkommt (W. d. Vög. 376). Von den in Oldenburg erlegten Zwergschwänen haben viele durch Frost verletzte Schwimmhäute, ein deutliches Zeichen ihres hochnordischen Aufenthalts, und es wäre von hohem Interesse, zu erfahren, ob die auf dem Kaspimeer vorkommenden Zwergschwäne auch dergleichen Zeichen aufzuweisen haben (W. d. Vögel 403).

Der Zwergschwan ist im Fluge vom Singschwan zu unterscheiden durch die rascheren Flügelschläge und den höheren feineren Ruf. Bekanntlich variiert derselbe sehr in der Größe, so daß einzelne dem Singschwan nahe kommen; diese Größe ist aber nur äußerlich, die Federn machen dieselbe; im Skelett stehen sich beide Arten sehr nach. Auch die Schnabelform variiert, bei manchen findet man sie so abgeplattet, daß sie einem Löffelentenschnabel gleichen.

Der Zwergschwan brütet sehr zahlreich im Südwesten von Novaja Semlja, etwa 72 Grad nördl. Breite, auf dem sogenannten „Gänseland". Nordenskiöld fand ihn dort „in Menge und seine Nester in bedeutender Zahl" und zwar am 28. Juli 1878. (Nordensk., Umseglung Asiens und Europas, 1, S. 63 u. 199.) Das ist wenigstens die Angabe eines bestimmten Brutplatzes; im Laufe der Zeit dürften sich am Sibirischen Eismeer deren noch mehrere feststellen lassen (Cab. J. 1885, 432).

Seine 5—7 Eier sind etwas kleiner, als die der Vorhergehenden, und von Farbe gelblichweiß. — Er läßt sich leicht zähmen, wenn man vor dem Aussetzen auf den Teich die vordern 9 Schwingen bis an die Deckfedern abschneidet und dies nach jeder Mauser wiederholt, ehe er flugfähig wird. Er ist aber weniger ausdauernd, als seine großen Vettern.

Der Schwarzhalsige Schwan. Cygnus nigricollis, *Gmelin.*

Fig. 98.

Anas nigricollis, *Gm.* 1788 ex *Bougainville*; — A. melanocephala, *Gm.* ex *Molina*; — C. nigricollis, *Steph.* 1819; C. melanocephalus, et melanocoryphus, *Vieill.* 1819.



Fig. 98. Schwarzhalsiger Schwan.

Kennzeichen. Der Kopf samt der obern Hälfte des Halses sammetschwarz, alles Uebrige weiß; von den Augenlidern bis zum Hinterhaupt läuft eine schmale weiße Linie; im Schwanz 18 Federn. Der Schnabel ist bleigrau, an der Spitze orangegelb; der Höcker und die nackte Zügelstelle blutrot; das Auge braun; die Beine sind schwärzlich mit durchschimmerndem Rot. Er hat ungefähr die Größe des Zwergschwans.

Dieser Schwan ist nicht so groß, als der zahme, und der Hals ist sehr dünn. Sein Vaterland sind die Küsten und großen Binnengewässer Südamerikas: Chili, Buenos Ayres, die Provinzen am Platastrom, an der Magelhaensstraße auf den Malwinen, wo sie gemein und in Scharen oft zu Hunderten beisammen sind. In Großbritannien wird dieser so abstechend gezeichnete schöne Schwan auf Teichen unterhalten, ist jedoch ziemlich selten und bei uns noch eine Rarität. Die Lebensweise und Behandlung stimmt mit der des Höckerschwans überein.

Der Schwarze Schwan. Cygnus atratus, *Latham.*

Anas plutonia, *Shaw.* 1789—1794; — Anser Novae-Hollandiae, *Bonnat.* 1790; — Anas cygnus atratus, *Lath.* 1790; — Chenopsis, et Olor atratus, *Wagl.* 1832.

Kennzeichen. Sein ganzes Gefieder ist tonschwarz mit grünem Schiller und schwarzgrauen Federrändern; unten etwas lichter; die Schwingfedern sind weiß, diese werden jedoch von den krausen Schulter- und großen Flügeldeckfedern meist verdeckt, so daß nur wenig oder gar nichts Weißes unter dem Schwarz hervorsieht. Bei einem von vier im Stuttgarter Schloßgarten unterhaltenen Exemplaren zählte ich 23 (d. h. sämtliche) weiße Schwingen; bei dem andern waren die fünf hintersten Schwingen schwarz und auch die vordern hatten hie und da einen schwärzlichen Anflug; ein drittes Exemplar stimmte mit diesen ziemlich überein, und ein viertes hatte inmitten der weißen Schwingen eine vereinzelte schwarze Feder. Der Schnabel ist glänzend rot mit einem weißlichen Querband vor dem weißen Nagel; an der Basis hat das Männchen nur eine geringe Erhöhung; die Zügel nelkenrot; das Auge scharlachrot; die Füße sind dunkel aschfarbig. Die Luftröhre ist einfach, nicht gewunden.

Der Schwarze Schwan steht dem Höckerschwan in der Größe ziemlich nach, ist auch etwas kürzer, hat aber sonst eine sehr elegante Form. Der Hals ist nicht gleich dick, wie beim Weißen Schwan, sondern nach dem Kopf zu sehr schlank, nach dem Rumpfe zu aber merklich dicker oder vielmehr federreicher.

Er ist in Australien und Tasmanien zu Hause, wo er sich an den Küsten, Flüssen und Seen, sowie auf den vielen Inseln in Menge aufhält und zwar gewöhnlich in Herden, welche stets von großer Scheu und Vorsicht Zeugnis ablegen. Erwähnung geschah ihrer zuerst im Jahre 1726, wo zwei lebende Exemplare nach Batavia gebracht wurden. Jetzt sind sie schon seit einer Reihe von Jahren auch

in Europa eingeführt und nicht selten auf herrschaftlichen Teichen als Zierde zu sehen. Bei guter Behandlung, die mit der des Höckerschwans übereinstimmt, kommt er ganz gut fort, brütet auch und bringt seine Jungen auf. Mit dem Höckerschwan lebt er nicht immer in friedlichem Verhältnis, und wird besonders während der Brütezeit von demselben nicht in der Nähe geduldet; außer der Brütezeit ist es sonderbarerweise umgekehrt, und der weiße Schwan räumt dem schwarzen den Platz, sobald er von ihm ernstlich verfolgt wird. Dies macht manchmal eine Entfernung der einen oder andern Art nötig. — Seine schöne Stimme ist sehr angenehm, harmonikaartig.

Wie klug diese schönen Tiere sind, mag folgende Anekdote erhellen. In Cremorne Garden, eine Meile von Melbourne (Australien) ist eine Art See, der in Verbindung mit der Yarra steht; in diesem baute ein schwarzer Schwan sein Nest und das Weibchen begann zu brüten. Hochwasser schwellte aber die Yarra so, daß der See um mehrere Fuß stieg. Das Weibchen verließ aber das Nest nicht, denn das Männchen schleppte solche Massen von Baumaterialien: Schilf, Reisern und Pflanzenwust herbei, welche vom Weibchen untergeschoben und wodurch die Eier im Verhältnis erhöht wurden, daß die Oberfläche des Nestes genügend verschont blieb und die Brut fortgesetzt werden konnte. Nachdem das Wasser wieder gefallen, ragte das Nest fast 1 m über den Wasserspiegel empor.

Korrekturen und Nachträge.

Seite 8, Zeile 4 von unten, steht: Riesenhühner, setze bei: Gallinaceae giganteae.

S. 9, Z. 1 von oben, steht: Kreuzungen, setze bei: Gallinaceae feturatae.

S. 11, Z. 10 v. o. steht: den meisten, lies: vielen federfüßigen 2c.

S. 28, Z. 20 v. u. steht: Freude ist. Schalte ein: Gewöhnlich — aber nicht immer — führt eine gute Mutter ihre Jungen 6 Wochen. Dann sorgt der Geflügelfreund für die junge Kette, welche treu zusammenhält, und verschafft ihr ein sicheres warmes Nachtquartier.

S. 31, Z. 10 v. u. steht: weißliche, setze dafür: bräunliche.

S. 43, Z. 20 v. u. steht: mäßig, setze danach ein Komma, sonst ist der Sinn entstellt.

S. 52, Z. 11 v. o. nach cm, schalte ein: Das Gewicht beträgt beim Hahn 4 bis $4^1/_2$ Pfund, bei der Henne 3 bis $3^1/_2$ Pfund; geschlachtet, entfedert und ausgeweidet je 1 Pfund weniger.

S. 67, Z. 25 v. o. steht: Hülle, setze Fülle.

S. 68, Z. 14 v. u. steht: Haushühnern, setze: Haubenhühnern.

S. 105, Z. 9 v. u. steht: Körperfarbe, streiche: farbe.

Daselbst, Z. 8 v. u. steht: fleischig, schalte ein: mit und ohne.

S. 108, Z. 16 v. u. steht: Naturgeschichte, setze: Behandlung des Huhns als Haustier.

S. 110, Z. 1 v. u. schalte ein: Die Henne legt meistens ihr Ei mit dem stumpfen Ende voran, wie schon Aristoteles festgestellt hat und bisher auch die allgemeine Annahme geblieben ist. — Nach jahrelangem Mühen, Beobachtungen und vielen Untersuchungen ist es Dr. H. Wickmann in Münster gelungen, festzustellen, wie sich der Vorgang des Eierlegens beim legenden Vogel vollzieht, und setzt Verfasser für den wißbegierigen Leser Dr. Wickmanns kurze Zusammenfassung bei:

Der Vorgang des Legens beim Vogel ist folgender:

1. Das Ei liegt im Uterus (Legekanal) mit dem stumpfen Pol dem Oviducte (Eileiter) zugewendet, mit dem spitzen Pol im blindsackartigen unteren Ende. Die untere Uterusöffnung befindet sich etwas seitlich am Ei.
2. Als Einleitung des Legens stülpt sich die Vagina (Mutterscheide) in die Kloake hinein und nach außen um.
3. Darauf stülpt sich auch die Kloake nach außen um, während sich die Vagina erweitert.
4. Während des Umstülpens der Vagina und der Kloake ist der Uterus bereits soweit „vorgefallen", daß jetzt meistens schon ein kleines Fleckchen des Eies sichtbar wird.
5. Nun erweitert sich die Vagina derartig, daß ihr oberer — dem Uterus anhaftender Rand eine so große Oeffnung des vorgefallenen Uterus direkt nach außen bloßlegt, daß das Ei hinausschlüpft.
6. Alsdann stülpt sich der vorgefallene Eileiterteil rasch wieder ein.
7. Das Ei ist also bei diesem Vorgang weder mit der Vagina noch mit der Kloake in irgend welche Berührung gekommen, sondern vom Uterus direkt nach außen gelegt worden.
8. Während der Geburt behält das Ei seine ursprüngliche Lage im Uterus bei; dieser selbst aber dreht sich mitsamt seinem Inhalte, dem Ei.
9. Je nachdem die Vagina sich mehr nach dem obern oder untern Ende des vorfallenden Uterus hin erweitert, befindet sich die nach außen bloßgelegte Oeffnung des Uterus am stumpfen oder spitzen Pol des Eies, weshalb dieses dann das einemal mit dem stumpfen, das anderemal mit dem spitzen Pol voran geboren wird. (Näheres siehe Cabanis Journ. f. Ornithologie, Leipzig 1896, S. 81 bis 92, von Dr. H. Wickmann in Münster).

S. 130, Z. 24 v. u. steht: noch, schalte ein: 1 bis $1^1/_2$ Stunden.

S. 137, Z. 8 v. o. nach: ersetzt werden, schalte ein: Sonnblumenkerne sollen leichtes und frühes Eierlegen bewirken.

S. 148, Z. 19 v. o. nach: Grünes. schalte ein: Auch Wermut soll Durchfall heilen.

S. 179, Z. 13 v. u. steht: Putter, setze: Puter.

S. 274, Z. 1 v. u. nach: Haltung, setze bei: glattkopfig oder spitzgehaubt; breitgehaubt bei uns nicht beliebt.

S. 293, Z. 13 v. u. statt: Strichen, setze: Flügelbinden.

S. 304, Z. 4 v. u. setze zu den Synonymen: Schmalkaldenertaube.

Daselbst, Z. 2 v. u., nach vorkommen, schalte ein: besonders in Schmalkalden am Fuße des Thüringerwaldes.

S. 314, Z. 15 v. u. statt *Tathan* setze *Latham*.

S. 328, Z. 13 v. o. steht: Fig. 85. Mastjunge, setze: Nestjunge Berbertauben.

Register.

1.



1. Wilder Bankivahahn. 2. 3. 4. Zahme Bankivahühner. 5. Wilder Sonnerat-Hahn. 6. 7. Weiße federfüßige Bantams (Zwerghühner).
8. 9. Sperber-Bantams.



1. 2. Japanische Bantams (Zwerghühner). 3. 4. Schwarze Bantams. 5. 6. Pecking-Bantams. 7. 8. Holländische Haubenhühner.



1. 2. Gold-Bantams. 3. 4. Silber Bantams. 5. 6. Englische Zwergkämpfer (wildfarbige). 7. 8. Englische Zwergkämpfer (Rotschecken).
9. 10. Silberhalsige Zwergkämpfer.



1. 2. Deutsche Landhühner. 3. 4. Italienische Landhühner (schwarze Livorneser). 5. 6. Italienische Landhühner (Sperberfarbe).
7. 8. Italienische Landhühner (weiß).



Hamburger Hühner: 1. 2. Goldlack (Goldtupfen). 3. 4. Silberlack (Silbertupfen). 5. 6. Goldſprenkel. 7. 8. Silberſprenkel.



1. 2. Strupphühner. 3. 4. Schwanzlose Hühner (Kaulhühner). 5. 6. Breda-Hühner. 7. Gold-Phönix (Hahn).
8. Hinterindischer Kampfhahn.



1. 2. Paduaner-Hauben (Goldlack). 3. 4. Paduaner-Hauben (Silberlack). 5. 6. Crève-coeur-Hühner. 7. 8. La Flèche-Hühner.

8.



1. 2. Paduaner-Hauben (isabellfarbige). 3. 4. Houdanhühner. 5. 6. Japanische Seidenhühner. 7. 8. Sultanshühner. 9. 10. Dorkinghühner



1. 2. Spanier. 3. 4. Minorka-Hühner. 5. 6. Andalusier. 7. 8. Lang-Schan-Hühner.



1. 2. Cochinchina-Hühner (isabellfarbige). 3. 4. Cochinchina-Hühner (wildfarbige). 5. 6. Helle Brahmaputra-Hühner.
7. 8. Dunkle Brahmaputra-Hühner.



1. 2. Malayen. 3. 4. Kampfhühner (wildfarbige). 5. 6. Kampfhühner mit Hühnerschwanz. 7. 8. Kampfhühner (entenflügelige).



1. 2. Wilder Puter. 3. 4. Dorfputer. 5. 6. Perlhuhn. 7. 8. Geierperlhuhn.



1. 2. 3. Felsentauben. 4. Feldtaube. 5. Feldtaube mit weißen Flügelbinden und Federfüßen. 6. 7. Geschuppte Tauben.
8. 9. Eistauben. 10. Uraltaube. 11. Sibirische Taube.



1. 2. Lerchentauben. 3. 4. 5. Gimpeltauben. 6. 7. Feuertauben. 8. Rotblassentaube. 9. Blaublassentaube. 10. Schwarzblassentaube. 11. Gelbblassentaube.



1. Schwarze Staartaube. 2. Schwingentaube. 3. Staarhalstaube. 4. Blaue Staartaube. 5. Schweizertaube. 6. Hyazinthtaube. 7. Gelbschwalbentaube. 8. Rotschwalbentaube. 9. Schwarzschwalbentaube. 10. Blauschwalbentaube.



Brieftauben.

1. Blaue, langschnäbelige. 2. Blaue, kurzschnäbelige. 3. Flugbild. 4. Graue geschuppte mit Spitzflecken. 5. Mit Pfeilflecken.
6. Blaue mit weißen Schwingen. 7. 8. Rotgescheckte. 9. 10. Hellfarbige mit roten Binden.



1. 2. 3. 4. Blaue, Schwarze, Rote, Gelbe Schildtaube. 5. 6. 7. Weiße, Schwarze, Blaue Pfautaube. 8. Rote Weißschwanzpfautaube.
9. 10. 11. 12. 13. Gelbe, Rote, Weiße, Blaue, Schwarze Perückentaube.



1. 2. Weiße, Rote Trommeltaube. 3. Schwarzbrusttrommler. 4. Russischer Trommler. 5. 6. 7. Weiße, Schwarzgezeichnete, Rotgezeichnete Hühnertaube. 8. 9. Schwarzgezeichnete, Blaugezeichnete Modenesertaube.



1. 2. 3. Schwarzes, Weißes, Blaues Mövchen. 4. Blondinette-Mövchen. 5. Satinette-Mövchen. 6. Damaszenertaube.
7. 8. 9. 10. Englische Tümmler in Gelb (Almond), Rötlich, Schwarz, Blau.



1. Wiener Langschnabel-Tümmler. 2. Schwarzelster-Tümmler. 3. Kopenhagener Weißschwanz-Tümmler. 4. Weißer Stralsunder Tümmler. 5. Hamburger Rotelster-Tümmler. 6. Nonnentümmler. 7. Seglertaube. 8. Orientalischer Roller. 9. Lohore-Tümmler.



1. 2. 3. 4. **Weiße, Gelbe, Schwarze, Rote Berbertaube.** 5. 6. **Kurzschnäbelige Bagdette.** 7. 8. **Krummschnäbelige Bagdette.**



1. 2. Langschnäbelige Bagdette, Schwarz und Rot. 3. 4. Langschnäbelige Bagdette, Londoner Styl, in Gelb und Weiß. 5. 6. Langschnäbelige Bagdette, Birminghamer Styl. 7. 8. Weiße, Schwarze Strupptaube.



1. 2. 3. 4. Isabellfarbiger, Roter, Gelber, Weißer Zwergkröpfer. 5 6. Gezeichnete Kröpfer in Schwarz und Gelb. 7. 8. Mittelgroße Kröpfer in Elsterzeichnung, in Schwarz und Gelb.



1. 2. Riesenkröpfer. 3. 4. 5. 6. Englische Kröpfer, Blau, Rot, Gelb, Schwarz. 7. 8. Riesentaube, in Blau, in Schokoladefarbe.